www.e-rara.ch

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Friedli, Emanuel

Bern, 1905-1927

Universitätsbibliothek Bern

Shelf Mark: BeM ZB SAC 1492

Persistent Link: https://doi.org/10.3931/e-rara-72719

Fünfter Band: Twann (Seeland II. Teil)

www.e-rara.ch
Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Visual Library

Bärndütsch

als Spiegel bernischen Volkstums

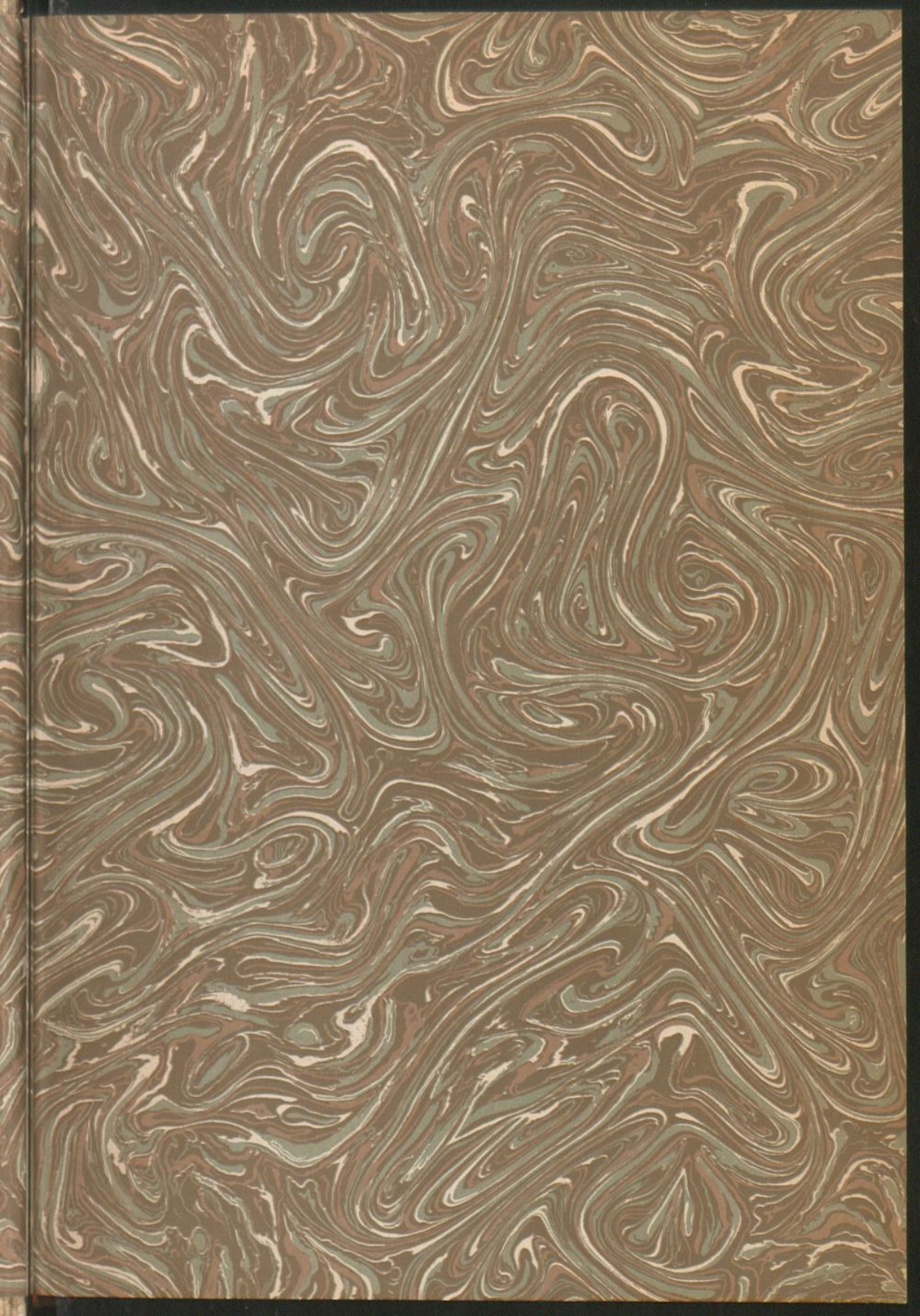
von Emanuel Friedli.



Twann

Seeland 2. Teil.

Verlag von A. Francke A.-G. in Bern.





BLICK AUF TWANN U. DEN BIELERSEE VOM KAPF AUS

ORIGINALLITHOGRAPHIE v. ERNST GEIGER

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Von Dr. Emanuel Friedli

Fünfter Band: Twann

(Seeland II. Teil)

Mit 174 Illustrationen im Text und 11 Einschaltbildern nach Originalen von A. Anker, R. Münger, W. Gorgé, Dr. E. Geiger, A. Jäger-Engel, Bildhauer K. Hänny, Architekt Hänny, sowie nach photographischen Original-Aufnahmen von Dr. E. Hegg, Dr. Ed. Blank und A. Stumpf

Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern

Schweizer Alpenclub
BIBLIOTHEK
B 3510
SEKTION BERN



Bern * Verlag von A. Francke A.-G. * 1922

SAC 1492 : 5
A-298945
Universitätsbibliothek Bern
Zentralbibliothek
2009

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern

Motto:

Fischer und Jäger zumal,
Kühnen und trutzigen Sinns —
Brannte die Sonne aufs Haupt,
Starrt' das Gehänge im Schnee —
Waren die Butzen am See.

Räbechratzer nunmehr,
Schüler des harten Geschicks,
Meister der zähen Geduld,
Voll des Mutes im Weh
Sind die Butzen am See.

Werde, was werden mag
Innert der Zukunft Lauf:
Rufet des Vaterlands Not,
Hallen wird's heldenhaft: He!
Vor! die Butzen am See!

Aus einem Gedicht zur Twanner Kirchenrenovation. 1902.

Vorwort.

Auch unser „Bärndütsch"-Werk hat die verheerenden Wirkungen des Weltkrieges auf die friedliche Kulturarbeit neutraler Staaten zu erfahren bekommen. Während die ersten vier Bände in regelmäßigen Zeitabständen von drei Jahren erscheinen konnten, wurde die Veröffentlichung des fünften Bandes, „Twann", durch die unerhörte Steigerung der Herstellungskosten um volle fünf Jahre verzögert. Bereits 1916, drei Jahre nach Vollendung von „Ins", lag der Band „Twann", als zweite Hälfte des „Seelandes", in der Handschrift druckbereit vor. Allein bei dem damaligen Stande der Arbeitslöhne und der rücksichtslos in die Höhe getriebenen Papierpreise konnte an eine Drucklegung nicht gedacht werden. Wohl hatte sich der Verlag bereit erklärt, trotz der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in gleich opferwilliger Weise wie bisher denselben Beitrag an die Erstellung des Werkes zu leisten wie in der Friedenszeit. Das konnte jedoch nicht mehr genügen. Der Ladenpreis, um das Zwei- bis Dreifache vermehrt, würde den Absatz des Buches beinahe unmöglich gemacht haben. Es blieb nichts anderes übrig, als bessere Zeiten abzuwarten und im Vertrauen auf solche die Arbeit des unermüdlichen Verfassers nach Kräften zu fördern. So reifte in den Jahren 1916—1919 der sechste Band, „Aarwangen", zur Vollendung, aber auch nur in der Handschrift und ohne Aussicht auf baldige Drucklegung.

Um diesem Zustand ein Ende zu machen, gründete sich im Sommer 1920 in Bern die „Bärndütsch-Gsellschaft". Diese aus Freunden des „Bärndütsch"-Werkes zusammengesetzte Vereinigung von Männern und Frauen verschiedener Berufs- und Gesellschaftsklassen stellte sich die Aufgabe, durch werbende und belehrende Tätigkeit die allgemeine Teilnahme an der Notlage des „Bärndütsch" zu wecken und durch öffentliche Veranstaltungen verschiedenster Art die Mittel zur Drucklegung der noch unveröffentlichten Bände aufzubringen. Durch Wort und Schrift, durch Vorträge, Vorlesungen, Konzerte und dramatische Aufführungen, welche sich im Winter 1920 auf 1921 in langer Reihe ablösten, wurde die bernische Öffentlichkeit zur Mitwirkung herangezogen, und auf dem so bearbeiteten Boden reifte im Winter

1921/1922 der Plan zu einem großen Volksfest, dessen Ertrag die Vollendung des Friedlischen Werkes sichern sollte.

Der Erfolg des „Bärndütschfestes", das am 1. und 2. Juli 1922 bei schönstem Wetter in Bern abgehalten wurde, übertraf alle Erwartungen. Der Grundgedanke des Festes: ein Aufmarsch des bernischen Landvolkes aus all den Gegenden, die Dr. Friedli zu seinen Forschungsgebieten ausgewählt hatte, fand überall im Lande freudigen Anklang. Im Emmental, im Seeland, im Oberland, im Schwarzenburgischen und im Mittelland bildeten sich freiwillige Gruppen unter der Landbevölkerung, die es sich zur Ehre rechneten, auf eigene Kosten nach Bern zu reisen und ihren Landesteil in ihrer heimischen Tracht und Hantierung zur Darstellung zu bringen. Auch die Meiringer und die Saaner ließen sich die weite Fahrt nicht reuen, und das Seeland mit Twann, Ins und Ligerz rückte allein mit fünf großen, bildschönen Gruppen auf. Die großen Umzüge durch die Straßen Berns am Nachmittag des 1. und am Vormittag des 2. Juli brachten die ganze Stadt auf die Beine, und das Festleben auf der alten Plattform, deren Wahl zum Festplatz sich als ein überaus glücklicher Gedanke erwies, weckte den Eindruck einer herzlichen Verbrüderungsfeier von Stadt und Land.

Hatte man jemals und irgendwo etwas Ähnliches erlebt? Ein allgemeines Volksfest um — ein Buch, ein Werk der Volkskunde und Sprachwissenschaft! Allein es ging doch wohl um mehr. Eine stadtbernische Zeitung schrieb in ihrer Festbetrachtung: „Wie tief der „Bärndütsch"-Gedanke, d. h. der bewußte Wille des Bernervolkes, an seiner angestammten Mundart festzuhalten und sie nicht kampflos der Verflachung und Verwässerung preiszugeben, zu Stadt und Land Wurzel gefaßt hat, das bewies das Fest vom letzten Samstag und Sonntag. Man darf füglich dieses Volks- und Trachtenfest als eine Demonstration des Bernervolkes für seine Mundart und das durch sie bedingte und geförderte Kulturgut betrachten."

Der klingende Ertrag des Festes und der vorangegangenen Veranstaltungen der „Bärndütsch-Gsellschaft" ermöglicht es nun, dem Werk einen erheblichen Betrag als Subvention zuzuführen. Mit dieser und der Summe, die der Verleger in der Höhe der früheren Herstellungskosten zu jedem Band beisteuert, kann der vorliegende Band „Twann" gedruckt werden und dürfte auch die Ausführung zwei bis drei weiterer Bände gesichert sein, ohne daß der Ladenpreis eines Bandes die jetzige Höhe von Fr. 25 zu übersteigen braucht. Damit hat die Bärndütsch-Gsellschaft den Zweck ihrer Gründung erreicht und sich ein Verdienst erworben, für das ihr auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen werden soll.

Der vorliegende Band „Twann" hat eine eigene Entstehungsgeschichte. Die Arbeit, erstmals in den Jahren 1913—1916 geschrieben und dann

notgedrungen auf die Seite gelegt, wurde nach mehreren Jahren, als die Drucklegung endlich ins Auge gefaßt werden konnte, vom Verfasser wieder aufgenommen und, während eines erneuten Aufenthaltes im Seeland (Ligerz und Erlach), zum Teil gründlich umgearbeitet. An keinen der früheren Bände ist deshalb so viel Zeit und Sorgfalt gewendet worden; keinem konnten die Vorteile langsamen Ausreifens in dem Maße zustatten kommen.

Zu diesen Vorteilen gehört aber auch die langdauernde Mitarbeit sachverständiger Personen, die sich von 1913 bis 1922 in verschiedener Weise, teils durch mündliche Belehrung, teils durch Prüfung der Handschrift oder Korrekturfahnen um „Twann" verdient gemacht haben.

Wir nennen dankbar die Herren Großrat Max Engel, Albert Krebs, die Familie Irlet, die Präsidentenfamilie Lehnen und Wirt Brand in Twann, Lehrer Schläfli in Ligerz, die Verwalter Louis und Cosandier in Schaffis, die Lehrerfamilie Anker in Ins, sowie Großvater, Vater und Sohn Stucki ebendaselbst wegen ihrer kundigen Beratung in Sachen des Weinbaues, welchem Gegenstande der Löwenanteil des Bandes „Twann" zukommt. Zur Kenntnis des Bielersees, seiner Sagenwelt und seiner Befahrung lieferten außer den bereits genannten Herren Engel und Krebs wertvolle Beiträge: Herr Oberwegmeister Andrey und Frau Andrey in Ligerz sowie Herr Sekundarlehrer Witschi in Brügg. Ortsgeologische Kenntnisse steuerten bei: die Herren Dr. Fritz Antenen in Biel und Dr. Eduard Gerber in Bern; Beiträge zur Urgeschichte die Herren Dr. med. Viktor Groß in Neuenstadt (†) und Bildhauer Karl Hänny in Bern. Äußerst dankbar sind auch die Schwestern Schaffner zu erwähnen, die leider im dritten Jahr von Dr. Friedlis Twanner Aufenthalt nach Amerika übersiedelten. Von den genannten Personen haben mehrere sich in verdankenswerter Weise an der Durchsicht der Druckkorrektur beteiligt, so auch die Herren Dr. med. Blank in Erlach, Pfarrer Hürzeler in Biel, Pfarrer Herdi in Ligerz, Pfarrer Lüthi in Twann und ganz besonders der sprachlich und sachlich zuverlässige und feinsinnige Seelandkenner Herr Robert Scheurer aus Erlach, Zollbeamter in Bern.

Es sei auch nicht unterlassen, einigen Freunden des „Bärndütsch" zu danken, deren schätzenswerte Kenntnisse oder freundlich angebotene Beiträge leider nicht mehr verwendet werden konnten, so dem Kenner der Fischerei des Bielersees Herrn Progymnasiallehrer Paul Aeschbacher in Täuffelen, dem Pfahlbaukenner Gymnasiallehrer Dr. Th. Ischer in Bern und Herrn Oberstleutnant Blum, Lehrer in Müntschemier.

Von den künstlerischen Illustratoren des Bandes „Ins" sind uns auch für „Twann" treu geblieben: die Herren Willy Gorgé, Rudolf Münger, Dr. Emil Hegg in Bern, Dr. Eduard Blank in Erlach. Ihnen wie

den neu hinzugetretenen Künstlern Dr. Ernst Geiger in Schaffis, August Jäger-Engel in Twann, Bildhauer K. Hänny in Bern, Architekt Hänny in St. Gallen und Herrn Stumpf, dem Photographen der bernischen Speicher, sprechen wir unsern aufrichtigen Dank aus. Sie haben jeder auf eigene Weise dazu beigetragen, daß der Band „Twann" zu den bestillustrierten des ganzen Werkes gehören wird. Einige Bilder (wie die auf S. 266, 273, 297) waren bereits klischiert, als die Rücksicht auf den verbleibenden Raum den Verfasser zu Kürzungen des handschriftlichen Textes nötigte. Dadurch verloren diese Bilder die Beziehung zum Text und wurden sozusagen heimatlos. Daß sie trotzdem aufgenommen sind, scheint uns leicht zu verantworten.

Zuletzt gedenken wir auch der treuen Mitarbeit des verstorbenen Herrn alt Oberlehrer Jakob Sterchi in Bern, der als Mitglied der „Bärndütsch"-Kommission von ihrer Einsetzung an bis zum Juni 1920 dem Werden und Wachsen des Friedli-Werkes mit regem Eifer gefolgt ist.

Die nächste Aufgabe, welcher der Verfasser seine rastlose Arbeit widmet, ist die Herausgabe des Bandes „Aarwangen". Es besteht alle Aussicht, daß der Band noch 1923 erscheinen werde.

Im Auftrag der Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern

die mit der Leitung des Unternehmens betraute Kommission:

Prof. Dr. Otto v. Greyerz, Präsident.
Prof. Dr. Heinrich Türler, Sekretär.
Dr. Felix Balsiger, Gymnasiallehrer.

Bern, im Juli 1922.

Stifter-Tafel.

Besondern Dank schuldet die Bärndütsch-Gsellschaft den hier verzeichneten Stiftern, die durch Zuwendung größerer Beiträge die weitere Drucklegung von Dr. Emanuel Friedlis „Bärndütsch" haben fördern helfen. Der Vorstand stattet ihnen seinen herzlichen Dank ab durch Aufnahme ihrer Namen in diesen Band.

Bern, 1. Weinmonat 1922.

Für den Vorstand der Bärndütsch-Gsellschaft,

Der Schreiber:
Max Niehans-Tobler.

Der Obmann:
Arist Rollier, Gerichtspräsident.

Der Seckelmeister:
Otto Keller, Notar.

Der Statthalter:
Prof. Dr. H. v. Greyerz.

Herr Eugen von Büren-von Salis, in Bern.
„ F. Burren, Regierungsrat, in Bern.
„ B. von Erlach, in Bern.
„ F. von Fischer, Burgerrats-Präsident, in Bern.
„ Hans Giger, in Bern.
„ E. Günter, Friedegg, Burgdorf.
„ Carl Haldimann, Notar, in Lützelflüh.
„ Karl Imobersteg, Boltigen, Simmental.
„ Dr. A. von Ins, in Bern.
„ Bruno Kaiser, in Bern.
„ G. Küenzi, Passementier, in Bern.
„ A. Lindt, in Bern.
„ E. Lindt-Ris, in Bern.
„ Pfarrer G. Ludwig, in Biel.
„ Paul Montandon, Glockental bei Thun.
Herr Prof. Dr. Christian Moser, in Bern.
„ Dr. Eberhard von Mülinen, in Gerzensee.
„ Dr. A. Pfander, in Bern.
„ Prof. Dr. E. Röthlisberger, in Bern.
„ Direktor E. Ruprecht in Gerlafingen (Solothurn).
„ Albert von Tavel, Burgerratsschreiber, in Bern.
Fräulein R. von Tscharner, in Amsoldingen.
Herr Dr. E. Welti-Kammerer in Kehrsatz bei Bern.
„ Alexander Zimmermann-Schönauer, in Bern.
Gesellschaft zu Mittellöwen in Bern.
„ zu Schmieden in Bern.
„ zu Schuhmachern in Bern.
Zunft zu Schiffleuten in Bern.

Erklärung der Abkürzungen.

Ortsnamen.

Bl.	= Biel.	Lü.	= Lüscherz.
Br.	= Brüttelen.	Mü.	= Müntschemier.
Erl.	= Erlach.	Nv.	= Neuveville.
Fh.	= Finsterhennen.	Si.	= Siselen.
Ga.	= Gampelen.	Tr.	= Treiten.
Gäs.	= Gäserz.	Tü.	= Tüscherz.
Lg.	= Lengnau.	Tw.	= Twann.
Li.	= Ligerz.	Vi.	= Vinelz.

Sprachen.

afz.	= altfranzösisch.	l.	= lat. = altlateinisch.
ahd.	= althochdeutsch.	mhd.	= mittelalterlich hochdeutsch.
engl.	= englisch.	ml.	= mittelalterlich lateinisch.
fz.	= frz. = neufranzösisch.	pt.	= portugiesisch.
gr.	= altgriechisch.	pv.	= provenzalisch (südfranzösisch).
idg.	= indogermanisch.	sp.	= spanisch.
it.	= italienisch.		

Belege und Verweisungen,

welche nicht in den Fußnoten voll aufgeführt sind.

aBl. = Das alte Biel und seine Umgebung. Von Türler und Propper.
ABN. = Ämterbücher Nidau. Im StAB.
AhB. = Abhandlungen des historischen Vereins Bern. Seit 1848.
Anz. = Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. Seit 1870. Zürich.
Anz. N. = Derselbe in neuer Folge 1899 ff.
AN. = Alpenrosen. Von Meisner, Kuhn, Wyß jgr. u. a. Bern, 1811—1830.
Atl. ling. = Atlas linguistique de la France. Par J. Gilliéron et E. Edmont. Paris 1902 ff.
Aw. = Aarwangen im Oberaargau = Bärndütsch VI. 1924.
Bähler s. Ins 623.

Benz = **Benzerath,** Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter. Freiburg 1914.

Berdr. = **Berdrow:** Jahrbuch der Naturkunde. Wien 1903 ff.

Besson, Diesse. Notice historique sur la montagne de Diesse. Actes de la Société jurassienne d'Emulation, 1867.

Bitzius, Predigten. Bern, Francke 1883—1902.

Braune ahd. Gr. = althochdeutsche Grammatik. Halle, ²1891. got. Gr. = gotische Gr. Halle, ⁴1895.

Brehm, Tierleben. Fische.

Brid. = **Bridel-Favrat,** Glossaire du patois de la Suisse romande. Lausanne, 1866.

Bull. = Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Lausanne, 1901 ff.

BW. = Die Berner Woche. Redaktion: Dr. Bracher-Frey; Verlag: Jules Werder, Bern, 1911 ff.

Chorg. = Chorgerichts-Manuale Ins; s. Ins 591—622.

DBE. = Dokumentenbücher Erlach. Im StAB.

de P. = Familiendokumente de Pury, Ins.

Dier. = Dierauer, Gesch. d. schwz. Eidg. Gotha, I. ³1919, II. ³1920.

DuB. = Deliciae urbis Bernae. Zürich, 1732; s. Gb. XII.

DuCange, Glossarium mediae et infimae latinitatis, 10 Bde. 1805—1887.

EB. = Erlach-Bücher. Im StAB.

EvR. = Gesch. d. bern. Kriegswesens, s. Ins 624.

F. = **Font.** Fontes rerum Bernensium 1877 ff.

Fäsi, Erdbeschreibung der helvetischen Eidgenossenschaft, 4 Bde., Zürich, 1765—1768.

Favre = Les esprits du Seeland, s. Ins 624.

Forer, s. Ins 624.

Gatsch. G. = Gatschet, Ortsetymologische Forschungen. Bern, 1867.

Gatsch. P. = Promenade onomatologique sur les bords du lac Léman. Berne 1867.

GB. = Guggisberg: Bärndütsch III., 1911.

Geogr. Lex. = Geographisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg.

Georges lateinisches Wörterbuch.

Gign. = **Gignoux,** La terminologie du vigneron dans les patois de la Suisse romande, Zürcher Diss. Halle, 1902.

Gotthelf, s. JG.

Goeldi, Dr. E. A., Die Tierwelt der Schweiz in der Gegenwart und in der Vergangenheit. 1. Band, Wirbeltiere. Verlag A. Francke, Bern, 1914.

Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Berlin, 1834—1846.

Grunau, Blätter für bern. Geschichte, Kunst usw. 1905 ff.

Gusset, Alpenwirtschaft; s. Gw. XI.

Gw. = Grindelwald: Bärndütsch II., 1908.

Habsb. Urb. = Habsburger Urbar; s. Gw. XI.

Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 8. Aufl. Berlin, 1911.

Heyse, Fremdwörterbuch. Hannover, ¹⁵1873.

Hinkt(ender) **Bot** = Historischer Kalender. Bern.

Hoffm. = Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, Zürich, 1913.

Holder, altkeltischer Sprachschatz. Leipzig, 1891.

Hoops = Reallexikon des germanischen Altertums. Straßburg, 1911—1918.

Jaccard = Essai de toponymie. Lausanne, 1906.

Jahn KB. = Der Kanton Bern antiquarisch-topographisch beschrieben. Bern, 1850.
JG. = Jeremias Gotthelf: AB., BSp., GG., SchM. s. Lf. I. ff. und vergleiche die seitherigen Ausgaben.
Ins = Bärndütsch IV., 1914.
Int.-Bl. = Intelligenzblatt der Stadt Bern.
Kal(ender) **Anker** s. Ins 625.
KJb. = Kirchliches Jahrbuch des Kantons Bern ed. Rettig.
Kluge = Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg, ^{7}1910.
Krieger — Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 2 Bde. Heidelberg, 1903.
Lb. = Joel Leuenberger, Lehrer in Ins: Einer muß heiraten. Der Weibel von Ins. Aarau; s. Ins 625.
LBJ. = Landschaftsbuch Ins; s. Ins 625.
Lf. = Lützelflüh: Bärndütsch I., 1905.
Lg. = Längnauerdütsch. Von Otto Abrecht.
Lieb. = Liebenau: Geschichte der schweizerischen Fischerei. Bern, 1897.
Lign. = Lignières, s. Ins 625.
LWB. = Leberbergisches Wochenblatt. Pruntrut, 1817—1833.
MB. = Im historischen Museum Bern; s. dessen Jahresberichte und (seit 1921) Jahrbücher.
Meiners = Briefe über die Schweiz. 1782.
Mhd. WB. = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Leipzig, 1854 bis 1861.
M-L (WB.) = Romanisch-etymologisches Wörterbuch von Meyer-Lübke. Heidelberg 1911 bis 1920.
Molz, Pfarrer in Biel: 1. Zwei Bielergedicht und drei hochdytsch Liggebießer. Bern, 1843. 2. Gedichte in bielischer Mundart über bielische Zustände. Bern, 1864.
Morel, Abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant Evêché de Bâle. Strasbourg, 1813.
Mül. = Egbert von Mülinens bernische Heimatkunde, s. Ins 625.
Mül. HS = Desselben Helvetia sacra. Bern, 1858.
MZ. = Im Landesmuseum Zürich.
NB. = Nidau-Bücher. Im StAB.
Nieders(ächsische) **Volks**(kunde). Hannover 1911.
NSW. = Neues Solothurner Wochenblatt.
Öchsli, Quellenbuch zur Schweizergeschichte, 2 Bde. Zürich, 1893 und 1901.
OW. = Schweiz. Zeitschrift für Obst- und Weinbau. Zürich, 1892 ff. Schweiz. Monatsschrift für Obst- und Weinbau. 1864—1891.
Pionier = Der P., Organ der schweiz. permanenten Schulausstellung in Bern, verwaltet von Emanuel Lüthi.
Prellw. = Prellwitz, etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache. Göttingen, 1905.
PuTw. = Pfrundurbar Twann. Im Schloß Nidau.
Rebg. s. Ins 626.
RM. = Berner Rats-Manuale. Bern in seinen Ratsmanualen. 1465—1565. Von Berchtold Haller. Hsg. vom Hist. Verein des Kantons Bern. 3 Bde. Bern, 1900—1902.
Rohr, Die Entstehung der weltlichen, insbesondere der grundherrlichen Gewalt des Bischofs von Basel. Aarau, 1915.
Rohrdorf, s. Gw. XIV.

RvTav. = Rudolf von Tavel, GG.: Götti und Gotteli. Bern, Francke, 1906.
Ryhiner, Regionenbuch des Kantons Bern. 1783. Mskr. Staatsarchiv Bern.
Schellenberg, 1. Behandlung der schweiz. Weine. Frauenfeld, 1905. 2. Anleitung zur Behandlung der schweiz. Weine. Zürich, 1910.
Schlafb. Tw. = Schlafbuch Twann. Im Kirchenarchiv; s. Ins 626.
Schmeil, Botanik ^{37}1917; Zoologie ^{39}1917. Leipzig.
Schrader RL. = Reallexikon des indogermanischen Altertums.
Schwz. Id. = Schweizerisches Idiotikon. Frauenfeld, 1881 ff.
SdB. = Sonntagsblatt des „Bund".
Seil. = Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Halle a. S. I: ^{3}1913: II: ^{2}1917; III: 1910; IV: 1912.
SJB. = Sankt Johannsen-Bücher. Im StAB.
StAB. = Im Staatsarchiv Bern.
Stauffer = Das Amt Erlach. Bern, 1852; s. Ins 627.
Stettler, Historische Topographie des Kantons Bern; s. Ins 627.
Stucke, Deutsche Wortsippen. Ansbach, 1912.
Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in der Mundart der franz. Sprache. 2 Teile. Basel, 1913. Straßburg 1914—1917.
Taschb. = Berner Taschenbuch ed. Türler.
Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle. 5 Bde. Porrentruy, 1852—1867.
Türler, 1. Notice historique sur le vignoble de Neuveville. In Actes de la Société jurassienne d'Emulation 1902. 2. Die Grands Plaids zu Neuenstadt. Im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. Bd. XXXIII, 1908.
Ulfilas ed. Heyne. Paderborn, ^{9}1896.
Wagner Sigismond, L'isle de Rousseau. 1780.
Walde, Lateinisch-etymologisches Wörterbuch. Heidelberg, ^{2}1910.
Wißler, Das schweizerische Volksfranzösisch. Berner Diss. Erlangen, 1909.
Wrede, grammatischer Teil zu Heynes Ulfilas.
Wurstemberger, Geschichte der alten Landschaft Bern. Bern, 1861 f.
WuS. = Wörter und Sachen. 1909 ff.; s. Ins V.
ZfdM. = Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Heidelberg, 1900 ff.
ZfrPh. = Zeitschrift für romanische Philologie. Hsg. von Gustav Gröber. 1877 ff.
Zimm. = **Zimmerli,** Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. Basel und Genf. Teil II: Die Sp. im Mittelland, in den Freiburger-, Waadtländer- und Berner-Alpen. 1895.

Lesezeichen.

ă ă̊ ĕ ĕ̊ ĭ ĭ̊ ŏ ŏ̊ ŭ ŭ̊: kurz. Die Stammvokallänge wird in angezeigten Einzelfällen (durch Doppelschreibung) bezeichnet.

á ă̊ usw.: Wort- oder Satztonträger.

o̥ e̥ o̥: enttonte Vokale.

ë ĭ ĕ̊ ĭ̊ i̥ i̥: entrundete ö und ü (vgl. Gw. VII.).

i̥ u̥ ü̥: geschlossene, i̥ u̥ ü̥: offene Vokale.

o̥ = o, aber z. B. no̥o̥ch und no̥o̥h, no̥o̥ (nahe) von nooch, noo, sowie Ro̥o̥thu̥u̥s (Rathaus) von Rothaus u. dgl. unterscheidend.

o̥ ist (wie in Ins) wirkliches offenes a: P'ho̥ul.

Bemerke dies P'ho̥ul neben Peeter, T'hee usw.

k = ggch.

n̥ = ng: Hu̥n̥'g (Honig).

n̥d = ng z. B. fin̥de (finden).

sp und st (wie allgemein oberdeutsch) in allen Lautstellen = schb und scht.

šš und ž ersetzen in gegebenen Fällen schsch und tsch.

Hochgesetzte Zeichen für unterdrückte Laute oder Wortgruppen ersetzen durch gewohnte Wortbilder lästige Glossen.

Einzelstehende n (fʳi̥ n e chläiⁿ) sind euphonische Einschübe.



Gemalt von W. Gorgé.

Buchdr. Büchler & Co., Bern

Ligerz und die Petersinsel

Der Bielersee.

Sein Spiegel.

Einen in Pracht gehüllten See hat das schweizerische Mittelland an seine March nach Westen hingepflanzt, einen nicht minder stattlichen an die Nordostecke vorgeschoben. Eine Reihe kleinerer Seen ließ es zu Paaren nach einander sich in das Voralpengelände einschneiden, ein solches aus dem Bernerland dem Königssitz der Berner Alpen sich entgegenstrecken. Ein anderes Paar aber breitete sie neben einander dicht an den Fuß des schweizerischen Westjura hin. Unser Besuch gilt dem kleinern von ihnen: einem so kleinen, daß ein ordentlicher Fußgänger ring (leicht) i 'mene Daag um e See umma maas. Und doch ist dieses Seeli eine ganze kleine Welt für sich, die dem Beschauer eine reiche Folge interessanter Szenerien bietet. Welche Reize, wenn es lächelt — welcher Anblick, wenn es zürnt!

I.

's ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.

So könnte Arnold von Sewa in Schillers „Tell" auch vom Bielersee gesagt haben, wenn er in mïïslistiller Nacht an der glätt stille Wasserfläche vorbeigewandelt wäre und den Zauber gesehen hätte, mit welchem das Licht des vollen Mondes und das schimmernde Silber des riesigen Spiegels Zwiesprach zu halten schienen.

Ein andermal aber kann der See im Widerglanz des schiefergrau behängten Himmels aussehen, als hätte eine Jünglings- und Jungfrauenschar ihr künftiges Geschick zu erforschen begierig hier g'andreeslet,[1] aber die Figuren wären zu einem einzigen bleiige G'ïïn (Gesicht) zusammengeflossen.

Dann wieder geschieht es, daß in einer Art Widerspiel des erhabenen Alpenglühens der abendliche See der Jungfrau gleich die Wangen rot

[1] Vgl. „Berner Woche" 1917, 570 f.; Gw. 604.

und röter glühen läßt. Da geht das Farbenspiel zu Ende, und züchtig hüllt der See sich in sein Nachtgewand.

Zu einem verfrühten Friedensfeste schmückte er sich an jenem Abend des 4. Juli 1915. An den schmalen Ufersaum zwischen Twann und Wingreis, belebt durch winzige Wälleli, wo sich e chläi, chläi g'chrüselet häi, bahnte sich erst ein orangegelber Strich, dann ein schwarzblauer Schattenstreif, am Südrand durchwirkt von heller Spiegelung der Reben und Gesträuche und Obstbaumgruppen. Es folgten schweerzeri und gäng schweerzeri Schätte bis ans rechte Ufer, wo ein breiter, silberweißer Strich sie plötzlich durchschnitt. Leben aber brachten in diese stille Farbensymphonie leise dahinschwebende Wäideli, gelenkt von Lütli, deren Angelegenheiten is gar nüt aagange.

Wären wir übrigens g'wunderig, die stille, reine, durch den heutigen Bäärgluft süber gewordene Abendluft würde uns zwischen den noch so süsserli (leise) geführten Ruderschlägen auch das Geplausche zutragen. Sie brauchen dert ääne nur etwas dütlig z'chüschele, so dringt das Geflüster aus dem kaum noch sichtbar fernen Nachen unzerflossen i d'Hööchi un i d'Witi.[2]

Darum dienk der Schall über den See als Wetterzeichen. Wenn mo der Zug vo Bärn uf Neieburg g'höört fahre: ahá, es chunnt cho rägne! Hört man zu Ligerz die Weideglocken der Inselkühe: Gäbet Acht! Die Luft ist bewegt, ohne daß wir es g'spüre. Der Abluft ist im Spiel.

Der Luft zieht im See: nun sagt es uns das Auge. Wir gewahren, wie der noch so leise Wind die unsagbar bewegliche oberste Wasserschicht in Bewegung setzt: in „Fluß" bringt oder in den Runs, den Rungß, etwa auch: den Runz.[3]

Das gibt nun wieder ein Schauspiel, wie etwa ein großzügiges Friedensmanöver es uns vorführen kann. Da stellt sich ein nach Millionen zählendes Heer handhoher Wellen über die ganze Breite des Sees hin in dichter Front, durch ebenso tief gestaffelten Nachschub im Rücken gedeckt, gegen den harmlosen Wind. Man hört weder diesen noch das auch sonst irgendwie bemerkbare Kommando, das doch mit unfehlbarer Sicherheit befolgt wird. Ein Scheingefecht, das uns den Ruf entlockt: Es isch 'ne nid Äärnst, aber grad drum isch es schöön!

Dann lösen einzelne Wellen am Ufer sich los und treiben uf äigeti Rächnig Kinderspiel. Gluckfend rollen sie einher und suchen plitsche platsche plauschend dir den Fuß zu netzen. Jetzt gibt sich eine als Gigampfiroß hin an eine Tauchente oder ein Wasserhuhn: nimmt

[2] Vgl. Meiners 1, 192. 216. [3] Vgl. schw. Id. 6, 1142 ff.

sie Ritti Ritti Rëßli uf e Rigge. Über dem Reiter aber schwebt als Flieger eine Libelle: eine als Wasserjumpfere bezeichnete kleine, oder eine als Tiifelsnoodle von Mädchen gefürchtete große — ihr Räuberleben[4] führen beide Grazien.

Wenn nun aber schaumgekrönte Wellen uufgluntsche und Gimp nähmme wie junge Lämmli oder angehende Schääffli uf der Wäid; wenn diese Wellen ihre Kronen im Sonnenlichte silberig erglänzen lassen: dann werden, wie das Auge, auch das Ohre und der Wärmesinn allgemach auf ihre Rechnung kommen.

Noch mitten in Frieden und Stille der nassen Flur meldet ein anderer Vorbote, es chënn eppa denn eppis choo. Das ist der Wätterstrich. Da er eben nur bei hellem Himmel sichtbar wird, heißt er auch der Schëënwätterstrich. Es ist ein andersfarbiger Wasserstreifen, der etwa hundert Meter vom linken Ufer entfernt i der Bräiti von kaum einem Meter die Länge des Sees durchzieht. Er ist immer glatt, d. h. eben, wenn auch zur Linken und Rechten die Wellen huushëëch danze. Es ist dies nämlich die Linie, in welcher die von Norden oder NNW und die von Süden oder SSW her wehenden Luftströmungen sichtbar — weil bei dem Schweremaximum über dem Wasserspiegel am wirksamsten — sich ausgleichen.

Diese Strömungen sind die in „Ins" 62 ff. beschriebenen Lüft. Der Bärgluft bringt, wenn er am Oobe (Abend), gliso vo de Vieri dänne, aber nid witer weder bis mitts i'n See use wääit (weht), als Schëënwätterluft schönes Wetter. Sein wääie am Morgen dagegen verkündet, unterstützt von dem faarbbige Ring um d'Insel, wiest.

Seine morgenliche Gegenströmung: der Albluft kann gelegentlich im Aabutsch gegen das Ufer als recht chalter Blooft stoße und wie ein Nachtgesang der Bäume hägütte, daß der nicht an ihn Gewöhnte tuubedänzig (duubetänzig) wird.

In der Regel doch ein harmloser Südwind, wird er etwa auch als d'Landbiise bezeichnet und damit in Gegensatz gestellt zum Biisebäärgluft (dem schwächern Bäärgbiiseli), dessen Wehen von Osten her ein noch sichererer Schönwetterprophet ist.

Vom Albluft unterscheidet sich durch seine bekannten Eigenschaften[5] der Föhn, Fëhn, auch etwa (z. B. 1809) als der ober Luft bezeichnet und gleich den andern Hauptwinden zur Orientierung herangezogen. (Oberwindes halb: Twann 1526.) — Von Freiburg her weht der Friiberglust, von Burgdorf her die Buurtlefbiise.

[4] Schmeil 401. [5] Gw. 666. Vgl. Les noms des vents im Bull. 2, 63; 3, 3 ff.

Wild geworden, kann jeder dieser Winde als bööse[r] Luft für Wald und Baum, für Tier und Mensch und sonderlich für den Fischer und Schiffer sich geberden.

„Ein Erschröklicher Sturmwind" trieb am 31. Oktober 1775 ein Twanner Lastschiff nach dem Gufelätt (zwischen Tüscherz und Alfermé, s. u.) und beraubte es der Segel sowie aller Sitzbretter. Am 27. November 1776 hielt die Bise ein Weinschiff zwei Tage zu Sant Jhánns (am obern See-Ende, s. u.) fest. Der Bergwind konnte Twanner und Ligerzer als Werkleute im Äänerland (rechts des Sees) zwingen, im Hagneckkanal oder z'Möörgé auf ihrem Schiff zu übernachten; und Tags darauf kamen sie statt i Zit ener e Stund nach vier Stunden heim. Wie oft auch in der Gegenwart gibt es ein langes Warten uf der Insel; und dahäim d'Chind u d's Viih!

So kann der See toben. Stubeshööch türmt er da seine Wogen und warnt: Chumm mer nid z'nooch! Bleib mir drei Schritt vom Liib — nein: driißg!

Und hüte dich insbesondere vor dem sichern Anzeichen, daß das Zürnen ein Rasen wird: wenn gegen Erlach hin der See aafoot grientschele und bald an das grien Fiir im Auge eines dämonisch Besessenen erinnert. Das kann auch den Beherztesten mache z'förchte. Denn solches Grün, das sonst des Auges Labsal, ist nun der Spiegel folgenschwerer Kampfrüstung in den obern Luftregionen.[5a]

Die gibt sich auch dem Ohre kund: Es donneret i der Rindi. Hagel und Ungewitter begleitet den wietige Sturm, der nun ab der Chetti ist. Das wilde Spiel der Brandung überflutet unversehens die Läntine und stellt die Schiffahrt in Frage. Unter heftigem wiele beim z'ruckschloo der Wellen wird Sand und Grien (Kies) weggespült. Das Wasser feckt die Seemauern und underfrißt die Ufer. Gefährdet ist hiedurch besonders die Landbucht Bippschól (s. u.).

Die hier verlorenen Menschenleben erfahren fürchterliche Mehrung durch die so häufigen Opfer im See ussе (Ins 65 f.), deren das nasse Grab recht viele nimme meh[5b] z'ruckgit. Der nach gelegentlich angeschwemmten Leichen so geheißene Tootenegge der Insel läßt ahnen, wie viele Menschen schon der Oberlauf der Aare, dann auch der See unerkannt verschlingt. So wieder am 14. September 1911 nahe der Insel den Desser Pfarrerssohn Fayot als Gymnasianer und seinen Kameraden Pfosy. So drei Männer mit einander am 29. Oktober 1917.

[5a] Vgl. als Gegenfarbe das auf Chrieg deutende Root des Murtensee. (Bächtold 13.) Über dessen Algen als Burgunderbluet: schwz. Id. 5, 222. [5b] „nicht-mehr mehr". (Ausdruckverstärkende Einstülpung.)

Einer von ihnen war der geschickte Ligerzer Schreiner Arnold Delapraz. Von drei zwölf Jahre zuvor im See ertrunkenen Lüscherzern wurde einer im Schiff gefunden; seinen Vater und seinen Bruder zu bergen blieb unmöglich.

Häufig aber, wie Unglücksfälle, kommen auch Rettungen vor.[6] Rettungen, die lang nid alli i d's Blettli chämme, oft nicht einmal i der Gägni bekannt werden; verschwige dee", daß das Carnegie-Prämienkomitee sich mit dem Fall befaßt. Dem See noo g'heit mänger drii, u mi zieht 'ng ufe u säit niit. Der Rettende sorgt nur, daß er mit lufterfüllten Lungenflügeln: mit ufb'bloosten Lungi (s. u.) i d's Wasser springt. Dann wird er den instinktiv mit Armen u Bäi ihn Umklammernden mit ebenso wohlgemeinten wie wohlgezielten Püffen dänne stoße u luege, 'ng bi'm Ärke z'näh, wi d'Chatz di Junge. So zieht er an ihm, bis das's er 'ng dobe het. Ohne solche Vorsicht würde er ja zugleich mit ihm kabut goo: zugrunde gehen. (Ein Schiff, welches, wen" es e Juck g'gää het, mit dem Vorderteil: dem „Kopf" [caput, cap] iberg'nepft [kentert], fait capot,[7] wie bildlich auch der ökonomisch Ruinierte kabut gäit.)

Ohni z'erchlipfe, erklärt der Mutige angesichts eines Notfalles mit der nüchtern-besonnenen Entschlossenheit eines Tell: I gangen i" See. Auch in den zürnenden, den tobenden, den rasenden See. Und Retter und Geretteter gewinnen das Ufer. Denn jener konnte mit edlem Selbstbewußtsein erklären: I g'chenne der See, un är g'chennt mii. Er ist mir von Kindsbeinen an vertraut.

II.

Girizzi uf em See,
Si machen alli butte butte he!
Änte schnääderen uf em See
U machen alli pfuderi dee!
Chunnt es Hundeli: wu wu wu,
Machen alli: tschu tschu tschu!

Eines dieser Väärsli begleitet das erste Untertauchen des erstmals zum Bade mitgeführten Kleinen durch seinen Patron oder die Patronin, welche ihm zunächst die natürliche Schiichi vor em Wasser benehmen wollen. Hat dieser oder dieses Kleine doch bisher den Hooggemaa fürchten müssen, der mit sim länge Hooggestäcke Kinder abezieht, wenn die sich unbefugt und unvorsichtig dem gefährlichen Elemente

[6] Ein Schiffmann in Lachen hat 35 Menschen gerettet. (Anz. von Saanen 1893, 34.)
[7] Seiler 3, 168.

nähern. Zudem macht ja die erste oder nach langem erneute Bekanntschaft selbst mit lääiem Seewasser den Emporgetauchten z'schnattere (im Emmental: z'schnädele: mit den Zähnen zu klappern) und „z'schnöpfere" (nach Atem zu ringen). Jedenfalls sorgen genaue Kindeskenntnis und weise Behutsamkeit dafür, daß solch erstes „sich bis an den Hals benetzen": solches sich erlicke[1] (im modernen Ligerzerisch erlücke aus vermeintlich zu rundendem ï) mit Lust statt Leid geschehe. Ein Kind, welches dääwääg einmal erlickt (erlückt) isch, kann ein Geschlecht wahrer Wasserratte fortsetzen, deren Nachgeborne fast ehnder schwimme, gob sie chënne laufe. So sind namentlich die Ligerzer (mehr als die Twanner) fast alls geborene Schwimmer, waren es besonders vor Straße und Bahn.

Lustig erzählen sie, wie die Alten unversehens enand i d's Wasser g'sprängt häi. Wie ein durch das Versprechen, einem andern durewägg (überall) hin zu folgen, sich gebunden Fühlender ihm ganz selbstverständlich vo der Sant Jhánns-Brigg i d'Zihl abe nochge g'gumpet ist. Wie übermütige Junge d'Chläider uf en Äcke b'bunde häige un uf d'Insel ïberg g'schwumme sige go Chiirße stähle, dann, von des Schaffners ihnen aag'hitzgete Hund verfolgt, von einem über das Wasser hereinhängenden Ast abe g'gumpet u furt sige, den Hund durch underetünkle zurückhaltend. Einem Ligerzer vo der Festi, der in Lüscherz auf Freiersfüßen ging ('karisiert het, vgl. caresser), wurden einmal die Ruder versteckt. Was tat der Mann? Band sich einfach das Schiffschetteli um den Leib und zog, die dort fast einstündige Seebreite durchschwimmend, das Fahrzeug hinter sich her. Man berichtet übrigens von einem kleinen Ligerzer Mädchen, das schwimmend ein Schiffchen mit Mupf u Stupf vor sich her gestoßen habe. — Von Maler Anker als Meister im Schwimmen erzählten wir im „Ins" 358.

Solche Wasserkünstler sind natürlich auch geschickte Ruderer. Sie wissen Bescheid in der Rhythmik und Dynamik der Wellen, wonach gäng nïn chliini Wälle uf drei große chämme; und sie sorgen, daß in jedem Augenblick das Fahrzeug von wenigstens zwei Wellen getragen wird. Sie sagen sich ferner, daß di grade Lüft (die geradlinig heranwehenden Winde) nid viil mache (schaden), wohl aber die Wirbelwinde: d'Stéčß zu fürchten sind. Mit solcher Nautik wagen

[1] Vgl. schwz. Id. 3, 1249. „Sich erlicken" ist Reflexiv zu ahd. lekjan benetzen (Graff 2, 100), mhd. lecken, wozu die lecke: Benetzung besonders mit warmem Badewasser (Wb. 1, 956). Sofern „Wasser durchlassen" (rinnen, rünne. basl. dä Ziiber rindet) zur Bedeutung von mhd. löchen (leck sein, einen Leck haben, erläschne) gehört, kann dieses gleich wie lech-zen (Kluge 282) als nächstverwandt gelten.

Schiffer in „Nußschalen" von kaum ihrer eigenen Größe und die bloß zwei bis drei Zoll ïber d's Wasser ụụf luege, aufrecht stehend zu fahren.[2] Es gab und gibt aber auch Frauen, welche gliịch stark u tïfig wi d'Manne eine ganze Anzahl Personen von Länti zu Länti übersetzen.

Drum gibt es auch recht viele Seeanwohner, welche im Militäär Pụntenier sịị. Für tüchtigen Nachwuchs an solchen pontonniers sorgen in Biel zwei Ruderklubs: der Seeklub, welcher z. B. 1914 vier fagnons als schöne Auszeichnung davontrug, und l'Etoile de Bienne. Die beiläufig 150 Mitglieder beider Vereine turnen auch und fahren Ski (nöbler[3] ausgesprochen: Schịị). Sie pflegen Gemeinschaft mit ähnlichen Vereinigungen.

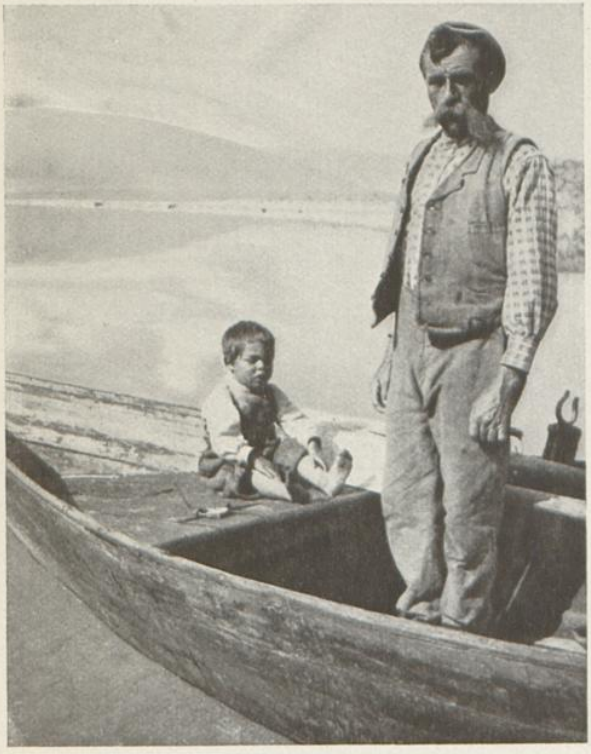
Seit 1896 besteht der Pụntenierfahrverein Ligerz. Er muß sich auf den Ort selbst und dessen ländliche Umgebung beschränken, da die starke Tagesarbeit jahraus, jahrein städtische Elemente ausschließt, welche die Übungen zu Sport und Feete (fêtes) z'mache Zeit und Lust fänden. Trotz solcher Knappheit der Vorübungszeit errang er 1907 zu Schaffhausen den vierten Rang unter dreißig Vereinen. Das Jahr zuvor brachte ihm eines seiner schönsten Feste: er het der Fahnen ịịg'weiht. Der Männerchor Ligerz isch ihm Gëtti g'sịị, die Arbärger Bläächmụsig Gotte. Die wurde natürlich auf Pụntụụ (wie auch trefflich französisch Sprechende für ponton sagen) von und nach Hagni g'fergget. Schön begleitete sie denn auch den Zug durch das bekränzte Dorf, vor dessen Häusern Tannli g'stellt und Guirlanden g'hänkt waren. Ihr folgte der an keinem Pụntenierfest fehlende Ligerzer Baachụß (Bacchus): eine aus Holz geschnitzte Figur, deren Chopf en ạnderhalbjährige Chindschopf sein könnte. Natürlich hocket (sitzt) er auf einem Feßli und hat vor sich eine Fläsche. Im Umzug folgte die Fahnenwacht: ein Rịederli (kleines Ruder) und ein Stachchel. Es folgten zwei Füllhörner und es vierliterigs Loogeli. Daß es halbs Tụụsig Fläsche Ehrenwein gespendet waren, sei dem Leser bloß ins Ohr geflüstert.

Gesagt sei aber zugleich, daß dieser Verein auch je und je nette Seefest wäis[3] aaz'gattlige, worin z. B. ein Matrosentanz auf fliegender Brücke selbst anspruchsvolle Zuschauer erfreute. Patriotisch gestimmt war das Fest von 1912 mit den lebenden Bildern der Helvetia und des Rütlischwurs. — Erwähnt sei ferner, daß der Verein keine Rettungsarbeiten versäumt, und daß Personen, die sust den See gewaltig fürchten, sich, wenn's sii mues, sogar mit einem Kind im

[2] Wagner 12. [3] Vgl. dagegen Gw. 80.

Chindswäägeli dem Fahrzeug eines „Brückenbauers" getrost anvertrauen.

Für sich allein aber kennt ein solcher wohl keinen glücklichern Ausspann, als nach der Weise eines Rousseau[4] im leichten Schiff behaglich z'fehrle und wohlig z'ligge.



III.

Ebenso g'mietlig läßt sich aber zu gewissen Zeiten über den See lauffe (gehen) oder uf Reeder statt mit Rueder fahren. So im Hoorner (Februar) 1830, um d's Neujohr 1868, im Winter 1879 auf 1880, in den Tagen des Meerze 1895 und 1916. Vom 7. bis 12. Dezember 1917 ließ sich auf dem See bei Erlach prächtig schliffschuehne. Im Jäner druuf verhinderte das Eis die Schiffskurse Neuenstadt-Erlach. Weitere Fälle datieren vom Februar 1907 und für den Murtensee vom Februar 1888, wo die Eisdecke 6—7 cm dick war.

[4] Vgl. seine 5me Rêverie; dazu Wagner 46.

Im Februar 1541 aber waren sämtliche Schweizerseen zugefroren. Das sind die Tage der Seeg'frëërni. Sie brachten im erstgenannten



Bacchus

Holzskulptur aus dem 17. Jahrh., im Besitze des Pontonierfahrvereins Ligerz

Winter sächzääche zëllnigs Yisch (53 cm dickes Eis), wie 1895 e Schueh dicks.

Daas gi[b]t es Lääbe! Der erste, der sich drüber freute oder noch sreut, ist der Inselwiirt. Der belud sich drum vor Zeiten gerne

mit der niene g'schrüübne, aber gleichwohl unvergeßnen Servitut, dem zuerst uf em g'froorne See Angelangten es Määs Nuß (15 l Baumnüsse) zu spenden.

Ein solcher Ankömmling wird in der Regel Schlüfschueh goo. Aber häimlich macht's erst recht, der Schlitte (in Ligerz: die Schlitte als la slittà[1] = la luge des alten Patois) füürg z'näh. Voraus geht ihnen, wenn Schnee gefallen ist, als Wegbahner der von zwei Roß gezogene Schneepflug: die Treibe. Dann folgen die Schlitten, wenn nicht wie 1830 ein mit schwäärer Last g'laadner Dreispännerwaage oder eine Anzahl leichterer Wääge. Rennschlitte aber, bei wehender Bise mit einem Segel oder in Ermangelung eines solchen auch nur mit uufg'spannetem Pärisool (parasol als Regenschirm) beflügelt, gange wi 'ne n Ysepahn! Selbst der Schlittschuhfahrer läßt sich mit einem solchen billigen Kohlen- oder Kraftsparer befördern. Ruuchs Ysch (rauhes Eis) aber gestattet ein Spazieren in ganz gewöhnlichen Schueh — sogar in Ballschuhen und dem Festgewand, wie jener dreißigköpfigen Hochzeitsgesellschaft (kurz das Hŏchzyt geheißen) am 16. März 1895. Das Wagnis kostete einen abdrappeten Absatz und den nassen Fuß einer Dame, mit dem sie in einen trügerisch verdeckten Spalt aba drappet isch.

Außer dem Wirt der Insel macht bei solchen Ausflügen ein Dorfwirt seine Geschäfte. Auf dem Eis fortgeschobene und da und dort stationierende Tische, Bänke und Vorratskisten erlauben ein färwiere und ein kalätze auch, wo man ohni niit („sans rien"), d. h. ohni eppis mit äi'm z'näh, ausgezogen ist.

Bei mangelnder Warnung und Vorsicht kann allerdings Wasser i'n Wii und selbst in den Leib gelangen, das neuma, neima, neua (ne weiß man) etwas unerwartet und unerwünscht kommt, und welchem Trotz zu bieten doch nid giengti (anginge).

So breitete sich 1830 auf dem Eis eine trügerische Schneedecke, welche mit ihrem fuule dem Boort noo bis zwänz'g Schueh breite Spält erzeugte und Unvorsichtigen Verderben brachte. Um diese einem vielleicht 73 m tiefen Grabe zu entreißen, wurden über die Spalten Laade oder Läitere g'läit.

Am Merze-Bielmärit 1880 war es der Früjbergluft, welcher dem trügerischen Eis, wo nie het furt welle und nur den Schiffs-

[1] Vorgerm. slidh gleiten setzte sich fort in mhd. sliten sleit sliten (gleiten; vgl. 's lo schlittle: bei einer verfahrnen Angelegenheit gleichgültig zusehen). Dazu vlämisch sledde, engl. sled, sledge, sleigh, ahd. der slito und häufiger die slita. „Der" setzte sich fort in mhd. slite, slitte, Schlitten, „die" z. B. in der ital. und südostfranz. Entlehnung la slitta. (Kluge 403; Graff 6, 792; mhd. Wb. 2, 2, 405; M-L. 8024. 8033.)

verkehr uufg'haa het, plötzlich der Gäraus machte. Da sah man mächtige Wellen mächtige Fischbitze von St. Johannsen her nach dem Möörgen-Egge und gegen Biel hin tragen. Wer hätte gewagt, auf einem dieser ihre salti mortali ausführenden Rösser der Riter z'mache?

Ein geflügelter Schwarzrock unternahm es. Mit selbstverständlicher Sicherheit und sichtlichem Vergnügen, woran sich männiglich ergötzte, het auf einer rasend daher treibenden Scholle dä Chrääi g'gigampfet.

Sein Eiland.

I.

„D'Insel." Ein intensives Wertgefühl beseelt den Namen. Was im Gemüt des Besuchers, der Besucher sich regt, bevor und wann es zum Entschlusse kommt: i will, mier gangen uf d'Insel, ahnt freilich nicht, wer im Schnuuß d's Schwitzli durchautelt und allenfalls unserm Seeli entlang den Chrump zu nehmen geruht. Wie kann er groß dänke vo diesem Glünggli! Und wie erst von dem verkleinerten Abbild seiner Proportionen in seiner Mitti: dem Högerli, das sich etwa ausnimmt wie ein Güfechnopf als das Ende einer gegen Erlach hin gerichteten Stecknadel.

In Wahrheit ist ja das Eiland, seitdem der „Häidewääg" (s. u.) aus seiner Versenkung aufgetaucht ist, eine bis in halbi Seelengi vorgeschobene Halbinsel. Zurzeit aber, als der Name wirklich isch wohr g'sii, gab es zwo Insle, indem auch der heutige Landweg zwischen beiden untergetaucht war. Man redete denn auch genauer vo der großi Insel oder der Insel schlechtweg und vo der chliini Insel.

In der Regel verstund man unter der letztern bloß die kleine Landerhöhung, welche mit ihren steil abfallenden Seiten dem Unkundigen als es großes Puurehuus erscheinen kann. Es ist der Huubel der Anwohner, welche dagegen under der chliini Insel das Gelände des „Heidenweges" mitverstehen, auf dem sie ihr Gemüse pflanzen und Heu und Streue gewinnen.

Was dagegen d'Insel siig und was l'Île, ist wit umenand in deutschen und welschen Landen wohl bekannt. Ist es doch selbstverständlich die im Bielersee gelegene Bieler-Insel! Der Geschichtskundige kennt auch den schriftdeutsch klingenden Namen Sankt Peters-Insel, l'Île de Saint-Pierre, und er wäiß, worum si so häißt.

Vor unbestimmter langer Zeit hatte das obere See-Ende noch wịt gäge d'Landere hịị einen Bogen um ein zweites eingeschlossenes Landstück geschlagen: auch eine „Insul". Auf dieser „Sant Johanns-Insul", und zwar auf dem gleichen Platze, wo heute die Zwangsarbeitsanstalt Sant Jhanns (Sankt Johannsen) sich in den alten Räumen halbwegs modern eingerichtet hat (s. „Ins"), wurde zu unbekannter Zeit dem Täufer Johannes zu Ehren ein Benediktinerkloster abg'stellt. In dieser wirklich nachmals zu großer weltlicher Macht gelangten Abtei sollte der geistesmächtige Vorläufer Jesu es ganz es anders Denkmal erhalten, als der größte Nachfolger 's 'berchoo g'ha het in der bescheidenen Petruskapelle auf dem vermuteten heidnischen Opferplatz auf der Bieler-Insel: der Petrinsula als dem Begräbnisplatz der einstigen Pfahlbauer.[1]

Solche Bescheidenheit entsprach ja allerdings der Geisteshoheit des Apostelfürsten aus dem Fischerstande, der „Silber und Gold nicht hatte", noch zu haben begehrte; und sie setzte sich fort und durch in der allzeit bescheidenen Weltstellung dieser Stiftung. Damit die überhaupt eppis vorstelli, schenkte der Burgunderkönig Konrad sie im Jahre 957 dem ältesten Kloster des Jura: Münster-Granfelden.[2]

Am Platze der Kapelle steht seit 1107 das Chlöösterli. So lautete sonst der seiner Größe angemessene Name. Vollmundiger heißt es nun allerdings d's Chlooster — auch heute, obwohl es sịt langem (s. u.) eine Wirtschaft und nunmehr ein modern komfortabler Gasthof ist, ohne sein charakteristisches Äußere verloren zu haben.

Die Insel selbst heißt wohl auch die Grafeninsel, l'Île du comte. Der Graf Wilhelm III. von Hochburgund erkor sie nämlich 1107 zu seinem Lieblingssitz; und er war es, der auf ihr als ihre Zierde das heute noch bestehende Gebäude erstellte. Er widmete dies aber dem reformierten Benediktinerorden der Cluniacenser.[3] Von ihren um 1220 herum gezählten sechs Mönchen unter ihrem Probst, die etwa vier Jahrhunderte lang — bis zur Reformation — in der idyllischen Einsamkeit der Insel ihre Litaneien sangen und ihren Wein pflanzten, zeugen noch Reste des ehemaligen Kreuzganges und zwei mächtige stäinigi Sargdeckel. Jene kamen zum Vorschein beim Einbau der modernen Kühlanlagen mit Eismaschine in den Weinkeller des Ostflügels; diese lagen zwischen alten Grundmauern, welche bei der Wasserleitungsanlage im obern Teil des Hofes abgedeckt wurden.[4]

[1] Vgl. Hans Bruggers schwungvolles Gedicht in der Bw. Petersinsel: AhV. 1, 33. 851. 368. 372; 11, 562; 12, 309—335. [2] Wurstemberger 2, 419; Mül. HS. 1, 139 f.; Dr. L. S. v. Tscharner in Grun. 10, Heft 1, S. 163—170. [3] HS. [4] „Bund". Vgl. den Vortrag von Prof. Propper (mit Lichtbildern) in Bern.

Das Kloster Clüny dankte seinem Gründer zunächst damit, daß es auf der „Grafeninsel" die Gebeine des am 9. Februar 1127 zu Peterlingen mit zwei Getreuen ermordeten Grafen Wilhelms IV., Sohn des Stifters, beisetzte.[5] Fruchtbringender war der Schritt des Cluny-Klosters, als es die ihm ebenfalls geschenkte Stiftung Bellmünd bei Nidau, wo nie darzue choo isch, sich z'b'chiime, zu des St. Petersklosters Gunsten het la iiggą. Dieses gelangte damit in den Besitz des profitliche Rechtes, gegen die Einsetzung und Besoldung des Pfarrers zu Port (s. „Kirche") Kirchengüter des Ortes z'nutze.

Um 1050 regierte die Grafenfamilie von Oltigen das rechte Aarufer. Zu ihren Hauptgütern gehörte nun auch die Petersinsel mit noch andern Liegenschaften Bellmunds. Die letzte Erbin Regina von Oltigen heiratete den burgundischen Erzgrafen Reinold II. von Mâcon. Nachdem dieser 1100 auf dem Kreuzzug umgekommen, trat sie in das Cluniacenserkloster Marcenay in der Côte d'Or. So kam es, daß zeitweilig unsere Insel diesen Namen mittrug, bzw. als Marciniacum benannt wurde.[6]

Eine Reihe Erwerbungen[7] z. B. z'Eiß, uf em Dessebärg, z'Lyß äufneten einigermaßen das Vermögen des allzeit bescheiden hinter St. Johannsen, Frienisberg, Gottstatt zurücktretenden Stifts. Das Burgrecht mit Biel, sowie der Schutz, welcher nachmals in der Vogtschaft der Grafen von Neuenburg-Nidau und Neuenburg-Aarberg bestand, fristeten notdürftig die Selbständigkeit des unordentlich verwalteten Klösterleins und seine Möglichkeit, doch ihrere fiif statt der vorgesehenen sechs Mönche zu erhalten, bis zur Aufhebung am 14. Dezember 1484. Von diesem Tage an bis zum 1. Juli 1530 unterstand es dem Chorherrenstift des Berner Münsters. Dieses übertrug die Verwaltung während 13 Jahren dem St. Johannser-Kloster. 1530 fiel das Chloster an den Berner Burgerspital.

Daß die Insel zum Einwohnergemeindebezirk Twann statt zu dem des nordwärts gegenüberliegenden Ligerz gehört, het gäng eppą z'b'richte g'gää. Der Volksmund erklärt es aus der willkürlichen Option eines Inselschaffners zur Zeit der noch in Fluß begriffenen Bildung politischer Gemeinden. Dokumente fehlen. Bei einer Streitigkeit mit Ligerz wurde folgendes festgestellt: 1704 erklärte der Berner Rat den Inselschaffner für nutzungsberechtigt am Twanner Burgergut, wenn er schriftlig chënn biwiise, daß er zu Twann „kilchspänig" sei.[8] 1711 verklagte der Inselschaffner Hans Jakob Gerster (Gäärster, an welchen noch die Gäärstere als Länti an der Südseite erinnert) die Twanner, sie hätten ihm zugetragene Stickel 'pfändet. Der Landvogt von Nidau entschied: Wenn die Stickel aus Twanner Wald kommen, sind sie herauszugeben. Ausfuhr von Stickeln us der G'main uuse dürfen aber die Twanner zum Zweck der Waldschonung verbieten.[9] 1743 ordnete die Obrigkeit für den Bau der Strooß Nidau-Aarberg eine Güterbesteuerung an. Da lieferte auch der Inselschaffner wie

[5] Font. 1, 398. [6] Weiteres: Hink. Bot 1903, 76; Font. 1, 359; vgl. Taschb. 1883, 173. [7] F. 2, 235. 428; 3, 35. 213, 590 verzeichnet. [8] Twanner Holzordnung vom 31. Okt. 1704. (Schlafb. Tw. 194.) [9] Ebd. 198.

selbstverständlich (är het niit anders g'wißt) seinen Teil in Twann ab. 1783 steuerte die Berner Regierung an die renovierte Twanner Chilche ein Fänster mit dem Inselwqqppe auf Schliffscheibe. Noch 1818 hatte dieselbe Regierig einen Chilchestuehl für die Insel in Twann, in Ligerz aber keinen.[10]

II.

Der Inselschaffner erhielt seit 1813 zum allherbstlichen Wohnungsgenossen den ebenfalls von der stadtbernischen Burgerspitaldirektion bestellten Verwalter. Im 17. Jahrhundert gab es auch einen eigenen Räbmq,[1] der die 264 Mannęrt des Jahres 1803 het under ihm g'haa. Die mit 1883 beginnende Reihe der Weinfehljahre machte den Weinberg zu einem Sorgenkinde der Verwaltung, führte aber dank dem Weitblick derselben statt zum völligen uushacke zur neuen Unterstellung des Weinbaues unter einen eigenen Räbeverwalter (gegenwärtig Fritz Cosandier zu Schaffis) zwecks rationellster Pflege der noch geschonten 105 Mannwerke.

Der herrliche Äichen- und Chestenewald beschlug 1803 39 Jucharten. Der früher auch hier für Acherum (Eichelweide für Schweinemast) wichtige Eichenbestand wurde 1841 durch neu g'sętzti Äichli aufgefrischt. Dazu kamen (1845) junge Weimuthstanne, während auf der kleinen Insel die Fuulbäim gediehen, desgleichen hier, bi der Naase und im Morgetaal gäge 'm alte Häidewääg die jungen (Obst-) Bäimli.[2] Unter dem Kleinwuchs suchen Bieler und Anwohner das Aroonechrut (den Aaronsstab, Arum maculatum) mit dem oxalsauren Kalkgehalt seiner Blätter heraus, um d'rabb z'trinke und damit d'Lungi z'butze. Die spinatähnlichen Blätter dienen zudem als erster Ersatz des Spinats (Spinęlz), wenn der stabähnlich aufragende Blütenträger noch nicht mit dem wundervollen Maiflor der Insel in Wettstreit getreten ist.

Ihre beste Medizin holt sich freilich die Großzahl der Inselbesucher aus den Kellern (s. „Wein"), zu welchen 1557 die Spitalverwaltung die abg'schetzti Chilche umwandelte, um anstatt Gäistlichs Gäistigs zu bieten. Immerhin erinnert an den alten Charakter des Chlooster das neu Tuurnzit von 1841 mit der d's Johr druuf von Solothurn beschafften und seither am Zwölfi geläuteten Glogge.

Der Geschichtskenner aber erfreut sich an dem auch im neuen Hotel so sorglich in seinem alten Zustand erhaltenen Rousseauzimmer (Ins 32)

[10] Twanner Holzordnung vom 31. Okt. 1704. (Schlafb. Tw. 266 f.)
[1] Mül. 431 ff. [2] Irlet.

oder vielmehr Wohnigli mit dessen kleiner Ausstellung alter Sessel und Nachttischli, der Chuchchi mit zintrotem Ziegelbode und dem Fänsterg'räis, das sich außen malerisch in die erneute Südfront einfügt.

Wir erwähnen gleich hier auch der schönen Rousseau-Büste, welche auf Veranlassung des Professor Dr. A. Rossel durch ein Initiativkomitee am 26. Juni 1904 auf dem lauschig freien Platz an der südlichen Länti aufgestellt worden. Sinnvoll ist das ernste Antlitz des vom Schicksal und vom Unverstand seiner Richter gehetzten Erdenwanderers seiner welschen Heimat zugewandt. Am Nachgeschlecht ist es, den unvergänglichen Lebenswert auch dieses Kindes seiner Zeit dem Staub und Kot der Lebensstraße zu entheben und das Ewige an ihm als Licht auf den Leuchter zu stellen. So an den Rousseaufeiern, wie z. B. am 23. Juni 1912 von Neuenburg aus.[3]

Die wohlig sonnigen Pensionszimmer des alten Gasthauses, welche, unter der 1841 doppelfrontig erneuerten Voogeldiili durch, mit ihrem herrlichen Blick auf Wiesen und See und das Mittelland bis an die Alpen sich aneinander reihen, die Seebeeder, die ehemaligen Tanzgelegenheiten u. dgl. zogen bereits die moderne Welt an. Gleich die baulichen Neuerungen von 1840 veranlaßten das Insel-G'sangfest vom 1. Juni 1841 und den Inselschießet von 1843 — zur Zeit der Ruderboote, denen zu jeder Abendstunde der Überfall von Sturm und Wetter drohen konnte. Es isch käi Verglichch zu den Fahrten der heutigen Dämpfer-Flotille (s. u.), welche auf das nunmehr[4] winterlich vereinsamte Eiland an schönen Herbst- und Summersuntige ganzi Schiff voll Besucher werfen. Wie viele derselben auch als ganz ordinäri Bummler gleich Distelköpfern desumme waiieschiere: es gibt ere doch gäng, wo n es Auge häi für die in keine Worte auch der reichsten Sprache zu fassende Anmut dieses Fleckchens Erde, und die für dessen Bewahrung vor Hochkonjunkturprojekten einer schwindelhaften Hotellerie der gut altbernischen Eigentümerin Dank wissen.

Wie mängisch hätt der Burgerspital d'Insel chönne unerchannt tüür verchauffe! E franzöösische Graf het sich aanerbotte, d'Insel rund um un no i d's Chrütz mit silberige Füüfliiber z'b'legge.

[3] Von W. Henzi in Nidau erschien: Rousseaus Aufenthalt auf der St. Petersinsel und in Biel (Biel, 1913). Das Wohlwollen des Nidauer Landvogts von Graffenried, der Herren Wildermeth aus Biel, Kilchberger aus Bern und des Solothurner Geschäftsträgers Bartles, welche so unfreiwillig des Heimatlosen Elend in Biel hervorriefen, wird in dieser Schrift neu beleuchtet. Dazu Sigmund Wagners hier öfters zitierte Schrift.

[4] Der Inselschaffner und -wirt Irlet hatte selbst nach dem unsäglich traurigen Sommer von 1846 noch eine sehr ansehnliche Winter-Loosig.

Aber d'Bärnburger häi g'säit: Mir vermöge ſą z'b'halte! (Und nach eigenem Urteil der Gegenwart anzugleichen; S. 12.)

Wirklichen Verkehrs- und nicht sinnlos protzenhaften Vergnügungsbedürfnissen, ganz besonders aber der Ausspannung abgehetzter Leibes- und Seelenkräfte genügen vollauf die Schiffe (s. u.), welche von Ligerz und Neuetstadt her vor der Insel und von Hagni her hinder der Insel zuechą gange und eben dorthin abbfahre; Privatschiffe ihrerseits landen am chlii" Ort (a der [Wätter-] Luftsite) oder am groß Ort (Biisesite). Für die Dämpfer aber genügen vollauf die Nord- und Süd-Länti samt dem neuen langen Dammweg. Dem örtlichen Bedürfnis dienen die Rollbahn zu den Weinbergen, wie vormals das Schenk- und Tanzhuus auf der Anhöhe. Die neue Schiir aber, aus deren Ställen z'Mälche"szit wohlgelungene Fuchzer zur benachbarten Bäärgliwäid hinaufdringen, um von „der glatten Rinder wohlgenährter Zucht" nach bestem Können beantwortet zu werden, führt von der modernen Landwirtschaft hinüber in das Reich der Idylle, die hier einst ausschließlich geherrscht hat. Zustimmung zugleich und Widerspruch zum Satze, daß „alles verderbe unter den Händen der Menschen", erweckt das Rousseau-Denkmal (S. 15) unter der lauschig-stillen Baumgruppe, welche von riesenhaften Saarbäim umstellt wird. Der von der Nordlänti sich abzweigende neu Häidewääg (vgl. Ins 24), auf welchem in trockenen Sommern eine Anzahl fleißiger Ligerzer und zwei Twanner Familien ihre Armut an Pflanzland ersetzen, führt dicht vorüber an dem steilen Molasse-Hiibeli der chliini Insel (S. 11), welche Rousseau so unglücklich glücklich mit seinen Nagern bevölkert hat — einer willkommenen Beute der Füchs, welche während der Seeg'früüri den Weg über das Eis nach der Insel, aber nid zruck fanden (vgl. Ins 341). Was freut uns heute der stimmungsvoll einsame, doch von wechselreichem Vogelgesang belebte Weg nach der lauschig winzigen Waldwiese, aus deren Umrandung aus gedeihlicher Dickete heraus zwei kurznadelige Lärchen (Leerche) wie jubelnd den kahlen Kamm erklettert haben und triumphierend ihre den Stamm umhüllenden buschigen Kronen im Winde wehen lassen. Dann aber erfreut sich das an der Einzelschau gesättigte Auge am Hinschweifen über der großen Insel saftige Matte, deren Grün ins Blau der Seefläche hinüberspielt, an den kundig bestellten Achchere und dem ebensolchen Hausgarten, an dem gleich sorglich gehegten Wald mit seinen aarvelige Riesenstämmen und wunderlich verschlungenen Kronen. Für sich allein schuf die Natur die durch stotzigi Böschungen abgegrenzten kleinen Ebenen des groß und chlii Ort.[5] Aber Hexen hätten die

erstere Stelle zum Häxeplätzli oder zur Häxematte gemacht; entweder als fröhlich tanzende Elfen, oder denn als traurige Opfer jener Justiz, die grad in unserm Seeland die meisten ihrer Scheiterhaufen errichtet hat.

Die durch das Korrektionswerk gebrachte Seesenkung ließ und läßt zeitweilig früher verdeckte Naturkunsterzeugnisse zum Vorschein kommen: die nach besonders lebhaftem Wimmeln von Barschen benannten Eglistäine (s. u.); d'Rußsoohéhli am Nordabhaug gegen Neuenstadt hin; die von Dr. Theophil Ischer angelegentlich erforschten, uf der hindere Site befindlichen Pfahlbaustellen. Beiderlei Merkwürdigkeiten entgingen natürlich dem scharfen Auge des Malers, welcher auf dem fast die ganze Ostwand des Inselsaal bedeckenden Gemälde mit einer von uns nicht genug zu verdankenden Genauigkeit auch alle zu seiner Zeit bestehenden Ort u Eërtli am gesamten Bielerseegestade uufg'mahle het.

Jetzt noch ein Rundgang um die Insel, links den See im Auge, rechts die Inselmuur, deren tadellose Unterhaltung nichts von ihrem Alter verrät. (Sie wurde 1770—1775 erstellt.) Noch ein kurzer Hock auf dem Bank, wo der Blick hinüberschweift nach den freundlichen Fensterreihen der großen Häuser des langgestreckten Ligerz, nach dem uralten Weiler Bippschól und nach dem Dächergewirr von Twann; noch eine Erfrischung in der ausgiebig angerauchten schwarzi Stuube der Wirtschaft, und wir vertrauen uns dem Dämpfer an: wir dampfen abb.

Schiff und schiffen.

I.

Dert ääne der Lustpark des immergrünen Eilandes, hienooche und zu unsern Füßen das Festland, dem wir unser täglich Brot abringen — darzwische die viertelstundenbreit uns trennende Flut — wer zum Ausspann aus des Tages Mühsal von diesem Hemmnis uns befreite!

Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel — doch das Flugzeug könnte sie mir ersetzen, wenn es sich der wäärt wäär, für den Hasensprung die Stämpeneie vorzukehren. Aber ein Wasserwelo mit recht breiten Gatschuu-(Kautschuk-)reeder? Oder Wasserlauffschueh, mit Preßluft gefüllt? Beide sind erfunden, bieten aber natürlich gegen Sturm und Wellen gleich wenig Schutz wie der geistreiche Einfall des

[5] Das und der Ort als Spitze, Kante, Rand: Kluge 338; vgl. Gw. 680.

Ligerzer Schreiners und Puntenierś Walther Ditsch, nun in Luzern. Der konstruierte sich zwäi Miniatur-Schiffli von einem Meter Lengi und einem Fuß Bräiti. Jedes betrat er mit einem Fuß und schob es so langsam vorwärts im Dammbereich der Ligerzer Wiirtshuusläntі.

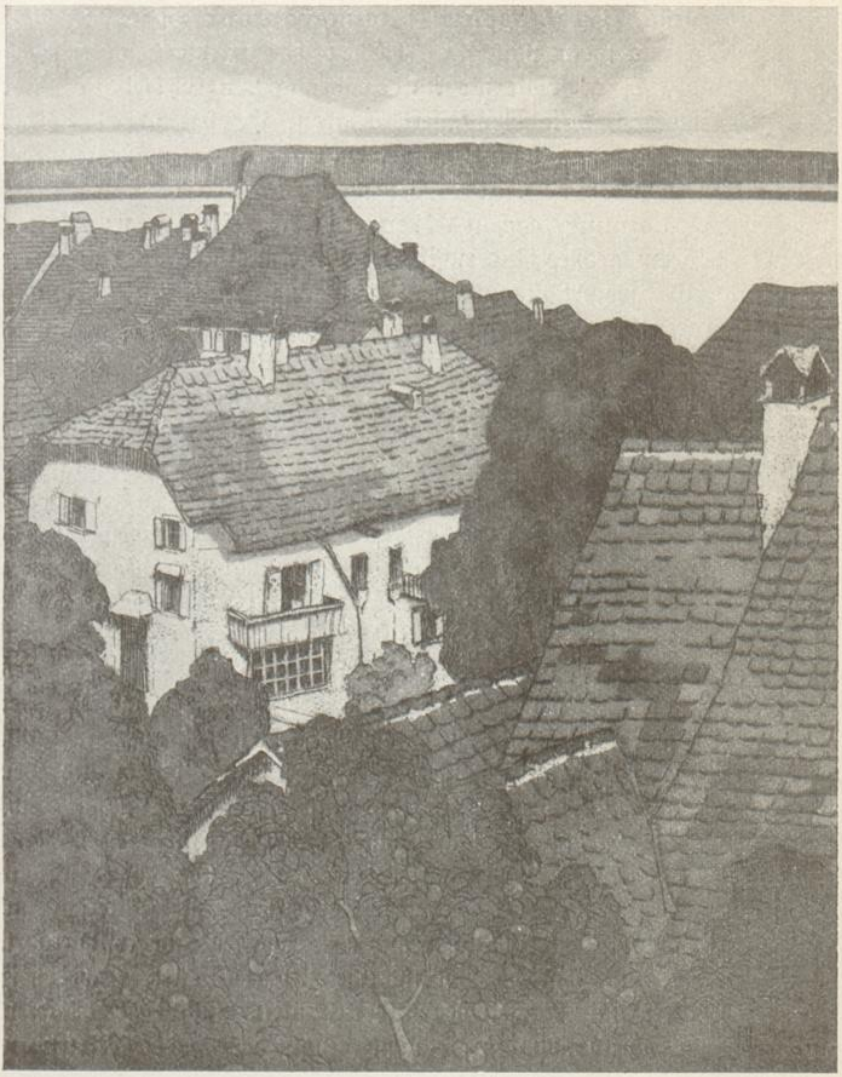
Eine praktisch verwendbare und in alli Spiil dienende Wasserfahrkunst beruht noch heute lediglich auf der uralten Idee, auf einem schwimmenden Gerät sich und eine allenfalls mitgeführte Last vom Wasser lo z'traage (alterlachisch: lo z'trooge). Solch rein passiver Art, das Wasser zu „üben" (um 1460), huldigen auf ärztlichen Rat — zumal lungenschwache Personen in beschaulichem do ligge im Wäidli, von der so bekömmlichen sonnigen Seeluft sich umfächeln lassend. Wer dagegen auf dem Wasser vorwärtskommen will, muß dies erreichen durch Bewegen und Lenken des Fahrzeugs: des homerischen Wasser„wagens".[1] Rudern und steuern muß er, soweit ihm nicht das erstere durch Fultons geniale Erfindung (s. u.) abgenommen wird.

An mühsames „schleppen" scheint die Schäluppe und das kleine, den Lastbarken als Rettungsboot angehängte Schäluppli zu erinnern. Beide gehen nämlich durch die Form „Schälúppe zurück auf frz. chaloupe, saloupe, wie dies auf holl. sloep (sprich: slup).[2] Man spricht spaßhaft auch von einer alte Schäluppe als einer „alten Schachtel."

Uralt[3] ist die Barke: d'Baarchche als Lastschiff mit Chammere für drin z'chochche und z'ässe u z'loschiere. Solch groß Baarchche für drei und mehr Ruderer und mit Brängùù (s. u.) führten vormals (S. 28) Salz und Wein des Waadtlandes über Iserten nach Nidau und bis Solothurn. Schön kontrastierten ihre weißen Segel mit dem Blau der Seen und des Zihlflusses.[4] Auch Halbbaarchche (1766: demi-barques), nahmen, mit drii Faß Wein beladen, diesen Weg; und Platz für sieben bis acht Personen boten, obschon im Keller verbringbar, die zwischen 1781 und 1833 uns häufig begegnenden Baarchchli („Pargetli"). Die nunmehr als Motórli mit Benzin getriebenen Motorbarken (und Boote, s. u.) nehmen bei Bedarf ziemlich große Dimensionen an.

Der Weide im ältesten Sinn des Fischfangs[5] dient der zunächst oberrheinische Wäidlig (vor Anfangskonsonanten des Folgewortes Wäidli) und das kleine Wäideli. Der Fischerwäidli(g) für 2—3 Mann wurde aber auch, und in der Folge hauptsächlich, als Lastschiff und

[1] Odyssee 4 (Jordan 477). Vgl. Goldschmidts und Vanderhangels Güterzug zu Land und Wasser. [2] Kluge 390; M-L. 8034. [3] Nämlich als das bari der koptischen Nilfahrer, gr. bāris, l. bar-ica, barca. (Walde 83; Seil. 2, 171; Kluge 139.) [4] Sigmund Wagner 12. [5] Kluge 486.



Klein-Twann

Personenboot, das vormals bis vierz'g Sonntagsgäste uf d's Mool nach der Insel überführte, verwendet. An Werktagen hinwieder fuhren äxtra großi Wäidlige als Lastschiff von Twann in's Äänerland (s. u.) und zurück. Zued'deckti Chammere voor am Spitz boten Schäärmen und sogar Platz für z'schlooffe, warum denn nicht für z'choche und z'ässe, sowie für Aufbewahrung von Chläider, Vorräten, Gerätschaften. Mit Weinfässern beladene Herbstwäidlige verfrachteten die Weinernten nach Lattrige u Gerlafinge, heute Gerolfingen (s. u.), von wo sie p'her Achs weiter wanderten.

Der Wortbedeutung nach us liechtem Holz[6] g'macht, ist doch die Gäläääre ein großes Ruderschiff der Mittelmeerfahrer mit niedrigem Bord und mit zwei Masten, dessen Bedienung eine Anzahl besonders kräftiger und entbehrungsfähiger Männer erheischt. Mangel an solchen führte in Frankreich zum Zwangsdienst der Galeerensklaven und -sträflinge, indes Bern in den Jahren 1665 bis 1672 seinen große und chliine Bär samt drittem Fahrzeug für Kanonen an die Spitze einer Flotille von füfz'g Schiffli stellte.[7] Als flachbödiges Lastschiff hinwieder stationierte vormals zu Mäieried die Gäläääre, welche der ehemaligen (1900 durch einen Neubau am Kanaldammweg ersetzten) Wirtschaft den Namen erteilte. Es ist dies Dr. Schneiders Geburtshaus (vgl. Ins 126), wie eine anmutige Inschrift am Hause besagt.

Das elementarste „leichte Holz" für druff z'schwimme ist gewiß das simpele Brätt als Vorbild des Flooß.[8] G'flooßet wurde vor Tieferlegung des Bielersees auch auf diesem. Knaben im Moos ersetzten sich dieses Balkengerüst durch die Misthuurd (s. u.), indes die zum spielenden schiffle dienende Wäschbitti uns die Grundbedeutung von Schiff u G'schiir (in Ins und z. B. 1548 auch in Tw.: G'schiirn) als „Gefäß" veranschaulicht. Das Gefäß aber ist in seiner Urform ein ausgehöhltes (uusg'hilets) Holz, wie der Einbaum der alten Pfahlbauer und der noch heute dem Hecht- und Rötelfang mit dem „Seehund" obliegenden Fischer auf dem Ägerisee ihn uns vorführt.[9] Es ist der Tootebaum der Volkssprache. Tootebäümli aber heißt der lange und schmale Nachen der Ruderklubisten. Auch dieser „Nachen" und der ihm wortverwandte „Nauen" (vgl. das Halb-Nauwen-Schiff von 1718)[10] ist nach der Grundbedeutung „der Ausgehöhlte",[11] so z. B. der Uri Nauen.[12]

[6] Gr. das kälon: Brennholz; l. cala Scheiter; daraus byzantinisch galáia, ml. pv. galea, it. sp. galéra, frz. la galère. (Walde 111; Seil. 2, 171.) [7] Näheres: E. v. Rodt, 3, 172. 182. [8] So nannte Spitteler (Olymp. Frühl. 12) den Nachen des Charon. [9] Vgl. schwz. Id. 4, 1234; Hoops 1, 537 ff. [10] SJB. A 665. [11] Vgl. Meringer bei Walde 509 f. unter navis (gr. naus, woher Nautik, nautisch). [12] Hoffm. 81.

Aus g'spaltnigem Holz[13] zusammengefügt ist dagegen das Boot und das Bootli, wie nach der Form des Trinkbechers[14] g'modlet die Gondel. Ein „Gefäß" ist der Kahn,[15] ein speziell als Pokal[16] geformtes Gefäß gerade das Schiff und Schiffli, welches uns nicht bloß im allgemeinsten Sinne Fahrzeug, sondern auch Gefäß bedeutet. Im letztern Sinn hat „Schiff" neben sich die Schwesterform das „Schaff".[17]

So ist ja auch le vaisseau soviel wie Schiff und Geschirr. Es geht zurück auf das vascellum als Verkleinerung von l. „der" vāsus oder „das" vāsum (Gefäß, Gerät). Als Nebenbedeutung sind uns geläufig: frz. le vase, der oder das Waase (Bluemewaase) und das Wääseli (Bluemewääseli), baslerisch und anderwärts die Waase.

Die Verallgemeinerung von „Schiff" als Fahrzeug ist so weit gediehen, daß es vom Schiffli der Nähmaschine an alle Bestimmungen, Formen und Größen annimmt bis zum hausgroßen Dampfschiff (Dampfer, Dämpfer) für Großhandel und Weltreise.

Zwischen inne stehen die leicht bewimpelten Kielschiffchen, wie sie als Mignon, Flot d'Azur, Flèche, Reine du Lac u. dgl. z. B. im Neuenstadter Hafen ihrer Eigner harren. Sie verhalten sich zu den Meerschiffen wie zu den „schwimmenden Häusern" die Hittli[18] idyllischer Art, die man als das Lŏgett, das Lŏgéttli oder Lŏgettli bezeichnet.[19]

Ein anderer Name für Logettli und Logett ist Änteschnäpf. Dieses Änteschiffli, das gerade für den Wildentenjäger, sein Gewehr und seine Beute Platz bietet, erinnert mit den vom Eigner ihm erteilten blitzschnellen Bewegungen bald nach dieser, bald nach jener entfernten Seite an den Schnepf oder „die Schnäpf' im Zickzackzuge". (Ahd. der snëpfo und die snëpfa.) Nach einem andern Tier ist endlich der Bock benannt. Das „bockbeinige" Tier (Schaf- und Ziegenmännchen), das mit verstellten Gliedern sich so stetig weigern kann, dem Führer Folge zu leisten, gibt ja auch den Namen her für den Saagbock des Holzers, den Fiegbock des Küfers usw.,[20] warum denn nicht für ein Lastschiff mit breitem Vorder- und Hinterteil und flachem Boden, welches

[13] Nach Hoops 1, 304, wo mittelengl. bot (vgl. Seil. 4, 424) auf germ. „boito" und dieses auf „bhid" (spalten) zurückgeführt wird. [14] Gr. kondy: Seil. 3, 264. [15] Kluge 223 f. [16] Gr. skyphos, vulg. lat. skipo, gat. skip, ahd. scif. (Seil. 1, 101; Kluge 397.) [17] Mhd. schaf, schaff, ahd. scaf, schaph neben gr.-l. scapha und Nachen. [18] Ursprünglich ein mit Laubzweigen bedachtes Gemach: eine Laubhütte, ist die Laube, ahd. laubja, woraus frz. loge, loger, logis (Loschii, i) wurde. (M-L. 4936.) Die Verkleinerung logette ist ein Rettungsboot, dann ein selbständiges kleines Boot. Das deutsch gesprochene Logett wurde als Logettli nochmals verkleinert. [19] Irlet. [20] Vgl. schwz. Id. 4, 1125.

ähnlich dem Raselierschiff sich besonders bequem beladen läßt. Ein solcher Bock befuhr seinerzeit all Fritig den Twanner Markt (s. u.) mit Lebware, mit Gemüse u. dgl. von Gerolfingen her, unter Führung der Seebuebe: Seehans u Seepeeter.

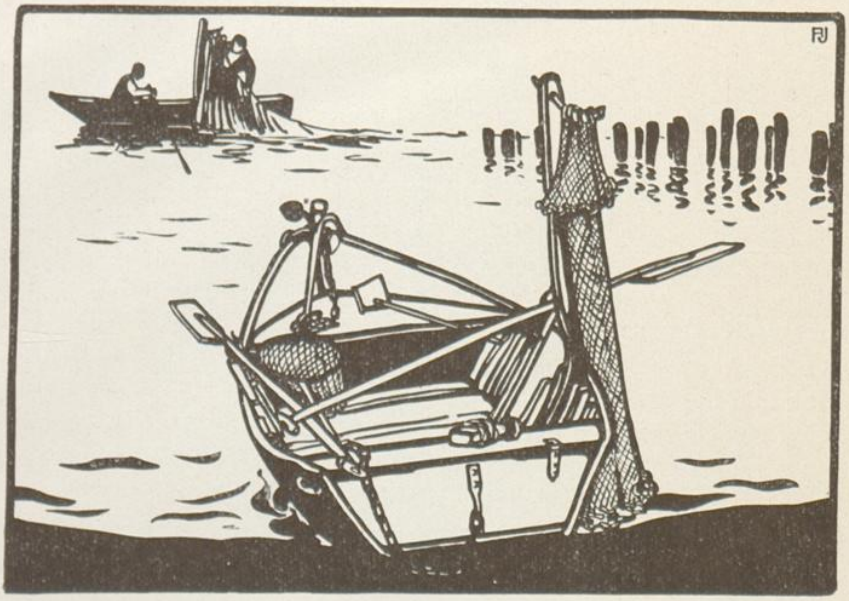
II.

Vergegenwärtigen wir uns rasch die Bestandteile eines gewöhnlichen Bootes! Über dem Bode breitet sich die Brügi oder (häufiger) die Bühni[1] vom Schiffhinterteil oder vom Schooß (1829: hinderen Uufzuug, an welchem man das Schiff uufzieht, d. h. halb us em Wasser ufs Land zieht, verläßt und besteigt), nach dem Vorderteil: dem Spitz oder Schnurfel hin. Zwischen Boden und Bühne bleibt aber ein Zwischenraum, aus welchem Regenwasser oder allfällig von unten durchsickerndes Wasser nach dem von der Bühne nicht bedeckten Bestandteil am Spitz abfließen kann. Aus dieser Schöpfi oder (1829) dem Ziehbrätt schöpft man das Wasser mittelst eines Goon oder Göönі, wenn nicht der Schueffe oder des Schueffli. Letzteres ist eine im Verhältnis zur Breite ziemlich hohe Holzschaufel, nach deren Gestalt man eine unschön groß geratene Nase, besonders eine Schnupfnase ebenfalls als Schueffe oder Schueffli bezeichnet. Der besagte Zwischenraum wird hergestellt und unterhalten mittelst mehrerer Range. Eine solche Range,[2] welche an ihrer untern Stelle auf dem Schiffsboden angenagelt ist, die Bühne trägt und den erstern mit den steil auswärts ansteigenden Wänd des Schiffes verbindet, ist ein natürliches Krummholz. Schiffschrümp dieser Art werden u. a. in Lüscherz verfertigt; auch in Lattrigen, in Twann usw. Sie werden am besten aus dem hierzu geeignet g'wachsnige Geäst eines bäi[n]dicken Äichli herausgehauen. Da solche Geschenke der Natur freilich immer seltener werden, behilft man sich mit Boden-Träwäärße (Rigel) und Wandleisten, welche durch starke, g'schwäifti Eisenbänder verbunden werden.[3] Die aufsteigenden Teile des Chrump bestimmen die Bauart des Schiffes als so oder so stark oder schwach uufzoge. Steilwandige, also im Vergleich zur ordinären Norm z'vil uufzogni Schiff fahre schööner; sie sind aber in dem Maße, wie sie in der Enge und Höhe sich der Gestalt des „Tootebaum" (S. 21) nähern, mehr Gefahren des unruhigen Sees ausgesetzt, als die z'weeni uufzogne. D'Wänd

[1] Im bayrischen Sinn: Kluge 77. [2] Im schwz. Id. 6, 1054 nur „der Range". Das Wort gehört mit ringen und renken, Rank zu germ. wringan (drehen): Kluge 371; Stucke S. 184 f. [3] Nach dem jungen Pontonier Paul Krebs in Twann, dessen Liebenswürdigkeit wir überhaupt die einläßlichste Belehrung in dieser Partie verdanken.

bestehen aus wagrecht aneinander gefügten Laade. Diese können beim Trockenliegen des Schiffes erlächche und zwischen sich Chleck lassen. Sie erfordern dann ein neues aneinander schiebe wie bei den Schieb- (oder Tschüepe-[4]) Laden ausgetrockneter Zimmerböden und -decken. Eine solche Schiebi läßt sich aber leichter und dauernder häile durch ein ebenfalls als Schiebi bezeichnetes Stopfmittel (zum verschoppe): das Lint als aus Lindenbastfasern bestehendes Flechtwerk.

Bei gewissen Schiffsarten, wie dem Wäidli und dem Bock, wird auch die Vorderseite durch ein Wändli abgeschlossen. Bei spitz zulaufen-



Fischerboot mit Ausrüstung

den Schiffen aber, wie namentlich den Baarche, werden die Seitenwände vereinigt durch den Schiffsschnabel: den Spitz oder den Schnuurfel, der, in jedem Fall aus Hartholz bestehend, vorn schräg ansteigt und bei Zierschiffen in irgend ein Schnitzwerk ausläuft. Der Stamm deutet, wie bei den guggisbergischen Schnäärpfe[5] und der emmentalischen Schnääre,[6] auf die charakteristische Chrümmi.[7]

Der Schnabel kann sich auswachsen als Grans, Grangß, Graus (s. u.) im Sinne der im Schiff sich an ihn anfügenden, wenn nicht

[4] Lf. 198. 603. [5] Gb. 673. [6] Lf. 309. [7] Mhd. (Wb. 2, 2, 448 f.) snirfe snarf gesnorfen: sich krümmen, sich biegen, sich zusammenziehen (unter gelegentlichem Schnarren).

selbständig schwimmend verankerten Fischdrucke. Im erstern Fall dient er, gleich der noch umfänglichern Chammere der Barke, statt des simpele Ladli kleiner Fahrzeuge als Sitz.

Wo nicht die Struube oder die Reeder des Dampfbootes die Vorwärtsbewegung besorgen, muß dies der Rieme oder aber das Rueder tun. Der aus einem Holzstück bestehende Rieme,[8] womit der Flußschiffer reiset[9] (statt rudert), geht durch die holländische riem zurück auf eine Entlehnung aus dem lateinischen remus,[10] älter: „retmos". Mit diesem ist dagegen urverwandt[11] das germanische rô-thra (Werkzeug zum ruedere), ahd. ruodar, Rueder mit seinen zwei Stücken: der bis 3 m langen und armsdicken Stange und der an ihrem Ende uufg'naglete Schuufle oder Laffe. (Vgl. das Laffli als Schweinsschulterblatt.) Als Handhabe erhält die Stange d'Schwiirble.[12]

Der Fischer, welcher äinzig (ohne Beihilfe) Netze setzt, schneidet das Wasser und erleichtert sich das Steuern mittelst eines in der linken Schiffsseite iig'steckte Ladli oder eines ganz kurzstieligen Ruders: des Zwingrueder.[13] Damit ersetzt er sich das Ziehrueder voor im Schiff, womit er sonst zieht: das Fahrzeug vorwärts bringt, während das zum fahre dienende Fahrrueder hinder im Schiff zugleich die Richtung bestimmt.

Seine Kraftwirkung als einarmiger Hebel erhält das Ruder (der Rieme) durch den Drehpunkt in der Gable. Das ist eine vom Ständerli am Schiffsrand, und zwar an dessen brustwehrartig erhöhtem Zieh- und dem Fahrbrüstli, getragene drehbare, eiserne Halbschlaufe. An ihrem Platz diente früher der aus Wiide oder aus Waldrebe, Riele, Schlingbaum (1790: Schlindbaum) gedrehte (d'dräät) Wäidligring, Ring. Dieses kleine Kunstwerk[14] war aber raschem Verderb ausgesetzt: es ist duurg'ripfet worde, het gäärn lo goo, isch verrisse, und setzte damit den Schiffer in bittere Verlegenheit. Es mußte daher stets in beträchtlicher Anzahl zur Hand sein. Jede Mußeminute diente zum Anfertigen eines Ringes. Bueb, mach e Ring! hieß es, wenn einer müßig herumstand. Die Vorräte wurden im Fischchaste geborgen, wenn nicht im Brunnetrog vor em uustrochchne bewahrt. Ein Kunstgriff war es auch, das Ruder regelrecht i 'n Ring

[8] Ganz verschieden von Riemen als breitem Band. [9] Lieni Hans. [10] Dies ist it. remo als Werkzeug zum remare, frz. ramer, woraus la rame rückgebildet ist. (M-L. Wb. 7204.) [11] Walde 648; Kluge 378. [12] Syw. Rundholz; vgl. ahd. der swarp (Wirbel) zu mhd. swirbe swarp swurben (Wb. 2, 2, 844): sich „wirbelnd" bewegen. Vgl. auch das ungestüme hastige „schwaarble" Lf. 514. (Das bewegliche s = sch gehört in die Grammatik.) [13] Vgl. „Striichrueder" im schwz. Id. 6, 633. [14] Vgl. die Schweiffle (Gw. 255) als Haagringe.

z'due, kürzer: es ii̯z'due. D'Li̯scherzer häi das anders g'macht weder d'Twanner; und wi mą̈'s macha söll, konnte, wenn die Illumination vieler Köpfe mit vielen Sinnen einen gewissen Grad erreicht hatte, zum Gegenstand eines erregten dischbidiere werden. Einfacher machte sich die Sache, wenn zum Notbehelf statt des Ringes ein Säili durch das Loch im Schiffsrand gezogen wurde.

Aber auch das ruedere[15] (übertragen als das umenand ruedere fahriger Mädchen) geschieht nach verschiedenen Methoden. Vor allem ständlige (stehend) ruedere wird der einzelne Fischer schon wegen der bessern Überschau des Reviers, und weil er den Armen mit dem Leib nąchehilft. Zugleich rudert er, um dem Fischchaste möglichste Ruhe zu sichern, Schooß voraa, also hinderti, statt Spitz voraa: fürętsi. So wird sein Rudern ein stooße statt zieh, um dem breitern Schiffsende im schwierigeren Schneiden des Wassers kräftiger nachzuhelfen. Er rudert in diesem Fall über Chrütz.

Der Ruderschlag heißt der Sträich. Er ist der Schritt des Fußgängers, genauer: der in seiner Länge scharf bestimmte Soldatenschritt. Wie daher die Meile eine Weglänge von tụụsig Schritt (millia passuum) war, so betrug dem alten Schiffer vor Straße und Bahn z. B. die Entfernung von Twann nach Gerolfingen so und so mänge Sträich. So manchen Streich mußte er gää, ohne aber nur einen z'fähle. Das verwirrte nicht nur die Rechnung, sondern solche buchstäblich verstandenen Fählschleeg sind bekanntlich auf unruhigem See g'fährlig. Auf den normalen Sträich bei ruhigem See können aber bis drei bei stürmischem See kommen. Das wott g'naau i der Rächnig g'haa sii̯.

Als Schifferausdruck erinnert der Streich an das Strịchch haa oder Strii̯che haa zu sicherer Steuerung bei schwieriger Fahrt. Da zieht man das Hinterende des Ruders durch einen Eisenring, insbesondere das des Steuerruders durch den Strii̯chring (1835: Streichring), daher benannt, daß das stüüre oder räise manchenorts seemännischer strii̯che heißt. Handelt es sich um solches Steuern, speziell das chehre eines vierruderigen Schiffes, so ruft der Hintermann dem Voordere" zu: Gịb nooche! Der Vordermann entgegnet dem Hịndere": Häb án dich!

An Segelschiffen wird solches Brängụụ haa mittelst des Steuerruders ersetzt durch die Wendungen eines ungefähr Quadratmeter großen Brettes, das an zwei Chlööbe an der fast oder ganz senkrechten

[15] Erinnernd an das Schwimmen z. B. der Enten, deren frz. Name can-ard vom holländ. kaan (Kahn) hergeleitet wird. (Kluge 244.)

Hinterwand hängt und so i d's Wasser abe langet. Über die Wand hinauf ragt die eiserne Spịndle, in welche die meterlange Stange zum drääie eingreift. Diese Steuervorrichtung heißt das oder (häufiger) der Brängụụ; auch etwa der Bréṇgṵ, welches -ṵ als labialisiertes ẹl aufgefaßt wurde, so daß man „richtiger" und „schöner" Brängel spreche. Um Ägerten spricht mạ Brịṇgụụ. Die Variante Prämgụụr erinnert leise an den holländischen bram oder das bramzeil (Bramsegel, Richtungssegel, voile de perroquet) und die bramsteng, Segelstange.[16]

Das Segel selbst oder vielmehr der Säägel (wie altdeutsch) ist entweder ein Dreieck- oder ein G'viert-Segel. Am Segelbaum (1829) oder Mastbäümli, welches im Sitzbrett aufgepflanzt wird, hängt das Segel mittelst des Sägelchnächt: eines zwei bis drei Meter langen Säili, und wird an diesem mit dem kleinern Sägelsäili oder der Lịịmme aufgezogen. E graade" Luft, der z. B. von Mörigen grad übere nach Twann bloost, chụnnt zwäärisch i d's Sägel des z'dụụr ab oder z'duur ụụf fahrenden Schiffes. Bei Segelfülle fährt man bi 'm Luft; gegen den Wind fahrend, sticht oder het (hält) mạ darggääge. Die jeweils erwünschteste Windrichtung ist die, welche hilft, von einer Anzahl Wellen gäng di sịịbeti und erst recht die drịzäächeti als ungewöhnlich hohe von der Seite her z'schnịịde. Wie es als alte Seemannsregel gilt, daß jedes Fahrzeug jeden Augenblick von wenigstens zwei Wellen getragen werde.

Als festliche Ausstattung eines Schiffes finden wir 1783 in Twann den Harlekin[17] (arlequin, Possenreißer,[18] hier wohl buntscheckigen Wimpel) und Flaggen erwähnt.

Gaase, d. i. aafäärbbe mit Gas, will sagen: mit Steinkohlenteer aus der Bieler Gasfabrik, erhält das Fahrzeug lange Zeit. Es unterbleibt darum am Unterteil auch dann nicht, wenn der Oberteil mit dekorativer Ölfarbe gestrichen wird.

Zum abstoße vom Ufer und von Untiefen, sowie zum aafahre (zu fahren beginnen) überhaupt dient das Schaltli oder die (zu Ägerten: der) Schalte.[19]

---

[16] Vgl. Kluge, Seemannssprache (Halle 1911) s/v. Nach Karl Irlet und schwz. Id. 5, 738 ist „Branggụ" der entstellte Zuruf prends cours! an den Steuermann. [17] Irlet. [18] Der frz. arlequin, harlequin geht über it. arlecchino und älter frz. hierlekin, hellequin, ellekin zurück auf den dänischen elle-kong (Erlkönig) als den Schauder erregend durch die Erlen wehenden Wodan. Im Volksglauben als der wilde Jäger fortlebend, wurde Wodann in kirchlicher Herabsetzung erst zum gefürchteten, dann zum dummen und seine Späße vollführenden Teufel. (Vgl. Seil. 3, 299.) [19] Auch altdeutsch die scalta, schalte. Dagegen sagte man „der schalte" als der Kahn und „der" scaltich, scheldech,

Der Flußschiffer unterscheidet (um Ägerten) der Wäidligschalte oder der bräit Schalte mit zwei bräite Zänḍ von der gewöhnlichen Schiffsschalte. Alle Schalten aber zeigen einen eigens geformten Hoogge, oder, wie bei den Pontonieren, einen Stachel. Im Wasser festgehalten wird das Schiff dagegen mittelst des Anker oder des Ankerli, dessen drei oder vier Schaare (wenn nicht zwei Schaare und der Stab) in den Grund sich einbohren. Stark wie d'Ankerchetti ist die Chetti für d's Schiff aaz'binḍe. Eine Anzahl Schiffringe in Läntimuụre bis in nächste Nähe der Häuser weist auf einstige Seehöhe.[20]

Liimme zieh und raseliere.

I.

Uf em Tanneblatz beim Twanner Bahnhof werden mächtige Bauholzstämme vom Dessebärgwald und Spitzebärg verladen, um nach aller Herren Ländern verfüehrt zu werden. Nach Bauplätzen wie Biel dagegen führen Roß und Wagen die Stämme, deren Längi für den aus dem Fenster Schauenden mäṇgisch nid höre wott.

Was so auf Bahn und Straße p'her Achs reist, war vormals Gegenstand mühevoller, aber einträglicher Wasserfahrten. Unternehmer wie Wilhelm Krebs lieferten solche Tannenstämme als Marineholz, marinierts Holz, zu Flößen gefügt auf Schiffbauplätze, wo man namentlich die Masten gerne dem langsam hoch gewachsenen Jurabestand entnahm. Das Holz ward also g'flööße̥t, g'flööse̥t oder g'flooset. Das ging bi höödhem Wasser wi vón ihm sälber. Anders bei mittlerem oder sogar niedrigem Wasserstand, sowie bei widrigem Wind und Wellenschlag. Da galt es, vom damaligen Tanne- oder Holzblatz aus, der die Umgebung des neue Schöri[=Haus], d. h. des Bahnwärterhauses Schwörer bei Twann bildete, mit Zugkraft nachzuhelfen. Pferde oder gar Stiere aber hätten auf diesem unsichern Strandboden nicht Fuß gefaßt. Eher war das auf der später erstellten Seestrooß (s. u.) möglich, soweit diese dem Wasser nạạch gnue sich hinzieht. Aber auch die schmiegsamere Menschenkraft konnte an einer so tief ausgreifenden und sumpfigen, schilfbestandenen Landbucht wie b'im Ängelbärg nicht aushelfen; da blieb bloßes schalte

bayr. Schelch (Nachen, der durch ein unbefestigtes Steuerruder gelenkt wird). Graff 6, 485; mhd. Wb. 2, 2, 80. Zu schalte: stoßen, schieben, nachhelfen (z. B. auch dem Feuer durch Nachlegen von Holz): Kluge 390. [20] Über sagenhafte uralte Schiffsringe hoch über dem heutigen Normalwasserstande berichten wir im „Saanenland".

(mit der Schalte, S. 26 f.) als notdürftige Fortbewegung übrig. Um so wirksamer griff der Gänsemarsch der sechs bis acht Twanner ein, welche, auf der hierzu erstellten breiten, niedrigen Mauer Fuß fassend, zoge häi vom Tannenplatz bis Wingreis und von Engelberg bis zur Flue bei Tüscherz, welche vor dem Straßenbau i'n See use g'reckt het. Sie luden sich hierzu auf eine Schulter die bis 50 m lange und wäscheseildicke, schließlich auch als Weschsäili benutzte Leine: d'Liimme[1] (vgl. das Liimmefahr, s. u.). So häi si Liimme 'zoge. Der beim Liimme zieh, beim Liimmezug betretene Weg: die erwähnte Mauer war d's Liimmewäägli oder der Liimmepfad. Der wurde, wo durch näben uus trappe der Männer oder abe g'heie der Leine Schädigung der Reben zu befürchten stand, etwa durch einen äichige Stuud abgegrenzt.

II.

Der Liimmepfad erstreckte sich übrigens mit den oben angedeuteten Unterbrechungen dem ganzen linken Seeufer nach: von Biel bis Neuenstadt. Es gab nämlich, wie Flöße, auch Warenschiffe z'zieh. Unternehmer wie letztlich Bellenot (s. u.) und Constançon zu Iserten, wie Marcelin Chipot zu Nidau spedierten dorthin von Iserten her den beiden linken Seeufern entlang regelmäßig Waren auf Barken mit Breuguu (S. 26), Schalte, Segel und der über den Mast geschlungenen Liimme. Das gab auch Männern aus Nidau und Brügg Verdienst; die begehrten 1749, daß denen von Iserten verboten werde, mit ihren Barken witer weder go Nidau z'fahre.[1]

Auch die Berner Regierung schaffte auf solchem Wege Lebensmittel nach der Hauptstadt. So aus dem Oberland[2] Milchprodukte auf den obrigkeitlichen Thuner oder Tuunerli, deren Bauart und Name auch auf dem Bielersee heimisch wurde.[3] Das Waadtland aber lieferte Wein und das Salz der Werke von Bex. Da waren denn bei dem wechselnden Wasserstand und bei den Chrümp (z. B. dem Häftli der alten Zihl, namentlich beim Faanel s. u., und beim Grissach-Chrumm), wie zwischen Brügg und Meieried, die Hilfszüge erst recht nötig. War doch obendrein Meyenried die Stelle, wo die alti Zihl ihren spitzwinkligen Aabutsch an die alti Aar, welche stromab über Büren nach Solothurn, stromauf aber über Aarberg nach Bern weist, so empfindlich het z'g'spüüre g'gää. (Vgl. Ins 91. 131.)

[1] Leine (wie Linnen aus linum, Lein, d. i. Flachs), mhd. line zu Liimme, wie umgekehrt Lehm = Leim zu Lein und Liin (Liinacher), mieten zu niete, wie Turm = Turn usw.

[1] NB. 2, 265. [2] Du B (1732). [3] Taschb. 1900, 271.

Da fuhren aber von Iserten her über Neuenburg, Biel, Nidau, Brügg, Meieried go Sollǫdurn abe oder go Bärn ufe Lastschiffe, zu deren Schleppen es Roß b'bruucht het. Riesige Barken trugen bis achtz'g Landfaß Wii, mächtige Salzladungen, aber wohl auch Gutsche mit gemächlich reisenden Herrschaften. Die häi 'ne (sich) Zit g'loo! Die einstündige Strecke Brügg-Meyenried wurde bisweilen kaum in neun Stunden, ja oft erst während zwei bis drei Tagen durchfahren. So het das g'stotzt u g'stotzt. Es kam vor, daß d'Schiff uff choo sii und zu ihrer Flottmachung neu aag'hänkte (aag'setzte) Zug verlangten. Da mußten Roß und Mann bis mitt's i'n Liib im Wasser laufe, und von den armen Tieren ging je und je eine Anzahl zu Grunde. Die herzlosen Schiffseigner aber entschlugen sich gegenüber den durch Vertrag gebundenen Pferdebesitzern jeglicher E"tschednuß. Selbst für den immensen Verbrauch von Liimmen u Stricke „häi si nüüt chönne", so wenig wie für den leihweisen Ersatz mangelnder Pferde und für Einstellung von Erntetaglöhnern, die Heu und Chorn vor dem verfuule retten mußten. Es hieß einfach: Wenn man ęwch rüeft, so sollit er doo sii; dir wüssit's! Im Vertrage vom 6. Dezember 1794 stand es ja klipp und klar: Für jedes der sieben Pferde zum Ziehen der bloßen Barke gi[b]t's zääche Batze und fęr nen iedere Chaarer e Batze. Die für jede Weinladung und von ihr einbedungenen zääche Mooß Wii aber wurden, schäbig gnue, ersetzt durch einen Mischmasch von e chläi hundsschlächtem Wii, Wiigäist und Wasser.

Über solche Behandlung klagten endlich am 8. Februar 1813[4] die beiden Fahrg'mäine Brügg und Meyenried. Die bernische Schwellikumission untersuchte die Sachlage, und am 10. März 1817 (es het jo nid g'sprängt!) setzte der Berner Rat für eine zweijährige Probezeit den Roßlohn auf 15 statt 10 Batzen fest und befahl Verabreichung von Drüübelwii. Für je zwänzg Mütt bluttiFrucht[5] war ęs Roß meh und für die leere Barke waren acht Roß aaz'setze.

III.

Eine Barke aber, die mit mehr als 300 Mütt Getreide oder einer gleich schweren Last beladen war, durfte seit 1817 nur noch mittelst eines Raselierschiffs durch Pferdekraft [an der] Liimme 'zoge werden. Was bedeutet das? L. radere (raire, radieren mit dem Ratiergummi) ist schaben, rasus abgeschabt, abgestrichen, it. a raso b'strichche voll,

[4] ABR. 2, 408—414. [5] Wohl: ohne die Spreu des Dinkels, also Weizen, Roggen, Hafer u. dgl.

pv. ras ein Hohlmaß (1801 zu Linieri 6 Mäß Weizen);[1] frz. rez dicht am Boden hin, rez de chaussée zu ebener Erde.[2] So war das Raasi die ohne Anfahrt erstellte Notbrücke zwischen Cornaux (Gürnau) und Bätlehäm (Bethlehem zu Gals) während der Kanalisation der Zihl. Als Schiff aber war es das flachbödige, bloß nach hinten etwas aufgeschweifte, sehr breite „Dennsdoor" („Scheunentor, cotschaira, porte cochère")[3] welches sozusagen als Trajektschiff ohne Umladung ganze Heufuder aufnehmen und an brückenlosen Stellen quer über Flüsse tragen konnte. So wurde Grissachmoos-Heu zu seinen Eigentümern nach Gals hinüber g'fergget oder koliziert (colliciert, collocatum). Die in diesem Moos weidenden Füli (Füllen) wurden nicht anders befördert, und Personen zahlten gerne e Batze für diesen „nicht mehr ungewöhnlichen Weg". So auch wurden z. B. 1703[4] Steine und Grien von St. Blaise in sechs „Rasselier-Schiffeten" nach dem Fäälbaum an der Broye befördert. Auch das Wistenlach kennt ein rasel,[5] ein deutsches Rasel (1682),[6] wie das einstige Kanalstück von Entreroches (s. u.) ein razet.[7]

Ein solches Raselierschiff nun — auch etwa Uberládschiff geheißen — fuhr auch bei Meyenried vor überlastete Barken heran und erleichterte sie durch abnäh entweder um den Großteil ihrer Ladung, oder es nahm ihnen dieselbe ganz ab, bis das Reiseschiff, wieder flott geworden, allein weiterfahren konnte. Däm het mą der Uusdruck g'gää: raseliere.[8] Zu Meyenried ging dieses schwere Werk ringer von statten, wenn die „Gälääre" (S. 20), in dessen schön gewölbtem Keller s. Z. der Ritter Hetzel von Wengi[9] auch richtigen Seeländer[10] liegen hatte, die von Wasser triefenden Leute mit anderm Naß tröstete.

IV.

Hören wir nun unsern bereits aus „Ins" (S. 539) bekannten Ägerter[1] Johannes Kocher: den Lieni Hans (25. März 1820 bis 1917) erzählen und noch unterm 25. März 1916 munter ergänzend nachtragen, wie er, der Fischer, Schiffer und Küfer, an den vier böse Blätze zwischen Brügg und Meyenried häig g'hulffe (Tw.: hulffe)[2] oder hälffe raseliere.

Wenn mą het chönne un es öppis ab'treit het, so het mą z'Nacht vorhär, wenn es Schiff het sölle choo, d's Thun-Wasser lo louffe

[1] Lign. 12. [2] Näheres: M.-L. 6987. 7082. [3] Bridel 84. [4] EB. A 343. [5] Bridel 315. [6] SJB. A 425. [7] Mit westfrz. Wegfall des l (vgl. Bégré aus Bequerel) und willkürlicher Ersatzschreibung. [8] Vgl. Schwyzerfreund 1817, 15. [9] NSW. 1911, 290. [10] Bähler 6.

[1] Aus und zu Ägerten als Kirchort der Gemeinde Bürglen bei Biel. [2] Vgl. Braune ahd. Gr. § 323 A. 2.

(nicht „lauffe"), für das[s] es [das Schiff, navem] lüpf. Aber mängiſt iſt d's Waſſer dóch z'chliin b'bliibe. De[mm] het ma müeße go raſeliere. Eim vo dene vier böſe Blätze (ſ. o.) het ma d's Müürgeli g'ſeit; d'Zihl macht dert zwüſche Schüüre u Meieried e Chehr. Am einten oder anderen Ort het ma dem g'ladne Schiff mängiſch zweu Mool hinder enandere müeßen abnäh.

Wi het ma daas füürg'nov? Es baar (einige) ſi uf e Standlade u hei abg'nov, was ma 'ne vom (Reiſe-) Schiff uus zue'tröölt[3] oder füſt zueg'fergget het. De[mm] het emel afan es ſtarchs u g'ſchiids Roß zuche („hinzu") müeße. Längi Johr iſch es d's Schümeli („Schimmelchen") vo Meieried g'ſii. Das het man a d'Woog, oder beſſer g'ſeit: a'[n] Chloobe — er het richtig heidemäßig ſtarch müeße ſii! — aag'ſetzt, für dä Zuug vor ihm zuche in Egi z'haa (ſeine Richtung zu beherrſchen). A beidnen Orte z'uſſeriſt am Chloobe het man e ſtarchi Liimme vo g'ſpunnenem Wäärch aag'litſcht u mit eme düürch'g'ſteckte Chloos oder Chlotz darfür g'ſorget, daß ſi nid abrütſchi. Vor em Roß zuche hei di beide Liimme d'Schääri g'macht (ſich gekreuzt), für das[s] man uf zwo Site chön[n] aaſetze u doch nid ei Reie hie ume ziej u di anderi döört ume.

Jez het ma an en iederi Liimmen es Roß aag'ſetzt, u vor daas zuche ó eis u vor das ume n eis, bis's gnue iſch gſii. Aag'litſcht het ma d'Zuugſtricke vom vordere Roß am Chometring vom hindere, u daas g'ſó, daß der Schwanzriemme guet het e[n]tgääge g'haa. Für rächt wüetig ſtarch Laſte, wi n es mängiſt het g'gää z'ſchleike, hei e ganzi G'chuppele Roß zuche müeße: bis driißgi, ohni daas am Chloobe. Das iſt es fuehrwärche g'ſii!

Gäng vier Roß ſi g[n]mene Fuehrma ubergää g'ſii. Für d[e]n Faal[l], daß's a menen Ort öppis lätzes gääb, iſch am G'ſchiir vom hinderiſte Roß e hölzige Hammer g'hanget. Mit däm het ma der Chloos uuſeg'ſchlaage u d'Liimme loos g'loo. — So iſch dä Zug dür d's Waſſer g'wattet, bis das[s] ma d's Raſelierſchiff umme het chönnen ablaade (entladen).

Iſt ieze d's ander Schiff umme voll gſii, ſo het es de[mm] mängiſt nid grad uf der Stell aleini ab Fläck chönne. De[mm] ſi de[mm] Manne zuche! Die hei Sille[4] uber di linggi Achsle un uber d'Bruſt under em rächten Arm düür aag'leit. Di Sille ſi breiti Bänder vo ſtarchem Garn g'ſii, wo der Seiler äxtra für daas g'ſó z'ſääge g'lismet (geſtrickt) het. Die het ma mit emenen eigete Chnopf (Knoten) uberuus chunſtlig mit der Liime vom Schiff verchnüpft u no mit emene hölzige Chloos

[3] Wir laſſen auch hier das l und el weg. [4] Der Sil: ſchwz. Id. 7, 763 ff.

verstellt, daß's nid het chönne fähle. Dem het's g'heiße: Achtung! Hüü! u di Manne hei 'zoge, bis d's Schiff aleini het chönne fahre.

Aber wi ist ma dem i däm chliine Meieriedeli en iederi Stund zu denen einedrißg Roß choo? Jää, da si z'ringet um Roß u Manne uf d's Pigeet g'stellt gsii wi im Milidäär. Nüme scho z'Ägerten aleini hei näbe mier Chorrichter Hämmes (Abrahams) müeße gaa u der Sime Bängi („Simeon's Bendicht") mit dem Roß. Un d'Roß si im Chehr um uuf'bote g'sii. Mi het sa vom Flueg dänne g'noo, wem's het müeße sii. U d'Lüt hei o nüüt darwider g'haa; warum, es het doch z'verdiene g'gää. U daas het man i dene gältarme Ziten öppis g'schetzt.

V.

Bereits 1682 finden wir das rasel du Vanel erwähnt. Mit Raselierrächt, Fahr, Fischezen (s. „Fisch") und Wirtschaftsrecht verkaufte am 28. Juli 1783 der Iferten-Landvogt Gottlieb dieses Faanelguet der Stadt Bern.[1] Allein schon vorher übte der Berner Rat mittelst des Landvogts von St. Johannsen Aufsicht zumal über das dortige raseliere. So gleich 1683.[2] Da hatte zum Nachteil des Pächters der in der Nähe, nämlich im Müggehuus, dem jetzigen Roothuus, angesessene Elias Escuyer von Altenryff unter allerlei trügerischen Vorgaben die Kunden vorweg abgefangen (abg'stohle). Da nahm sich der Vogt des Übervorteilten an. Er berichtete nach Bern, wie der Pächter bereit sei, „wo von nöhten auch noch ein Nauwen oder Halbschiff und gnugsam Volck" zu den bereits vorhandenen Transportmitteln zuechez'due, obwohl der Gewinn sehr unsicher sei. Denn bei Hochwasser sei nit ein batzen zu verdienen und zur Zeit der Winterfröste fahren die Leute mit ihrer Haab über die Möösер. 1682 wurden zwei Gampeler gebüßt, weil sie denen im „Müggehuus" an einem Sonntag halfen raselieren.

Fahrfahrten.

I.

Dem Land nooch verteilte Stellen, wo ma zuechе chaa, zuechе het und wo d's Schiff haltet, auch seit Jahrhunderten het g'haltet, wo man „ein- und ausfährt", heißt urgermanisch das us-far, schweizerisch das Ur-fär, entlehnt hochdeutsch das Ufer,[1] in Twann das Uuffer.

[1] EB. 2, 180. [2] SJB. A 417 ff.; RM. 12. Jan. (38).

[1] Kluge 470; schwz. Id. 1, 887.



Am Landungsplatz in Lüscherz

Gut hochdeutsch ist das Gestade, das Stad (1533: zu Tüscherz an dem obern Stad), vgl. das Stadholz am Platze des nachmaligen Gottstatt. Es entsprechen (vgl. Ins 77 ff.) le Port (Nv.) und der Port von Nidau (1766), an dessen Platz der Industriehafen für Sand- und Kiesverwertung getreten ist. An all solchen Stellen läntet mą (was bildlich für finanzielles Auskommen gilt; aber auch, wer seiner Rede kein Ende, keinen Abschluß und keine Pointe findet, cha nid länte). Unzählige Schiffe ſiį oder häį dert scho g'läntet. Man betritt eine „Länti oder Schwemmi" (1635),[2] welche erforderlichenfalls durch Dämme gesichert ist wie durch den Bääredäntsch oder die Bäre-brįgi beim „Bären" zu Twann. Ein so schöner Damm wie zu Erlach endet auch entsprechend mit dem Oberbau des G'wätt (1780: Gewätte).

Einen immer schöner sich entfaltenden Quai mit Uferbeleuchtung hat Biel (s. o. und Ins 78). Von hier fahren in sommerlichen Kursen (s. u.) die Dampfschiffe nach den neuen Läntine Alfermé und Tüscherz, Twann (Bahnhofländi), Ligerz (Láriau), Insel, Neuetstadt, Erlach.

Wie zahlreich waren gegen diese wenigen die Läntine der alten Zeit, da wirklich der See der Anwohner „Landstraße" war! Beginnen wir bei Alfermé (Hälffermé). Da ist — heißt es 1771[3] — vor etlich hundert Jahren vor dem Gottstatter Rebhaus als Zuflucht für Schiffe im Sturm ein kostbarer Damm von Quadersteinen in den See hinauß gebauet worden. Damit werden zugleich die Rebmauern und die nahen Gebäude geschützt. Tüscherz und Alfermé, welche daselbst „anländen" zum z'Predig goo auf Sutz (s. „Kirche"), haben den Damm nach Vermögen unterhalten, können ihn aber, nachdem zwei Drittel der Steine versunken sind, aus eigenen Mitteln nicht vor gänzlichem Verfall bewahren. Nach langwierigen Unterhandlungen steuerte die Regierung 410 Kronen an die 710 Kronen kostende Herstellung. Noch 1841 hatten Tüscherz-Alfermé zwei Läntine. Die obere derselben: die Häuser des heutigen Straßendorfteiles Tüscherz hießen bei den Oberdëërfler kurzweg d'Länti.

Es folgten seeaufwärts: die Tomegässeländi; die Angelbärg- und Wingräiserländi; die Schįpfiländi an der starken Seebiegung, die ein besonders häufiges Leerschöpfen der Schiffe forderte (vgl. die Schëpfibįįri unter „Wein"). Zum Dorf Twann gehören: die Bachtele-, Pfruend-, Rąthụụs- oder Schąąl-Länti (Schǒlänti), die als Bäreländi (s. u.) bezeichnete Seitengasse, die Moosgraabe-,

[2] NB. 1, 25. [3] Wb. 6, 32—46.

die Schoorelänti, dann die Kleintwanner groẞi Länti am Läntihụụs oder „Bernerhaus“ (s. u.) gegenüber dem „Beghinehụụs“ (s. u.). Zur Weinlesezeit kam auch die Bippschólländi zur Geltung. Ligerz hat, wie Twann, eine groẞi (oder Wiịrtshụụs-) Länti, eine Pfruend- (oder Pfarr-) Länti, eine Schạạl- (oder Platz-) Länti (mit dem Gemeindelokal für Notschlachtungen); sodann eine Bielerländi (vor dem Bielerhụụs, s. u.), eine Hortinsländi (vor dem Hortinshụụs,[4]) das Chääserländeli. Am Schaffiser Pfahlbau liegt die Frieseländi (s. Friese unter „Weinberg als Brotkorb“).

Die Insel, an deren staatlichem Steindammweg nordwärts die Dampfschiffe von Ligerz und Neuenstadt her anlaufen, während die südliche Länti die Ausfahrt nach Gerolfingen, Hagneck und Lüscherz gewährt, hatte früher noch die Ligerzer- und die Neietstadter-, die Häidewäg- und die Gäärstere-Länti, sowie südwärts den Neuenburgerdamm.

Sehr wichtige rechtsseeische Landungsplätze lagen zu Gerlafinge,[5] im Mörigen-Egge (s. u.) zu Lattrige. Hier gab es (z. B. 1854) sogar zwei Läntinen. An der mit mächtigen Steinen untermauerten größern stand noch 1828 das obrigkeitliche Chorn- und Läntihụụs neben dem Wiịrtshụụs für die Fuhrleute, welche den Seewiị über Aarberg nach (München-) Bụchsi (s. u.) und Bern verfrachteten.

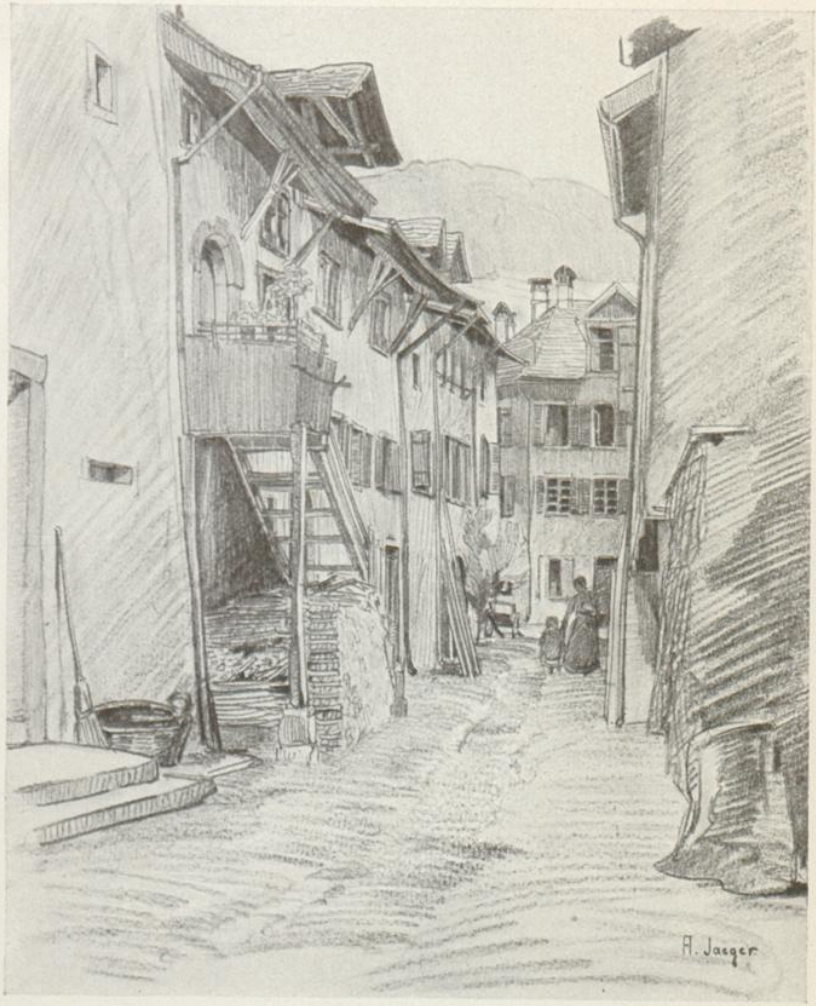
II.

Landungsstege sowohl wie Fahrzeuge, sie mögen Privaten oder Korporationen angehören, unterliegen vor ihrem Gebrauch und je und je während des Gebrauches einer amtlichen Prüfung ihrer Tüchtigkeit. Hierzu hat der G'staat das Recht und die Pflicht ebenso sehr wie zur Überwachung des öffentlichen Fahrdienstes und zur Verhütung eines fahrlässigen fehrle oder über e See setze. Es liegt dies im Interesse des Bürgers, während alte Landesherren auch den Verkehr phär See nur einfach für i'n äigete Sack besteuerten. So zahlte z. B. 1396 und 1397 der Eißer Fehr auf der Bruije an Savoyen jährlich 12 Pfund Wachs. Bern forderte dann (seit 1474) bloß 8 Pfund, dazu aber das freie überfüehre obrigkeitlicher Personen nachts wie tags.[1] Der Schifflohn oder Fuerlohn für das berufsmäßige fuere, die Fuer, mußte ein mäßiger sein.

[4] Die bernische Familie Hortin besaß zu Ende des 18. Jahrhunderts zu Ligerz ein Haus. [5] Stich von König Lafond in Gobats Schweizergeschichte.

[1] Taschb. 1901, 13.

Solche Fuere vollzog von Twann nach der Insel die noch lebende Frau Zaugg mit ihrem Vater und dann mit ihrem Mann und schließlich



Gasse in Twann (Bäreländi)

noch als Witwe, bis die von Wind und Sonne fast geblendeten Augen ihr bloß noch das grämple mit Viktualien erlaubten. Die Ligerzer Fritz Begré (der Schwitzer) und Schwander und der Twanner Louis Mürset (Maaluii) bezogen in ihre regelmäßigen Nidauerfahrten auch die Besuche des Chlausermäärit (s. u.) ein zwecks Versorgung ihrer

Kunden mit Séili für d'Hụsmetzg. Die Schiffmanne Samuel Gutmann zu Vinelz, Abraham Simmen zu Erlach (1831), Wißeier (Gebrüder) in Vingelz fuhren mit ihrem Boteschiff allwöchentlich nach Neuenburg, wie Straßer in Ligerz Wein bis Aarwangen verschiffte. In Gerlafingen machten sich um 1840 bis 1880 die Brüder Dasen oder die Seebuebe: der See-Hans und der See-Peter einen Namen.

Die Schifferin Lilly (Lisette Bovet, † 1915), welche regelmäßig und besonders an Markttagen Leute und Waren von Môtier nach Murten ruderte, leitet über zum Fehr, Fährmann („Ferge"), der eine Fähre oder ein Fahr bedient. Das ist eine durch den Anruf „ụ̈ụ̈ụ̈bę̣ę̣r!" geforderte und durch „Jooo!" (oder einen Pfiiff) gewährte Kahnfahrt über einen Fluß. So bis vor kurzem über die Saane in der Golatenau. So noch 1554 (vor Erstellung der Brücke, s. u.) das Sant-Jhánse-Fahr.[2] So das Fahr Gottstatt-Schüüre, seit 1894 als Liimmefahr (mit Drahtleine) und seit 1897 mit elektrischer Anrufklingel. Dieses Vergnügen, noch immer i der Fähre z'rịte, ist ein Ersatz der durch schändliche Intrigue verhinderten, so notwendigen Fahrbrügg. Eine Viertelstunde flußaufwärts bestund um 1783 auch das Schwadernaufahr nach Zihliwil,[3] wie seit 1899 ebenso weit das Fahr Safnere-Meieried. Als Lehen des Schlosses Nidau betrieb bis 1754 ein Pächter bis z'Ooben am achti im Winter und bis am nüüni im Sommer das Fahr Brügg-Ägerten. Dafür zahlte ihm um 1666 jeder Bụụr jährlich es Määß Chorn un es Brot. Der Pächter bat nun aber, für's chönne z'mache (um sein Auskommen zu finden), um die Bewilligung, vo mene ganze Bụụr[4] statt des einen zwäi Määß zu fordern. Der Rat gestattete „einige" Aufbesserung.[5]

III.

Neben jenen berufsmäßigen Botenfahrten sah der See zur Zeit der Seebutzenlandwirtschaft zu seiner Rechten Lastfahrten besonderer Art. Da spedierten zumal die Twanner Sand, Mụụrhäärt, Stäine, Schorete, B'schịtti hinüber und Ernten herüber. „In ein Schiff wurden gewöhnlich bis zweihundert Brenten B'schütti oder drei Fuder Heu oder Emd geladen, was als eine Tagesarbeit von vier Personen berechnet ward. Prächtig war es anzusehen, wenn bei einer sanften Bụụrtlęfbịịse (von Burgdorf her wehend, S. 3) bis acht solcher

[2] RM. 18. März (119). [3] RBS. 117. [4] Der in jeder der drei Zelgen wenigstens 10 Jucharten besaß; der halb Bụụr besaß weniger. (Schwz. Id. 4, 1514.) [5] RB. 2, 211—255. (23. März 1666.)

hoch mit Heu beladener Schiffe den See hinauf segelten und die jugendlichen Schiffer einander von Wäidlig zu Wäidlig neckten und in der Fertigkeit des Segelns wetteiferten." [1]

Anlaß zum Wettstreit i der Flinggi gaben aber auch minder g'fräiti Anlässe: wie vor einem halben Jahrhundert im Seeland, zumal im Amt Nidau, unheimlich zahlreiche Brände. Es war die Zeit, wo nicht wenige Besitzer von Gebäuden, die sie gerne los wurden, solche



Überführung des Inselweines nach Twann (Inselfuhr)

dem Staat verchauft häi, und wo Spritzenmannschaften jeweils fragten: Wenn solli mer ume choo? Oder: Solli mer grad d'Spritze doo loo? Gleich schützig (schnell bereit) wie für solchen Sarkasmus waren die Twanner für den Wettstreit um erste Hilfe auf der Brandstätte „trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang" des nächtlich erregten Sees. Der Triumph, in Lüscherz nicht bloß vor Tüscherz, sondern selbst vor dem kirchgenössigen und die Vorteile des ebenen Fahrweges benützenden Vinelz d's erste Wasser z'gää, erfreute sie weit mehr als die damit errungene Prämie der Dublle (Dublone, Duplone, 23½ Franken). Denn die von drißg aus erstem Schlaf ge-

[1] Albert Krebs.

schreckten, noch schlagfstuurme Männern bediente Schöpfspritze in passend ausgesuchtem Wäidlig zu laden, über den See zu rudern, zum brennenden Haus uufez'stoße und erst noch mittelst der mitgeführten Äimer zu füllen (während die Suugspritze mittelst der einen und selben Pumparbeit Wasser suugt u gibt) war ein schwieriges Werk. Darum nach dem steten Ruf: Pressieret! der um so freudigere Jubel: Mir mëge g'choo! Mir si di Erste! Ähnliche Hilfe leisteten 1834 die Twanner zu Madretsch, zu Meinisberg, zu Siselen, zu Lenzigen.[2]

Lust- und Lastfahrten in einem brachten Määrittage wie die zu Twann (s. u.) und zu Biel. Da wimmelte der See von Ruderschiffen aller Art. Das war ein Wettlaufen der dicht gedrängten Kähne, aus denen das starke und das noch stärkere Geschlecht sich gegenseitig mit mehr gesalzenen als gewaschenen Witzen bombardierten. Neckereien und Trümpfe flogen hin und her, wenn nicht aus jugendlicher Ibermietigi und Iberfiinigi einfach äine dem andere b'bäägget het.

Wettfahrten nöblerer Art, deren Erfolge sich in einen Rang oder eine Reihe stellen: eine alte rîha oder rîga, die daher venetianisch als regatta und seither als Regatte bezeichnet werden, fanden je und je auch auf dem Bielersee statt. Die Zeitungen verzeichneten z. B. solche vom 23. August 1885 und vom Jahr 1911.

Geistlichen Charakter trugen hinwieder die Fahrten, welche 1482 und 1483 die Bieler auf Twanner Schiffen zum Altar des hl. Erhard in Nidau unternahmen.[3]

Dampfschiffahrt.

Wäit er uf d'Insel? Bateau neuf. Bateau neuf! Männer und Wiiber und Jungbursche aus Ligerz riefen es vor Zeiten den Sonntagswanderern aus Biel entgegen, die zu Fuß vom Tor des Jura hergepilgert kamen oder seit der Bahnfahrt dem linken Ufer noo (s. u.) nach der zuerst noch einzigen Station Twann sich hatten fahren lassen. Wäit er nid uf d'Insel? So rief es die Straße entlang bis zur Boome, ja zur Brunnmihli hin aus Kehlen von Sonntagsschiffern, die bei der Holzhütte, auf der Mauer sitzend, uf ene guete Schigg g'waartet häi, wenn so n e ganze Träbänt häärchoo isch.

„Wäit er öppa n uubera?" Die zwei stattlichen und stämmigen Brüder Marolf fragten es an den Läntine zu Erlach und Neuen-

[2] Derselbe. [3] Taschb. 1963, 165.

stadt gemessen freundlich und mit standesbewußter Zurückhaltung, wenn ein Reisender offensichtlich zum abgelegenen alten Grafenstädtchen hin oder von demselben wieder weg strebte. Einheimische setzten sich, ohne solche Frage abzuwarten, einfach in den bereit liegenden Kahn und vertrauten sich, der See mochte brüelen oder schwiige, den an alli Wätter Gewöhnten mit einer Selbstverständlichkeit an, als könnte unter ihrer Führung keinem je „was Menschliches begegnen". U wenn's fähle sött — erklärten sie einst zwei bei fürchterlichem Bärgluft nach Neuenstadt Hinübergeruderten lächelnd — mier häi scho im stillen uusg'macht g'haa, welcher von üüs der äint, u wele der ander uf e Rügge nähm u mit ihm üübere schwumm.

So der Vater und der Oheim des Kaapi oder Chappi: des noch gegenwärtigen ersten Dampfschiffführers zu einer Zeit, da die Eisenbahn Biel-Neuenburg die ersten Versuche regelmäßiger Dampfschiffkurse ab der Tagesordnung gesetzt und deren Fortsetzung noch nicht hatte aufkommen lassen.

Bereits 1826 sehen wir nämlich die bahnbrechende Erfindung eines Fulton dem Verkehr zwischen Neuestadt, Insel, Twann und Nidau dienstbar gemacht. Füf Batze zahlte im Oktober besagten Jahres der Schaffner Wilhelm Irlet für die Fahrt Insel-Neuenstadt-Twann, und auch im Juli 1826 fuhr der Dämpfer nach Nidau. Es wird dank der nämlichen neuenburgischen Schiffahrtsgesellschaft geschehen sein, welche bis zum Betrieb des linksseeischen Schienenstranges (s. u.) den ganzen Wasserweg von Iserten bis Biel befuhr, die Jurapforte zu einem bedeutenden Hafenplatz erhob und auch den Läntine Neuenstadt, Ligerz, Twann, Tüscherz Leben brachte.[1]

Der Eisenbahnbetrieb ließ nur noch einige kleinere Schleppdampfer mit Mühe ihre Existenz fristen; und zwar das frühere Postschiff „Industrie", denn no däärwääg, daß daas in seinem schwachen Alter der Lokomotive als seinem Todfeind Hagnituurbe zueche g'schläipft het zu allerdings bald als unzureichend erkanntem Steinkohlenersatz. Das nämliche Schiff, der als „Eländer" verhöhnte „Seeländer", erlag um 1876 vor Hagneck einem Sturm, doch ohne Menschenleben und Güter mitzureißen.

Ein Halbdutzend Jahre zuvor betrieb eine Gesellschaft mit dem halbgroßen Schruubedampferli „Schwalbe" dur d'Wuche duur Steinschleppdienste und a de Sunntige Lustfahrten nach der

[1] Vgl. den Bericht des engern Ausschusses für neue „Dampfschiffahrt auf dem Bielersee" an die Mitglieder des Initiativkomitees. (Biel, Andres und Kradolfer, 1910), sowie Geschäftsberichte. Dazu die gütige Orientierung durch Herrn Finanzdirektor Türler in Biel.

Insel, indes die „Caprice“ ihr Glück im Fahrdienst Erlach-Neuenstadt versuchte. Kurz wie deren Laufbahn, war die des hübschen, kleinen „Neptun“, der an jenem fürchterlichen 25. Juli 1880 (vgl. Ins 65) mit 17 sonntäglichen Fahrgästen dem Bärgluft zum Opfer fiel. Während der nun folgenden sieben Jahre konkurrierte bloß ein Neuenburger Dämpfer mit den Ruderbooten, Schaluppen und Barken, welche der Insel Gäste zuführten.

Da kam der 30. Januar 1887. Es war der Geburtstag der Dampfbootgesellschaft, welche noch am 1. Juli desselben Jahres das kleine, ohne Kajüte gebaute Dampferli „Union“ in Betrieb setzte. Sitz der Gesellschaft war und ist Erlach, wo der Notar und Rechtsagent Witz sich auch für die Förderung des weltfernen Städtchens ins Zeug legte. (Vgl. Ins 174 ff.) Die mit der „Union“ ausgeführten Querfahrten Neuenstadt-Erlach häi (allzu starke Eisbildung abgerechnet, S. 9 f.) sider nie ụụfg'höört. Im Gegenteil erhielt das Schruụbedampferli bereits 1889 Zuzug in einem gleich gebauten Schiff, das aber statt 70 nünz'g-Personen faßt und in der Ggäbine oder Kaihütte (Kajüte) Wetterschutz bietet. Es ist der „Jean Jacques Rousseau“, wohl auch kosend als d's Rụ̈ssooli bezeichnet. Als dritte Hilfskraft wurde 1911, ein Jahr nach dem Beitrag von Fr. 6000 durch die Herbstg'mäin Twann, das kleine Motorboot (Motörli) „Jolimont“ eingestellt, welches, ebenfalls mit einer Kajüte, 60 Personen Platz gewährt. So konnten nun ohne Ụụfwand, d. h. Störung[2] selbst in der Not der Kriegsjahre zur Winterszeit täglich zehn Fahrten hin und rétụụr ausgeführt werden. Im Hochsommer steigt die Zahl auf drizääche, und es schließen sich an diese Querfahrten täglich vier Weiterfahrten nach der Insel.

Anno Zääch̊ni (1910) wurden die ersten Längsfahrten auf dem Bielersee gewagt, konkurrenziert allerdings von den neu aufgenommenen Neuenburgerfahrten Iferten-Biel bei nicht zu hohem Wasserstand, der ein dụụrfahre under der Sant-Jhanse-Brụ̈gg dụụr verunmöglicht. Zum Zwecke solcher Längsfahrten wurde der Raddampfer „Cygne“ vom Genfersee (Jänfersee, Jämfersee) her nach Zürich befördert und dort als der Halbsalondampfer „Stadt Biel“ umgebaut, am 12. Mai 1911 eingeweiht und am 14. in Betrieb gesetzt. Diese und der gleichzeitig von Stapel gelassene „Jolimont“ (s. u.) häi ihri Sach g̊lsó brav g'macht, daß die Gesellschaft 1913 wagen durfte, vom Genfersee sich auch den Raddampfer „Wilhelm Tell“ zu verschreiben

[2] Die sonderbar erscheinende Deutung wird durch „Auf“-schub und Vor-„wand“ vermittelt.

und als den Halbsalondampfer „Berna“ die flotte Flotille ausbauen zu lassen. Die „Berna“ faßt 550 Personen, wie die „Stadt Biel“ deren 300, und entfaltet eine Kraft von 300 Pfärd, wie letztere deren 160. Damit wurde ermöglicht, den hochsommerlichen Fahrplan mit dem Maximum von fünf sonntäglichen Hin- und Herfahrten Biel und Erlach auszustatten, mit Anhalt an allen den S. 33 genannten Stationen, bloß mit dem Tausch von Tüscherz an die neue Länti Alfermé. Verlegt wurde auch die Länti Ligerz und an gleicher Stelle erneuert die von Twann. Neu trat hinzu als sonntägliche Station die von Hagneck (Hagni).

Dieses Querfahrtstück Hagneck-Insel (von der letztern südlicher Länti aus) läßt sich denken als Fortsetzung der Querfahrt Ligerz-Insel (nach deren nördlicher Länti) und damit als eine Art Parallele zu Erlach-Neuenstadt. Damit legt sich unter drei Schiffsführern über den Bielersee ein großmaschiges Betriebsnetz, welches sich an die drei Viertel des heute vollendeten eisernen Halsringes der Eisenbahn knüpft. Es wiederholt sich damit in etwas vergrößertem Maßstab das an die Broyetalbahn sich knüpfende Stationsgeflecht des Murtensees mit den Läntine Murten, Praz, Môtier, Faoug (Pfauen), Vallamand, Murten. Der Strang der Broye- (Bruije-) Fahrten verbindet dasselbe mit dem Betriebsnetz des Neuenburgersees.

Die Längsfahrten auf dem Bielersee aber scheinen sich auswachsen zu wollen zu einem Stück westschweizerischer, ja internationaler Wasserfahrt. Die Zukunft wiederholt auch in diesem Fall in größerem Maßstab und mit größern Mitteln ein Stück Vergangenheit.

Schon zu sehr alter Zeit wurde das begehrte Langholz der Jurawälder bis nach den Niederlanden verschifft und durch den Bielersee statt obenum über das heutige Landron oder underum über Biel geleitet. Der die Transporte leitende præfectus barcariorum wohnte in Eburodunum: dem nämlichen Iferte, von welchem aus eine Neuenburger Gesellschaft (S. 28) längst die drei Juraseen samt der Zihl und der Broye sowohl in Waren- als in Personentransporten durchfährt, ohne aber in illoyaler Konkurrenz mit Biel-Erlach die Zwischenstationen zu bedienen. Ist nun einmal auch der Kanal von Entreroches, der von 1640 bis 1830 den Genfer- mit dem Neuenburgersee verbunden hat, erneuert, so ist damit die Rhone-Rhein-Schiffahrt ermöglicht und wird dem Kurs Yferten-Biel-Koblenz-Bodensee, wenn nicht sogar Basel-Bremen angegliedert. Die geniale Idee eines Dr. Schneider-La Nicca (vgl. Ins 136), welcher allerdings bereits um 1718 mit den Fahrten Nidau-Bern[3] stückweise vorgearbeitet war, wird damit großzügig erneuert werden.

[3] NB. 2, 257.

So nach den Ausführungen des Bieler Stadtbaumeisters Huser als Präsidenten der bernischen Sektion des Rhone-Rhein-Schiffahrtsverbandes. Die Brüje zwischen Murten- und Neuenburgersee, die Zihl zwischen Neuenburger- und Bielersee, d'Aare zwischen Biel und Solothurn kommen dabei als natürliche Schiffswege in Betracht, wie als künstliche die Aare zwischen Bieler- und Brienzersee, sowie zwischen Solothurn und Koblenz. Für Schiffahrt, Industrie und Landwirtschaft fällt im Seeland ins Gewicht der Ausgleich zwischen der Aare einerseits, den drei Juraseen anderseits. Durch Ausnützung der letztern als Akkumulierbecken wird der Wasserstand reguliert und in den Flüssen die nötige Fahrwassertiefe hergestellt, wird die Hochwasserzeit verringert und die Dauer der Schiffahrt verlängert.[4]

Mit diesem Werk steht in Verbindung das fertigkorrigiere der Juragewässer. Die erste Periode dieses großen Unternehmens (Ins 73 bis 146) bewirkte eine enorme Senkung des Seespiegels und Moosbodens. Die unerhörte Tröchcheni des Winterhalbjahres 1920/1921 legte Pfahlbauten bloß und schädigte Uferverbauungen. Die Föhnschneeschmelze füllte sodann derart den Bieler- vor dem Neuenburgersee, daß die Zihl, wie 1885, rückwärts, also „obsig" in den letztern floß. Der Moosboden aber hat auch bei gewöhnlichem Wasserstand dermaßen sich g'setzt, daß er mehrfach überschwemmt, in seinen Kulturen geschädigt und seiner Pflanzennährkräfte beraubt (uusg'schwemmt) wurde und wird. Unerläßlich ist daher:[5] Ausbaggerung der untern Broye und der untern Zihl, Änderung der Nidauer Schleuse, Erweiterung des Nidau-Büre-Karnal, Aare-Korrektion Meyenried-Attisholz. So kommen insgemein auf ihre Rechnung der Flueg, der Chraftdroht und der Dämpfer — der letztere mit Recht den Namen tragend, bis den Dampfkessel der Akkumulator, di schwarzi di wißi Chohle ersetzt.

[4] Inschinör Peter im „Bund". [5] Nach Ingenieur Deluz.

Fisch.

Seeländischer Fischbestand.

I.

Schiff und Fisch, Fischerei und Schifferei gehören zusammen in Wortklang und Sachbestand. So auch und erst recht im Seeland, wo eine tiefgründige Wissenschaft nach ernsten Studien und Laboratoriumsversuchen herausgebracht hat, der Fisch well drümal schwümme: im Wasser, im Schmutz, im Wii. Daß vorab das erste der drei Medien in einem Land nicht fehlt, das nach den vier Weltgegenden vier Quellströme sendet, sagt die Unzahl seiner Schiffer und Fischer. Hören die nicht mit Erstaunen, daß eine so wasserreiche Schweiz für jährlich anderhalbi Million Fische us em Ußland (us frömde Land) beziehe? Was sagt dazu vor allem ein Lüscherzer? Sein Ort ist allerdings zum stattlichen Chüehbuuredorf uufeg'chräblet, das wie mit jenen drei Elementen auch mit äigetem G'wächs und äigeter Milch aufwartet — schon zur Pfahlbaufundperiode damit willkommener als mit seinen Määritchörb voll Antiquitäten. Solchen Aufschwung dankt er aber dem unerchännte huusen u wäärche jener ökonomisch noch chliine, aber überaus g'wäärbige (g'wiirbige) Lütli, die vor Zeiten um eine Einsiedlerhütte ihr unansehnliches Mooshüttendorf gruppierten, um mit dem Fischfang ihr Brot aufzubessern.

Der richtige und daher mit der allenthalben üblichen Ortsneckerei wohl vertraute Lüscherzer unserer Tage wiederholt denn auch lachend selber, wie solch ein Jahrhunderte dauernder Aufschwung durch arbärgische Stadtwitz in folgender Zusammendrängung auf einen einzigen, allerdings wohl zwänz'gstündigen Arbeitstag veranschaulicht wurde: Wenn e Lüscherzer am Morgen am zweu mit der „Fischmälchtere" am Rügge gäge Bärn zue gloffe (g'lüffe) isch, für deert von ei'm Chundehuus zum andere siner Fisch abz'setze oder aaz'traage, do

het er, wenn mą 'nę gfrogt het, wo n er här chööm, gʼsó schier mit ere Brieggistimm zum B'scheid g'gää: „Vo Lüscherz, lieber, laider.“ Aber wenn er denn vo Bärn über e Frienisbärg z'rugg choo isch un im Chlooster es batzigs Mütschi überchoo het un das z'Arbäärg i 'mene Schoppe Roote z'linde 'too, denn het denn d'Antwort anders töönt! Denn het's denn g'häiße: „Vo Lüscherz, bi Gott! Worum? Bin ich der öppis schulldig? So säg's graad!“ Zu solch angedichtetem Hochmüeteli würden allerdings die Gründe erst in paar weitern Jahrhunderten reichen, wenn überhaupt jemals strebsamer Fleiß und Hochmut enand aanähmti wi Wasser und Ööl.

Zum Emporkommen ganzer Ortschaften durch fast oder ganz ausschließliche Fischerei, wie auch Lüscherz selbst es mit seinem (obere) Wirtshuus zu de drei Fische andeutet (vgl. das Hôtel des trois Poissons zu Neuenstadt, den „Fisch“ zu Ins, den „Hecht“ zu Montilier), böte übrigens der Bielersee nicht mehr die Hand. Win e Fisch im Wasser lebten die Bielersee-Fischer und -schiffer bloß vor der Juragewässerkorrektion, als der See sis gäng gliichlig warm Wasser in sanftem Dahinfließen bei einer Mindesthöhe beibehielt, die das heutige Durchschnittsniveau um mehr als 2 m überschritt. Das tiefer gelegte Wasser bekam raschern Zug und ungliichi Weermi. Zudem wurden zahllose frühere Laichplätze trocken gelegt bis auf die noch immer gedeihlichen, ja idealen am Inselrohr (dem Häidewääg) namentlich auf dessen Nordseite, sowie im Häftli: der alten Aare zwischen Meyenried und Büren. Dank diesen Verjüngungsstätten und dank der Nidauer Schleuse (Ins 142) hat der Fischbestand sich wieder um öppis gehoben. Nicht beheben aber läßt sich der Übelstand, daß der Hagnikanal mit seinen Geschiebemassen einen Teil der Wasserpflanzen und Wassertiere deckt, die sonst als Nährstoffe und zu Verstecken der Fische dienten.

Stärker entvölkert ist der Neuenburgersee. Einmal hat die Jagd sogar auf die winzigsten Bondelles (s. u.) ihn uusg'fischet, und dann ist auch er mächtig z'ruckgange. Mit seiner Umgegend der Einmündung der alte Zihl reichte er bis i d's Gample-Dorf, drang vielen Orts hin u wider, ja oft (1422: offt vnd dick) i d'Chuchine, daß es den Hausfrauen dóch denn z'dick choo isch, und gestaltete das heutige feerme Buuredorf zum wahren Fischerdorf. Hinder jedem Huus isch e Wäidlig g'schwumme. Auch Erlach badete seinen Fuß im Bielersee. Dääwääg erklären sich Flurnamen wie d'Hüürlimatte (1806) und die Hüürliachere (von einem Bächlein durchflossen) zu Müntschemier. Sie gewährten Hüürlig (s. u.) in

so reicher Zahl, wie andere Fische der Fischbrünnacher zu Finsterhennen, ja wie die Fischweiere zu Gottstatt (1783) und im „Vychweg" zu Gampelen (1799). Auf dem Umweg dagegen, der über den Geschlechtsnamen Hẹchtli führt und die einstige Erlacher Hechtligaß erklärt, wird die Hechtleren-Hofstatt zu Müntschemier (1362) verständlich. Wie aber sind der Achcher im Fiịschi und die Fiịschiräbe zu deuten?

So fischreich, daß die Angelfischerei frei gegeben werden dürfte, ist immer noch di alti Zịhl. Ein dankbarer Wirkungskreis für die drei Fischereivereine der alten Aare: Aarberg, Lyß und Büren, ist der alt Aarelauf. Zu seinen besonders guten Stellen gehört z. B. das Häftli bei Meinisberg (s. o.). In diesem Strich hat die Juragewässerkorrektion für die Ansiedlung einer reichen Wild-Flora und Fauna grad förderlich gewirkt. Die seit Jahrtausenden hier angeschwemmten Geschiebemassen sind freigelegt worden und bieten wahre Dorados wie für Chrüterler (Herboristen) und Chäferler (Entomologen) und Schmetterlingskundige, für Beieler (Imker) und für Jeeger, so in den zahllosen Bäch und Bächli, Glụngge und Gieße (Altwasser) auch für Fischer.

Der Durchstich des Dammes, der bei Meieried die alte Aare abschließt, würde den Fischen eine große freie Wasserstraße schaffen. Er kann aber erst mit dem solothurnischen Korrektionswerk choo. Diese muß jedoch anderseits wohl neue Schädigung des Fischbestandes bringen durch Verkürzung und raschern Zug des Flußlaufs, sowie durch Zerstörung der Aufkolkungen (Glụngge und Glụnggli) und Schilfplätze (Rohr und Röhrli) des Ufers, der Schlamm- und Sand- und Kies-(Grien-)Stellen des Grundes. In den korrigierten Fluß werden sodann neue Fabrigge ihre vergiftige" Abwässer senden dürfen; neue elektrische Kraftwerke hinwieder müssen die natürlichen Flußläufe durch künstliche Anlagen (Fischpäß) zu ersetzen suchen, nach Art der 1885 im Rheinfall erstellten Lachsleitern.

Was so im Dienste der Landwirtschaft und Industrie als der Hauptnährquellen unseres Landes si nid anders loot mache, luege d'Fischereivereine (s. u.) guet z'mache durch Erhaltung der noch bestehenden und Schaffung neuer Existenzgrundlagen für ein gleichfalls hochwichtiges Element nationaler Selbsterhaltung und Selbstbehauptung.

II.

Aus 56 Fischarten setzt sich die schweizerische Fischklasse zusammen. Die meisten derselben sind auch im Seeland vertreten, und zwar in den folgenden näher bezeichneten Lokalitäten:

Bl. = Biel,
Bs. = Bielersee,
Ga. = Gampelen, Ins.
Li. = Ligerz.
Lü. = Lüscherz,
M. = Muntelier bei Murten.
Ms. = Murtensee,
Ns. = Neuenburgersee,
S. = Sugiez und überhaupt Wistenlach,
Tü. = Tüscherz,
Tw. = Twann und Umgebung.[1]

Alle gehören in die Ordnung der Knochenfische mit Ausnahme der Bach- und Flußneunaugen: Nïïnäigler (alt Bl.) oder Stäibisser (Petromyzon Planeri und P. fluviatilis, Lamproie de rivière, Lamprete, d. i. „Stäiläcker", quia lambit petras, in S. suço- oder perçapierra). Der wie ein riesiger (Regen-)Wurm oder auch wie ein junger Aal (Ööl, s. u.) aussehende, durch bloßen knorpeligen Rückenstrang gestützte Leib zeigt in der Halsgegend sieben rundliche Kiemenlöcher, ein Naseloch und ein Auge, zusammen neun „Augen". Der wie am Bluetsuuger röhrenförmig vorgestreckte Saugmund ist von einem Kreis runder Hornzähne umrandet, mittelst deren das Flußneunauge sich zum Frühlingslaich an aufwärtswandernde große Fische aasugt, ja sich in sie hineinfrißt.[2] Wohlschmeckend, aber schwer verdaulich, werden sie meist verschnätzlet als Richtfische für Aale.

Diese Ääl (M.) oder Ööl, Eél (Lü., Tw.), Öölen, Eéle (Ga., Tw.), Ööler (gelegentlich in Ga.)[3] — die einsilbige Mehrzahl wurde auch Einzahl, etwa wie „Öpfel" — galten ursprachlich[4] als Schlängli. Wohl als solche verbannte 1474 ein päpstlicher Machtspruch die Aale,[5] wie ein bischöflicher aus Lausanne die Maikäfer zitierte. Drum heißt der europäische Aal Murena anguilla oder jetzt Anguilla vulgaris (Anguille commune, in S.: Anguilla). Eine andere Bezeichnung A. fluviatilis gilt dem uns

[1] Hilfsmittel für Einordnung, Benennung und Beschreibung: Goeldi, s. Quellen; Asper und Studer: Die Fische der Schweiz und die künstliche Fischzucht (Bern, 1890); Baron von Ehrenkreutz-Borchart: Das Ganze der Angelfischerei (Lpz. [16]1904); P. Savoie-Petitpierre: Carte piscicole du lac de Neuchâtel (1904); J. Jud: Les noms des Poissons du Lac Léman (Lausanne 1912); Schmeil: Zoologie [20] S. 304 bis 341; Brehm: Tierleben [1] V, S. 447—812, Mündliche Belehrungen durch Karl und Großrat Max Engel, Albert Krebs, Karl Irlet u. a. in Twann; Fischer Grimm (Schueljoggi), Wirt Dubler und Gutmann (Jöggi Bänz, 1821 bis 1915) in Lüscherz; den 74jährigen blinden Jean Bourguignon und seine gleich alte Ehefrau in Sugiez; die 80jährige Kahnfahrerin Lisette Bovet zu Môtier-Vully; die Fischer Auguste Faßnacht und Samuel Faßnacht zum „Hecht" in Montilier bei Murten; Gemeindschreiber Tschilar in Gampelen, Postbeamter Rihs in Biel u. a. Spezieller Dank gebührt noch dem Fischereiverein vom Bielersee und seinem Präsidenten; Sekundarlehrer Witschi in Brügg. [2] Weiteres: Goeldi 595 ff. [3] Das l wirkte mit zur Verdunkelung des ä zu ö. [4] Vgl. Hoops 1, 3. [5] AhV. 25, 137.

einzig als „Flußaal" bekannten, noch nicht fünfjährigen Weibchen. Näheres unten.

Die Ordnung der Häringe ist im Süßwasser vertreten durch den im Mai bis zum Juli fangbaren Mäifisch (Alosa vulguris)[6] oder Wißfisch.[6a] Bezeichnungen, die allerdings zu Lü. umfassendere Geltung haben. Dort ist Wißfisch überhaupt ein Träger weißer, sogar silberglänzender Schuppen, und Mäifisch im Mai gefangener Fisch.

„Hechtgrau" wie Goethes Doppelgänger[7] schimmert auch das Schuppengewand des Esox lucius: des Hęcht, brochet, brotschet, brotzet, betsché (S.). So benennt sich der Hai der Süßgewässer, damit aber auch der Umwandler schlechten Fleisches in gutes, nach seinem fürchterlichen Bịịs. Die Unterkieferränder sind nämlich ein ganzes Zügghụụs hechel-scharfer, gebogener Fangzähne.[8] Diese Waffen ersetzen die Kräfte des schwachen Hirns hinter dem Entenschnabel als Ausläufer des torpedoartigen Leibes. Unzähligemal unbelehrt nach jedem Köder und darum auch nach jedem blinkenden Löffel (s. u.) beißend, übt er als einzige List im alten Sinn des Könnens, daß er mụụslistill im Rohr und Bins des Ufergeländes auf ungewitzigt nahende Beute luụßet. Alles fressend, was ihn nid frißt, und bei sperriger Beute es draufankommen lassend, weeles Tier d's ạnder fräß, kann er gelegentlich ob unverschluckbarem Fang erwoorgge. (Man erinnere sich der Szene in der Landesausstellung von 1914.) Seine G'frääsigi verhilft aber dem Fischer zu gelegentlich reichem Zug. So erwischte 1915 einer bei Neuenstadt i dreine Tage mehr als sechzig Hechte, deren größter 33 Pfund wog. Aber das isch no nüụt g'sịị gegen den vierzigpfündigen Hecht mit 6 cm langen Zänd, welchen 1885 der Genfersee auslieferte. Von 30- und von 26-pfündigen Bielerseehechten erzählen die Zeitungen hin und wieder. Überhaupt ist dieses Tier des Fischers Brotfisch, Brotchorb.

D's Mụụl ụụftue wi 'ne Lüscherzerhecht (wie ein Gähnender tut) kann übrigens auch die Forelle, selbst wenn sie nicht so groß wi 'ne Gartepfoste wird. An Raubsucht und Schwittigi (starker Freßlust) steht dem Hecht die Forelle ebenfalls nicht nach, sie übertrifft ihn aber noch an Leckerkeit des Fleisches. Wie guet zumal d'Schịịßfëërneli sịị, wußten ja die alten Bieler. Gleich bekannt ist die Parallele dieser Verkleinerung: „das Föörne-li, Föörnli" aus

[6] Asper 39. [6a] Amerikanische Weißfische wurden 1885 (unter der nötigen Beachtung unaufhörlichen Bewegungsbedürfnisses) im Thunersee ausgesetzt. (Anz. von Saanen 9.) [7] Vgl. einerseits Sokrates' daimónion, anderseits den „sündengrauen Hecht" in G. Kellers „Taugenichts". [8] Vgl. Goeldi 589 und Ehrenkr. 200 ff. mit Kluge 108 und Grimm Wb. IV, 2, 739.

„di Foorne“ mit der Verkleinerung Föräle statt „Foren-le“ aus mhd. vorhen. (Die dynamische Betonung Foräle, Forélle erinnert an „lebéndig“[9] neben holl. lévendig, an individuell oberhasleriſches „u̯sſer-ordäntlich“ u. dgl.) „Die vorhen“ (ahd. forhana) aber ſtimmt letzten Endes mit gr. perknós, d. i. bunt;[10] der Name gilt alſo der prächtigen Färbung der Hu̯t unter den wie Bärlimueter (Perlmutter) glänzenden, feinen Schüepe (Tw.: Schiepe), die man ihrer Feinheit wegen vor der gewöhnlichen Zubereitung nicht abmacht. (Die Forelle wird nicht g'ſchi̯epet oder g'ſchu̯ppt.) Vorzugsweiſe wird als Foorne die Bachforelle bezeichnet: Trutta fario, truite de ruisseau, in S.: trētə de rü.[11] Namentlich durch länger g'ſtreckte Chopf und größere Li̯ib unterſcheidet ſich von ihr die Trutta lacustris, in S.: trētə do lē.[12]

Dieſe Seefoorne iſt „ein emanzipierter Meerfiſch“,[13] der mit ſeiner bis 20 Pfund erreichenden Schweeri und demgemäßen Grööß̧i dem familiengenöſſigen Lachs[14] oder Salm (Salmo Salar, saumon) ſich nähert. Dieſer glotzäugigen Wanderer vom Meer her bis in die mittlere Aare fingen im Jahr 1749 einige Orpunder Fiſcher an der Chilch-mu̯ur z'Arbärg oben a der Brügg nicht weniger als 26 in einem Zug Sie wogen 20 bis 30 Pfund.[15] Nun ſind dieſe Geſellen rar geworden. Hie und da gerät einer aus der Aare durch den Hagnikanal in den Bieler- und Neuenburgerſee und verfängt ſich da. Die Fiſcher unterſcheiden ſolche Fremdlinge von den einheimiſchen Seebewohnern a der Faarb: die des Bielerſees ſind bläichlocht, die des Murtenſees ſchön root 'du̯pfet, wi g'mą̈ą̈le, die Truites saumonnées des Neuenburgerſees dünn 'düpflet.

Im Gegenſatze zu der ſehr langſam wachſenden Bach- und Seeforelle wachſet ſogar im Weier die importierte Regenbogenforelle (Salmo iridens) ſehr raſch: aber ſi het lang nid ſo guets Fläiſch. Mit Vorteil dagegen führte man den Bachſaibling ein als nächſten Verwandten des Röötel und insbeſondere des leckern Zuger Röötel: Salmo salvelinus oder Salvelinus Umbla. Dieſer Name kehrt wieder im omble chevalier (Salmefoorne), dem Omberli und der ombretta, welch letztere noch in Bächen und Flüſſen gedeiht. Das bis 20 Pfund Schwere erreichende, dabei zierlich ſchlanke und prachtvoll gefärbte Omberli dagegen (das oberländiſche Hamel oder Emeli)[16] ſoll nur noch

[9] Vgl. auch „barmhérzig“ u. a. [10] Kluge 146. [11] Von ihrem merkige, gewandten und freiheitsdurſtigen Weſen erzählt in blühendem Stil im „Bund“ vom 2. September 1920 der Feuilletoniſt von „Petriheil“ (am Forellenbach, vom Riedgänger). [12] Näheres: Jud 30 f. [13] Goeldi 577. [14] Hoops 2, 175. [15] NB. 5, 85. [16] Goeldi 585; Jud 40.

den Neuenburgersee zieren. Die gut lokalen Namensformen Ambeli (Lü.) und Ampęli (M.) sind denn auch antiquiert.

Der von omble scharf zu unterscheidende Name ombre (o. commune) gilt dem im Murtensee fehlenden, überhaupt aber läuffigs Wasser bevorzugenden, doch im See zwischen Twann und Wingreis nicht seltenen (und nun auch in den neuen Aarensee gewanderten) Äsch (šš). Er wird auch das Äschli, im 18. Jahrhundert der Esch geheißen, altdeutsch aber der Asch (Felix Dahn), der asche, asco. Wer den bei gewissen Beleuchtungen irisierenden Goldglanz[17] dieser Äsche nicht kennt, wohl gar mit kennerhaft-dreistem „grad vo dene wott i!" vom schelmisch uf de Stockzänd lachenden Händler sich etwa eine Nase (s. u.) als Rohräsch, Rohräschli aus dem Seeschilficht vorsetzen läßt, hat bloß ein Auge für das Aschgrau[18] dieses Fisches. Die Eintönigkeit der Farbe bildet aber die Folie zur prächtig g'mąąlne Längsbänderung der langgestreckten und abgerundeten Rückenflosse, nach welcher das Tier der Fahnetreeger heißt: Thymallus „vexillifer". Der Gattungsname dagegen besagt, das sonst so treffliche Fleisch rieche zur Laichzeit (s. u.) nach Thymian (richtiger: nach Gŭggŭmeresaft).

Zu der Raubfischgattung der Forellen und Lachse oder der Salmoniden im engern Sinn, sowie zur Gattung der Äschen, zählt sich als dritte die der Coregonen, welche mit den vorigen die natur- und die wirtschaftskundliche Einheit der Salmoniden im weitern Sinn ausmachen. Als gemeinsames Merkmal zeichnet alle drei Edelfischgruppen die Fettflösse aus: die fettig verdickte Rückenflosse.

Dieser Coregonen[19] (oder Felchen), welche mit den Hechten und den Brachsmen (s. u.) den Hauptreichtum des Bielersees ausmachen, gibt es in unsern drei Juraseen die folgenden Arten und Unterarten.

Zunächst unterscheidet man (nach dem Genfer Fatio) die zwei Typen Coregonus dispersus und Coregonus balleus. Zum C. dispersus zählen die Arten Coregonus Wartmanni und C. exiguus. Zu der erstern Art gehören die als C. confusus vom Albock des Thuner-, Brienzer- und Zugersees, sowie vom Blaufelchen des Bodensees und dem Bläulig des Zugersees unterschiedenen Pfărit (Lü), Pfeerit (Tw.), Pfeerit (Ins), Pfărig oder Pfäärig (Tw., Li.), Fäärig (M.) des Bieler- und des Murtensees, soweit dieser Fisch im letztern no nid erödet ist. Zu der Art C. exiguus zählt man die Bondelle, die Bóndelle (Ins) oder das Bŭndęli (1559, 1715, 1727) des Neuenburgersees und Chropfer (s. u.) zumal des Murtensees. (Ihre Artgenossen sind der Gangfisch des Bodensees, das Albeli des Vierwaldstättersees, der Brienzlig

[17] Goeldi 273; Lf. 17 f. [18] Vgl. Kluge 25. [19] Goeldi 561—572; vgl. Asper 50—58.

und das Kropflein des Brienzer- und Thunersees.) Vom andern Typus, dem Coregonus balleus, lebt in unsern drei Seen bloß der Coregonus palea: die palée oder der Balch. („Balch", „Balche" heißt im Thuner-, Brienzer-, Zuger- und Vierwaldstättersee der C. helveticus, zum Unterschied vom C. fera als der féra des Genfersees und vom C. duplex als einer Bläulig-Art des Zürichsees.)

Alle diese Coregonen oder Felchen (Renken), deren vielfache Kreuzungen das Bestimmen der festen Typen so schwierig machen, sind charakterisiert durch dä spitz Chopf u das chliin Muul, dessen Armut an Zähnen durch dicht gestellte Reusenzähne an den Kiemenbogen ersetzt wird. Ob diese äi Reie oder zwoone bilden, gehört mit zur Unterscheidung der beiden Haupttypen, die wir für den Bielersee einfacher als Balche und Pfärig auseinander halten können. Jene gehören zu Goeldis[20] Großrenken, diese zu den Kleinrenken, die auch sonst mehr oder weniger entschieden sich von einander abheben. Der gleichmäßige Silberglanz der Schuppen verbindet sich insbesondere beim Pfärig mit außerordentlicher Niedlichkeit und Beweglichkeit der Leibesgestalt, während der schwärzlicher aussehende Balch durch ausgiebigere Leibesgröße des Brotfischers „Fall" ist. Dazu kommt des Balchen festeres Fleisch, wo meh i d's Muul gi^{b}t, indes das weichere des Pfärig vorzugsweise den Feinschmecker befriedigt. Auch ist der Balch insofern liechter z'faa, als er zum Laichen (s. u.) d's Land oder doch d'Dünni aufsucht, indes der Pfärig seine marine Urheimat immer noch durch Bevorzugung größerer Tieffi kund gibt.[21] Dieser Unterschied scheint der Bezeichnung „bondelle" als „Tiefenbewohner"[22] zugrunde zu liegen. Aus entsprechendem Grunde trägt der Chropfer seinen Namen: Beim Heraufholen aus der Tiefe nimmt der Wasserdruck so rasch ab, daß die in der Schwimmblase enthaltene, stark komprimierte Luft nicht mehr den genügenden Gegendruck findet. Darum schwillt die Schwimmblase so gewaltig an, daß sie wi n e große Chropf die Kehlgegend uustribt. Aus ähnlichem Grunde, sagt man, trete bisweilen einem Egli (s. u.) der Mage zum Muul uus.[23]

Aus der Familie der Grundeln bloß die Grummele (Lü.) oder den Schnauz (M.) der Moosbäche erwähnend, gehen wir zu der reichen Karpfenfamilie über, welche ebenfalls — wenigstens teilweise — sich durch prächtige Schuppenfärbung auszeichnet. Vor allem erwähnen wir die Naase (le naso in S.) oder den Naasel (M.) mit dem ab-

[20] 566 ff. [21] Max Engel. [22] M-L. Wb. 1392; Jud 19 f. [23] Vgl. das buchstäbliche Ertrinken der ostindischen Kletterfische (Anabantidae) und das Ertränken des Hechts durch die Mexikaner. („Bund".) [24] Zu diesem Namen stimmt der Squalius cavedanus (enetbirgischer Aalet). Der Aalet heißt mhd. alant und ahd. alunt, as. alund.

wärts gerichteten und vom stumpfen Vorsprung der Schnauzenspitze überragten Spalte des knorpeligen (den Namen Chondrostoma nasus veranlassenden) Maules. Genannt sei ferner der Aalet (Squalius cephalus) oder le „chevesne", le chevaine: der Schwenn (M.), le tzéveno (S.),[24] auch le meunier und der Müller geheißen, weil er sich gern in den Strudellöchern der Mühlräder verbirgt. Sodann der auch im Moos heimische, wie der Hase bewegliche und außerordentlich lebhafte Hääsel (Squalius leuciscus), aus der gleichlautenden Mehrzahl etwa auch als der Haasel „rekonstruiert" und so dem schriftdeutschen Hasel angeglichen. Er heißt zu S. le ronzon, zu M. der Rungsung, neuenburgisch le rondion. Das grazil[25] gebaute Tier heißt sonst westschweizerisch la vaudoise.

Namentlich d'Nase, wohl auch der Aalet, werden um Laupen als Äßfisch der Sense massenhaft enthoben, während sie sonst, gleich dem Hääsel, bloß als Richtfisch (s. u.) geschätzt sind. Das letztere gilt auch vom Squalius Agassizi: dem Riesling oder Fischer, Fischerli, Strömer, blageon, der allerdings am Bielersee bloß durch die von Bern über Biel gewanderte Redensart hét en Fischer! („hát ihn schon!") bekannt geworden ist. Nicht mehr gilt auch der Winger (Ga.) oder di Wingere (Lü.), le vengeron, veîzero (S.), der Wänserung (M.). Dieser „rötliche" Leuciscus rutilus erinnert an die roote Feedere (Ins) oder Flösse der ebenfalls stark grätigen Rotten, Rottele, Röötele (M.), auch das Rotteli, Rottli (Ga. Lü. Tw. Li.), la rotta (S.), le rotengle oder Gardon commun geheißen, mit dem Namen Scardinius erythrophthalmus genauer als „rotäugig" bezeichnet. Die goldgefärbte Iris zeigt nämlich meist einen roten Augenfleck.[26] Der oben erwähnte Name „Müller" vereinigt sich in anderm Sinn (die Schüppchen bleiben an der Hand des Fängers kleben) zur Bezeichnung des Alburnus lucidus mit Schnijder (M.) und tailleur. („Schneider" heißt aber sonst das Bambeli, der Spirlinus bipunctatus.[27]) Andere Namen dieses Alburnus sind: der „Bläääulig", le bleu und das „Albeli" (Lü.), le blanchon und blanchet, la byre und l'abya (S.), ablette und able, l'aube = le laube, d's Laubeli und d's Laugeli.[28] Alle dienen zur Bezeichnung schlanker Köderfischchen mit blaugrünem Rücken und rein silberigen, dünnen Schuppen, welche Perlenessenz liefern.[29]

Dagegen ist der Rhodeus amarus, Bitterling das wirtschaftlich wertlose, aber naturgeschichtlich interessante,[30] zierlich winzige Bach-

[25] Goeldi 545. [26] Ebd. 539. [27] Ebd. 536. [28] Vgl. schwz. Jd. 3, 962. [29] Asper 67. [30] Goeldi 530 ff.

bụmmerli. Anderwärts teilt es mit der Ellritze (Phoxinus laevis) die Benennung d's Bụtzli.

An die Worteinheit von Blick und Blitz (leuchtender Strahl) erinnert die Blicke (Blicca Björkna), die twannerische Plagge. Dieser kleine Fisch ist nach Namen und Sache nächstverwandt der Brasse oder dem Brachsmen (Abramis brama): la brème, die Brachsme oder die Brachsle, Brachsmele (Bl.), was an altgermanisches brëhwan (glänzen)[31] anklingt, den Dichter Ganghofer aber zur Schöpfung seiner „Brachtmannen" anregte. Wie in dem durch die Scheitelung doppelt wirksamen Glanz des Schuppenkleides, gleichen sich die beiden Karpfengattungen Blicke und Brachsme auch durch ihren auffälligen, seitlich plattgedrückten Leib mit dem hohen, steil ansteigenden Rücken. Das verschaffte ihnen die weitern Namen le haut le dos, sowie la platelle, le platel, le plattō (S.), der Blattell (M.), das Blattli, die Blacke (Mö.), während das Blackli (Lü.) als die chlịịni (jungi) Brachsle gilt. Darum die auf geringern Wert des Blickenfleisches gestützte Rede: wi gröößer d'Brachsme, wi besser. Die stark ausgeschnittene Schwanzflosse veranlaßte zudem die Bezeichnung der Mụtzel (M.). Alle diese Eigenheiten lassen sich genügsam studieren an Riesenzügen, wie sie z. B. an den beiden ersten Aberelle 1899 und 1913 zu Lüscherz gelangen. Wie wenig damals die dortigen Fischer i 'n Abrelle g'sprängt wurden, zeigten die Züge von 35 und von 70 Zentnern. Erstmals (1899) wurden d'Brachsle wi Härdöpfel u Rụnggle im Chäller a Hụ̈ffe g'heit, zweitmals in Biel, Bern und Neuenburg fast vergäbe verpartischiert (Ins) oder partaschiert (Tw.). Zu 25 Rappen verpfündlet wurden die 3500 kg Brachsle, welche in der Nacht vom 29./30. März 1916 durch Lüscherzer gefangen wurden.

Langgestreckten Leib zeigt hinwieder der Greßling (Gobio fluviatilis), goujon, gŏtsō (S.), Gósung (M.), der Ggụ̈tsch (Tw., Lü.), d's Gụ̈tschli (Mö.), das Grụndeli (der Gründling). Welschen ein Leckerbissen, ist er dagegen sonst ein so verschätzter Fisch, daß er auch schlechten Trauben (s. u.) seinen Namen leihen muß. Interessant ist am Greßling des Luganersees seine Verwandlung der Bauchflossen in einen Saugnapf, womit der ruhende Fisch an glatten Steinen aachläbt.[32]

In Höhlungen dagegen gräbt sich mit ihrer dickwulstigen, rüsselförmigen Schnauze, deren Oberlippe vorn und hinten mit den vier Barteln besetzt ist, die Barbe, das Baarbli, le barbeau, bárbiyo

[31] Kluge 68. [32] Prof. Studer.

(S.), der Barbus fluviatilis[33] oder plebejus (mit dem nach der Laichzeit schlechten, immer doornige Fleisch und dem giftigen Rogen.)[34]

Zwei Bartfäden trägt die zum Sommer- und Winterschlaf im Muer vergrabni Schleihe, Schleeie. Den an Schleim[35] erinnernden Namen mag der Fisch vom aalähnlich fetten Fleisch, wenn nicht von der sattbronzen durchsichtigen, dicken Oberhaut und den fleischig verdickten, abgerundeten Flosse haben. Die Bezeichnung aber als das Tinzli (M.) führt auf Tinca vulgaris und la tanche, la tange (S.).

Die ganze große Sippe der Karpfen schließt ab mit dem eigentlichen und zugleich wirtschaftlich wertvollsten Kaarpfe (M.), Chaarpfe, la carpe, le cärfo (S.), Cyprinus carpio. Die an die[36] Cypris oder Venus gemahnenden Spiegelkarpfen mit ihrem Goldglanz und den malerisch verteilten dunkeln Flecken sind freilich ausschließliche Zierden der Prunkstube. So insbesondere das im 17. Jahrhundert aus China über Italien zu uns gekommene Guldfischli (Carassius auratus) als Abart der einheimischen Karausche. Eine eigentliche Nutztierzucht trieben dagegen Klöster mit dem durch Römer vom schwarzen Meer importierten Edelkarpfen als dem Äßfisch, der über 30 kg schwer und angeblich hundert Jahre alt werden kann. Mit seinen abgeflachten Mahlzähnen verbißt er jegliches Gewürz und Gewürm des Schlammes, in welchem die Sau under den Fischen jetzt listig u gschiid die Beute erhascht, jetzt behaglich walet und nun in exemplarischer Fuulkit Schmutz (Fett) aasetzt.

Nicht fleischige Barteln, wie der Karpfen, sondern zwei wurmartig schlanke Geißeln streckt die Oberlippe des Wels heraus. Ihre spielende Bewegung, die wie das zable eines Wurms sich ansieht, lockt etwa Vögeli an, nach denen das Ungetüm wine Hund schnellt, um sie zwischen den zahlreichen Hechelzähnen der riesigen Maulspalte verschwinden zu lassen.[37] Hie und da wird er bi höödchem Wasser aus dem Murtensee durch die Broye und den Neuenburgersee und von hier durch den Zihlkanal in den Bielersee verschwemmt. So — als ein Prophet schlimmer Zeit — im November 1560, so (70 kg wiegend und 2,1 m messend) im November 1921. Bei solchen Gelegenheiten ausgestellt, läßt ein Exemplar dieses Silurus glanis, le silure, sarkastisch le salut,

[33] Bhardhâ als gemeinsame Grundform von barba und Bart: Kluge 40. [34] Ehrenkr. 174 ff. [35] Kluge 401. [36] Zuerst auf der Insel Cypern (Kupferinsel) verehrt. Carpa aber (s. Walde 153) gehört mit „Karpfen" zu einer Wortsippe, in welche auch „Chrapf" (schwz. Id. 3, 842 ff.) sich stellt. Man denke an den Haagge, welchen die Oberseite des Fisches darstellt. [37] Paul Teutsch zu Bipschal bei Ligerz enthob dem See eine 140pfündige, gegen 2 m lange Welsleiche. Über einen zu Scheuren bei Gottstatt gefangenen Wels s. Taschb. 1911, 310. Von Welsen von 45 und 33 kg vernimmt man hie und da

le ššälü (S.), der Sälutt (M.), d'Sälutte (Tw.), der Sälüü (Lü.) oder Sälupp (Lü.), in ehemaliger Lokalsprache auch la balaina[38] und „teutscher Walfisch“[39] geheißen, sich z'g'rächtem aaluege. Der räuberische Riese macht auf den ersten Anblick einen schreckhaften, bald aber einen ergötzlichen Eindruck durch den mächtigen rundlichen Grind, unter dessen plattgedrückter Stirne ein winziges Hirni Einklang sucht mit den fast gar erst zu suchenden Säüägli. Mit dem Kopf steht in ähnlichem Rapport der den Rumpf an Länge übertreffende, seitlich zusammengedrückte Schwanz. Jedenfalls ein einzigartiger und zum Glück seltener „Pionier“ einer belangreichen einzigartigen Fischfamilie,[40] deren mehr als 80 Jahre lebende Riesen bei stärkerer Zahl unserm Fischbestand bald der Ggäruusch g'macht haa wurdi. Ist auch das Fleisch dieses ungschlachte Räubers von zweifelhafter Güte, so gilt dagegen der Zwärgwels als sehr genießbar. Gleichwohl wird er eher als Zierfisch gehalten und z. B. im Häftli bei Meinisberg koloniſiert.

Aus der Schellfischfamilie, die der Schwimmblase entbehrt, kommt bei uns die auch schuppenlose, daher als en Art Schlangefisch mit weicher und schleimiger Aalhaut[41] erscheinende Quabbe, Aalraupe (d. i. „Froschfisch“)[42] vor. Mit dieser Lota vulgaris, la lotte, d'Lotte (M.), gewöhnlicher la mótela (S.) und die Trüsche, Trische (Lü., Tw., mit šš), Trischte (šš) oder Trischtele (šš, M.) geheißen, wird oft die Grundere- oder Grundelen-Art Cobitis barbatula oder loche franche verwechselt. Das Fleisch der beiden kann möösele: „moorisch“ schmecken und riechen, wie übrigens auch das der Wißfisch (S. 47) und aller ruuche (nicht edlen) Fische. Zumeist jedoch wird das weiße und feste Fleisch der Trüsche als sehr schmackhaft vom Kenner hochgeschätzt, und ihre Leber gilt dem Feinschmecker als Leckerbissen. Im Garten des Rebgutes Thormann in Wingreis steht ein Birnbaum, dessen vorzügliche Früchte als Trischteläbere (šš) benannt werden.

Die sonderbar spießig uuszogne Brustflossen der Trüsche führen aus der Abteilung der Weichflosser über in die der Stachelflosser. Zu diesen gehören zunächst, als Vertreter der Panzerwangen, bei denen fast alls numme Grind isch, der Cottus Gobio, chapot, chabot, cabot, Breitgrind (M.), Motsch- oder Mutschchopf, der Mutschi (wie überhaupt alles unförmlich große genannt wird), der Mostchopf (in Lü. als Sprecherleichterung). Der Gropp oder die Groppe heißt der Fisch

[38] Bridel 25. 343. [39] Geßner bei Brehm 630; vgl. Wal und Wels (mit „welsch“ verwandt) bei Kluge 484. [40] Goeldi 590/2. [41] Sie gibt z. B. in Sibirien Fensterscheiben und Kleidungsstücke. (Goeldi 597.) [42] Kluge 1.

zu Twann und anderwärts, wo sein Fang als Futter nicht ein fische, sondern ein groppe ist.[43]

Ein sehr geschätzter Backfisch ist dagegen der Barsch, die Perca fluviatilis, la perche, la pērtze (S.), als erwachsenes Tier (vgl. unten) das Egli geheißen. Beiderlei Namen gelten der „borstig“[44] stacheligen Beschaffenheit der vordern Rückenflosse, deren 13 bis 15 harte Strahlen er zugleich mit dem rückwärts gekehrten Dorn des Kiemendeckels gegen den ihn zu verschlingen suchenden Hecht spannt, so daß dieser dra cha erwoorgge. Dagegen legt er sie nieder, wenn er nach Katzenart eigene Beute beschleicht, um sie mit seinen gleichmäßig feinen Sammetzähnen zu zermalmen.

III.

Hansjoggeli am Bach
Het luter guet Sach:
Het Fischeli z'Morge u Chrābseli z'Nacht.

Solche glückbringende Bäche sind, trotzdem die vor vier Jahrzehnten in der Schweiz wütende Krebspest noch nirgends ganz verwunden ist, gäng noch der Twann-, der Lüscherzer-Mühli-, der Feisterhenne-, der Bibere-Bach. Wie aber der letztere 1912 in Bern mit Chrębse eine kaiserliche Tafel besetzen half, wie ferner (z. B. 1581) „Grünvisch vnd kreps“ zum landvögtlichen Aufritt zu Thorberg mitgehörten, so zierte weiland der Chrębs städtische Wappen. Die Stadt Nidau führte z. B. seit 1348 in grünem Felde pfahlweise eine silberne Forelle, die einen goldenen Krebs im Mụụl het. Seit 1485 bestehen beide Flußtiere frei nebeneinander.[1]

Noch heute ist ein Twanner Geschlecht im Namen Krebs (Chrębs) gut vertreten. Der auch hier zugrunde liegende Zuname galt Menschen, welche chrebse. Das bedeutet zwar zunächst: Krebse fangen (s. u.), besonders aber (wenn auch nicht zu Tw.) bildlich: Mit Anstrengung aller Kräfte aus schlimmer Lage wieder in gedeihlichen Stand zu kommen suchen, wie unter zaable und spoore ein in hilflose Rückenlage geratener Krebs wieder ụf d'Bäi z'choo trachtet. Ist solches dem Tier gelungen,

[43] Vgl. Lf. 40. [44] Zu bars/burs Borste: Hoops, 1, 171; Kluge 40.

[1] Taschb. 1904, 254. Das Amt Nidau dagegen führt in weißem Feld eine rote Bärentatze. Ein steigender Fisch hinwieder zierte, wie zu erwarten, seit 1256 das Prioratssiegel der St. Peters-Insel. War doch der Apostelfürst in doppeltem Sinn (Luc. 5, 1—10) ein Fischer. An Joh. 21, 1—14 aber klingt das Stehen Christi auf einem Fisch an, wie ein späteres Siegel der Abtei St. Johannsen es darstellt. Man denkt dabei an die griechische Namenssymbolik, wonach die Anfangsbuchstaben des Titels **J**esūs **Ch**ristos, **Th**ēū **hy**ós, **S**ōtēr (Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser) sich zu dem Losungswort ichthys (Fisch) zusammenstellen.

so schwimmt es unter kräftigen Schlägen mit dem ruderartigen Ende des Schwanzes seinem Versteck zu. Diese Bewegung vollzieht sich demgemäß nicht vüüretsich, sondern auffallenderweise hindertsich, weshalb das bekannte Bild vom hindertsich chrebse so vielfach auf üblen Haushalt (er gäit der Chrebsgang) und auf das Handeln nach veralteten Grundsätzen, das Sichversteifen auf überwundene Standpunkte übertragen wird.[2] Als fernere Bewegungsglieder arbeiten in bekannter Weise die Schääärine mit kräftigem chlemme zur Abwehr von Feinden und zum Packen der Beute, die, wenn nötig, zum Ertränken 'tünklet wird.

Ein so energievolles Tier ist (wie die Aale, Steinbeißer u. a. Fische, S. 46. 59) sehr empfindlich für luftelektrische Entladungen. Daher die Redensart von einem, der eine Widerwärtigkeit verwindet: Er macht es G'sicht wi Chatzen u Chräbse, wenn's donneret.[3]

Bemerkenswert ist die Sorge des Krebsweibchens für seine wisse, runden Eier und die aus ihnen uusg'schloffnige Jungen. Jene legt es im Herbst, und der ganz Winter duur schleppt es sie unter dem Schwanze mit sich herum. Eben hier suchen auch die im Frühling ausgeschlüpften Jungen immer wieder Schutz, bis sie, vierwüchchig geworden, die zweite Häutung überstanden haben. Auf dieser Beobachtung ruht die bundesgesetzliche Schonzeit für Krebse vom 1. Oktober bis 30. Juni. Es verbleiben also für z'chrebse (s. u.), wenn dies nicht als Raubfischerei wott g'strqqft sii, lediglich Häumonat, Augste und Herbstmonat, von denen bloß der letztere einer der angeblich guete Chrebsmonate mit dem r ist.

Zur Zucht[4] eignet sich der Edelkrebs (Astacus fluviatilis), dessen Spielart fontinalis[5] sich im Neuenburgersee findet.

G'fischet wird, um die Schläckmüüler ungezählter Frösche-gnaager außerhalb des Seelandes z'g'schweigge (rechtsseeisch für: schweigen zu machen), auch die Rana esculenta (der „eßbare" grüne Wasserfrosch), nicht dagegen doch die Rana temporaria (das Wätterfröschli: der braune Gras- oder Laubfrosch). „Wi" (sehr) gönnen wir den harmlosen Hüpfern das vor ihrer Abschlachtung geführte frohe Leben, auf welches schon ihre Namen deuten![6] Sie nützen es denn auch

[2] Z. B. in Christoph Salzmanns Krebsbüchlein mit den ironisch verkehrten Ratschlägen zur Kindererziehung. [3] Leuenberger, Heiraten 39. [4] Vgl. Asper 121/6; Ehrenkr. 288 ff. [5] Nach Bourgeois-Petitpierre. [6] Sowohl Frösch (mit ö-Umlaut wie Äsche, Täsche usw.) aus Frosch, d. i. „Frogsch (engl. frog), wie auch rana aus „ra-cs-na" (Walde 641), weitergebildet zu raine und ranacula, renallye, grenouille (M-L. Wb. 7038) sind Schallwörter, die das Quacken nachahmen, Auch la chanteraine ist „der Quacker". So ist auch la reinette der „froschfarbige" Apfel.

nach Nooten aus, d. h. gehörig, wie „nach Noten“ als Vorschriften der Stimmführung der Sänger singt. So stimmen Vorsänger und Chor der von abendlichen und frühmorgenlichen Frühlingslüften wohlig angeregten Fröscheschar ihr durch Jahrmyriaden alte Tradition streng programmäßig festgelegtes Konzert in Ur-Esperanto an: Breggeggee! breggeggee breggegee! ggoax,[7] tun! quarrr, breggeggee, tun! Breggeggee ggoax ggoax tun tun! Nidau und Müntschemier, welch letzterem Ort die früher fast „nach Millionen“ zählenden Froschansiedlungen den Namen Frösch indie“[8] eingetragen haben, würden wohl nicht ungern auf manche dieser Gratisvorstellungen verzichten. Sie würden sich jedoch damit des Vorteils begeben, an mit Spätfrost oder Reif bedrohten Tagen schon vor deren Anbruch hören zu dürfen, es sig de hüt käi G'fahr um e Wääg.[9] Übrigens gewähren die muntern Springer und Schwimmer dem Beobachter auch feine Augenweide. Diese klugen, muntern Augen, von guldige Ringe zierlich umrandet: wie erlicke und g'seh die vo witems den rotbeinig daherstelzenden Storch! Die Alten warnen die Jungen, und blitzschnell ist das Versteck erreicht. Aber sogar ethisch und politisch ist das Froschgeschlecht bemerkenswert. Wie nötig in kritischer Zeit, z'sämmez'haa wi Frëscheläich (Tw.) oder wi Frösch molter (vgl. „Malte“ unter „Wein“), wenn nicht wi Giige harz!

Wirtschaftlich ferner lehrt der Frosch nid schnäderfrääsig z'sii. Numma Tootnigs nimmt er nüüt; aber alls, was zablet, ist ihm recht: Fleuge, Mugge, Chääfer, Spinnele, Schnägge, jung Müüs, freilich auch ganz jungi Fischli, Änteli, Räbhüenli, Wachteli, Leerchli.

Trotz ihrer Wachsamkeit gehen aber unzählige dieser Froschlurche ungenutzt, leider auch qualvoll, zugrunde. Zumal vor der Entsumpfung wurde z. B. in den Nidaumatte beim Häu mäie fast bei jedem Sensestreich eins dieser im Gras verborgenen Tiere uufg'schränzt oder sonst jämmerlich verhaue, und die mit dem drusg'heie der armen Opfer aus dem von ihnen zu säubernden Futter Beschäftigten hatten oder nahmen nicht Zeit zu einem Gnadenstreich für die noch lebenden. Vollends ihren Winterschlaf aber büßen die Wasserfrösche z'Tuufige, nachdem sie vor das breite Maul den schneckenschalenartigen Dechchel geschafft und sich in den Schlamm eingewühlt haben. Dann beginnt das frösche (s. u.).

Eßbar ist bekanntlich auch die bei Gelegenheit bis in Moosgräben

[7] Vgl. l. coaxare, fr. coisser, quacken und krächzen (M-L. Wb. 2007). [8] Analog zu „Mostindien“ (nach „Ostindien“). [9] Stauffer 62.

sich verirrende Teichschildkröte (Emys orbicularia): die Schildchrott.[10] Mit „der Chrott" zusammengehalten bringt „die Schildchrott" uns i'n Siin, was die Mundart mit einem Worte wie „der Blindeschliich" füürg'noo het. Es handelt sich nämlich um eine gute altdeutsche Stammbildung: der blint-slîcho, der blint-slîche ist (als Zusammenschreibung) „der blinde Schleicher". Die neuschriftdeutsche Zertrümmerung dieser Stammrückbildungsklasse (vgl. der Beck, Deck, Fürspräch analog l'envoi, il porto u. dgl.) brachte aber auch unser Wort in Form, Geschlecht und Deutung ins Wanken. Hierzu trat eine neue Benennung: der Blindestiich (Erl.), der Blindstichch (Tw.), welche die oder den „Anguis fragilis"[11] ebenso als „Schlange" hinstellt, wie der Aal (Anguilla) ein Schlängli sein sollte. Die Schlange „sticht" aber nach uralter Anschauung,[12] also tut es auch der Blindstich, nur allerdings ohne Schaden: „blind". (Vgl. „blinder Lärm" u. dgl.)

Soviel als reinsprachlicher Anhang zum Kapitel vom Fisch als ääsiger Spiis.[13]

Fischleben.

I.

Des Meeres Salzflut ist der meisten Fische Lebenselement; nur wenige bewegen sich in den Seen und Lachen, in den Flüssen und Bächen unseres Binnenlandes. Und einige Gattungen führen zwischen beiden Medien ein Wanderleben, das sie mit der Zugvogelwelt in wunderbare Parallele setzt. Flußauf zieht der Lachs aus dem Meer zum Laichen in bewegten Gewässern; junge Aalweibchen aber suchen ihre fünfjährige Kinderpension im Schlammgrund unserer Seen und Moore und Tümpel. Ihre Wiege dagegen ist des Meeres tausendmetrige Tiefe, die den glashellen, weidenblattähnlichen Urformen eine Wärme von zirka 7° und einen Salzgehalt von etwa 3 1/4 % darbietet.[1] Das alles finden sie schiints am schönsten im Sargassomeer südlich von Neufundland und östlich von Neuyork. Von dort treten die entwickelten Jungen im Frühling ihre erstaunlich weite, etwa 4000 km messende Reise quer durch

[10] Wäre (s. jedoch Kluge 268) die „Kröte" die singularisierte Mehrzahl von „der Chrott" (wie Tücke von Tuck, Träne von Tran u. dgl.), so ließe sich „die Schildchrott" erklären als halb mundartliche, halb schriftdeutsch beeinflußte Form. [11] Die Blindschleiche zerheit bekanntlich gern: läßt in der Hand des sie Ergreifenden den Schwanz zurück usw. [12] 1. Mos. 3, 15 u. ö. [13] „Speise" gehört (vgl. Glockenspeise", eine Kasse oder eine Versicherung „speisen") gleich wie „Spesen" zu it. spesa aus spensa, wie dies zu l. expendere = spenden (eigentlich „auswägen", mit der Wage zuteilen).

[1] Goeldi 593; Dr. v. S. im Berner „Intelligenzblatt"; Ehrenkr. 200 ff.

den Ozean bis zu ü̱ü̱s an. Als fünfjährige Amazonen unternehmen sie die Spätsommerreise nach der Stätte ihrer künftigen Mutterschaft.

Zu solcher Leistung befähigt die Tiere ihre zum Anfassen g'schlii̱ferigi, aber durch ganz kleine o̱vali Schüepli derb gemachte Haut und die wie ein Motór wirkende eläkterischi Ladung des rudernden Schwanzes. Der soll einmal einem badenden Knaben es Bäi verschlage u d's andre g'lehmt haa.[2] Dazu kommt die bekannte Zääiji (Lebenszähigkeit) des Aals. Der Ööl isch nid z'tööde. Allerlei Mü̱sterli, von der Phantasie g'hörig aufgebauscht, sollen dies bekräftigen: Von einem Fischotter verschlückt und ihm wieder entwischend, fahrt er nü̱ü̱n Mool du̱ur i̱hn du̱ure, selbst wenn ihm der Grind i̱i̱drückt ist. Nach dem Schlitzen des Halses zum Abziehen der Haut (u̱u̱shü̱ttle) in einem Ruck läbig g'schu̱nte, chrümmt er sich noo, u der Chöchchi gu̱mpet er u̱s der Schmu̱tzpfanne.[3] Alle Quälereien werden vermieden durch Zerschneiden der Schwanzarterie, wobei ein Vermischen des vergiftige Aalblutes mit Menschen- (oder Säugetier-) Blut zu verhüten ist, oder durch a'n Bode schmättere mit aller Kraft.

Mi sött mäine, ein Geschöpf so großer Meerestiefe chönnt nid en Augeplick u̱ssert dem Wasser sii̱. Ooha lätz! Ein gefangener und im offenen Fischkasten verwahrter Aal groogget dier, du wäisch nid wie, die nasse Schiffswand auf und plumpst ins Wasser zurück. Von einem Wässerli wandert er über Land in ein benachbartes anderes, nü̱ü̱t schööners. Warum sollte er dann nicht, was ebenso oft behauptet wie bestritten worden ist,[4] zum Naschen zarter Pflanzentriebe Ärbs- und Haberblätze absuchen, bis das Hinstreuen von Äsche ihm den Beutezug unterbricht? Hundert Meter vom See weg fand man einen Aal im Staub verschmachtet.

Wie Aale, können auch Grundeln, Schleien und Brachsmen 's mängi Stund ohni Wasser haa (aushalten). Einfach auf füechtem Miesch oder nassem Sand verpackt, transportieren Twanner Fischer sie mittelst der einstündigen Eisenbahnreise nach Neuenburg im Gepäckwagen. Steinbeißer und Labyrinthfische zieh der Ote i der Luft, deren Mangel sie ersteckt (S. 50). Empfindlichere Fische g'spü̱ü̱re wenigstens den Unterschied zwischen dem ihnen zusagenden milte, lööije (lääie) Zustand des Süßwassers und dem gewitterhaft topphäiße. Bei letzterm gi̱i̱ne (gähnen) sie, um sich vermehrten Sauerstoff zuzuführen, oder sie lassen sich vom Wellenschlag bu̱u̱tele (wiegen).

---

[2] „Weltchronik". [3] Brehm 743 f. Über bestialische Schinterei durch Italiener: Goeldi 594. [4] Asper 35; Ehrenkr. 211 gegen Floericke 44 u. a.

Zur Lebenszähigkeit mancher Fische kommt eine bemerkenswerte G'schiidi. Der Ööl loot sich zehme und frißt seinem Pfleger aus der Hand. Der Chaarpfe im Teich u d's Guldfischli, die auch sonst ihrem Pfleger durch Gewandtheit, Schlauheit und Zutraulichkeit viel Vergnügen bereiten, kennen die Glocke oder den Pfiff, welche zum Futter rufen.

G'chööre si dee"n? Nicht mit dem „Ohre", das unsichtbar im Hiirni dem Gleichgewichtssinn dient und mit der Schwimmblase (Blootere) in Verbindung steht. Wohl aber schlagen (schlöö) die durch das Wasser gedämpften Schallwellen noch genügend stark an die dunkelfarbigen Stränge der beiden Seitennerven, welche als Empfindungsorgane für den wechselnden Wasserdruck gedeutet werden.[5] Schaarff dagegen g'seh die meisten Fische, indem ihr meist sehr großes Auge mit der kugeligen Linse hinter der flachen Hornhaut zum scheinwerferartigen Beherrschen eines kegelähnlich abgegrenzten Raumstückes eingerichtet ist. Geschulte Angler, die nicht bloß im Trüebe z'fische bigähre, hüten sich darum, ihren eigenen oder auch nur den Schatten des Gerätes in dieses Blickfeld fallen zu lassen.

Sehschwachen Augen (z. B. des Welses) kommen die der Schiepe (Tw.), Tschüepe" (Ins) oder (in M.:) Tschiepe" (Schuppen) entbehrende Haut, ferner die Lippen und die äußerst empfindlichen Barteln (der Schnauz) als Tastorgane zuhilfe. So bewegen sich mit ihren als Steuer und Ruder arbeitenden Feedere" (Lü., Ins) oder Flösse" die meisten Fische in ihrem Revier, in welchem sie sich wunderbar auskennen, vorsichtig und munter zugleich. Spiellustig (sie ganggle" gäärn), aufmerksam und neugierig (g'wunderig) eilen z. B. Karpfen nach jedem hingeworfenen Gegenstand, g'schaue" 'ng rasch, schnappen danach und gää" 'ng n umme, wenn er ihnen nicht behagt (kunfeniert, g'schmöckt). Bei Tage sehr scheu (schüüch) und vorsichtig, entfaltet gegen Abend die Foorne" als Bachforelle ihre ganze Munterkeit. Sie läßt sich flußab treiben oder schießt wi n e" Pfiil durch d's Wasser nach einem verheißungsvollen Jagdrevier. Sie hat, gleich dem Karpfen, e" Chaibe" Schutz (Lü.). Das Revier überblickt sie muxstill und luußet (lauert), bis ihr ein Kerbtier auf Sprungweite nahe gekommen. Jetzt schlägt sie mit der Schwanzflosse das Wasser, um [es] z'trüebe" und erhascht die Beute im Sprung. Bei der geringsten Gefahr aber schießt sie abermals wi n e Pfiil durch die Hauptströmung des Wassers nach einem ihr bekannten Schlupfwinkel. Das ist

[5] Schmeil 314; Berdrow 1913 190; Naturw. Wochenschr. 1904, 871; 1903, 13; Ziehen, Psychologie 81; Richard Hesse, der Tierkörper (1910) 627.

am eerste die von einem Rüüschli (šš: rauschenden Wasserfall kleinsten Maßes) oder Läüffli: ausgenagte Höhlung, welche zugleich als Lauerposten auf unvorsichtig nahende Wißfisch, auf Mücken u. dgl. dient. Solche beliebte Nähe eines Bruudel (Sprudel) hat der Rede gerufen, d'Foorne müeßi d's Wasser g'chööre ruusche, um am Leben zu bleiben. Der Fischer dagegen weiß, daß Forellen bis fünf Wochen lang in fließig gewechseltem Wasser als Gefangene leben — so zornig sie auch anfangs mit polterndem aaputsche der Schwanzflosse an die hölzerne Gefäßwand Chrachch schlöö.

Die Salmoniden verfügen aber auch über äußerst starke Muskeln der Leibesseiten und des Schwanzes. Das sött ma chönne g'seh, wie Lachse und wie Forellen auf ihrem Zuge nach der Laichstätte (s. u.) Wasserfälle im Strom oder Fluß, Schlüüse von Wasserwerken und Fischläitere von Elektrizitätswerken wie Hagneck und Kallnach (Ins 227) als Hindernisse „nehmen". Z'eersch luege si das Züüg aa. Denn nähmme si en Aalauf, und schwupps! schlängge si sich empor zu einer Höhe, welche, senkrecht gemessen, volle zwei Meter weist und in einem Ggumpe von vier Metern erreichbar ist.[6] Dabei überschlöö sich die Lachse und Forellen, weil sie mit dem Schwanz chrafte. Man sieht dies deutlich bei der Forelle am Angel. Da wehrt si sich und zablet und schnellt mit dem Schwanze gleich energisch, wie der Hecht es mit dem Kopfe tut.

Die Forelle verfügt auch über ein ungewöhnliches Geschick der Farbenangleichung an ihre Umgebung. (Si änderet Faarbb.) In langer Gefangenschaft wird sie überhaupt mißfarbig gelblich, statt grüen (farbenfrisch) zu bleiben. Bei bloßer Berührung aber, ja schon bei Schrecken (Chlupf) und Angst erweist sie sich als das Chamäleon unter den Fischen. Bei Egli (s. u.) und Groppe steht es ähnlich[7]; und nur ein geschultes Fischerauge erspäht unter Seerosenblättern oder zwischen den Pösche (šš) des Moores den behaglich sich sonnenden Hecht.

Dieser allzeit schwittig Räuber frißt im Tag sis äiget G'wicht. Darum macht er sich hinder alls; sogar gegen badende Menschen und Roß schnappet er. Nur die Foorne ist noch raubiger. Nach eigener Jagdmethode schlüüft der Ööl mit seiner g'schliifferige Hüt in Uferhöhlen, hinter G'wüürz (Wurzelwerk) und jeglicherlei Schlupfwinkel, um Beute zu überraschen. Den Blicken und Brachsle kommen beim Verzehren der Nahrung eigenartige Chlemmzänd im Schlund zustatten.

---

[6] Bärenwirt Laubscher in Täuffelen besitzt eine Photographie fliegender Forellen.
[7] S. die Farbzellen b. Asper 7.

Ihre Gefräßigkeit machte sie namentlich vor der Entsumpfung des Mooses zu dessen hochschätzbaren Sanitätswächtern. Mit all dem Ug'süfer (Ungeziefer) und g'fuulete Züüg si die schön abg'fahre!

II.

Für jeden noch so raubige Fisch kommt aber einmal im Jahre die Zeit, wo er sich als Hungerkünstler auftut, und wo nicht einmal der Hecht bißt (nach der Angel schnappt). Das ist die Zeit, wo d'Fisch use Läich gange, wo sie läiche.

Dies Wort entfaltet begreiflich im Fischerleben wie nirgends die Fülle seiner Bedeutung.[1] Es läichet ein zahlreicher Zug von Fischen der nämlichen Art und Gesellschaft nach den Stätten der Eierablage. Da ist vo Wingere alls brandschwarz, wenn die zu solchem Geschäfte am Uferrand des Sees dusse sii. Ebenso wimmelt es von Albeli, von Brachsle, von Hüürlig. Hinter der Schar der Kleinen, welche zieh, sind aber die noch nicht oder nicht mehr laichreifen Räuber her, und das gibt dem Twanner Anlaß zu einem eigenartigen Wortspiel. Der Laichzug wird nämlich durch Einmischung des Schriftdeutschen zu einem „Leichenzug": einer Liicht, und der in scharf abstechender Größe hinter ihnen her schwimmende Hecht, das isch der „Pfarrer" oder „Schuulmäister", welcher, ohne Sprache, gleichwohl eindringlich genug der in höchster Spannung „lauschenden" Schar das Sterben nahelegt. Das Bild erinnert an das vom Egli als „Landvogt", dem auch sonst Jahr aus Jahr ein die kleinen Albeli u. dgl. respektvoll drei Schritt vom Liib bliibe, um dennoch eins ums andere die Szene vom Hecht im Karpfenteich wiederholen zu lassen. — Endlich aber sind es die Lachse und die Forellen, welche mit ihrem so eigenartig auffälligen Springen (S. 61) die Bezeichnung aller Fischeierablagen als Läich und läiche, Leich und leiche, Laich und laichen veranlaßt haben. Das konnte um so mehr geschehen, da andere Fische ihr Laichgeschäft

[1] Vgl. Kluge 276. 284; mhd. Wb. 1, 958 ff.; schwz. Id. 3, 1009—1013; Lf. 41. Zugrunde liegt die Bedeutung hüpfen, springen, tanzen (got. laikan, mhd. leiche liech geleihen) und Sprung, Tanz (got. laiks, mhd. leich: Tanzlied, dann: Gesang von ungleichen Strophen). So ist das als „Wetterleuchten" umgedeutete wätterläiche und der Wätterläich der am Horizont „hüpfende" Blitz der Mythologie. Wie aber die modernen Tanzsuntige bloß auf bestimmte Zeiten fallen, so auch die altdeutschen Leiche, und es schreibt sich daher die als saison zu übersetzende Bedeutung der Ernte- und Genußzeit gewisser Naturgaben: es ist (oder wir sind im) „Chiirschileich", „Ärdbeerileich" usw. Zum Vergnügen gehört ferner zahlreiche Beteiligung, starke Geselligkeit: ein z'säme läiche, mi läichet mit der und der Person oder Gesellschaftssorte.

mit andern Spargimänter begleiten. D'Hechte und d'Brachsle z. B. schwaadere, daß mą 's wịt umenand g'höört: sie pflochte oder pflatschen; und d'Wịngere rede: sie tätschle oder schnappen schmatzend, während sie unter dem behaglichen Gefühl der Entspannung etwa über 'ne Stäi sträipfe, um der Unzahl ihrer Eier (s. u.) sich zu entledigen. Besonders drollig gäit daas beim Neunauge (S. 46) zu: Am Laichplatze saugen sich die Weibchen an Steinen fest. Ein Männchen erfaßt sie am Äcke (Genick) und erhụ̈dlet sị, bis sie ihre Tausende von Eiern ablegen.[2]

Derlei Szenen lassen sich natürlich nur beobachten, wenn sie sich im durchsonnten Wasser einer Dụ̈nni (Untiefe) abspielen. Hier läßt sich auch das Tun der Mäṇịne (Männchen, Milchner) beobachten. Man gewahrt z. B., wie einem Weibchen (der Rogner, in Ins der Rögẹner geheißen) im Hechtenzug zääche bis zwänz'g der viel kleinern Männchen folgen, um die Befruchtung zu sichern. Bei den Äschen zangget etwa äi Mani mit eme zwäite um die „Ehre", indes ein Knirps, von dessen darzue choo sụ̈st bi wịt u fern käi Reed wär, sich tịfig zuechẹ macht, um die Rolle des tertius gaudens zu spielen.

Und an diesem tịfig hängt der ganze Erfolg des Läichs: der Eierlage und dessen Produktes: des „Geleges". Denn in weniger als einer Minute werden die Eier zur Befruchtung untauglich und gehen dann zugrunde. Darum mißrąątet zumal die natürliche Forellenzucht allermeist. Gleichsam im Ggalopp vollzieht sich auch die Entwicklung der Embryonen. Coregoneneier z. B. g'schwallen ụụf nach einigen Stunden,[3] und in kurzem sieht man die bloß aus Chopf u Stịịl bestehenden Fischchen ụụsschlüffe. Forellen brauchen längere Zeit: je nach der Temperatur des Wassers 30 bis mehr als 60 Tage.[3a]

In der für die verschiedenen Fischgattungen so ungleichen Laichzeit vereinigen sich die besten Daseinsbedingungen für die Brut und die magẹri Zịt für die Alten. Die natürlichen und die von früherer Gesetzgebung als Schontage festgesetzten Laichzeiten[4] sind in der Hauptsache die folgenden: Die Foorne laicht zwischen Michistag (29. September) und Nääjąhr; der Pfäärit und der Chropfer vor em Nääjąhr (nach früherer Meinung jene vierzeeche[n] Tag vor u no 'm Martistag); die Balche vo z'mitts im Wịịmoonąt bis ụụsgänds Wintermoonąt. Im Meerze und Aberelle läichet

[2] Goeldi 597. [3] Wie die Darstellung der Lebensalter bei Wirt Brenzikofer in Nidau es veranschaulicht. [3a] Heuscher im Geogr. Lex. d. Schwz. 1, 733. [4] Lieb. 128.

der Äsch,[5] der darum im Herbst am besten isch. Als Meerzehecht nimmt der Hecht seine gewöhnliche Laichzeit im Aberelle (April) vorweg. Im April, wenn d's buechig Laub füürechunnt, chämme d'Egli draa, welche ausnahmsweise durch die Eierablage nichts am Wert des Fleisches verlieren. Im April und Mai, wenn d'Wißtanne blüeije, laichen die früheften Summerläicher: d'Wingere und d'Nase, im Mäie u Brachmongt d'Blaggli und Brachsle, d'Baarbe und d'Salutte. Im Juni tun dies die Schleie des Teiches, zu Ende dieses Monats d'Albeli (Bläääülig), und ebenfalls, wenn d'Räbe blüeije, die alsdann am leichtesten zu fangenden Aale.

Wels und Trüsche legen ihre Eier z'Milione, Barsch und Karpfen und Hecht z'Hunderttuusigwiis, auch Forelle und Lachs gäng no bis zu füfezwänz'g Tuusigi. Aber wo chämme die Äier alli hii? Selbst die größte Sorge für die Brut schützt ihre Großzahl nicht vor dem verdeerpe, obwohl zu deren Schutz Erstaunliches geleistet wird. So sehen wir die Bachforelle durch seitliche Hiebe mit der Schwanzflosse den grienige Bode zu einem Näst zurüsten; ja die Seeforelle schafft sich eine Grube, wo n e Maa chönnt dri ligge.[6] Das Stichlingmännchen baut und deckt ein wirkliches Nest mit Wurzelfasern (s. u.). Der Groppemani wählt sich unter Steinen ein Loch aus, das er ingrimmig verteidigt selbst gegen Feinde, wo vil sterchers sii weder ääre; wenn's sii mueß, bis in den Tod. Vier bis fünf Wochen lang schützt er so hingebungsvoll die Eier des Gropperögener. Dagegen könnten die Foornemanine die sich entwickelnden Eier talpiochtig schädigen. Die übermächtigen Weibchen jage si drum alli furt bis an äis, das mit Gestalt und Gehaben Gnade gefunden hat. Beiderlei Karpfeneltern hinwieder bereiten den Jungen mit sichtlicher Sorge das Winternest. Äschleich wird in Menge von den Barben aufgefressen. Der Äschmani aber vergreift sich sogar an der eigenen Brut.

Es sind also widrige Naturverhältnisse, welche den allergrößten Teil der Fischbrut löö z'nüüte goo und bei den Edelfischen zum wohlerwogenen Eingreifen (s. u.) auffordern. So vornehmlich bei den Forellen, welche mit ihrer Eierablage nid i paar Tage fertig sii, sondern lang dra (umme) mache, lang darmit z'tüe häi. Si legge z'acht Tage wiis von enand, weil sie — gleich den Lachsen — die Eier nach der Riiffi aus dem geschlossenen Sack in die Bauchhöhle gelangen lassen. Hol' der Kuckuck solches Warten!

[5] Dessen gesetzliche Schonzeit jedoch vom 1. März bis 15. Mai dauern soll. [6] Brehm 536.

III.

Gewisse Fischarten werden nach ihren Entwicklungsstufen verschieden benannt. Als vermeintliche solche Stufen betrachtete man in Lü. die Platte und Brachsle (S. 52). Wirkliche solche stellt dagegen der Flußbarsch dar, obwohl auch sie — wie bei der Äsche des Bodensees[1] — sich bloß auf Leibesgröße, nicht — wie beim Aal[2] — auf Leibesgestalt beziehen. Der erst hüür (heuer, dies Jahr) aus dem Ei geschlüpfte Barsch ist der Hüürlig. „Gebachen Hürling" (1650) füllten die Hüürlibüüch der Lüscherzer alter Zeit, die sich noch nicht zum heutigen Wohlstand emporgearbeitet hatten (S. 43 f.). Unter den zahlreichen Übertragungen[3] finden wir eine eigentümliche aus dem Jahr 1699.[4] Da hießen „Hürlig" die nach dem „vßmäßen" auf dem Kornmarkt zu Erlach in der Bütti verbliebenen Getreidereste. Der Hüürlig heißt anderwärts „der Butz" (gleichsam der Mästbutz, der als Letztgeborner no hinder drii choo isch).

Der Heürling „oder" das Eggli, hieß es 1727, sollte zu fischen erlaubt sein „außert den Tausend Mägetli, so von allerhand gattung fischen harkommt". 1777 galten Hürlig und Tausendmägetli als „der Samen von den meisten Fischen", die zu fangen also verboten sei. Schon 1411 werden die Tausend Mägetli in der Murtener Fischerordnung erwähnt. Über den Namen lesen wir[5] die Erklärung, es stecke in ihm die bekannte Übertragung des „Backfisches" als des vor seinen „tausend" Wochen stehenden „Mägetli", was im eigentlichen Sinn das Tischgebet des St. Galler Abtes Ekkehard IV. (Ende 10. Jhd.) verstanden habe: Gott, segne uns (auch) die tausend kleinen Backfischchen! (Millia coctorum benedic Dee pisciculorum.) Der Hüürlig gibt (Tw., Lg.) seinen Namen auch an junge Menschen ab. Er erwächst zum Chnüsserli, Chnisserli (Tw.) und Chnüsser, Chnisser (Tw.), dessen Name sich im menschlichen Chnüüß und Chnüüßer als vierschrötigem Burschen,[6] wohl auch in den Eigennamen Knüsli und Knaus widerspiegelt. Ungefähr dasselbe bedeuten die Gröbee und die Siizeni (als Plurale tantum zu M.), sowie das Chritzerli, der Chritzer (Lü., M.), der bereits die Schärfe der Flosse durch chritze zu fühlen gibt. Vollends nach der scharfen Spitze (acus, vgl. aiguille usw.) dieser Wehr benannten sich das Halb-Egli (wie man in Tw. allerdings bloß „us Schindlueder" sagt) und das Egli als ausgewachsener Flußbarsch. Prächtig getigerte Egli tummeln sich in Scharen zumal um die verschiedenen

[1] Vgl. Kreßling, Bollauge, Knab, Iser, Äschling, Mittler, Brandäsch im schwz. Id. 1, 565. [2] Vgl. „Glasaal" b. Brehm. [3] Schwz. Id. 2, 1585 f. [4] EB. A 285. [5] Jud 34 nach Gazette de Lausanne 28. Juli 1902 (F. A. Forel). [6] Schwz. Id. 3, 761.

Egliplätz und namentlich die Eglistäine des Bielersees: Findlingsblöcke, die gegen stürmische Wogen und kalte Strömungen bei niedrigem Wasserstand einigen Schutz gewähren.

Wie ausgiebig an solchen Stellen der Eglifang zumal im Juni, nach Verfluß der Schonzeit wird, zeigt der Anblick von mehr als zwanzig Wäidli, aus welchen an den vom Wetter begünstigten Sonntagsmorgen nahe und ferne Seeanwohner ihre Angelruten strecken. Die meisten dieser Fahrzeuge markieren mit ihrer geraden Linie die etwa 1 km lange und 1 m breite unterseeische Fortsetzung der Bielerinsel gegen Osten hin, welche in lokaler Sprache di Aquele geheißen wird. Vergleichbar den „Röötelichlötze" des Ägerisees, setzen sich solchen Untiefen als Ausstrahlungen der Insel mehrere Eglistäine auf. Diese sendet einen solchen gleichsam als „Vorgebirge" gegen Twann hin. Einen zweiten nahe dem Neuenstadter oder Schaffiser Damm gestaltete mittelst eingehauenen Trittes am 27. Oktober 1784 der Knecht des Inselpächters Engel zum damaligen Wasserstandsmesser. Ein gewaltiger Eglistäi ragte auch bei Erlach aus dem See herauf. Er mußte 1884 dem modernen Verkehr weichen: er wurde als Schiffahrtshindernis g'sprängt.

Als g'hüüsleten Eegel bezeichnen Inser den Blutegel (Bluetsuuger). Um solche Tiere in possenhafter Verwegenheit sich an die blutte Bäi zu locken und dann unter hilfesuchendem brüele wieder abz'riiße, häi alba d'Buebe i de Glungge 'pflotschet (Tw.), g'flochtet (Ins) oder g'flotschet.

Fischen.

Me het doch o si liebi Not
U mues ihm's um si's täglich Brot
Mängsmoole suur lo werde!
Doch brächte mier di Fisch no gern,
Ihr Hereliit, zu n eich go Bern,
Wenn iehr geng ordli tätet.
Triische! Fääret! Alböck! Fääret!

Wi mänge Maa i Sturm u Wind
Mues für sis Wib u sini Chind
Si Lib u Lebe wage!
Jetz regnet's u jetz stürmt der See;
Mi mäint allwil, jetz isch es g'scheh!
. . . . . .
Triische! Fääret! Alböck! Fääret!

Jo, seligs isch fir gwiß käi G'spaß,
We mier mit G'fohr so mied u naß
Dur Sturm u Wälle fahre!
Jer ässet d'Fisch u dengget niit,
Was mier, mier arme Fischerliit,
Darfir häi mieße liide.
Triische! Fääret! Alböck! Fääret!

U chemme mier derher go Bern
U mechten iisi Fischli gern
Um billigs Geld verchauffe,
So märtet mängs so hert mit iis!
Der Tiitschel mecht eich uf die Wiis
D'Fisch foo u here chrääze!
Triische! Fääret! Alböck! Fääret!

Doch wohr isch wohr, i säge nüt
's git o no bravi Hereliit,
Die n iiser si erbarme.
Si zahle, daß mer z'fride sii
U gään is z'ässe d'riber ü.
Gott well 'ne das vergälte!
Trüsche! Fääret! Alböck! Fääret![1]

I.

„Fischen" — was wird nicht alles g'fischet! Aus einer verworrnen Menge von Personen, Dingen, Gedanken das Gesuchte mühsam herausfinden heißt: es uusefische; man frägt verzweifelt: Wi will mą jetz daas uusefische! Man fischet Kumplimänt, indem man sich zu fünfzig Altersjahren bekennt, aber zuvor vierzig raten läßt. Man fischet Gold aus der trüben Flut des Massenelendes, wie die raren Brocken aus der dünnen Wassersuppe. Man fischet aus einer Flüssigkeit, was nicht zu ihr gehört oder länger gehören soll.

Und so spricht man ohne das Gefühl einer Übertragung z. B. von der Krebsfischerei, welche freilich in der Mundart chrebse heißt. Man chrebset auf elementarste Weise, indem man ohne Furcht, g'chlemmt z'wärte, mit de Fingere in das vermutete Versteck der Krustenträger langt. Wer aber das im Augste duet, zieht eine Menschenhand heraus! Als vor der Entsumpfung der See auch Krebse barg, wurden sie mit der Fischgabel aag'stoche. Weniger quälerisch werden sie mit Läbere, wo aazieht (nach Aas zu riechen beginnt), angelockt und gefangen. Am obern Ende einer in den Bachrand gesteckten Rute in eine Spalte iig'chlemmt, löökt (Tw. lëckt) der Köder das gierige Tier, das nun an jenem mit de Schääräne b'hanget. Läßt es sie doch fahren, um den Boden zu gewinnen, so fallt es in das untergehängte Schnellbäärli und wird vom „Fischer" als dem Nachfolger des frühern Chrebsmannli in Empfang genommen. Zuweilen wird der übel duftende Köder in e Weedele (Reiswelle) 'too; die lüsternen Krebse kriechen hinein und werden z'samt der Weedele useg'noo.

Auf andere Weise fröschet (šš) der Fröscher oder der Fröschemaa aus Lüscherz und Gerlafinge (eine Tochter eines solchen diente als d's Fröschemaaiji zu Twann), wenn nicht sogar aus

[1] Gottlieb Jakob Kuhn 1775—1849. (S. u. a. seine Biographie von Georg Langhans im KJb. 4, 110—141 und von Romang in d. Bern. Biogr. II, 455 f.) Der zu Sigriswil seine Laufbahn beginnende „Schulmeister", Pfarrer und Volksdichter schaut über den Thunersee (mit dessen auch dem Bielersee beigelegten „Aalböcken", vgl. S. 50) teilnahmsvoll hinüber zu den einen schweren Daseinskampf führenden Fischhändlerinnen im Bereich seines Amtsgenossen, des Dichterpfarrers Molz in Biel.

Poortụbank (Port Alban) ụf em Bäärg (Tessenbärg) und anderwärts i de Möösser. Mit dem engzahnigen Frösscheräche haaggle sie die Schläfer (S. 57) aus den Gräben und stecken sie in den umgehängten Frösschesack. Daheim werden die (noch nicht erwachten) Tiere in e Züber voll Wasser ụụsg' läärt. Wer sodann nicht ein Scheusal von Tierquäler ist, schloot die ausersehenen Opfer an der Züberwand z'Tood oder schneidet ihnen den Kopf ab, bevor er ihnen di hịndere Schänkel (nicht bloß d'Bäi als die Unterschenkel) abschịịrt. Was von diesen Froschschenkeln nicht an private Besteller abgeht, wandert zum Comestiblehändler. Bei diesem gibt es eine Mathemathik, die kein Professor lehrt. E Frösscheschänkel wird erst als Profit voor ewäg g'noo und dann kommen (wie beim Pfärit, S. 91) auf den Vierlig (d. i. ein Viertelhundert) 26 Stück. Die gelten zu normalen Zeiten achtz'g Rappe bis es Fränkli zwänz'g. Die sachverständige Chöchchi aber brạgtet (brät) die allenfalls mit Mähldäigg angereicherten Höösli so chrụspẹlig (knusperig), daß z. B. an Inser Wịịstäigerige auch Einheimische sich mit dem G'schläck befreunden. Den übrigen Kadaver lassen sich Italjäner schenken, falls er nicht doch lieber brüeijt de Söü g'fueteret wird.

Allzu starkes möösele macht die in warmer Zeit gefangenen Frösche ungenießbar. Sonst ließen sie sich trotz ihrer Meerkigi (S. 57) auch angeln, wenn am Angel es roots Lụmpli um enand fländerlet.

Ein eigentliches fische von Fischen, aber ein wildes, übten ehedem junge Moosbụtze. Ihre Kunst war ein foo vo blooßer Hand, ein verwụtsche und erp'haa mit de Fingere, wozu allerdings der Tölpi, der tolpig (Tw.) oder tolpẹdig (Lü.) Tollpatsch unfähig war. Galt es doch dabei, den ụụfg'jagte Fische jeglichen Rück- und Ausweg mit Stäine z'vermache und die z'beedne Händ erhaschten ụụsez'schlängge (Ins), ụụsez'schlịngge (Tw.).

So wurde vor der Entsumpfung durch Bueben im Moos g'fischet. Dert het's gäng öppis g'gää z'foo, zumal nach starkem Zurückweichen sehr hohen Wasserstandes. Da ließ sich dünn fische: in dünnem, d. h. seichtem Wasser. Und zwar sogar uf Hẹchte z'fische gelang ohne jegliche fachmännische Ausrüstung; warum denn nicht ụf Öle, Schleie, Chaarpfe, Hüürlig. Hilflos blieben diese, aus dem normalen See ins Moosbereich geschwemmt, in den Glụngge liegen und gingen (etwas kriegssprachmäßig z'vollem Mụụl g'säit) „z'Miliarde" zugrunde, wenn niemand sich ihrer „erbarmte". Da fuhren denn Buebe mit Misthụụrde (die Mist-

huurd: die aus zwei Balken und quer darüber genagelten Brettern bestehende, abnehmbare Brüügi eines Düngerwagens) von Tümpel zu Tümpel und holten aus den Gieße (ablaufarmen Buchten) ganzi Hutte voll der leckern Beute. Nachdem sie solche b'bäänbiget (durch Töten „gebändigt"), ward auf dem nächsten trochene Blätzli gesotten und gebraten. In die Beutezüge teilten sich aber gelegentlich die Moosheuer (Ins 163 f.). Ihnen fiel dann an Hechten der Löwenanteil zu, und in heißer Asche b'bragateti Härdöpfel gewährten trefflich mundende Zukost. Solche ersetzten sich die Jungen durch aus dem Nest gehobene, noch nicht flügge Chraäije. Die si drum gar chäibisch guet.[1] Und das „à la guerre comme à la guerre" kam dabei aufs feldmäßigste zur Geltung. War keine Pfanne zur Hand, so tat's eine alte Schoorschuufle (Grienschuufle) auch. Und hatte einer, der heute a si'm Chehr Späck herbringen sollte, keinen zu ergattern vermocht, so markierte wißi Chriide den Schmutz (das Fett). Het's welle bränte oder o numma scho bräntele, he nu, so het mg Wasser dra g'heit. Zur Feuerung diente bei Holzmangel düürer Chüeblätter. (Der heißt geleckter twannerisch die Chiedeische, šš.)[2]



Der kleine Fischer
(Knabe Gaßmann in Erlach) die Beute stolz präsentierend

G'metzget, d. h. uusg'noo und b'butzt, wurden bei solch freiwillig militärischem Vorunterrichte kleine Fische wie die Hüürlig selbstverständlich nicht. Auch die Döörn (d's G'gräät) brachten weder Beschwer noch Not; die wurden unter äxbräß recht lautem chrachche mit de Zänd verchnätscht. So schmeckten sie nicht weniger gut, als

[1] Adverbialisierter Zwischengedanke: Ich sage das „darum", weil ..... [2] Eine der Spezialisierungen des gr.-lat.-germ. discus (Wurfscheibe); vgl. M-L. Wb. 2664; Kluge 459.

vormals den Twanner- und Insel-Gästen am letzte Herbstsunndig die z'Chörbe-wiis gefangenen und b'bachchne oder b'bachchete Hüürlig. Den Moosg'schmack (das möösele) der Schleie aber het ma gar nüüt g'achtet.

Auch Berufsfischer teilten sich — waas sust? d. h. selbstverständlich — in die Beute und brachten, wenn nicht mehr ganzi Chääre voll, doch ganzi Chöörb voll Hechte nach den Städten. Die Riesenräuber in Moostümpeln zu fangen, lehrten sie hinwieder gelegentlich die jungen Moosbutze. Es galt, dem Hecht ein Säili nach Art des Lasso umz'wäärffe,[3] nötigenfalls — das flótschnaß werden nicht achtend — es blitzschnell underduur z'zieh und das Tier uusez'schläipfe (Tw.) oder uusez'schläike (Ins).

Eine Reihe wildernder „Brootniidere" sind durch das Gesetz mit Bußen (bis auf fünftausend Franken) bedroht. So das schieße auf Hechte. Das ist freilich, wo das Wasser die Stoßkraft der Chrugle oder des G'schröört zu sehr ablenkt und abschwächt, kein erschieße, sondern nur ein sturm mache des Tieres durch den krachenden Schutz, den erregten Wasserstrudel und die Erschütterung durch den rasch sich fortpflanzenden Wasserdruck. Der Hecht liegt, betäubt, hilflos uf em Rügge. Schwer bestraft wird natürlich das Hantieren mit Dynamit, aber auch das Fischen mit der Doggeliwang.[4] So heißt um Biel ein Teigpräparat aus Brot, Käse- und zerriebenen Kokelsnußsamenstücken, welches die es verschluckenden Fische betäubt. Sie chämmen uuse und drääije sich wi 'ne Chatz, wo sich i'n Schwanz wott bisse.

Verboten ist ferner das stäche (besonders von Forellen) mit dem Ger, wie es vormals im Moos zwischen Gampelen und dem Neuenburgersee[5] massenhaft geübt wurde. Statt dieses kurzen Spießes bedeutete „Ger" später[6] die (nun ebenfalls verbotene) vier- bis sächszinggigi Fischgable, la foëne oder fouëne (aus l. fuscina, Drei-

[3] Favre 130; Ehrenkr. 204 ff. [4] Aus dem Morgenland (der Levante: dem levant du soleil) stammt der coque du levant: der cocculus indicus. Der gr. kókkalos war der Samenkern der Pinie (des Kieferngewächses Pinus pinea); der cocculus aber ist die Kokelsnuß, welche in Indien zum Vergiften von Krokodilen und Wölfen dient. Als Fischgift gefährdet sie auch Menschen durch Genuß der mit ihr betäubten Fische, die man nicht sofort nach dem Fang uusnimmt. Als solches Betäubungsmittel in seiner Form einigermaßen an die keltische toc (Mütze) und die frz. toque (M-L. 8763) erinnernd, wandelte sich der coque du levant um zur toque oder doque de levant, und das Bielerische gestaltete aus ihr glücklich die Doggeliwang. (Witschi nach einem Vortrag von Dr. L. Pittet in Freiburg über die Kokelsnuß.) [5] Daher der Fund aus dem 17. Jhd. im MZ. [6] Vgl. schwz. Id. 2, 400 ff.

zack),[7] in S. la ffoémyə. Bei Twann aber fand man neben acht Fischergeräten aus Eisen und Blei, sowie einem Schifferstachel, drei Fischharpune (in S. búkyār) aus dem 16. Jahrhundert.[8] Eine Art Fischgabel war auch das Groppeniise.[9] Knaben bedienen sich beim groppe einer Äßgable. Damit spießen sie Fischlein an, die dann als Aaschlag am Setzangel größere Beute heranlocken sollen.

II.

Wie die Harpune bereits altsteinzeitlich ist, findet sich in der neueren Steinzeit[1] die Angel oder der Angel (Mehrzahl z. B. 1843: Ängel), in S. la trēna, als Hauptwerkzeug des Fischfangs gebraucht. Er bestand aus Hirschhorn oder Füürstäi, später aus Bronze, wie nunmehr aus Eisen. Gleich dem ihn tragenden Pandoffelstück hängt er am Hąąr, genauer Roßhoor, welches fingersläng Stück älter twannerisch das Maarterpesch (šš), baslerisch der Maarterpescht genannt wird.[2] Der seinem Grundbegriff[3] gemäß spitz Angel (Verkleinerung aus altdeutsch ange, ango, l. uncus) trägt entweder — als Hoogge — einen glatten Spitz, oder aber ein, zwei, wenn nicht mehrere Widerhööggli. An diese wird, wenn es — tierquälerisch — ein lebender Köder sein muß, nach welchem der zu fangende Fisch schnappt oder bißt, ein Wurm oder ein Richtfisch (Setzfisch, Setzlig) gespießt: g'setzt. D'Wüürm oder Wüürmli lassen sich buchstäblich, wie Armeen bildlich, aus der Erde stampfen, wenn sie nicht i der Nessi und Chüeli von selber obenuuf chämme. Die Erschütterung des trockenen Bodens scheucht sie gleicherweise aus ihrem Versteck hervor, wie das Rasseln der Ankerkette im Fischerkahn, das Peitschen des Wassers mit Rudern oder Stangen die Fische uufjagt. Es läßt sich daher bei jeglicher Witterung kurzerhand befehlen: gang räich Wüürm! Auf den angespießten Wurm z'speue ist eine chemisch[4] erklärliche List, ihn als Lockspeise noch begehrenswerter zu machen. Von den Köderfischen, deren jeder für den Fang einer bestimmten Speisefischart guet ist, war im Mittelalter der lebende Gütsch mittelst der Strafe des Hand abhaue ausgeschlossen. Jeglicher lebende Fischköder aber wurde 1715 in Bern durch Buße von 20 Pfund verpönt. Man war also schon damals an den

[7] Bei M-L. 3610 auch: Harpune; afrz. foisne Heugabel, npv. funo Aalgabel. [8] MZ: Anz. N. 7, 51. [9] Schwz. Id. 1, 539.

[1] Hoops 1, 85 f.; Lieb. 3. [2] Ein spanisches Glossarium (vgl. M-L. 478) legt arab. marr (Strick) zugrunde für holl. an-marren (anbinden), frz. amarrer, woraus die amarre als Ankertau und Strick, Seil überhaupt. Daher (vgl. schwz. Id. 4, 1792) l'amarre de pêche, das Maarterpesch, anderwärts (z. B. zu Brenets) als le mort al-pêche umgedeutet. [3] Kluge 10. [4] Man denke an die Alkalizität.

künstlichen Ersatz gewiesen, dessen Herstellung heute mit erstaunlicher Naturtreue gelingt.[5] Da gibt es täuschend ähnliche Fläüge, Mügge, Häügümper, Mäiechäfer usw., und gibt es Wingere, Hääsel, Aalet, Chnisser usw., welche übrigens wegen ihrer Tüüri von handfertigen Fischern sälber g'macht werden.

Diese die Angeln in oder hinter dem Leib versteckenden künstlichen Köder, sowie die angespießten natürlichen werden nun „vom sichern Bord" oder dem bergenden Schiff oder der Brücke aus in verschiedener Weise den zum Anbeißen eingeladenen Fischen nahe gebracht. Die älteste und gewöhnlichste Angelfischerei ist die mit der Zock-Ruete und der daran hängenden Angelschnur samt allfälligem Aufwindehaspel usw., deren Beschreibung sich erübrigt. Mit ihnen geht der Fischer zu Lü., Hagneck, Erlach usw. go socke oder zocke: den schnappenden Fisch mache z'zöggle, daß es e Juck gibt. Es juckt äine", i g'spüüren öppis! sagt der bisweilen „nach der Angel ruhevoll" Sehende, schlängget sein achtsam und kundig uufzognigs oder uufeg'hasplets Opfer uf d's Trochene und kürzt mit raschem Tod sein Leiden.

Eigens eingerichtete Angelgeräte sind: der Otter oder der Hund oder d's Muggebrätt. Dieses ist verboten. Warum? Nicht nur läßt es vil z'vil Mügge verwenden; diese können auch mittelst der schwebenden Schnur so natürlich g'füehrt werden, daß das Gerät viel zu mörderisch ist, um geduldet werden zu dürfen. Erlaubt ist dagegen das — durch die Wasserströmung wie eine Flugdrache vom Ufer oder Schiff weg getriebene — Löffelbrätt. Es wird wie jenes geführt; allein, anstatt der schwebenden Mügge trägt es einen einzigen Löffel an 30 m langer, über dem Wasser schwebender Schnur. Dieser Löffel oder das Löffeli ist mit einem oder mehreren Doppelangeln bewaffnet. Mit ihm löffelet der Löffeler. Das Gerät ist ein g'silberets, p'häärlmueterigs oder sonstwie glitzerigs Schiibli von der Gestalt eines länglichen Löffels ohne Stiel, dessen beständiges schraubenartiges sich drääije oder spinne an der Schnur namentlich gegen Mittag und Abend ungewitzigte junge Hechte ganz ohne andern Köder (amorce) zum bisse anlockt.

Zum beständigen Sichdrehen um die eigene Achse eigens eingerichtet ist das Spinnschiffli oder der Spinner, das stadtbernische „Butzli". Dieser vairon métallique umschließt das Trüübeli: ein System von zwei- und dreifachen Angeln, welches mit seiner sehr raschen Drehung dem Raubfisch Floßen vortäuscht. Die Drehung: d's spinne

[5] Vgl. die Tafeln in Katalogen wie z. B. von Henri Martin & Co. in Lausanne (1914); Ehrenkr. 26 ff.; Pêche et Sport SA. Genève u. a.

wird ermöglicht durch das zwischen Leine und Spinner eingeführte Drehgelenk: d's Wüürbeli, l'émerillon.[5a]

Undenkbar ist ohne lebende Richtfische an Angeln das schäuble mit dem Schäüblig, besser: Schäübli. Diese Verkleinerung weist auf die Urform des Schaub: des auf ruhigem See schwimmenden Strohbündels, an dessen heraushängenden Ködern sich Fische fangen, um an langer Leine herangezogen zu werden. Das Schäübli oder der Schäüblig ist nun freilich etwas ganz anderes: ein etwa fußlanges, hämpfeligs (eine Hand voll ausgebendes) Bündelchen Simpeli oder Röhrli, will hier sagen: kleinfingerdickes Binseschilf. Dieses wird 'tröchnet u g'färbt, um keine Nessi eindringen zu lassen, und zwar so g'färbt, daß die Art des Auftrages als Eigentumsmarke dient. Um das Bündel liiret man e Schnuer, die am einen Ende festgemacht ist, am andern freien Ende die ziemlich große, gewöhnlich fast rechtwinklige Angel trägt.

Neben diesem Schäübli handhabt der Fischer die Setzschnüer. Derselben gibt es drei Hauptarten. 1. Güfelischnüer mit vielen Güüfe (Stecknadeln), in Abständen von 50 cm mittelst Schwänkel an der Hauptschnur befestigt. Sie werden ganz in der Nähe des Ufers gesetzt und dienen zum Fang von Köderfischen. Als Köder benützt man Wüürm. — 2. Ölschnüer mit oft mehreren Hunderten von Angeln, in einer Distanz von 1 m mit Schwänkel von 30 cm Länge an der Hauptschnur befestigt. Sie werden auf den Grund des Sees gesetzt. Köder: Kleine lebende Fische wie Gütsch, Albeli u. dgl. Gefangen werden mit Ölschnüer: Aale und alle andern Raubfische. — 3. Hechteschnüer (deren genaue Beschreibung zu weit führen würde) mit 13 oder mehr Angeln, auch Doppelangeln. Sie werden nicht auf den Grund gesetzt, sondern schweben frei. Köder: größere lebende Fische, wie Hasel, Winger, Aalet. Damit fängt man Hechte und Forellen.

Die Art, wie man die Richtfische aamacht oder aaschlaat, ist allerdings eine brutal quälerische: die Angel geht unter der Rückenflosse und dem Kiemendeckel durch und langt zum Muul üus. Nun wird ein Stück des Fade (der Schnur) auf 2—3 Chlaafter abgliiret und

[5a] Dieser émeril oder émerillon, it. smeriglio (M-L. 8043) ist eigentlich die Schmerle (Nemachilus Barbatula: Schmeil 297, 298), dieses dem Schlammbeißker sehr ähnliche, aber kleinere und im klaren, schnell fließenden Wasser sich sammelnde karpfenartige Weißfischchen, welches mit seiner Kleinheit den Zwergfalken mitbenannte. (Kluge 405.) Auch le vairon (véron) ist ein Fisch: die dem Flußbarsch verwandte, ihn aber an auffälligem Farbenwechsel noch übertreffende Elritze (Leuciscus phoxinus, S. 51, vgl. Schmeil 305), deren Name an Aller und Erle erinnert (Kluge 113); „vairon" seinerseits ist mit „varius" verwandt.

ausgeworfen, das in der rechten Hand behaltene Stück aber ganz lose (lụgg) zwischen zwei Röhrli des Bündels auf der Seite der ihn haltenden Linken iig'steckt. Nun scharf aufgepaßt! E Hecht bißt. Offenbar ein sehr schwerer; er mag bis 24 Pfund wiegen. Er schnappet nach dem Opfer, kann es aber natürlich nur vo hinde packen. Da aber kein Fisch einen andern dääwääg verschlückt, weil er ja an den voortsich[ch] gerichteten Flossen (namentlich eines Stachelflossers) müeßt erwoorgge, so chehrt unser Hecht seine Beute samt der Angel im Mụụl um und befördert ihn regelrecht in seinen Magen. Die Mitgabe schadt ihm nüüt. Sie wird nicht bloß in alle denkbaren Formen und Unformen verbogen und verknäuelt wie im Hühner- und Straußenmagen, sondern direkt verdaut, so daß das nach einer Weile geschlachtete Tier bloß noch ärmliche Räsleli aufweist.[6]

Der Hecht lebt also söüliwohl an seiner Beute und schießt mit ihr under dem Wasser dụụr wi verruckt. Die Schnur rollt ab. Lue[s], wi's rollet! Vorausgesetzt nämlich, daß sie ganz lose eingeklemmt war. Widerstand spürend, hätte der Hecht das Opfer unverschluckt füre g'speut, es verbisse, g'schränzt dem Fischer gelassen und sich auf französisch empfohlen. Nun aber ist im Schnuẓ (Schnụụẓ) der Schäublig offe = es isch offe: die Schnur ist abgerollt. Sie wird vom Fischer scharfen Auges verfolgt. Durch die Bạumeler, gewöhnlich drei an der Zahl, wird bei der Insel die Maximaltiefe (sechs Chlooftər) abgesteckt, in welcher das oben beschriebene schäuble noch Erfolg verspricht. An einem ziemlich schweren Stäi wird eine Schnur von sechs Klafter Länge befestigt, welche am obern Ende den Baumeler trägt. Dieser Baumeler ist e Wụụsch Röhrli oder ein Stück Holz, welches baumelt oder bammelt (schwankt).[7] Doch des Flüchtigen goldene Freiheit ist eine kurz bemessene. Plötzlich ist der Widerstand da. Der Hecht zablet und zerrt mit aller Gewalt, bis er ermüdet und erschöpft ist und mit wenig Widerstand an der ụụfgliirete Schnur sich heranziehen läßt. — Immer etwa zwänz'g bis driß'g Schäüblig (torchons) dienen, in ere Reie bi n enand, zu großzügigem schäüble.

Fischzüge im großen gewährt auch der Seẓangel, bei welchem an einer bis 80 m langen Schnur zwei- bis dreihundert Angeln, ein- oder mehrfache bis zur Vierzinggangle, hängen. Man sprach in

[6] Bloß der edelmetallene „Ring des Polykrates" bleibt intakt. [7] Vgl. das Ablautspiel bammeln, baumeln, bummeln (schwankend, unentschieden, ziellos sich bewegen) und bimmeln (Stucke S. 12 f.), neben bäumeln swv. taumeln (schwz. Id. 4, 1253). Analog verhält sich Schwänkel zu schwanken.

diesem Sinne früher vom Hechtesatz, von den Hechtesetz. Ähnlicher Art ist das Zäumli.

Sehr einfach gestaltet sich der Fang des Aalet mit schwarzi (s. u.) Mụụlbeeri oder Chịịrße oder Zwätschge, an welchen versteckte Angeln hängen.

III.

Um gleich eine Menge Fische dran zu kriegen, lockte man sie ehemals in trügerische Verstecke von Höhlungen der Uferwände. In Übung waren hierfür aller Gattig Weedele (Reiswellen) oder Gölerung (golirons, collis[1] ronds), sowie (besonders um Landeron) die Heegli oder Zụụn: mit Ruten umflochtene Schwiere. Einen Fischzụụn baute 1728 der von Neuenburgs Regierung begünstigte Kastlan und Zollner Clottu halb in die Zihl hinaus und verschlämmte damit den Moos-Entwässerungskanal, welchen die Gampeler, Inser und Galser durch den pré des Prussiens unterhalb der Zihlbrügg in die Zihl geführt hatten. Das rief einen langen Streit mit der Landvogtei St. Johannsen hervor.[1a] Die Berner stützten sich dabei auf die Vorschrift von 1480: Niemand hat Gewalt, die Zill In Gräben vß Irem Runss abzefüren (um zu fischen).[2] Der Ridau-Büren-Kanal wird zu ähnlichen Zwecken etwa mit Fächern: Faach,[3] Uferflechtwerken aufgewühlt, in welchem Unterschlauf suchende Fische sich fangen. Solche Fächer können als Grundform beweglicher „Fallen" gelten: des Fischerchorb (1587) und insbesondere des korbartigen berssou (S.): der Reuse oder Rụụsche. (Es gab 1533 in Twann ein Geschlecht Rüschenmacher.[4]) Ursprünglich aus Rohr, Schilfrohr gefertigt, benennt sich diese riuse, rüsa, nach einer Schwesterform von „Rohr", die noch das ältere s statt r bewahrt.[5] Dieses Schilf wird nun weit besser durch Weidenruten oder Eisendraht und Garn ersetzt: es ist drohtig oder garnig. Es ist ein trichterförmig über Reifen gespanntes Netz,[6] das die herangetriebenen Fische aus dem Jịschlụpf in die immer ängger werdende Schlußöffnung lockt. So fingen alte Lüscherzer Trüschen in dem 1 m

[1] Der als Träger des Kopfs aus dem Rumpf herausragende Hals (vgl. celsus bei Walde 100, sowie der Chällerhals usw. im schwz. Id. 2, 1208) ist l. der collus (col und cou) und das collum (col*um: Walde 176). Der it. collo ist zugleich die auf dem Nacken getragene Last (M-L. 2053), vgl. „kol-portieren". Die in der Speditions- und Kaufmannssprache vorherrschende Mehrzahl colli (Gepäckstücke) verdrängte die Einzahl „il collo" und nahm ihre Bedeutung auch in der frz. Entlehnung „le colli, le coli" an (vgl. der „Öpfel" usw.). Eine wirkliche Nackenlast ist noch die runde Reiswelle als der Gölerung. [1a] SJB. D 235 ff. [2] SJB. A 456. [3] Schwz. Id. 1, 638 ff. [4] PuTw. [5] Vgl. Kluge 372. 376; M-L. Wb. 7096 (roseau). [6] Schwz. Id. 6, 1476/80.

langen, aus Wiidli geflochtenen Gollęrung,[7] wofür 1394 in Murten perfollets einsteht. Noch als fixe Rüschen begegnen uns 1775 und 1781 im Streit der Seeländer mit obgenanntem Clottu die in die Zihl hinausgesetzten. Sie mußten fortan in genau vorgeschriebener Distanz gehalten werden.[8]

Mit der drohtige oder aus Garn g'fiłoschierte (šš) Rüsche nächstverwandt ist das Sackgarn: der Feimer, Feumer zum Herausfischen von Tieren aus dem Fischbehälter oder Netz.[9] Gewöhnlicher sagt man allerdings alttwannerisch und noch nidauerisch der Bääre, der Beere (Ins), die Behren.[10] Sowohl die gr. und lat. Vorlage, „die" pera (Quersack, Ranzen), wie auch der Gleichklang mit „die Bähre" (Tw.) und „die Beere" (Ins) als Bahre rechtfertigen die bei uns größere Geläufigkeit der weiblichen Artikulierung[11] unseres Wortes: die Bääre (neu Tw.). Allein Niklaus Manuel läßt eine Frage lauten: Was gemeinst du mit dem Fischerbeeren?[12] und vermittelt mhd. „der bër(e)" mit vorwiegend neuschweizerischem „der Bär(e)". Eine eigene Art Fanggarn für Gütsch ist die Jagdbääre (Lü., Gerolfingen) mit den Flügeln zur Seite, dem Sack am Grund und dem stabartigen Stofer. G'viert, spitz, mit Reifen, mit zweene Böge über d's Chrütz und einer Stange als Handhabe versehen, ist die Schnellbääre oder das Blatt (le carrelet) des heutigen Fischereigesetzes. Es legt sich flach ins Wasser. Zum Ausfischen der Fischtröög dient das Unterfangnetz (l'épuisette), womit mą d'Fisch lüpft; es heißt mundartlich d'Schöpfbääre oder d's Gäärnli, d's Stanggäärnli (Äg.).

Eine Drahtreuse als kleine Art Handschwebenetz war die „wate-luf". Die wate für sich war „eine Art Zugnetz (tragula) mit einem Sack ohne Spiegel";[13] der luf (Faden) erscheint auch im Wort „Har-lause",[14] emmentalisch: der „Häärlęf" (starker Zwirnfaden).[15] Die Zusammensetzung „wate-luf" begegnet uns 1548 und 1715 als Wartolf,[16] und der neunzigjährige Ägerter Lieni Hans sagte der Wartloff. Erleichternd spricht man heute das Waartlęf, Waarlęf. — In „Häärlęf" aber steckt das nämliche Haar iSv. Flachs,[17] wie im Namen die Hääre. Das ist ein Jägergarn, insbesondere ein Vogelschlinggarn.[18] „Ich kumm dir

[7] Gleichsam frz. „le colleron" als Nebenform zu la collerette (Halsring), zu unterscheiden vom Golirung S. —. [8] SJB. D 235. 251. [9] Allgemeiner: zum Herausschöpfen aus einem Behälter, speziell: Obenabschöpfen von Schaum oder Feim. Schwz. Id. 1, 825 f.) Abgefeimt, abgfiimt kommt so zur Sachverwandtschaft von raffiniert. Die Form mit „eu" ist modern „angezeigt" scheinende Entrundung. [10] Brehm 705. [11] Vgl. schwz. Id. 4, 1453/8; Lf. 39. [12] Papst 1615. [13] Mhd. Wb. 3, 537. [14] Schwz. Id. 3, 1142; vgl. Jud 45. [15] Lf. 384. [16] Vgl. Waartsack aus Watsack (Gewandsack), Karnaal statt Kanal u. dgl. [17] Kluge 185. [18] Schwz. Id. 3, 1317 bis 1379; Lf. 374.

nit so wit in die hären!" (I laụffe der nid i d'Hääre, daß de mi chaast i d'Hääre näh!) So lautet eine Versicherung bei Niklaus Manuel.[19]

IV.

Diese den Bielerseefischern unbekannte Hääre führt uns zu einer Trennung der See- und der Flußfischerei überhaupt. Es versteht sich ja von selbst, wie die ganz verschiedene Tieffi und Bräiti und der ganz ungleiche Zug (Rụngs) von beiderlei Gewässern es mit sich bringen, daß hier und dort der gliịch Fisch nid gäng gliịch g'fange wirt. Reden wir zunächst von der Flußfischerei z. B. und insbesondere im Aare-Zihl-Kanal.

Da trat vormals an den Platz des Waarlọf oder Wartloff (welchen Namen das Bundesgesetz von 1888 im Art. 15 mit „Bääre" gleichsetzt) das kreisrunde, im Durchmesser 4 m große Spreitgarn oder Gloggegarn. Wie eine Zipfelkappe (Zöttelichappe) aussehend, wurde es vom Schiff aus g'spreitet, um mit ihm die Egge und Gieße der Zihl abzufischen. Keine kleinern als zweipfündige Hechte, Forellen und Salme fängt man dagegen mit dem Stanggarn. Dieses bis 20 m hohe Großgarn, wie es auf dem See heißt, wird auf zweine Wäidlige in das offene Flußwasser hinausgeschoben. Zwei Männer lenken die Fischerboote, zwei andere halten die Stange. Durch Pụtsche, unter pụtsche (pousser, pulsare) werden die Fische ins herunterhängende Netz gejagt. Fahrzeuge und Netze wurden früher durch Fischer wie Lieni-Hans (Ins 539)[1] und Jöggi-Bänz (Ins 543) sälber g'macht. Ebenso die mächtige Droogle (S. 78), deren Entfaltung mehr als eine ganzi Stubeslängi einnimmt. Mit ihr werden Hechte, Nase, Barbe, Äsch, Aalet, Schleie gefangen.

Eine senkrechte Wand von 1 m Höhe und mehr als 6 m Länge mit quadratzollgroßen Öffnungen zeigt das Netzgarn. Der ober Rand wird besetzt mit ungefähr 1 dm langen Rindenstücken (Flosse, Tw.) aus Saarbạum (Schwarzpappel) oder Fäälbạum (Salix alba), welche Chlötzli oder Flosse (Lü.) ihn schwebend erhalten. Der under Rand laụft ụụs in den Fangsack, welcher behufs Versenkung mit flachen, dünnen Chịịselplatze (vgl. die emmentalische „Platzge" = Eisenplatte), bei Meyenried mit Aareblättli b'schwaaret wird, damit die Wandseite straff erhalten bleibe. Auf dem Neuenburgersee erreicht die Länge dieser Art von Droogle 35 m, die Höhe 7 m. Die Maschen

[19] Papst 1614.

[1] Dem wir auch hierin reiche anschauliche Belehrung verdanken; vgl. übrigens schwz. Jd. 2, 419. 426.

sind frühere Zolllätsche: sie sind von äim Chnopf zum andere 3 cm weit. Früher durften sie viel ängger sein. Der Bau ist wi bi'm Groppiergarn (1442), der gropeyre, grópère (S. 54).

Mit dieser seit 1881 im Neuenburgischen verbotenen Droogle konnte man, die Schiffe nach allen Richtungen drehend, füüf Züüg tue, ohni äinist der Anker z'lüpfe. So fing man Wiizübere voll di gliichi Nacht. Denn bloß z'Nacht isch ma g'fahre: vom zääch̆ni bis am drüü (Tw.: drei) oder halbi vieri.

V.

Zum Tagesfang fährt man auf dem Bielersee im Sommer am füüfi, im Winter doch am fiibni mit dem Garn: dem große Garn, Schläik- oder Zuggarn, in Wort und Sache gleich der bereits erwähnten Droogle.[1] Als feinfädiges (flächsigs oder bau^{mw}olligs) Riesengewebe stellen sich ihm zur Seite: das (zu tractus, Zug gehörende) „Trachtgarn", z. B. im Brienzer Vorort „Tracht" gebraucht, und das — vil z'tüüre, auch gärn faulende — Spiegelgarn oder das Trămai. Wie die Einfassung eines kleinen Spiegels nehmen sich an diesem tré-mail (trámail) die „Maschen"-Gewebe aus, deren viel längeres, engmaschiges Mittelstück von 30 (bis 38) mm Maschenweite durch (trans, tra, tré) die beiden Seitenstücke schlüpft, welche viel weitmaschiger sind. Durch einige ihrer Maschen wird das innere Netz sackartig hindurchgezogen, und so entsteht ein Sack, in welchen die Fische iineschlüffe. Den Ausweg versperre sie sich selber, indem durch ihr zaable der Sack verliiret, so daß manchmal der Fischer selber Mühe hat, das G'hürsch zu entwirren.[2]

Mit dem Trámai zu fischen war ehemals, mit zueritigem (z'sämeritigem, sich zusammenziehendem) Lätsch Fische z'lätsche, ist

[1] Zu trahĕre, ziehen: die traha und trahula, trägula, trägala (S.). Vgl. Jud 44 f. Eine mit Fischereirecht ausgestattete Siedelung heißt (z. B. bei Brienz) die „Tracht".

[2] Der zweite Wortteil von Tra-mai, tré-mail, geht zurück auf l. macula. Das ist 1. Makel i. S. v. Fleck (M-L. 5212; Walde 452), der fremdartig — sei's verunreinigend wie der Fläcke, sei's als Lückenbüßer, „Flick"-Stück, Fläck (aus Leder) an einer Unterlage haftet. (Vgl. Kluge 140.) Die macula ist aber 2. la maille, was ebenfalls zunächst andersfarbige Flecken mannigfachster Art (vgl. die frz. Wörterbücher), dann speziell das bedeutet, was unsere aus macula, afrz. mache, altdeutsch masca masga (Graff 2, 877; vgl. Kluge 305) überkommene Masche (ŠŠ, Mz. die Masche [Tw.] oder die Mäsche) besagt. Entlehnt wurde aber auch das aus maille gebildete „le maillot" als nochmalige Verkleinerung das Máiottli (Tw.). Das ist ein Tragkissen, in welches man Säuglinge „enmaillote". Nach dem Schlingen des Fadens zur Masche heißt diese in Safnern der Schlick; vgl. Strick mit Strang und streng, angestrengt. (Stucke S. 240 gegen Kluge 448.) Als Strick im Sinne des tückisch angelegten Fallstricks (Walde 405) ist l. laqueus der it. laccio (frz. lacs), unser Lätsch. (M-L. 4909: schwz. Id. 3, 1530.)

noch jetzt eine der verbotenen Fangarten. Gleicherweise war das zum Gütschfang sehr engmaschige „Groppiergarn" früher (z. B. 1777) verpönt. Es galt als Wildgarn (zum Wildern) oder als (an den Fischermäie, s. u., verpöntes) Mäiegarn.[3] Jakob Grimm (Schueljoggi) in Lüscherz führte das Trámai in der beschriebenen Beschaffenheit vor einigen Jahren auf dem Bielersee neu ein, während dasselbe im Aarekanal seit einem Vierteljahrhundert im Gebrauch steht. Er handhabt zur Winterszeit die zu solch feiner Knüpfarbeit eigens hergestellte holzige Nadle ebenso geschickt, wie er im Sommer kräftig das Ruder führt.

Verpönt waren früher auch das Stangegarn (S. 77), Läitergarn, und auf Murtensee und Broye das unten mit bleiernen Kugeln behängte Rundgarn (in S. le filäryə, filardrion). Zugelassen waren dagegen dort um 1465 zwischen dem 20. April und Michistag (8. Mai) die Zinnete (zinetta[4] des Genfersees), und vom 20. Mai bis Michaeli das 750maschige revin, Rerwin. Noch arbeiten auf dem Murtensee: la cárfférə auf Chaarpfe; la gútzenérə (S. 52), goujonière auf goujons, Gütsch. La páleiyösə fischte palées (S. 50), welche nun leider aus dem Murtensee verschwunden sind.

VI.

Alle diese Geflechte, deren Hauptbestandteile der Sack, die zwo Wänd und zwe Flügel sind, und bei deren zieh ab äi'm oder zwei Schiff eine Blootere das sie bindende Schiffsseil schwebend erhält, heißen — außer dem Tramai — Garn im Gegensatze zum Netz.[1]

Vom einen zum andern über führt zunächst der Bantner, Pantner. Um „allerlei Gattung"[2] zu fangen, sowohl Vögeli wie Kleinwild und Fische, diente dem Fischer und Jäger die gr.-l. pan-thēra, die it. pantera, die frz. pantière.[3] Als Schwebe- oder Hängegarn ist dieser Pantner, dieses Bantnergarn oder Hechtgarn z. B. 1750 für den dem Nidauer Landvogt vorbehaltenen Fischfang frei im Wasser g'hanget.[4] Wie häufig aber der Pantner im 15. Jahrhundert im Gebrauche stand, zeigen die folgenden Zitate aus dem Archiv der Stadt Biel.[5]

Pantnersatz. 1486: Vnnd söllend dieselb (vorgenannten) beyd partey by den pantnern belyben, wie die mit manchen vnderscheiden sind, vnd die yben und bruchen nach lutt vnnd sag des bernamenttenen Rodels. — 1487: Vnnd sust dero vonn Byell

[3] Lieb. 127; vgl. schwz. Id. 2, 422. [4] Zaubererin? (Vgl. M.-L. 2624.)

[1] Vielleicht ursprünglich aus der Nessel, ahd. neßßila und nassa: Hoops 3, 310; vgl. dazu „Garn", vielleicht zu „ghar", drehen: Kluge 159. [2] Matth. 13, 47. [3] M.-L. 6208. [4] NB. 2, 203 f. [5] Tom. 8. 9 CCXLVII, S. 69. 121. Wir verdanken den wegen schwerer Leserlichkeit mühevollen Auszug dem sprachkundigen Gymnasiallehrer Wyß in Biel.

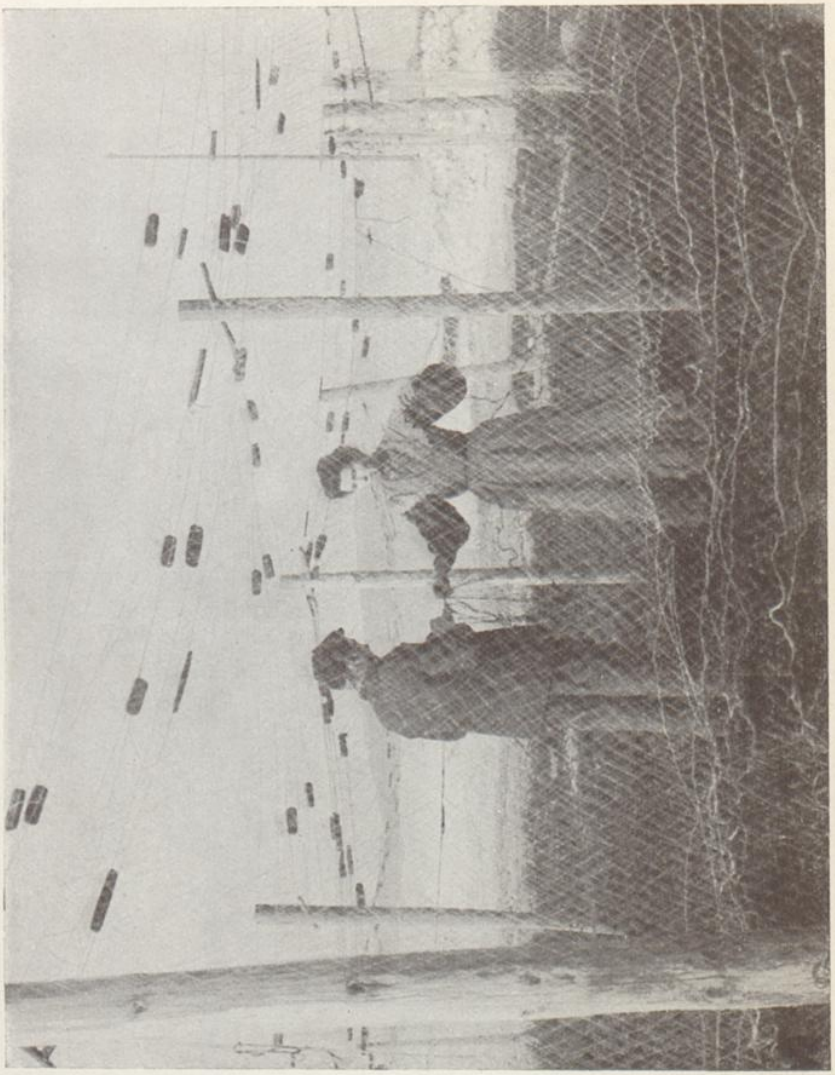
vnd ir Vischeren halb, bey haltung der Marchen vnnd pantneren nach yßwysung desselben Artickhels [...] vngehindert vnnd vngeendert bestan. — 1470: Eß soll ouch der genant Herr von Basel sein Stift vnd die von Biel der Pantner halb vischenzen vnd Vischfängen blyben, als von aller har kommen ist.

Auch der heutige Pantner des Bielersees ist mit seiner bis 3 m erreichenden Höhe wesentlich ein Garn, ist aber als Setznetz eingerichtet. Mit seiner Maschenweite von 50—70 mm fängt es als Halbpantner außer großen Hechten auch Seeforellen von wenigstens drei Pfund. Engmaschig dagegen — als Driß'ger bis Vierz'ger (mit einer Maschenweite von 30—40 mm) — ist die Witnetze.

Di Netze, wie man links und rechts am Bielersee das Netz benennt, indes das alttwannerische „Netzi" (Mehrzahl: Netz) auf ahd. „das nezzi" zurückgeht,[6] charakterisiert sich überhaupt durch ihre (gesetzliche) Beschränkung auf 150 cm Höhe, welcher eine Maschenweite von 30—80 mm entspricht. Nach solcher Weite benennt man Netze als Drißger, Füfedrißger, Füfevierz'ger usw. bis Achtzger. Die engmaschigsten sind natürlich die Richtfischnetze: Gütsch-, Albeli-, Hääselnetze zum Fang von Köderfischen. „Äßfische" (nicht in Tw.) werden z. B. gefangen mittelst der Pfärig- oder Pfäritnetze, in welche aber auch kleinere Seeforellen und Hechte schlüpfen. Eine solche féreyirə oder orbaz des Mistelach kommt bis auf 1800 Maschen von 30—65 mm. Enger sind die beiläufig 2400 Maschen der tschasōsa oder tsarschōsa („chasseuse", Jagdnetze), auch die höchstens 2000 des blavin[7] (Aaletnetze). 1500 zählt die paleyōsə, paillousa[8] (auf palées S. 79) und die paillanza als Eglinetze; 900 die retorsa, rétörtsə, rétörschə als Brachslenetze.

Vergegenwärtigen wir uns[9] das chnüpfe (mache) einer Netze. Das mit einem eigenartigen Chnopf (es gibt deren etwa zwanzig; einer von ihnen ist der Wäberchnopf[10]) gefertigte Geflecht nennt sich d's Garn oder noch fachmännischer d's Tuech.[11] So u so mänge Lätsch (Masche) des Netzes (bis 2000) bestimmt des letztern Lengi, so u so mängs Räisi bestimmt die Höödi. Die oberste Maschenreihe, der Aawüürf geheißen, hanget, wenn d'Netze montiert oder aag'stellt isch, an einem durchgezogenen Zwirnfaden aus sehr starkem Garn, dessen herausragende Ände links und rechts am Zäiche (s. u.)

[6] „Die Netze" kann als singularisierte Mehrzahl von „das Netz" gedeutet werden (schwz. Id. 4, 886). Vielleicht spielt auch l. „die" nassa, „la" nassa als Reuse (vgl. Walde 508; M-L. 5838) hinein. [7] Jud 14. [8] Jud 22. [9] An Hand einer Skizze von Albert Krebs. [10] Lf. 387. [11] Vgl. die umfassende Bedeutung von „weben" als (mit den Händen „hin und her fahrendes") Wirken, Flechten, Spinnen, im engern Sinn Weben. (Kluge 484.)



Zum Trocknen der Netze. Geschwister Dubler, Fischer

Ausbreiten, Aufhängen und eventuell Flicken der Netze am Landungsplatz in Lüscherz

befestigt werden. Dieser Faden heißt der ober Ääre.[12] Der under Ääre dagegen besteht aus g'spunnigem Roß- oder Chüestiilhaar und numme, wenn's sii mueß, aus Garn. Er bekommt nämlich zur Belastung — zum b'schwääre als Netzsenker — Bleili zu tragen: in verschiedenen Weiten aufgereihte, etwa fingerslängi aufgerollte Bleiplättchen. An die Stelle derselben treten am oberen Ääre gegenteils Schwimmer oder Flosse: etwa 8 cm lange und 3 cm breite, dünne Blättli aus dem sehr liechte Saarbaum-(Schwarzpappel-)Holz.

So feine und zugleich so starke Gewebe, in denen sich bis 35pfündige Hechte fangen können, lassen sich Netzmacher in Lüscherz, in Lausanne usw. natürlich tüür zahle. Sie werden daher in fleißige Pflege genommen: g'wäsche mit Säiffilaad (in Tw. für basl. Säiffilaab,[13] emmentalisch Seiffelaa) u. dgl., moderner Weise mit Vidriól u. dgl. imprägniert und g'hänkt. Letzteres geben die in ihrer Art malerischen Gestadeszenen z. B. in Lüscherz zu schauen.

E Wältswösch (šš), gestützt durch eine ganze Reihe von in das lange Seil iiddrääite oder paarweise drunder g'stellte Stöchle (emmentalisch: Stögle) nahm hier vormals die Hänkiachchere in Beschlag, welche nun nach Tieferlegung des Sees trocken liegen. Nicht weniger malerisch nahmen sich vormals[14] die ausgehängten Netze um die Fischerhütten am Gerolfinger Gestade aus. Praktisch z'Nutze z'zieh weiß man aber auch die zum Fischfang untauglich gewordenen Netze und Garne. Sie werden uuströnnt (vertrönnt, wie umgearbeitete Gewandstücke) und zu Wöschsäili gedreht, die beim säile (spannen) sich immer noch als ausgiebig erwiesen. Was auch hierfür unbenutzbar ist, dient doch noch zum abputze von Fläsche u. dgl. im Keller, zum Händ abtröchchne und wird noch einer alljährlichen Wäsche wert gehalten, bis es rädibus z'Hudle u z'Fätze verbruucht isch. Das ist gegenwärtig bei den nur zu feinen Garnen, welche allerdings besser fische, aber bloß etwa zwei Jahre halten, gliị g'scheh. Bis zwänz'g Johr hielten dagegen die früher in jedem Trüel und Chäller hängenden alte Handgarn.

---

[12] Das schwz. Id. 1, 388 f. stellt „der Ääre" (frz. la vêtre) samt weidmännischem (besonders bair.-östr.) Arch, Ärch zu „Arche" aus l. arca zu arcēre einschließen, einhegen, verschließen, iib'schließe. Die Arche ist allerdings ein Behälter, Kasten, aber z. B. frz. arche zunächst ein (Brücken-)Bogen, ein Joch u. dgl. (Kluge 22; Walde 5756; M-L. 611.) So kommt der ober und der under Ääre zu der sehr passenden Bedeutung des Abschließens und Einfassens. Vgl. „d's usser Ääri" (die Oberhaut). [13] Heiße Seifenlösung, erinnernd an das Käselab (vgl. Lf. 488; Gw. 399; Gb. 177. 180; Jns 354). [14] Wagner, l'Ile de St-Pierre 11.

VII.

Wie nun wird das füür g'noo, für n e Zuug z'mache? Das zeigten uns an einem gewitterschwülen Juni-Nachmittag Großrat Engel und Kunstmaler Jaeger-Engel. Und zwar ohne die geringste Aussicht auf Erfolg. Es hieß nicht bloß: es wird spucke, äb's g'ragti; man erwartete gar nicht, auch nur e Schiepe z'foo, oder z'gspüüre, daß (am Netz) öppis juck, und 's g'seh z'wißgele (daß öppis wißgeli: der Schimmer eines Fisches zum Vorschein komme). Was vo Fisch zu erblicken war, war einzig e chäibige[1] Hecht, der wohl schon längere Zeit tot auf der Wasserfläche schwamm. Warum ohne Aussicht? E Halbstund vorhär waren die zu unsern Lehrblätze ausersehenen Stellen vor der Twannbachmündung, vor der Brunnmühli (s. u.) und vor dem Schilficht zu Bippschól ausgefischt worden. Daher waren es auch bloße Manöver, mit schweren Steinwürfen, Ruderschlägen, Kettenrasseln d'Fisch uufz'jage (S. 77). Allein die Stellen zeigten sehr schön und bequem, wie man im Summer uf d'Dünni (Untiefe) oder über e Bärg abb setzt (d. h. nahe am Ufer, wo es in rascher Senkung i d'Tieffi gäit), im Winter dagegen i d'Tieffi selber.

Die am Schärme u Schatte sorglich ausgebreitete und gehängte Netze wird also sorgfältig abg'noo u g'chnüpft: am Aawurf gefaßt, in Bräitine von Unterarmslänge lose z'sämmeg'läit und am armslangen, leise aufwärts gebogenen Netzestäcke aag'hänkt. So läßt es sich bequem uf der Achsle traage. In den zum Wäidlig mitgenommenen Netzechnächt, d. i. ein schulterhohes, schlankes, mehrfach durchbohrtes Hartholzstück, welches in der Rinne zwischen zwei Krummhölzern (s. u.) festen Stand bekommt, wird der Netzestäcke als Träger des Netzes iig'steckt. Der Goon oder das Schueffli (S. 22) zum Wasserschöpfen wandert mit. Ebenso und erst recht d'Bääre (S. 76), obschon die ja heute nüüt z'düe het. Um so unentbehrlicher ist auch jetzt 's Zäiche: ein fußlanger, trotz seinen Kanten (Egge) an einen Spielkegel erinnernder Holzpflock, an welchen die vom oberen Ääre herausragenden Enden (S. 82) befestigt werden. An ihnen erkennt der Fischer, wo d'Netze liggt, wenn er sie für längere Zeit sich selber überlassen hat, vielleicht gar über d'Nacht het lo sii. Bisweilen aber findet er, zumal nach stürmischer Nacht, d'Zäichen niid. Was macht er? Er greift zum eigens gebauten kleinen Ankerli, womit auch Tote auf dem See zum Schiff gezogen werden. Mit ihm sucht er in ver-

[1] Wie Schelm (Kluge 394; vgl. die Schelmenachern als Schindanger), ist der Cheib (Kluge 236; vgl. „Cheibefleisch") zunächst swv. Aas. Von hier aus (vgl. Rabenaas) erklärt sich der so häufige Gebrauch als Schimpfwort. (schwz. Id. 3, 100—5).

drießlicher Mühe nach dem verlorenen Netz, bis es an einem der vier Höögge hängen bleibt.

Jenes Warten hat nun für uns ke Zwäck. Das Netz wird also drabb g'haa: vom Stecken abgewickelt und langsam, auch lụgg, nicht g'spannet in das heute absọlut ruhige Wasser gesenkt: g'setzt. In locker hängendem Netz b'hange die vom Ufer nach dem Blaaue hin wandernden, bzw. geschreckten Fische ehnder. Statt ihrer gibt es heute, da der Aarekanal viel Unrat in den See geschwemmt hat, es Ghụụrsch aus dem Netze zu lesen: Räspe (kleine Holzstücke) u. dgl. Die im Netze zappelnden Fische aber bringen in das feine Gewebe Näster (verhụụrscheti — šš — Stellen). Staine hinwieder (wie die alten Lüscherzer sagten) entstehen durch verhụụrsche mehrerer Blei beim setze oder büụre der Netze. Solche Näster und Stäine lööse heißt: d'Netze lööse (eine bekannte Objektsverschiebung).

Nach kurzem wird aber das Netz wieder b'büụrt: dem Wasser enthoben, aufgefaltet und an den Netzestäcke g'hänkt, um es schließlich an seiner Tröchni z'veröörtere. Wir verlassen das Schiff unter warmem Dank für die Lehrstunden, welche die Männer von ihrer kostbaren Zeit unserm Buche zugewandt. Mit ihnen hat dies auch ohne Fisch e guete Zug g'macht.

Fischezen.

I.

Zum Netze setze durfte vormals der Fischer bloß der groß Wäidlig besteigen, nie aber das Waideli (Lü.), Wäideli (Tw.) oder das Lőgett (Lü.), die Loggette (M.), das Logettli (Erl.) la loquette (S. 21). Den Hechtenfang betrieb er insbesondere vom Hechtfloß aus. Der gewöhnlichere Name hierfür ist noch erhalten im twannerischen Grangß. Der mhd. grans und der schweizerdeutsche[1] Granss(e[n]) bedeuten in erster Linie Schnabel und damit auch Schiffsschnabel; der Grangß jedoch ist zunächst der an diesen Schnabel angrenzende Fischkasten, dann aber ein solcher für sich allein, wie er verankert in einer Länti oder sonstwo am Ufer schwimmt. In älterer Sprache erscheint er — mit dem bekannten n-Ersatz durch u[2] als der Graus, waadtländisch als la crausa, crausaz (1395)[3] entlehnt. Jeglicher Graus — heißt es in der bernischen Fischerordnung von 1777 und 1806 (s. u.) —, der

[1] Wb. 1, 565; schwz. Id. 2, 782. Als „äußerstes Ende" berührt sich mit „Grans" die „Grenze" auch im Slawischen. (Kluge 179. 180.) [2] Vgl. Trank und Trauch, chrank und Chrauch usw. [3] Bridel 89. 90.

mit Fischen unter der Nidaubrügg durchfährt, schuldet dem Amtmann den Fischgriff: Ein Brückenwächter oder sonstiger Angestellter übte das Rächte, i'n Chaste ine z'griffe u der schönst Fisch für e Landvogt use z'näh. Das brutale Recht wurde nachmals mit Fischen für es guets Mahl losgekauft, noch später mit einem Pfund in Geld. Ein bloßer Wäidlig zahlte hiervon die Hälfte. Der Amtmann leistete als Entgelt hin und wieder es Mütschi.

Derlei Rechte flossen aus der einstigen königlichen Reichshoheit, die auch über den „Fisch im Wasser" verfügte. So verschenkte 817 König Ludwig der Fromme der Marienkirche in Lausanne den Fischfang in der Zihl bei Bürglen.[4] 961 erhielt das Kloster Peterlingen (Payerne, Báijeere) vom König Konrad den Biberebach. 1249 kam die Zihl zwischen dem Neuenburger- und Bielersee durch den Grafen von Neuenburg an das Kloster Sant Jhánnse, welches bald auch die Befischung des Bielerseeufers an sich brachte.[5] Es hatte aber solche Fischerei-Regale, ahd. das fisg-izzi[6] die Fischeze (šš), (nicht in Tw.), mit „n"-Einschub mhd. die vischenze, Fischenz (Fischénz)[7] geheißen, schon 1223 nnd 1238 sich angeeignet und ließ deren später noch häufig (1442, 1471, 1523, 1646 usw.)[8] sich schenken oder bestätigen. Es übte die Hoheitsrechte durch Erhebung von 2 bis 8 Hechte" von den Garnen verschiedener Größe. Als zeitweiliger Oberherr der Grafschaft Erlach (s. Ins) bezog auch Savoyen durch seinen Kastlan z. B. 1396 und 1397 je auf Grüendonnstig sechs Hechte.[9] Ein Nachklang hiervon waren die acht Kronen Schiffzins, welche noch 1787 dem Landvogt von Neuß zu entrichten waren.[10] Der Fürstbischof von Basel hatte sich 1551 „die niedere Herrlichkeit des Nydauwer See und die Garnzinsen angemaßt. Allein Bern erklärte sie am 7. Juni 1559 als die seinigen und bekräftigte dies durch eine energisch gehandhabte Seeordnung.[11] Es sicherte sich nach langen Streitigkeiten[12] auch die Zihl-Fischezen und verpachtete sie (wie noch heute di alti Aar, den Twannbach usw.) oder versteigerte sie (z. B. 1794 das Vanel oder die Poissine an zwei Käufer aus dem Emmental um 2900 Pfund). Es beschlagnahmte zugleich (z. B. 1777) die Schiffe zur Hilfeleistung bei Feuersnöten und Schiffbrüchen. Das Fischen in andern Gewässern wird analog der Jagd padendiert. Die Gesetzgebung Berns drang immer strenger auf

[4] Font. 1, 226; Th. v. Liebenau, Gesch. d. Fischerei auf einem verschwundenen Schweizersee. („Schwz. Fischerzeitung" 1893, Nr. 8, S. 17.) Im folgenden, wie bereits vorn, zitieren wir „Lieb". [5] Lieb. 19. 34. [6] Graff 3, 170; vgl. l. -itia, it. sp. -ezza. [7] Schwz. Id. 1, 1106 f. [8] SJB. A 453 ff.; 507 f.; C 10—13; alt Polizei-, Eid- und Spruchbuch Bern (15. Jhd.), Blatt 116. [9] Taschb. 1901, 13. [10] Einkünfte 93. [11] MB. 1, 15 ff. [12] Noch bis SJB. D 279 durchklingend; RM. 11. Juni 1606 (231) u. ö.

„Wiederbesamung" der durch Raubfischerei erödete" und erarmete" Seen und „rünnenden Gewässer". So folgten sich die Verordnungen der Jahre 1548, 1559, 1570, 1581, 1672, 1703, 1715, 1777, 1803 und das bernische Gesetz von 1833.[13] Zugrunde lagen die polizeilichen Dinggerichte der Fischer: die Meientage, Fischermeyen, Meyengedinge, Meyen des 14. bis 17. Jahrhunderts. Wie nämlich Schützen, wie Schneider und Schuster, so versammelten sich auch Fischer an Meiesunntige[14] zu festlicher Geselligkeit, zu Messen und zu ernst fachmännischen Abmachete mit gesetzlich bindender Kraft. Diese bezogen sich z. B. auch auf die Meyegarn mit streng vorgeschriebenen Maschenweiten. Die Fischermeyen (=Vertreter) im Stromgebiet der Aare genehmigten 1470 eine gemeinsame Fischerordnung, und einen großen Fischermeyen (=Tag) hielten am 12. Mai 1510 die Fischer der Städte und Landschaften Bern, Solothurn und Freiburg zu Freiburg ab. An demselben erschienen auch Abgeordnete aus Erlach (Schultheiß Heimo Ruffs und Benedikt Kolers), aus Ligerz (Meyer Tschan Maliert, sonst Maillard), aus Twann (Hans Krebs), aus Nidau (Rudolf Schmalz und Bastian Eyen) u. a.[15] Die zwölf wichtigsten Beschlüsse dieses Tages wurden 1570 durch die Fischereiordnung des Nidauer Landvogts Hans Spätig für sein Amt gesetzlich festgelegt.[16] Verboten waren da u. a. im Boden des Wassers Chrițe machende Schleppnetze, welche „Krissern" hießen. Es wurden der Pfruendgieße zu Bürglen und die Schöpfi zu Zihliwil als Schonplätze erklärt usw. (s. u.). Schläikfischer (Fischwilderer) wurden übrigens auch von den Chorgerichten ụf d'Mụgge g'noo. Sowohl Begünstigung wie „Beladnuß des Meyen" (1548) bekamen also alle rechten Fischer z'g'spụ̈ụ̈re.

II.

In dem Maße, wie Bern auch im Seeland festen Fuß faßte, nahm es sich durch Verordnungen seiner Fluß- und Seefischerei an, um der Bevölkerung diesen Erwerbszweig zu erhalten. Damit „niemand weder Mißverstand noch Unwissenheit vorwanden könne", sammelte es alle die im Lauf der Zeit erlassenen Vorschriften in der „Fischerordnung über den Nydauer-See und die Zihl, wie auch über den Fischhandel" vom 16. Jenner 1777 und erneuerte sie am 9. Juni 1806.[1]

[13] NB. 2, 147—152; 1, 15 ff.; 2, 5 ff.; 2, 91 ff.; 2, 187. [14] Schwz. Id. 4, 7 Lieb. 84 ff. [15] Lieb. 87 ff. [16] Veröffentlicht durch Lehrer Hirt in Twann in der „Schwz. Fischereizeitung", IV, 367.

[1] Zu Gebote stehen uns die seltenen Exemplare, welche Herr Großrat Max Engel besitzt.

Danach durfte „auf Gewinn und Queſt" nur fiſchen, wer vom Nidauer Landvogt (als deſſen Amtsnachfolger der G'richtsbreſidänt vo Nidau noch heute alle Gerichtsbarkeit über den berniſchen Großteil des Bielerſees ausübt) als e Fiſcher aag'noo war. Solche „padäntierti" Fiſcher mußten zu den Fiſcherordnungen g'lobe, im Fiſcherrodel ſich lo iiſchriibe, den Seezins zahle und den Fiſchgriiſ (S. 85) oder (1806) Fiſchgriff gewähren.

Die Erlaubnis zum Gebrauch von Garnen und Netzen wurde uf d'Gmäine verdäilt. Es durften haben: Nidau 1 Großgarn, 3 Droogle (S. 78), 3 Spreitgarn. Ligerz: 1 Großgarn; ebenſo Twann, Sutz-Lattrigen, Erlach, Gerolfingen: 2 Großgarn, Lüſcherz 3, und dazu 5 Summergarn; Tüſcherz und Alfermé: 1 Großgarn und 1 Sommergarn. Uf Pfärit ſollten nur je 20 Netz g'ſetzt werden. Neben dieſen Seedörfern wurden die Zihldörfer wie folgt bedacht: Orpund mit 4 Troglen und 4 Spreitgarn, Aegerten und Brügg mit je 2 Troglen und 2 Spreitgarn.

Für den Hausgebrauch darf — nur nicht im Läich und immer unter polizeilicher Aufſicht — mit Netzen, Angeln, Schnüren und (1806) Wartolf von jedermann gefiſcht werden. Heute bloß mit dem Angel und dem Blatt.

Jede Stadt und jedes Dorf am See und an der Zihl hat einen Fiſchvogt (Fiſchereiaufſeher) zu ſtellen. Der Amtmann wählt und beeidigt ſie. Sie ſehen u. a. darauf, daß die Fiſcher uf d'Nacht ihre Fahrzeuge aaſchließe und d'Rueder wäggnähmme.

Verboten ſind alle „Fiſcherkünſte": mit dem Groppiergarn mit zwäine Häägge oder Schiffen; mit den dreiteiligen Wild- oder Meiegarn (Trámai: S. 78); mit lebenden Gütſche zum Trüſchenfang vor dem 1. Augſte; mit Füür oder Gluet zum Blenden der Fiſche; mit dem Kügelin (Cuculi, la coque) zum ſturm mache der Fiſche (S. 70); mit den Stang- oder Läitergarn der Orpunder; mit Groppierer oder Großgarnen von mehr als 1200 Mäſchel in der Hebne und 450 an der Wand; mit Summergarn von mehr als 700 bzw. 300 Mäſchel; mit Seck, welche mehr als 8 Mannſchlafter lang und 28 d'Wand uuf, 25 an den Sommergarnen meſſen; mit Troogle, deren Sack mehr als 3 und an der Wandlänge 18 Mannsklafter mißt; mit Spreitgarne, welche mehr als 15 bis 18 Schueh hööch und unten 15 Chlafter breit ſind; mit Reuſchen (1806) oder Reuſſen (1777) oder Wartolf, welche ſamt der Abrichti mehr als 100 Mäſchel zählen. Die Mäſchel der Droogle, Spräitgarn und Wartolf dürfen nicht ängger ſein als 1 Bärnzoll; ebenſo die Pfäritnetze.

Fiisterlig (1777: zwischen Unter- und Aufgang der Sonne) darf kein im Wasser liegendes Garn, Netz noch Schnur aag'rüehrt wärte. Die Schonzeiten (S. 63) sind streng einzuhalten.

Auf jedem Graus (Gransе, Grangß; S. 84) und Wäidlig soll der Bärnschueh mit seinen zwölf Zoll ii"bbrönnt sii. Das Brandzeichen liegt als Schlqfmääs im Schloß Nidau auf; jeder Fischvogt erhält ein Doppel (1777). Nach diesem Määs wird das Längenminimum der fangbaren Fische bestimmt auf: 10 Zoll für Forne, Hecht und Barbe, 8 Zoll für Äsch. Von Michistag (29. September) bis z'Wienacht dürfen (1777) Hüürlig und Tausendmägetli (S. 65) als „die Saamen von den meisten Fischen" und als Raubfischfutter höchstens in den Herbsthüüser (s. u.) verkauft werden. Die besonders vor der Brunnmühli bei Twann zahlreichen Albeli oder Bläääulig dürfen überhaupt nicht gegarnt werden, außer für Hechteweiere und Fischtröög (1777). Fangbare Hääsel, Wingere, Aalet, Blacken oder Rottli müeßen uf d's mindste sächszöllig sii.

Jahraus, jahrein im Bann für Netze und Garne bleiben: eine Distanz von zwe Stäiwüürf i der Lengi u Bräiti vor em Twannbach und vor der Brunnmühli (aux sept fontaines, welche Quellen am Ufer diesen Seestrich zu einem Paradies für Jungfische machen). Ferner der durch Pföhl abgegrenzte, in die 200 Schuh breite südliche Seerand „i de Rohre" von Nidau bis Erlach; die Zihl vom Einfluß der großen Zihl bis zu der Allmatten; die Schüüß, vo der Sandbrügg bis i d'Zihl; die Schloßfischezen Nidau in der Schüß vom Chatzestääg bis Burgerezii Nidau; die Klosterfischezen Gottstatt zwischen Orpund und Meyenried; die Pfruendgießе zu Bürglen.

Twanner-, Ligerzer- und andere Hechtesetz dürfen die seezinspflichtigen Garne und Netze nicht beeinträchtigen. Fächer in Wasserabläufen sind zu entfernen.

Keine gefangenen Fische dürfen uf schwäbe"tem Schiff verkauft werden; sie müssen ab aab'bundnem Schiff in den bernischen Städten und Dörfern am See fäilg'haa werden; so besonders im Herbst. Und zwar dürfen (1777) gelten das Pfund: Foorne 3 Btz. 2 Krz. vom 1. Januar bis 1. April; 3 Btz. vom 1. April bis 1. November; vom 1. November bis 25. Dezember 2 Btz. 2 Krz. die magere, 3 Btz. die fäiße. Hechte 3 Btz. vom 1. Januar bis 1. März; 2 Btz. vom 1. März bis Neujahr; doch bloß 6 bis 10 Krz. die bloß 1 Ell = 1 Schueh langen. Das Stuck: Tryschen (Trüsche) kleine 2 Krz.; mittlere 3 bis 4 Krz.; gar große 5 bis 10 Btz. Balche 3 Btz.; Balchpfärit 1 Btz.;

der Vierlig (25 Stück) Pfärit 5 Bţ. Das Stuck: Egli, 4 bis 8 Zoll lang, 3 Krz., 1 Schuh und mehr lang 4 bis 6 Krz.; Äsch und Föörnli: kleinere 2 Krz., größere 1 Bţ.; gar schöne und große 2 Bţ. Das Bückli (20 bis 22 Stück) g'salzni Pfärit und das Bücklein (20 bis 21 Pfund) g'salzni Forne hatten ebenfalls einen bestimmten Tax.[2] Die lebenden Fische waren (1777) im Summer von 2 bis 4 Uhr, im Winter wenigstens zwei Stunden vor 1 Uhr feilzuhalten: an der Länti z'Nidau, an den Nidauer und Bieler Wuchemärite am Mäntig und Donnstig, und an der Länti z'Erlach an den Erlacher und Neuenstadter Wochenmärkten am Mittwuche und Samstig. Außer diesen Zeiten dürfen die Fischer nicht „um Fische angesprengt werden". Dooti Fisch, deren Ohren inwendig bläich aussehen oder mit Blut g'fäärbt sii, dürfen nicht fäil g'haa werden. Nasen für Äsche, Balche oder Pfärit auszugeben, war speziell verboten.



Johannes Dubler-Fischer, alt Gemeindspräsident
Landwirt in Lüscherz, nun gestorben

Der Amtmann zahlte (1777) für Erlegung eines Reiger (Reiher, Reigel) und eines Weyhen (Weih) 10 β; für einen Otter, dessen

[2] Vgl. „der" Preis.

rächte Tatze er aber behielt, 1 Pfund. Ohne Prämie waren preisgegeben[3]: d'Giritze, „Taucheten" (Tauchenten oder Tunkäntli) und „Pelpen". Bei Feuersnot und Schiffbruch mußten die Schiffer ihre Fahrzeuge zu sofortiger Verfügung stellen.

III.

Der große Spielraum, dessen sich die Fischerei für den eigenen Hausverbrauch erfreute, ward uverschänt uusg'nutzget. Es wurde nebenbei auf Wassergewild gepirscht, es wurden Gärten und Reben geplündert.[1] In Orpund fischten (1727) selbst Kinder, „um den Müßiggang zu meiden", und die „armen" Eltern, die ganze Nächte in den Wirtshäusern lagen,[2] zu „unterstützen" (1751). Auch die Vingelzer, hieß es 1727, seien zu überwachen, sonderlich aber die Landerer, welche (1715) mit Hilfe von Schaubliecht und engmaschigen Netzen sogar im Läich Hechte fingen. Auch rechts des Sees geschah allerlei Unfug, besonders zu Lüscherz mit seinen Hechteweiere. Arge Schädigungen erlitten dabei auch die Seemuure und Büürine (Ins 145 f.) der Rebleute durch Pföhl und Ringe zum Anbinden der Schiffe. Jene mußten seit 1559 durch den freien Anker und die Schalten ersetzt werden. Zwecks der Schonung der Strandkulturen wurde 1559 auch das Verfolgen der Egli in ihren Laichplätzen uf der Pey[3] und schon 1548 das Fahren mit dem „Scharben" ohne „abgeschlagenes Haupt" verboten. Ohne solches durfte dies Fahrzeug gegen Erlegung von 2 Plappart benutzt werden.[4]

Auch mit solchen Einschränkungen kamen die Fischer durchuus nid z'chuurz. Mit großem Profit übten sie als „Weidtlüth" (1548) oder Wytmanne (1548) ihr Wäidrächt (1751)[5] im Ursinn des ersten Wortteils. Mit weithin schallendem „Hüürlig! Hüürlig! Späckbreegel! durchzogen vormals Lüscherzer die Seelandsdörfer, welche nicht selten ganze Scharen dieser Jungbarsche (S. 66) bis zum gääl[5] werden des Wasserstrichs vorüberziehen sahen. Ganz Chöörb voll wurden i de Läntine use'zoge, b'bachche (oder b'bachchet)

[3] Nach it. dar presa (en prise): Klage 356.

[1] NB. 2, 5. [2] Der Aarberger Landvogt in NB. 5, 84. [3] Vielleicht schon baskisch, dann kelt.-lat. baia, frz. baie, Bai. (Walde 81.) [4] NB. 2, 5. [5] NB. 5, 80. Auf der Wurzel vī (auf etwas losgehen: Kluge 486, vgl. auch vēnāri jagen, Walde 816) beruht „die Wei-d-e" als 1. Nahrungssuche des im Weidlig fahrenden Fischers (vgl. die anmutvolle Wasserweid der Bieler-Insel, sowie des Jägers, der als „Weidmann" sein Beutetier bis auf die „Eingeweide" „ausweidet"; 2. Nahrung, vom „weidenden" Tiere selbst gefunden, vom „weidenden" Hirten ihm angewiesen. Die bei alle dem an den Tag gelegte Lust und Lebendigkeit wird als „weidlich", „wäidli", „wäideli" bezeichnet.

und ununsgnoo samt den Döörn verzehrt. Sollen doch die Gräät der Fische überhaupt das Rückgrat der Menschen stärken! (Wie Tierzüngli sie redselig machen.) Aber auch Pfäärig kamen im Winter i ganze Chörb zum Konsum in Wirts- und Privathäusern. Der Vierlig (ein Viertelhundert, das aber vom Käufer auf 26 und vom Verkäufer auf 24 „normiert" wurde, vgl. S. 68) kostete um 1880 achtzig Rappen, stieg jedoch auf zwei Franken. Die Wirte stellten acht Tage lang vor und acht Tage lang nach Neujahr Pfäärigfraas an und servierten Portionen zu sächs Stück. Im Privathaus wurden diese Felchen in eigenem Hafe iig'salze und während der vierzehn Tage ihrer Haltbarkeit vor und nach verzehrt.

Machten Zübelesooße mit Äier und Anke die Coregonen zu Leckerbissen, so wurden von Feinschmeckern die Öle (Aale) i Schiibli uf der Gluet b'bachche oder i Rääbebletter geröstet. D's Jahr duur halfen, wenn nicht die den Forne in Güte nahe kommenden Äsche und Hechte, so doch Brachsle und Barbe den Tisch decken. Ganzi Chörb voll minderi Fisch aber wurden de Söüe g'fueteret; die wetzten an den Döörn mit Wollust ihre Zähne.

IV.

Die S. 86 erwähnten Fischermäie klangen gelegentlich aus in Fischerfest. Auch Erlach und Lattrigen feierten solche. Der Fischereiverein vom Bielersee wiederholte sie letztmals 1911 als eine Art Waldfest.

Hinter ihnen standen die Zünft der Fischer oder „zu Fischern". So zu Biel, wo allerdings die Chieffer und die Wäber mit dazu gehörten.[1] In Erlach tat sich eine Fischerzunft zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf[2] und gab sich ihre Statuten am Stäffestag (26. Dezember) 1622. Nur g'hürateti Männer und wenigstens drißgjährigi Leedigi von verträglichem Charakter durften als Stubeg'selle mit Eintrittsgeld und alljährlicher Speisung des vom Stubemeister verwalteten Stubeseckel sich iichauffe. Der Inhalt des Dröögli (1837: 17,123 Kronen) wurde seit 1837 noch zweimal ver'däilt. Uuffahrt und Neujohr wurden jeweils festlich begangen, und der mit dem Delphin, Salm oder Hecht geschmückte Zunftbecher ging fleißig um. Die Mähler und Wiiversuechete wurden allerdings später damit ersetzt, daß jeder Zunftgenosse es Pfund in Geld, e Mooß Wii und es Bröötli erhielt. Dagegen nahm die Zunft der G'mäin die Ausrüstung und den Unterhalt eines Dragunner ab. (Die ungefähr

[1] Lieb. 80. [2] Ihre kurze „Geschichte" schrieb Fürsprech Th. Simmen (Bern 1868).

gleichzeitig mit der Fischerzunft gegründete Rebleutenzunft übernahm zwe Dragüüner.) Sie steuerte ferner an die noch heutige Kirchen-Oorgele (1779: 150 Kronen), an den obern und undern Schü[1]-mäister (12 und 16 Kronen), an den Nachtwächter (6 Kronen), an den Brüggewächter bei St. Johannsen (8 Kronen) usw. — Zum schmucken Zunfthaus stand in eindrucksvollem Gegensatze die malerische Fischerhütte gegen Vinelz hin.[3]

Bloß aus Fischern bestand schon vor dem Jahr 1597, in welchem ihr der Berner Rat ein Wappenfenster schenkte,[4] eine der drei Zünfte zu Neuetstadt. Sie verewigte sich durch die im dortigen historischen Müsium aufgestellte Holztafel, welche (1742 erneuert) in Gesichtsausdruck und Väärsli die Lebensalter von zehn zu zehn Jahren darstellt. Der Zehnjährige ist uschuldig wi n es Lämmli, der Zwanzigjährige läbig wi n e Hirz; später ist man stolz wi n e Läü, dann schlau wi n e Fuchs, weiter gizig wi n e Wolf, nachher füül wi n e Hund, darauf rumpelsüürig wi n e Chatz, endlich dumm wi n en Esel, und nüünz'gjährig: wiß wi n e Schwan.[5]

Fischpflege.

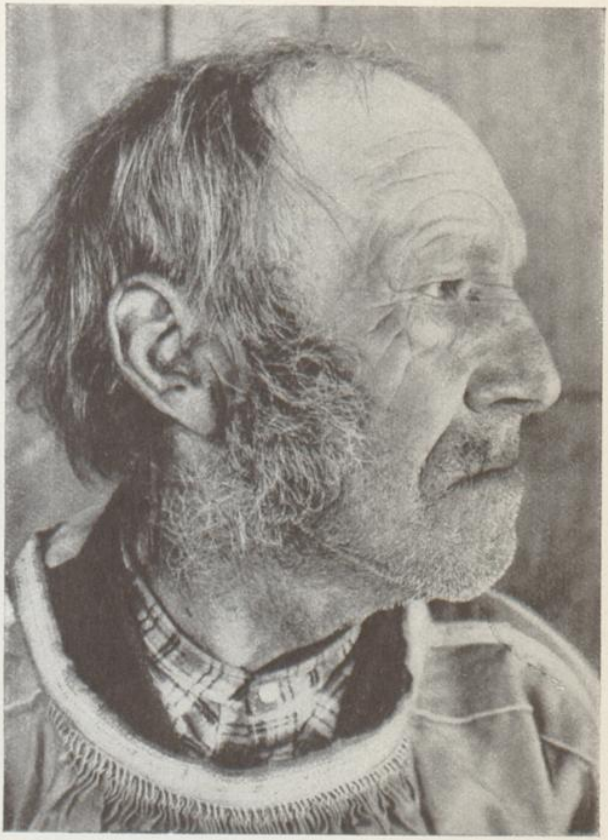
I.

Der Krone der Schöpfung als dem Haupte der Raubtierwelt hilft eine ganzi Chuppele von Vertretern der höhern und niedern Fauna dem Fischbestand zu Leibe gehen. Vor allem ist es der Fischotter, dessen ungezügelte Mordlust und dessen nur die leckersten Beutestücke verzehrende Schnäderfrääsigi sich um menschlichen Nutzen und Schaden nid e Pfiifferling[1] (nun natürlich auch Pfifferling) kümmert. Dazu kommt die Schlauheit, mit welcher er die Eingänge seiner verschiedenen, mit Gras bequem ausgepolsterten Baue under em Wasser aaläit und als Chemmi und Ventilator zugleich eine engere Röhre in die freie Luft hinaufführt. Äußerst gewandt schwimmt und taucht er dank seinen Schwimmhäuten, und gesellig jagen sich die Flußnachbarn unter lautem pfiffe im Wasser herum. Zahm und anhänglich werdend,

[3] Ein Bild von ihr besitzt der ehemalige Erlacher Gerichtspräsident Hüssi, nun in Thun. [4] Anz. Nr. 5, 202. Es kostete 13 ℔ 5 ß 8 ₰. [5] Im Original: Innocent comme un agneau, vif comme un cerf, fier comme un lion, rusé comme un renard, avare comme un loup, paresseux comme un chien, grognard comme un chat, bête comme un âne, blanc comme un cygne.

[1] Man „pfeift" auf den geringwertigen Schwamm, der nur zu auffällig nach „Pfeffer" schmeckt.

könnten die klugen Tiere mit de Hünd als Begleiter des Menschen kunkeriere.[2] Als Fischräuber kommt ihm die Wasserspitzmuus nahe. Ebenso, wenn auch zugleich durch die Anmut und Zierlichkeit seiner Bewegungen, der namentlich den Häideweääg absuchende Hauben-Taucher oder Länghals (Tw.) oder Haubensteißfuß. Im Namen erinnert an ihn das Tünk- oder Tungg- (Tw.) oder Touchänteli. Würdehaft langsam und steifbeinig, mürrisch und griesgrämig, aber mit den tückisch blitzenden, gelben Augen gierig nach Fischen spähend, um sie mit seinem spitzen Schnabel zu harpunieren,[3] stolziert in seichtem Wasser unter chiisterigem rääggе der Reiher, Fischräigel. Im Wääse gleicht ihm mehrfach der in metallischem Farbenglanz schillernde Fischvogel (Eisvogel), der gewöhnlich wertlose Fische verzehrt,[4] jedoch fast ebenso häufig der Jungbrut von Edelfischen arg zusetzt. Ein großer Schädling ist auch der „wild" Schwan, sodann der Milan (Gabelweih).



Johannes Mügeli-Perrot, Fischer und Landwirt
82 Jahre alt, in Lüscherz, kürzlich gestorben
Siehe S. 8: Fischer Joh. Mügeli-Laubscher in Lüscherz und sein Kind

Mit der Fischbrut räumen gierig auf: die Teichfrösche und Kammmolche (eine Art Chrott), eine Reihe Wasserkäfer, Bluetsuuger

[2] Flörike 57; Ehrenkr. 282. [3] Flör. 99; Ehrenkr. 284. [4] Flör. 6; Ehrenkr. 285.

und sust allerlei „Sumpfgeziefer“.[5] Gefährliche Forellenbruträuber sind der Gropp und der Äsch, während die Trüsche der Coregonenbrut zusetzt — wie denn überhaupt die Fischwelt ihre Hauptfeinde „im eigenen Hause“ hat: der Größer frißt der Chliner. Schlimme Feinde haben aber nicht wenige auch im äigete Lib. Der Bandwurm, grob wi ne Bänggel, kann von ungenügend gesottenen Hechte, Brachsle, Grundere in Menschen übergehen. Egel, Rotseuche, Blootere (Pocken), die glücklich bekämpfte Furunkulose (Haut- und Muskelbakterien) usw. wurden 1914 in der Usstellig lehrreich veranschaulicht.

Zum Glück besteht zwischen Fisch und Vogel auch teilweise, obwohl unbewußte Freundschaft: jenen nützt durch Verzehren schädlicher Wasserinsekten die lustige und liebenswürdige, im Emmental allerdings als Fischbrut- und Rogenräuber angesehene Wasseramsle, welche der (Twann-) Bach uf sich etwa bemerkbar macht, der bewegliche Bachstälz und der dem See noo wippende Wasserstälz.

Immer zielbewußtere und tätigere Freunde aber findet die volkswirtschaftlich wichtige Fischwelt unter Menschen. Der schweizerische Fischereiverein zählt mehr als 7000 Mitglieder. 16 Vereine zählt allein der Kanton Bern. Diese sind in zwei Lager geteilt, den „kantonal bernischen Fischereiverein“ mit vorwiegend sportlicher, netzfeindlicher Tendenz und den „Verband bernischer Fischereivereine“, welcher neben der sportlichen namentlich die wirtschaftliche Seite der Fischerei mittelst intensiver Fischzucht fördern will. Diesem „Verband“ gehören im Seeland an: der Fischereiverein vom Bielersee, die Fischereivereine an der alten Aare in Büren, Lyß und Aarberg, und der Fischereiverein von Laupen, während der Sportfischerverein vom Seeland die andere Richtung vertritt. Das schweizerische Fischereiinspektorat, das von der Landesausstellung inspirierte Fischereimuseum in Zug, die eidgenössischen Fischereilehrkurse z. B. in Luzern, die vom Bund subventionierten Fischbrutanstalten, welche bloß im Jahr 1913 70,8 Millionen Felchen, 7,37 Millionen Bachforellen, 8,37 Millionen Hechte, 4,35 Millionen Rötel usw. in öffentliche Gewässer aussetzten, wirken anfeuernd auch auf die bernische und speziell seeländische Tätigkeit. Uf der Rütti bei Bern lernen auch d'Buresühn Fischzucht.

Seit 1892 besteht der an der schweizerischen Landesausstellung 1914 mit der silbervergoldeten Medaille als erstklassig anerkannte Fischereiverein vom Bielersee und Umgebung. Er hat aus seiner Fischzuchtanstalt im Paßgert, welche bald darauf dem Umbau der Bundesbahnen het müeße Blatz mache, im Jahr 1915 wieder

[5] Spitteler.

1,737,000 Jungfische (worunter 866,000 Balchen, 81,200 Foorne, 790,200 Äsche) in die benachbarten Gewässer ausgesetzt.

Am 7. Februar 1920 hat dieser Verein an dem schönen neuen Strandplatz bei der Dampfschifflänti in Biel die ganz aus eigenen Mitteln erstellte und betriebene neui Fischbruetanstalt eingeweiht. Sie ist in einem bescheidenen, aber geschmackvoll errichteten Stäihüüsli untergebracht. Die Anstalt kostete rund 14,000 Franken. Die Stadt Biel gab den Baugrund und liefert aus der städtischen Wasserversorgung das nötige Quellwasser. Die Anstalt enthält 56 Siibchäste für d'Foornen-Äili, eine starke Batterie (24) Zuger-Gleeser für Fälche, Ferras, Pfärit, Bondelles. In dem kleinen Aquarium an der Außenwand stellen kleine Rägebogeforälle, mit prachtvoll schimmerndem Farbenkleid angetan, ihr munteres, possierliches Leben und Treiben zur Schau. Im vorherigen Spätherbst g'sträipfti Forelleneier, 1/4 Million, sodann 200,000 Eier der oben spezifizierten Balche, Eier von Äsche und Hechte sind der Hauptgegenstand sorgfältiger Zucht. Die von diesem Bielerseeveräin unter der langjährigen Leitung von Sekundarlehrer Witschi in Brügg mustergültig erstellte Anstalt ist dem Fischereiaufseher Benguerel in Ligerz, vormals in Nidau, anvertraut.

Im Jahr 1920 hat der Verein in seiner neuen Anstalt gezogen: 8 1/4 Millionen Jungfische, nämlich: 196,700 Forellen, 385,800 Äsche, 3,148,000 Balchen, 4,500,000 Hechte. Alle wurden seeländischen Gewässern übergeben.[6]

Im Jahr 1920 trat der Bielerseeverein aus dem kantonalen Fischereiverein aus und schloß sich an die Sektionen Bern-Stadt, Oberländischer Fischerverein, Sportfischereiverein Thun, Fischervereine Laupen, Arbärg, alti Aare Lyß, Riverains de la Suze, Büüre an. Alle diese schließen sich zusammen zu einem neuen Verband für rationelle Gewässerbewirtschaftung.[7]

Schon im August 1917 fand in Biel die Hauptversammlung des Schweizerischen Fischereivereins statt, an welcher Maurice Vouga, Generalinspektor der Fischerei des Neuenburgersee, sich für richtige Hege und Pflege und Nutzung des Fischbestandes verwendete. Daß 1918 dieser See allein für faste halbi Milion Fische use Märit lieferte, beweist glänzend, daß die Schweiz dem Ausland Fische chönnt abgää statt von ihm z'chaufe. Für eine große Zukunft der schweizerischen Fischzucht bürgt die Tätigkeit eines Dr. Surbeck als eidgenössischen Fischereiinspektors.

Ein Haupterfolg der künstlichen Fischzucht besteht darin, daß nüün

[6] „Berner Woche" 1921, Nr. 20, S. 240. [7] „Bund".

Zächetel der Jungfische die heikle Dottersackperiode überstehen, während in freier Natur bloß 8% befruchtete Eier und 3% lebensfähige Fischchen darvo chämme" (fiir chämme).[8] Auch wird dem Überwiegen der Männchen vorgebeugt. Die weibliche Foorne z. B. — mit der graade anstatt iig'hickte Schwanzflosse und dem geraden statt in e Hagge auslaufenden Unterkiefer — erreicht an Zahl annähernd die der Milchner. Um so lehrreicher gestalten sich demgemäß die Veranschaulichungen der Entwicklung von Bruten, Sömmerlingen, Jährlingen, Zuchtfischen in Anstalten und an Ausstellungen. Wer die sieht, wird zwischen Vreenedag und Mitti Aberelle keine Forelle mit dem Hungerchopf als Zeichen des erschöpfenden Läich mehr zu essen begehren. Und Foornesetzlig für Fischzucht im Weier bezieht er bloß durch Vermittlung staatlicher Anstalten, welche die allenfalls nach alter Methode g'sträipfte Rögener zäichne. Solches uus-drücke übt der Seevogt auch an den laichreifen Balchen, worauf er sie mittelst des „c" („contrôlé"), welches durch pärfforiere im Schwanz angebracht wird, als verkaufsfähig erklärt. Vormals geschah dieses mittelst des plombiere: der Seevogt brachte am Tier eine Art Bleisiegel an.

Solche See- und Zihlvögt, zusammen nunmehr Fischvögt geheißen, treffen wir schon vor 1559. Sie stehen nun im Kanton Bern unter dessen Fischereiuufsäher, wie dieser unter dem eidgenössischen Fischereiinspektor.

II.

Diesen Beamten steht nunmehr eine doppelte Befugnis zu: neben der vormaligen bloßen Schonung des Fischbestandes eine positive Förderung desselben. Zu jener gehört vor allem die Überwachung der neu gelegten ständigen Bänne. Das sind die durch Boje[1] abgegrenzten, die alten zwe Stäiwüürf (s. u.) weiten Seeiiläüf vo de Flüß, und die Vorblätz zo de Fischläitere, welche den laichenden Forellen zum Anlauf für ihre Sprünge (S. 61) zugemessen sind. — Der Schutz besteht ferner in scharfem büeße des Übersehens von Schonzeit und Schongebiet, des Fangens untermäßiger Fische, des schränze (seitlich einschneidender Verwundung) von Fischen mittelst der Juck-

[8] Goeldi 507.

[1] Wie die Grávatte, cravatte eigentlich „die Kroatin" ist, so vielleicht (nach Walde 93) die l. boia eine den Boiern abgesehene, leinene oder eiserne jochartige Halsfessel für Sklaven und Verbrecher, später Fußfessel (M-L. Wb. 1190). Die nd. boje, Boje ist sodann zunächst ein auf dem Wasser schwimmendes, mit einem Seil festgehaltenes Stück Holz (Kluge 64) und nun eine Ankertonne.



Im Strandboden bei Erlach
Birken und Erlengebüsch
(links Ausblick nach See und Insel)

schnuer. — Ein besonders leidiges Kapitel ist aber die Vergiftung der Flüsse mit Fabrikabfällen. Diese hat freilich ihr großartiges Vorbild in unserm städtischen und diesem nachgeahmten dörflichen Kloakensystem. In späteren Jahrhunderten wird man d'Händ über em Chopf z'sämmeschloo über die Gedankenlosigkeit und Liederligi, mit welcher Abfallstoffe menschlichen Haushaltes und Stoffwechsels kurzerhand in Flüsse und Seen geschwemmt werden. So gehen Millionen von Franken wirtschaftlicher Werte nicht nur verloren, sondern sie gefährden zumal im Flußfischbestand Millionen anderer Werte. Dazu kommt die Vergeudung herrlichen Quellwassers, mit welchen durch Teichfischerei sich neue Werte anlegen ließen. Unsern Flüssen aber könnten noch ungeschätzte elektrische Kräfte abgewonnen werden, auch für Aufsparung der bisher zum füüre verwendeten Duurbe zum sanitarisch richtigen uufsuuge und iimache (einhüllen) besagter Abfallstoffe. Diese hinwieder ließen sich, wie das Vorgehen in St. Gallen beweist, in einer dreifachen Abstufung von Senklöchern mit Ein- und Abfluß zu wuehlige Pflanzblätze gestalten für tiefwurzelige Futterkräuter, für ebensolche Futtergräser und schließlich für das Plankton, an welches namentlich die jungen Coregonen (Balche und Pfärig) gewiesen sind.[2]

Dieser sogar in der Lebensmittelnot der Weltkriegszeit so grandig versouete (verschwendeten) Stoffe hat sich kein Geringerer als der großwürfige Viktor Hugo angenommen. Was er in seinen „Misérables“[3] über das Schwemmsystem von Paris sagt, gilt nicht weniger von dessen Nachahmung in unsern Städten und städtischen Dörfern:

Paris g'heit alli Johr füüfezwänz'g Milione i d's Wasser. Ung'växiert! Wie den"? u worfüür?

Tag u Nacht g'heit's Gält furt. Für nüüt. Was däukt es darbii? Nüüt. Was wott's dermit? Nüüt. Wormit macht es das? Mit sim Buuch. Was isch dä „Buuch“? Si Kanalisazion.

Füfezwänz'g Milione uf d's mindste! So säge die, wo's chönne wüsse.

Daß von allem Dünger i der Wält dä vo Mentsche der best isch, wäiß ma langisch. Aber d'Chinese — mueß ma sich nid schäme, 's z'sääge? — häi's vór üüs g'wüßt. Aber die schiniere sich niid, dä Dräck z'bruuche. U drum isch ihres Land hüt no so jung, wi zu Vatter Abra-

[2] Über das besonders im Bieler- und Murten-, aber auch im Neuenburgersee reiche Plankton (Zusammensetzung von etwa 30 niedrigen Tier- und 40 Pflanzenarten), welches 4 bis 5 % des Seewassers ausmacht, referierte am 18. Juni 1916 in bahnbrechendem Vortrag auf der Bielerinsel Prof. Fuhrmann in Basel. [3] Paris, Nelson. Im 5. Teil (Jean Valjean), 2. Buch (L'intestin du Léviathan), S. 134 ff. (La terre appauvrie par la mer.)

hams Zite. Der Wäize gi[b]t füüfezwänzmol der Soommen umme ... Die wüsse, wo d's Guld liggt, u sie bruuche's. Mier wüsse's oog, u mier g'heie 's furt.

G'heie furt, wo mer numme bruuchti d'ruf z'recke, u räiche mit Ledischiff für n es Sündegält der Mist vo Sturmvöögel u Fettgäns fast gar am Südpool.

Di G'hüderhüffe i den Eggen usse a der Stadtmaarchi, u di G'schöörhüffe, wo d'Fuehrlüt z'Nacht i de Gasse z'sämmerumple, u dä stinkig schlammig Ablauf under de B'setzistäine, wüssit der, was das isch? Das isch alls äi bluemigi Matte! Das isch saftig grüens Chrut u Gras! Das isch Chölm u das si Fäälbäüm. Das isch Haas u Hirz, das isch Chue u Roß. Un isch das häimelig möögge vom Stier, wo guetmüetig u z'friide, wenn er vo der Wäid chunnt, sim Mäister gueten Oobe säit. Das isch Heu, es schmeckt, dir möchtit sälber darvoo; das si Wäizenääri, gääl wi Guld; das isch Brot i der Tischdrucke, dir bruuchit nummen abz'haue! Das isch warms, roots Bluet, wo in äünen Oodere lauft; isch G'sundhäit u Lust u Lääbe.

So ist d'Wält. Die wunderbäri Welt voll G'häimniß und Unergründlichkäit. Hie nide Verwandlung, dert obe Verklärung.

Den Ruf des Poeten in die nüchterne Praxis umzusetzen, haben Fischzuchtvereine bereits begonnen. Schauen wir nun aber einem ihrer Mitglieder zu, wie sie in der Pflege der künstlichen Brut 's aachehre.

Auch den Laien interessiert schon die Ernährung der Brut mit g'schabtem Milzi, mit g'chochetem Bluet und andern im strudligе Wasser entgifteten Schlachthausabfällen, sodann mit Fischmehl u. dgl. Den ausgesetzten Jungfischen kommen alsdann Fläüge, Wüürm und Chrebsli aller Art, ferner Pflanzen, wie z. B. der Brunnchressech aus dem Brunnmihliweier und dem Chroosbrinneli zugute. Sie lassen sich auch den in Gefangenschaft gefütterten Fischen bequem zuehaa. Einzig der Äsch verschmäht Kunstfutter. Das ist drum gar es schüüchs un es mißtreus Tier, wo niemmerem nüüt trauet. Ergiebiger und bequemer läßt man ihn in Fluß und Bach sich tummeln, wie den Hecht, das Egli, die Brachsle, die Seeforelle, die Coregonen als die Brotfische der Juraseen, deren Läich in erster Linie zu schützen ist. Zur Förderung der Fischzucht sollte das bernische Gesetz vom 26. Horner 1833 mit dem schweizerischen vom 21. Christmonat 1888 in bessern Einklang gebracht werden. So fordern es die Fischermannen am See.

Seebutzenheime.

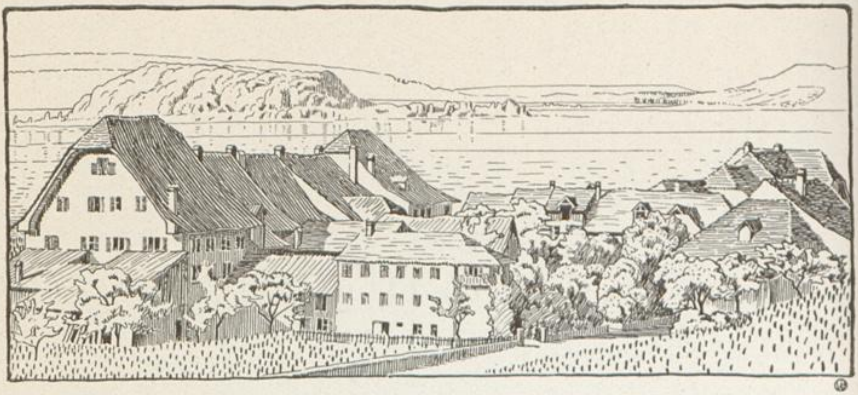
Des Sees Siedelungskranz.

I.

Auf das Arbeitsgebiet seiner Räbechratzer links am See als der Seebutze (s. u.), seiner Buure und Büüreli rechts am See als der Moosguege, und der aus beiden sich rekrutierenden Fischer und Schiffer auf dem See schaut als dessen Namengeberin das durch Industrie zu seiner Ausdehnung gelangte Biel. Beide Ufer beherrscht es heute mit den in seinem Eisenbahnknotenpunkt einlaufenden Schienensträngen. Von der Mitte beider Ufer an macht es einen beträchtlichen Teil der Landbevölkerung zu Tributpflichtigen seiner Werkstätten, soweit diese nicht durch die Folgen des Weltkrieges entvölkert sind. So wurden Twann im Westen, Port im Süden, Brügg im Osten, Leibringe = Evilard im Norden zu Vorposten eines Groß-Biel, das binnen weniger Jahrzehnte sich Bingelz = Vigneules am See, Magglinge = Macolin über dem See, Bözinge = Boujean am Ausgang der Schüüß = Suze aus der Tuubelochschlucht, Mett = Mache und Mädrätsch (das alte Maaderitsch) am Unterlauf dieses Flusses politisch einverleibt hat.

Am nordöstlichen Ufersaum gedeiht ihm der prächtige Quai (ggee),[1] dessen französisch gewordene Benennung gleich dem Namen der Stadt (s. u.) auf hohes Altertum zurückweist. Am See aber, wie mit dem Landverkehr und dem Wohnungswesen hat Biels Büel (Bühel, alt: buhil svw. Buckel[1a]) derart in den Gemeindebezirk Nidau, hat also die Burg auf dem Biel des ehemaligen Bieler-Ditsch in die Autono-

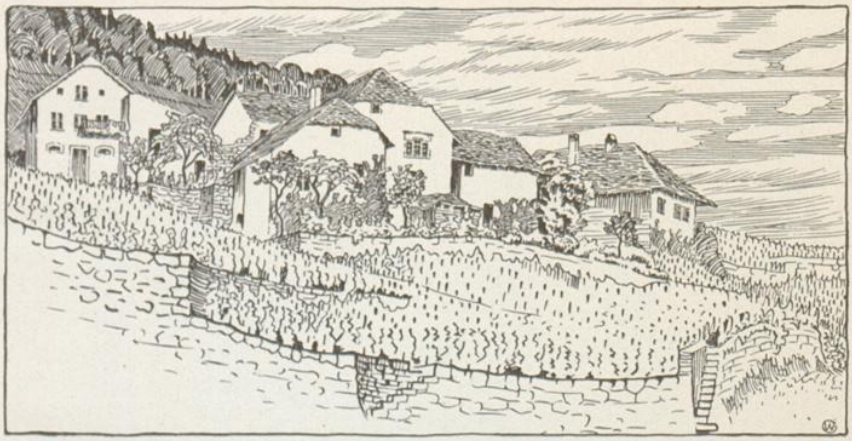
[1] Gallisch-keltisches caio (Umwallung) wandelte sich in normännisch und frz. quai, welches als holl. Kaai entlehnt wurde. (M-L. 1480.) [1a] Vgl. S. 105.



Blick auf Klein-Twann und St. Peters-Insel

mie des alten Grafenstädtchens in der „nidern Au" ing g'längt, daß die Mehrheit beider Stadtgemeinden der Verschmelzung zu ei'r G'mäin zustimmte. Der vom Bundesgericht sekundierte Große Rat verweigerte indes nach zweitägiger Debatte am 2. März 1921 mit mehr als 100 gegen 35 Stimmen die Vereinigung, nachdem er auf 1. Januar 1920 die vormals selbständigen Gemeinden Mett und Mädrätsch vom Amt Nidau gelöst und zur Einwohnergemeinde Biel geschlagen hatte. Damit bleibt vorderhand Biel, das 1815 nach seiner Einverleibung in den Kanton Bern dem 1803 geschaffenen Amtsbezirk Nidau angegliedert, aber 1831 aus diesem entlassen worden war, ein Gemeinde- und ein Amtsbezirk für ihn fälber. Als letzterer zählt er nicht zu den kleinsten. Wies doch die Einwohnergemeinde Biel am 1. Dezember 1920 auf: 8496 Hushaltige mit 34,414 Einwohnern (in 2729 Wohnhäusern). Davon sind 27,871 protestantisch, 4702 römisch- und 780 christkatholisch, 426 jüdisch, 793 konfessionslos. Ihrer 22,843 haben zur Mueter-Sprooch: Ditsch (ein heute dem alten Molzschen Bieler-Ditsch entfremdetes, fast aller Lokalfärbung entäußertes, nivelliertes Alemannisch), 10,670: das allen Patois entäußerte Schuel-Franzöösisch, 889: verschiedene italjänischi Mundarten, 27: Rätisch (Romandsch), 143: andere Sprooche. 2997 Ausländer stehen 31,575 Schweizerbürgern gegenüber. Zum Amtsbezirk Biel gehört heute noch die Einwohnergemeinde Lëibringe mit 89 Häusern, 195 Haushaltungen und 790 Einwohnern.

Nidau seinerseits bleibt mit seinen 146—265 Häusern, 356—596 Haushaltungen, 1578—2537 Einwohnern[2] der Amtssitz des underen



Alfermee

reizvoll in den Reben gelegene Häusergruppe, auf dem Weg Biel-Twann

Amt: der Underämtler an der untern Hälfte des Bielersees und am Nidau-Büren-Karnal. Vom Gränzbechli an, dem linken obern Seestrand nach und längs der Nordgrenze von Sant Jhänns[3] setzt der in seiner großen Mehrheit welsche Amtsbezirk Neuveville = Neĭetstadt ein, um über den Dessebärg = Montagne de Diesse gegen den Chasseral hinan zu verlaufen. Am rechten obern Seeufer beginnt, und gegen die Kantonsmarchen von Neuenburg, Waadt und Freiburg hin erstreckt sich das obere Amt; die Oberämtler sind an den Amtssitz in Erlach (Cerlier) gewiesen.

Und so beherrschen als Amtssitze vier (wenn wir das neuenburgische Landeron, d'Landere hinzuziehen: fŭf) Ortschaften mit Stadtrecht wie Egge eines langgestreckten „Festungs-Vierecks" den See. Nehmen wir „Stedtli" im volksmäßigen Sinn dicht geschlossener Häuserreihen auch ohne Stadtrecht,[4] so gibt es ein solches auch mitts am linken Bielerseeufer. Das mäint: die 79 Häuser mit den 108 Haushaltungen Twanns zwischen Bahnhof und Kirche. Stedtli im rechtlichen Sinn aber sind: Nidau; die „neue Stadt" Neĭetstadt (wie aber auch die Bieler Nidaugaß einst die nĕiji, d'Neĭetstadt hieß), und Erlach mit den 115 Häusern, 205 Haushaltungen und 830 Einwohnern, die

[2] Der „bis" bedeutende Gedankenstrich verbindet die Zahlen der Volkszählungen vom 1. Dezember 1910 und 1920. Die von 1920 wurden freundlichst vom bernischen statistischen Bureau eingesetzt. Vgl. zu Nidaus Gesch. Grun. 4, 276. [3] Jns 371—7. [4] Vgl. z. B. Huttwil in „Aarwangen".

es zusammen in der dank der schönen Anlage mit dem See verbundenen Understadt und der Oberstadt als der Junkeregaß zählt. Dagegen ist Biel aus einem Städtchen zur Stadt erwachsen, die denn bereits 1229 als eine urbs dem oppidum entgegengestellt erscheint, wenn auch beide lateinischen Ausdrücke als „umfriedigte" Orte[5] d's gliiche mäine. Einen mehr besagenden Unterschied zeigt gegenüber den Stedtli mit ihren alten Grafen Schlösser die Stadt, indem sie den altdeutschen Namen für „Stadt": Burg im engsten Sinn an die Stelle des Schlosses setzt. Wie nämlich das sloß alter Sprache alle Nichtangehörigen des vielleicht mehrfach beslobeten oder geslobeten Schloßheer[x] aus „schloß", jetzt noch Gefangene „einschließt" und damit sprachlich dem Chlooster als claus-trum und der Klause zur Seite steht, „birgt" dagegen die alte burc die in ihr Schutz Suchenden gleich einem schwer zugänglichen Berg, bërc. (Vgl. Sant Jhánns und Thorberg in den Funktionen der Burg, des Klosters und der Zuchtanstalt.) Während jedoch die Bieler Burg auch als Verwaltungssitz auf die enge Gebäudegruppe beschränkt blieb, stellte sich z. B. ein Neueburg der Neietstadt gegenüber als Erweiterung zu einer weit größern Wohn-„Statt" oder „Stätte", was ja „Stadt" im noch frühmittelalterlichen Ursinn bedeutet. Ja, sie benannte nach sich die nicht mit Wall und Graben gesicherten, offenen Vororte als „Vorburgen", faubourgs.

Seinen eigenartigen Gefühlswert erhielt „Burg" durch den Eindruck malerischer Baureste, wie der Chneebelburg auf dem Jäißbärg;[6] wie der Haseburg über Vinelz, welche die alemannische Westgrenze zu schützen hatte;[7] wie der Tüüfelsburg bei Büren als Erd- und Holzburg nach dem Muster rechtsrheinischer Alemannenburgen.[8]

Findet die „neue Burg" ihren Gegensatz in diesen dem Zahn der Zeit für immer erlegenen uralten Burgen, so die „neue Stadt" ihr Gegenüber in Erlachs jählings z'Nacht vom Feuer zerstörter, aber 1921 glücklich neu erstandener Altstadt. Die Brunst vom 18. August 1915[9] erinnerte schreckhaft daran, wie 1456 „Nüwenburg bran"[10] und 1468 „die von Büren verbrunen sind"; wie aber auch offene Dörfer dem furchtbaren Element verfielen. 1482 verbrannte Arch; Lyß erlitt zwischen 1691 und 1694 drei Brünste; die eine zerstörte innert ere Halbstund 16 Firsten. 1512 het's z'Gals (Galtz) 'brunne; 1471 „ver-

[5] Walde 543. 859. [6] „Pionier" 1913, 92. Vgl. AhV. 1, 369. [7] Ebd. 1920, 59 ff. [8] Ebd. 1913, 82—105. [9] Ergreifend geschildert von Robert Scheurer in der „Berner Woche" vom 3. Oktober 1919. [10] Mhd. brinnen: brinne, bran, brunnen, gebrunnen wie noch: es brunn, het 'brunne, aber: es tuet brönne, es brönnt.

bran Wingreps" (Wingräis); 1920 (14. September) die Scheune samt Pächterwohnung und Gärtnerhaus zu Ängelbärg bei Twann. Im November 1884 gab es im Fiirland Seeland innert 14 Tagen sieben Brände (S. 37).

Schon in den vier Stadtmauern Biel, Nidau, Erlach, Neuenstadt steckt die Andeutung einer vieltausendjährigen Siedelungsgeschichte. Wie ein aus fernem Hintergrund hervorschauendes Bildschattenspiel zeigen sie uns das Auf- und Abfluten von Völkerschaften verschiedenster Sprachen und Stämme, die den Reichtum des Sees an Fisch und Vogel, die Lage des Strandes zum Wohnbau, das Gehänge zum (schon uralten) Weinbau (s. u.), und des Waldes Wild als Jagdbeute voll auszukaufen verstanden.

II.

Im semitischen Orient wurzelt gleich der Name des ersten Ortes, nach welchem dieser „Bärndütsch"-Band betitelt ist: Twann.

Die Namen lauten zwischen 1185 und 1294: Duana, Duaña, Duañe, Tuanne, Tuaño, Tuaña, Tuañe, Tuanno, Tuañon, Thviaña, Tvoana, Tvañe, Tuwañe, Twaña, Twanno, Twañe. Was besagen sie?[1]

Wie Twann zur Weltkriegszeit den gesamten Haushalt eines ostindischen Maharadscha[2] (Prince Sir Paramahamsa) in seinem Engelberg (Ängelbärg, s. u.) herbergte; wie auf dem sonnigen Chapf über dem Dorf der Urheber des Atlas linguistique (s. u.) sein Sommerhaus abgstellt het und ein auch im Süden heimischer Maler als Ehemann einer Germanistin dort wohnte; wie die nach einem Morgenländer benannte, gegen westländische Flüchtlinge als Träger großer Namen so gastfreundliche, als Ziel starker Fremdenströme und als Kurort bekannte Insel das Juwel Twanns ausmacht: so trägt auch sein Name weltbürgerliches Gepräge.[3] Das im Welthandel als Steuer für Warendurchlaß spezialisierte semitische Wort wurde sinnesgleich

---

[1] Reg. 78 in Font. III; vgl. 1, 478; 2, 30. 35 usw. Vgl. AhV. 1, 117. 128. 145. 304. 371; 2, 269; 3, 3. 70; 4, 12; 7, 50; 10, 360; 12, 144. 151; 16, 7. 17. 426. 433.
[2] „Großherrscher." [3] Arab. (und daraus pers. und türk.) diwan ist zunächst sww. unser Diwaan (Polstersitz), dann die Gesamtheit der auf ihm Beratung pflegenden Behörde (vgl. der heilige „Stuhl"), z. B. der geheime Rat des Sultans und der Inhalt der Beratung, niedergelegt im Protokoll. Das verallgemeinerte sich als Diwan im Sinn einer Schriftensammlung (vgl. Goethes west-östlicher Diwan), spezialisierte sich aber auch als Steuerverzeichnis, als Steuerbehörde und als Steuer. Eine solche erhob man in der alt venezianischen Handelswelt mit ihrem Mittelpunkt Venedig als die it. dogana, der prov. doana, frz. douane. (Seiler, 4, 141; M-L. 2707; Heyse 282.)

mit deutschem „Gebühr" oder mit dem Lehnwort Zolln (Zoll).[4] An welcher Stelle des heutigen Twann, das zu einem Gemeinwesen von 162 Häusern, 202—216 Haushaltungen, aber 854—844 Einwohnern erwachsen ist und außer dem Stedtli (S. 100) das Moos (18 H.), sowie Chlii̯ne Dwann[5] hienochet dem Bach (17 H.) umfaßt — Chlii̯ne Dwann änet dem (Twann-) Bach (10 H) gehört zu Ligerz — mag der Zoll erhoben worden sein? Jedenfalls in dem zu Ligerz gemeindegenössigen Chlii̯ne Dwann (1420: la Petite Tuwanne). Hierauf deutet die Bäreire zu Bitschool (s. u.) gegenüber dem ehemaligen Zähndhu̯u̯s. Hier, wo das anmutvolle alte Pilgerwägli zwischen Twann und Ligerz als Fortsetzung des vormals einzigen Landweges von Biel her sich gegen den See und die heutige Landstraße absenkt, hielt ein Schlagbaum: eine barrière[6] die Saumtierlasten an. Wer aber auf dem Wasserwege nach diesem Pilgerweg und damit nach dem Tessenberg ablenkte oder umgekehrt von diesem herunter dem See zustrebte, war etwa an die Schöreläntі zu Klein-Twann gewiesen, und auch an einem hier errichteten „Schlagbaum lehnt' just der Zöllner hervor".

Auf die Sprache eines Volksstammes, der lange vor den Kelten als den ältesten Indogermanen Mitteleuropas deren Wohnsitze einnahm, führen neueste Forscher das Heim des Cono de Zschauans (1338), Chavannes, Schäffis, Tschaafi̯z zurück[7] als Hütte, Sennhütte, Viehstadel, Heuhaus, Weinberg-Herbsthaus. Aus einer Gruppe solch primitiver Gebäude entstanden die 14 behäbig stolzen Häuser dieses mit Ligerz baulich zusammenhängenden, aber den östlichen Vorort von Neietstadt ausmachenden Chavannes: des Urquells des weithin bekannten Tschaafi̯zer. Der Ort zählte 1920: 19 Haushaltungen, 70 Einwohner.

Dem Namen und der Grundbedeutung des Ortes entsprechen die über sanftem Anstieg vor den Seeüberflutungen geborgenen Häuschüu̯rli: die l. fenilia des einstigen Fenils, Fénis, des heutigen gut

[4] Wie aus bü̯ü̯re als heben und tragen „Gebühr" wurde, so aus gr. téllein und l. tollere: das télos und das l. telōnēum, volkslat. tolōnēum: Zollu und Zolluhu̯u̯s, umgestellt afrz. tonnelieu; der tolonarius: Zollner. (Prellw. 454; Kluge 509.) Vgl. Tellenburg, Thonon u. a.: Gatsch. P. 31 [5] Bemerke den zum Wer- (und Wen)fall versteinerten Wofall (den mit dem Wemfall zusammengeflossenen Lokativ). Vgl. der (Gasthof zum) Bäre, der Ochsen usw. [6] Aus „barra" (Querstange): M-L. 963. [7] Ligurisch ist nach Gröhler 157 f. das von den Kelten entlehnte cab, cab-an, frz. cabane usw.; vgl. die reiche Wortgruppe M.-L. 1624 und Gatsch. O. 3, 51, wo Namen wie Cham (aus rätischem camonna) und Chämistalden (Zug), zen Gefinen (im Wallis, 1348: ze Zavans), woher das Geschlecht Gasner, auf cab (vgl. auch engl. Hansom cab, frz. cabine und cabinet Kabinét usw. zurückgeführt werden. Vgl. AhV. 3, 2 S. 48.

bäuerlichen Vinelz bei Erlach. Spitzsäulenartig aufgetürmte Heuhaufen[8] als l. mētae waren der Ursprung des Dorfes Mett (Mache).[9] Das bildet mit Maaderitsch, Mädrätsch eine Kirchgemeinde von 3729 Seelen des Jahres 1910. Es gehört mit ihm seit 1920 kommunal zu Biel, wie wirtschaftlich von vornherein. Ähnlich gehörten zu Aarberg (Arbärg) Maadheuställe als die Baarge (auch Einzahl: die Baarge als die an „bergen" erinnernde ital. und rätische bargia[10]). Heute ist Baarge diese stattliche Bauerngemeinde. Ja, die am Lischbach, heute Lyßbach, gelegene Gemeinde Lyß hat als Verkehrszentrum ihren Amtssitz Aarberg überflügelt, wie Ins den von Erlach, Herzogenbuchsee den von Wangen, Langenthal den von Aarwangen, Sumiswald den von Trachselwald usw. Als eigenes Byregmäindli hat sich Schüüre bei dem ehemaligen Kloster Gottstatt entwickelt, indes die Schüüre bei Büüre und Burgdorf bäuerliche Vorwerke dieser Stedtli geblieben sind. (Vgl. Les Granges bei Château d'Oex.)

Gut keltisches mac als „Sohn", nachklingend in Mac Adam,[11] Mc' Niell u. dgl., parallel dem -son (Johnson) und -sen (Nansen), dem witsch (Zarewitsch) und unserm 's als „Sohn des NN." (Christe's) mit oder ohne -en ('s Nobse[n]) steckt in Macolin = Magglinge. Das -l und l. -ol ist römische Zugabe im Sinn unseres -el, -li, -lein;[12] das -in, waadtl. -ens (Renens = jurassisch Renan), deutsch -ing ist wieder keltisch und bedeutet Nachkomme, so daß -ing-en, mit -en (alt: un) als altem Wosall der Mehrzahl so viel ist, wie „bei den Nachkommen des NN." Vgl. Möri[g]e, Lattrige, Bözinge, Ilfinge (s. u.). Gallisch-keltisch ist der Name der Stadt Biel = Bienne (vgl. S. 99).[13]

---

[8] Vgl. die kegeligen Dristen, Tristen im „Saanenland". [9] Gibt dies irgendwie als entstelltes „Mast" (neufrz. mât) in seiner Weise die „Heusäule" wieder? [10] Schwz. Id. 4, 1049 f.; M-L. 947. [11] Vgl. die makadamisierten Straßen. Das entsprechende deutsche Mage als (durch Heirat) Verwandter: Kluge 298; schwz. Id. 4, 96—99. [12] Vgl. das Böck-li (Böcklin) als den capré-ol-us, der uns mit seinen Gabriöle ergötzt, gabriö-let. [13] Er ist nach neuster Deutung (Stadelmann, Taschb. 1903, 250/6) wirklich keltischen Ursprungs. Belna 1142, Bielna 1184, Biene 1218, Beene 1225, Beesna 1228, Beenna 1233, Biena 1291, Bienna 1260, de Belno 1160. 1255, 1179 de Bielno, 1254 Bielle, 1259 Beln, 1260 Bieln und Biel und Beil, 1265 in Biello usw. (s. Font.) gehen zunächst zurück auf das Bē-lena, Bielena, Bielna des Volkslatein, vgl. Bien' im jurassischen Patois. Nun findet sich „Belena" auf gallischen Silbermünzen, welche nach der Analogie ähnlicher Opfer an Brunnquellen der berühmten Bieler Römerquelle gewidmet sein können, bzw. ihrem Schutzgott Bēlenus. So hieß mit einem seiner Beinamen (swv. „der wie das Feuer Glänzende", vgl. Holder 1, 379—3; Gröhler 193) die dem griechischen Apollo (d. i. der machtvoll Wirkende: Prellw. 47) vergleichbare Gott der Kelten, der Licht und Reinheit personifizierte. Auf den Namen geht auch der Beanne (Belenum castrum) und le Beaunois (pagus Belnensis) zurück (Gröhl. 193), vgl. Benna

III.

Eine Reihe von Ortsnamen, deren Grundformen im Indogermanischen reich vertreten sind, wurden uns durch römische und romanische Vermittlung so geläufig, daß sie uns wie ursprünglich deutsch klingen. So geht z. B. das „Weichbild" einer Stadt als das Gebiet ihrer Gerichtsbarkeit (vgl. „Unbilden" als Unrecht)[1] auf dasselbe l. vicus (Häusergruppe, Dorf, Flecken, Stadtviertel) zurück, dessen gr. Entsprechung ϝοίκος (Haus) uns z. B. in „Ökonomie" als Hushalt so bekannt ist. Der verkleinerte vicus aber ist die l. villa[2] als der Wohnsitz (die Villaa), die fz. ville als die Stadt, le village als das Dorf. Deutsch entlehnt ist die villa unser Wyl und -wil, wie das vill-are als der Wiiler und Weiler ein Komplex von Ge-höften. So im alten Frankwil; im Walperswil, 1492: Walpertswil, als dem Walt-boltes-wilare (des „kühn und weise Gebietenden"); im Wiler vor Oltigen (1493) als Wiler-Oltige, in all den jurassischen -wil.

Mittelst des gallisch-römischen -acum, des deutschen -ach, wurden aus Personennamen römische Ortsnamen gebildet. Vor allem kam es so zu den Formen Cerliacum neben Cerliacus, Cerliaco, Cerlye, Cerli, Herilacum, die abbatia (Abtei) Herilacensis, Herlach, der Bielersee als der lacus Erliacensis, Erilaco, Erilacho, Erliaco, Erlaco, Erlach, Eerlech = Cerlier. So seit 1185.[3] Römer namens Caerellius[4] (Ciriè, Siriè)[5] gründeten als Caerelliacum drei verschiedene Cérilly in Frankreich und unser Cerlier: das urdeutsch entsprechende „Zerlach". Wie nun aber das dem aargauischen Zeinigen im Volksmund am Thunersee gleichlautende Zeinigen (z'Zeinige) als „z'Einige" umgedeutet und als „Einigen" schriftlich fixiert wurde,[6] so deutete man auch Zerlach als „z'Erlach", z'Eerlach, was noch durch den gleichen Vorgang im Süddeutschen[7] gerechtfertigt erschien. In seiner Weise stützte auch der durch eine nun halbhundertjährige Kassenkrisis veranlaßte Wortwitz I bi drum z'ehrlech g'sii die neue Namensform.

(1230) für Belna. Ein anderer Beiname des Apollo: Bormo (zu „warm", vergleichbar einerseits mit l. ferv-ēre als siedend wallen: Hold. 1, 492, anderseits mit gr. thérmē, die Thermen als Warmbäder: Kluge 483) feierte ihn als Schutzgott der warmen Quellen. Man denke an Bormio als das veltlinische Worms. An Belenus erinnert auch irisch Beltene als die Feierfeuer (Fiirfiir) des 1. Mai (Dottin 308). Eine Erklärung aus dem Biel (Büel, noch nach Zimm. 1, 41) macht nur „Biel" verständlich, die Deutung aus bipennis als der („zweiflügeligen") Doppelaxt des Wappens (nach Autenrieth 43 u. a.) nur „Bienne".

[1] Kluge 486. [2] Walde 833. [3] Font. 1, 478. 532. 539; 2, Reg. 15. 23. [4] M-L., Einführung in die Romanistik; Hold. 1, 677. 993. [5] Im Piemont. [6] Weitere Beispiele in Gb., Aw., Sa. [7] Krieger.

Das nämliche -acum = -ach kann mit dem berühmten Römer-Vornamen Cajus = Gajus[8] verbunden worden sein[9] und das -t (wie in „Rüfenacht", „zweufacht") sich zugelegt haben in Gajacum, Geiach, Geicht. Dieses Bergdorf, bis vor fünf Jahrzehnden ein eigener Schulkreis, zählt 22 Häuser, 23 Haushaltungen, 112 Einwohner.

Ein von Cicero verteidigter Widersacher Cäsars hieß Ligarius, und Ligarianus war ein durch ihn gangbar gewordenes Beiwort. Ein anderes solches, mit dem so häufigen -icius, -icia, -itia gebildet und an einen viel spätern Römer dieses Wortes geknüpft, konnte „den Niederlaß": die sēdes Ligaritia, kurz: die Ligeritia benennen. Die spätern Formen Ligerce (1228), Ligerzo (1230), Ligerza, Liegerzo, 1390: Lygertz usw. neben Lierece (1258), Lieresie (1234), Liéresce (1277), Lierzi[10] liefen aus in Liigerz, Ligerz, Gléresse, 1420: Gleresse. Ligerz zählte 1920: 99 Häuser, 123 Haushaltungen, 478 Einwohner.

Ein Nordafrikaner aus Mauritanien (Marokko), römisch: ein Maurus, benannte nach sich, wie die französischen Mauriac, Moirey, Moiré,[11] auch unser Moringen (1196), Mörigen, Möörge. Der Volkswitz läßt hier einen Moori seine Mööri als lang gesuchte gleich schwarze, aber bessere Hälfte finden, um so die beiden seeländischen Geschlechtsnamen Mori und Möri auf einen dritten solchen: den Moor als den Neger (schwarz wi n e Moor) zurückführen zu können. Für ungeschultes Hörensagen, dem etwa noch die anmutvolle Geschichte vom Kämmerer aus Mohrenland[12] zuhilfe kommt, beginnt ja das Negergebiet mit Nordafrika. Auch die Weisen aus dem Morgenland[13] erscheinen ja auf alten Helgen schwarz. Warum nicht, da selbst das heute blutrote Rußland noch etwa als Rueßland gedeutet wird?

Um das Geschlecht Titius gruppieren sich eine Anzahl Namen[14] wie z. B. Titiacus, Tisiaco und Tessius, mit denen[15] vielleicht Teß, Deß, Dessebärg und[16] Diesse zusammenhängt.

Auf einen Anicius führt Stadelmann[17] Ins = Anet zurück. Wenn nach ihm[18] auf der berühmten Doppel-Pfahlbaustätte ein Einsiedler mit dem verrömerten großen gr. Namen Lysikrates das nachmalige Fischerdorf Luschiers (1271), Lusserat, Luscrat, Locrat, Locra (13. Jhd.) unser Lüscherz = Locraz gründete, so lassen sich als Parallele dazu die großen Weltgeschichtsnamen für gewöhnliche Italiener wie Annibale,

[8] Vgl. Georges 1, 623. 639. [9] Türler; vgl. unten gahagis. [10] Font. 2, Reg. 43. 50; Taschb. 1905, 240 f. Vgl. AhV. 1, 306. 372/4; 2, 235. 269; 3, 3 S. 70; 10, 313; 12, 144. 151; 18, 437. [11] Gröhl. 267. [12] Ap. Gesch. 8. [13] Matth. 2, 1—12. [14] Georges 2, 1822. [15] Weiteres: Gröhl. 295 f. [16] Vgl. Tierré im 14. Jhd. [17] Taschb. 1905, 242. [18] Ebd. 239 f.

Omero, Alkibiades u. dgl. anführen, wie für vornehm ausgestattete Sportschiffchen am Neuenstadter Landungsplatz.

Ein hispanischer Redekünstler hieß Latro. Mit seinem Namen kann Lattrige belegt sein, obwohl auch die alte Deutung aus ebenfalls lat. lätër (Ziegelstein) im Hinblick auf die dort vormals den schönen Moränenlehm verarbeitende Ziegelei[19] ihren Sinn hat: es het öppis! es



Blick auf Ligerz (Charrière)

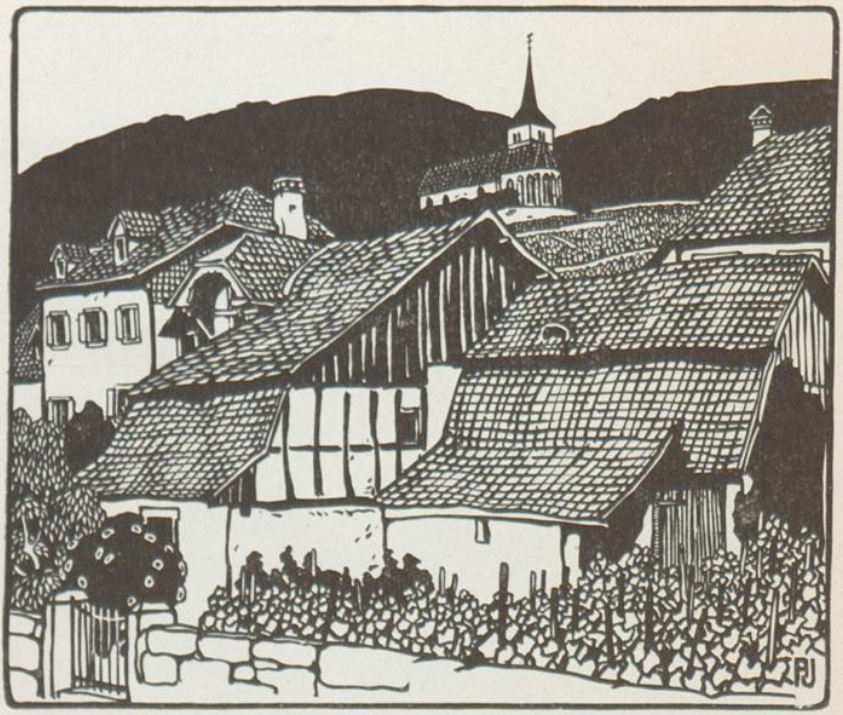
wär nid darnääbe! Dies um so mehr, da obiges -ing und -ingen bis zur Sinnlosigkeit analogisiert an Eigen- und Gemeinnamen (hier nach dem Beispiel von Kies-l-ing, Kies-ling) gehängt worden ist.

Wie heil-ig sww. heilbringend ist, gehört zu sā-nus (sain) l. sa-cer (vgl. Sakrament und sa-n-cire, sanctus[20]) in den Namen Sankt Johännsen = Sant Jhäns und Sant Niklaus.

Römische Gemeinnamen stecken in den Hinweisen auf alten Weinbau unten und Nußbäume oben am linken Seeufer. Denn aus vīnum

[19] von Mülinen. [20] Walde 668. 676.

bildete man die Verkleinerung „zu den Wiirääbli“: ad vinéolas, Vigneules = Vịngẹlz, wie aus nux = Nuß als Baumnuß den Namen „Nußbaumen“, genauer: „bei den kleinen Nußpflanzungen“: nucariolis, Nugarolis, Nụ̈gerol (vgl. Nuglar), letztmals 1382: Nierul als ehemalige Villenreihe zwischen Landeron und Neuenstadt. — Bis Port (l. portus, le port) als den dortigen östlichsten Landungshafen reichte einst der Bielersee.[21] — Auf cavus (gewölbt, hohl, vgl. span.



Mittelpartie von Ligerz
Scheunen und alte Häuser mit Blick auf die Ligerzkirche

cueva, Höhle) läßt sich sachgemäß das chorgerichtliche Gefängnis im alten Inser Rathaus: das Tschụ̈lisloch (z. B. 1670)[22] zurückführen. Dies cavus[23] beeinflußte das andersartige Wort caulae, caullae[24] i Sv. Stall, Hürde, Pferch, Färich, und dies gab in der Form ad caulas die Grundlage ab für Gals (1512: Galtz) = Chules.[25] Über dem Ort erstreckt sich der Galserbärg oder Tschụ̈limụng, der wirklich schöne,[25a] nicht bloß „hübsche“ Jolimont der Volksetymologie.

[21] Ins 77. [22] Ebd. 609. [23] Vgl. gr. kōōs als Gefängnis: Walde 146. [24] Walde 144. [25] Stadelmann im Taschb. 1905, 239. [25a] Empfindungen auf dem Jolimont (von Keller): Taschb. 1859, 43.

Bloß geduldete Leibeigene fremder Herren, aber unentbehrliche Lohndiener für Arbeiten, für welche die Stadtburger si z'stolz g'sii, taten sich außerhalb des Umfassungsgürtels zusammen zu Niederlaßgesellschaften, welche die Kopfsteuern für ihre Herren und die für Einzelhaushalte schwer erschwinglichen Teile der Lebenskosten gemeinsam aufbrachten: zsämetoo häi. Solches Kollationieren (conferre) veranlaßte ihre Bezeichnung als collationes: Gŏlata.[26] Der Name übertrug sich auf die Wohnungen zwischen der äußern und innern Ringmauer. Noch redet die Gollatestäge zu Biel von der dortigen Golleten (1596) oder Golaten (1524). Vgl. die Golaten bei Aarberg, die Collata zu Burgdorf, die Golatenmattgasse (heute: Postgasse) zu Bern, die „Goliathgasse" zu St. Gallen.

Erst im Mittellatein erscheint das fränkische bed (Bett), d. i. Bachbett als das bedum, bevium, frz. le bief oder bied, bié, biez[27] als künstlicher Wasserlauf. Ein solcher sammelte die Bergwasser für die vormalige Kundenmühle z'Wisse-Räin. Etwas unterhalb liegt das Zehndhaus (S. 104) zu Bevésier oder Bipschal, Bippschól[28] (oo), Bittschól. (9 Häuser, 10 Haushaltungen, 54 Einwohner.) Allem nąąch leitete einst auch hier eine schalenartig flache Leitung als ein bevium: umgedeutschtes Bipp[29] die Bergwasser in den See.

IV.

Ein Lallwort wie l. ava und avus (Großmutter und -vater) ist altdeutsches Ab und Ap, Abbo und Appo (vgl. Äppigen), Ebbo und Effo (vgl. Effinger), Ifo (Iff) swv. Vatter, kosend als Vatterli verkleinert: Eb-izo,[1] latinisiert Abidius, freiburgisch ausweichend in Agies (1437), Agie, Agy = Ebsachen.[2] Das nämliche Ebizo gestaltete sich mit -acum zu Epsąch und Ipsąch, Epsą und Ipsą.

Auf rein deutschem Gebiet verweilen trotz der Nähe Biels und der kirchlichen Zugehörigkeit zu Twann: Daucher = Düschęrz (šš), alt: Tuschers und Tusschiers, oberflächlich an den Namen Tüüscher (šš), Täuscher (Händler) streifend, und Alfermé (1274: Alpherme), lokal: Hälffermee, mit der alten Form Alphrame (1235) an Wolf-ram, alt: Wolf-hraban (Wolfrabe) erinnernd.[3] Die Gemeinde Tüscherz-Alfermé zählt 53 Häuser, 71 Haushaltungen, 299 Einwohner.

[26] Schwz. Id. 2, 216 f. [27] M-L. 1016. (Das „bié" wurde in bekannter Willkür orthographisch gedeutet.) Bridel 40. [28] So schon 1344 („Sol. Wochenbl. 1825, 241). [29] So nach Gatschet O. 301 statt der üblichen Herleitung auch von Ober- und Niederbipp (mit deren starken alten Mühlen) aus dem Namen Pipin.

[1] Graff 1, 74. [2] Stadelmann, Taschb. 1905, 241. [3] Vgl. Ad-, Rud-, Gang-wolf. Der Doppelname versinnbildlicht die Einheit von Mut, List und vorausschauender Weisheit. (Vgl. Aw.)

Gut deutsch klingt und in der Bedeutung durchsichtig ist Hermrige, altes Heri-mar-ingun: bei den Nachkommen des „im Heer Berühmten".[4]

Ein wie der Wolf so schlauer, listiger und vorsichtiger[5] Speerwerfer unter den kriegerischen Alemannen nannte sich Ger-wolf,[6] Gerolf. Nach ihm benennt sich Gerlafinge, das moderne (vom solothurnischen Gerlafingen wünschenswert unterschiedene) Gerolfingen.

Ein dem Pflanzenreich enthobener symbolischer Name lautet Hagan, Hagen: die adjektivische -n-Form von Haag (Lebhaag) in der Bedeutung Dornbusch oder Dorn.[7] Ein danach sich nennender Mann, dem einer nid z'nooch soll choo, wenn er sich nid will döörnle; oder einer, der wie eine hagenbuoche hägebuechig wirt, war es vielleicht, der als „Recke wohlgetan" seine Niederlassung gründete auf der schönen, freien Fläche gegen Siselen hin, welche sich als Hägni über jener Egg (S. 112) ausbreitet. Oder ist einfach an „Haag" und „Ecke" zu denken?[8]

---

[4] Unser meh, ahd. und altf. mē, agf. mā ist eigentlich fvw. ausgiebig, vergleicht sich als ursprünglicher Positiv mit unserm baas, sekundär gelängt aus bäs (bäs ábg, bäs ŭfg u. dgl.), mhd. bäß (Wb. 1, 93 f.; schwz. Id. 4, 1650 ff.). Stellen aus Gotthelf wie: „Si heige lang böös g'haa, si welle 'ne iez o la baas (wohl) sii," so wie das zugehörige Dingwort „die baßße" (Vorteil, Gewinn: mhd. Wb. 1, 94) = „die bate" (aus dem Niederdeutschen: ebd. 93), woher batte (anschlagen, helfen: es battet nüüt!) zeigen die ursprünglich positive Funktion des Wortes. Fügungen nun aber wie mhd. sterker baß, groeßer baß erteilten durch Induktion (vgl. etwa frz. pas = ne pas) auch alleinstehenden baß, bäs und bas (das g'fallt mer bás = baas!) komparative Funktion. Diese verdunkelte aber und ward durch den formellen Komparativ got. bat-iza, ahd. beßßiro, besser (gemäß dem Superlativ bat-ists, beßßisto, mhd. beßßist), gekürzt: best, welche Form nun wieder dem Positiv zustrebt. Über die Wendung äi'm d's best rede, welche auch als z'best rede empfunden wird, gelangen wir zu Ausdrücken wie: i ha best g'macht = einen Vorteil gewonnen. — Entsprechend steht es mit meh. „Eine Flasche vom Mehbessere" oder der Spott: „er wott einer vo de Mehbessere sii" klingt heute spaßig, besagt aber gemäß dem Ursinn von meh: viel besser. Isoliert, bekam aber auch dies meh den Sinn des formalen Komparativs meh-r, mhd. mêr, mêre (Wb. 2, 1, 139—158 auch mit der Bedeutung des frz. mais aus magis), nochmals gesteigert als mehr-er-e, mehreri; vgl. die Mehrere (die „obern Zehntausend") als sarkastischer Gegensatz zu den Mindere (minderi Lüt). Der Gefühlswert eben dieses Ausdrucks aber brachte in Verbindung mit der alten Bedeutung „größer" (vgl. z. B. Groß-Basel als die „mehrere Stadt") schon früh der Komparativform mê-r = ma-r wieder den Positivsinn des Hervorragenden (vgl. Kluge 303), Bevorzugten, darum vor jedermann i's Muul G'noommene, des überall Verhandelten. So kam ahd. mâri (Graff 2, 821—9) und mhd. maere (Wb. 2, 1, 68—79) zu Verwendungen wie altemmentalisch „i tue das äbe so määr" (sc. wie etwas gleich Empfehlenswertes); vgl. schwz. Id. 4, 358 f. Die lustige und die „traurige Mär" und das Märchen gehören ebenfalls hierher (Kluge 303); insbesondere aber Zusammensetzungen mit -mar, unter denen Graff 53 Personennamen aufzählt. [5] Schmeil 52. [6] Ger = Speer: Kluge 168. [7] Mhd. Wb. 1, 606 f. [8] Vgl. Anselmus de Hagene (1240) mit Conradus Hagene (1245).

Was bedeutet Vingras = Wingreis, alt Win- oder Windgrebs (1302), Windgrabs (1235)? Die vom Geographischen Lexikon der Schweiz[9] gegebene Deutung als „Windgrab" rechtfertigt sich wenigstens sachlich, indem bei der zu Wingreis beginnenden Einbuchtung des Sees die Winde (zumal die Bise) abflauen.

Was aber bedeutet Boujean = Bözingen bzw. Bëëzinge, 1458 Böuxingen? Was der auf zwei verschiedene Anfänge deutende Doppelname Evilard = Leubringen bzw. Leibringe, 1300: Lomeringen? Was Leuzige, alt (1454) Löuxingen? Was Orvin = Ilfingen, 1483 Ülfingen, 957 Ulfingen, 866 Ullvinc mit seinem Anklang an den Wolf in (1228) Walfelin, Vauffelin, Wölflingen, Flüglisthal? Sie helfen wenigstens die Verbreitung der -ingen-Orte illustrieren.[10]

Ein anderes Rätsel[11] bietet der Anlautwandel des alten Chuffalon (vgl. l. cūpa, cūppa mit Kopf als Gefäß, Kufe, Hufe und cuppula, coupole, Kuppel als Verkleinerung, alle mit der Grundbedeutung hupp, d. i. gewölbt[12]) zu Täuffele. Dieser über den Öfelibätze (s. u.) am See sich stattlich erhebende Kirchort mit der von seiner Turmgalerie gebotenen entzückenden Überschau des Seelandes gelangt mittelst seiner Industrie auch wirtschaftlich mehr und mehr auf die von seinem Namen angedeutete Höchi.

Unerklärt bleibt vorderhand der alte Kirchgemeindename Sutz (s. u.).

Wie häufig der G'spaß als etymologischer Witz die ernste Namensdeutung aus dem Felde schlägt,[13] möge von vielen Exempeln eines dartun. Gut deutsche Ligerzer begegneten auf werktäglichem Gang nach ihrem damaligen (s. u.) Kirchort Diesse zu Prägelz = Prêles (d. i. pratula, kleine Wiesen) Holzern am Waldrand, die über offenem Feuer im Freien ihr Mittagsmahl kochten, dabei aber in düstern Gedankengängen vor sich hin zu brüten schienen. Da tönte ihnen die joviale Grußfrage entgegen: brägelt's? Sie verstanden als Welsche das Wort nicht. Gleichwohl hellten sich ihre Gesichter plötzlich auf, wie wenn einem eine Offenbarung wird. Von Jugend auf hatten sie sich mit der Frage abgequält, was sie doch dieser ihrer neuen Bergkolonie für 'ne Naame erteilen sollten. Jetzt war er gefunden: Ja, ja, Prägelz, Prägelz![14]

---

[9] 6, 667. [10] Zurückweichen im Jura (wo noch 1161 Susinch als das [St. Immer]-Tal, le vallon vor den -weiler-velier), Fehlen im freib.-waadtl. Alpengebiet, 17 % aller Ortsnamen in der SW.-Schweiz des Mittellandes, 26 % im Bezirk Morges, 31 im Bezirk Cossonay, 30 Eschallens, 34 Moudon, 33 Glâne, 22 West-Greyerz, 18 Saane-Bezirk. (Zimm. 3, 109 f.; vgl. Aw.) Vgl. AhW. 1, 316. 382; 10, 352; 16, 10. 24. [11] Vgl. den fränkischen Wandel von vorderem ch zu ursprünglich zischendem t bei M.-L., Einführung. [12] Walde 213 f.; Kluge 272; M.-L. 2409 f. [13] Vgl. „Müntschemier" in Ins 20. [14] Ernst Schüler.

V.

Als Glatteis, auf welchem der ernsteste Namendeuter gelegentlich die lustigsten Purzelbäume schlägt, erweisen sich bis zur Stunde namentlich Orts- und Flurnamen an oder nahe der Sprachgrenze, wo Dütsch (Ditsch) u Wältsch im Kampf um das Übergewicht z'sämme Stäcke zieh. Heute sind die sämtlichen Dörfer links des Sees zwischen Biel und Neuenstadt gleich gut deutsch, wie alles Gelände von und mit Nidau bis und mit Erlach. A la station (gare) de Tuscherz (nicht Daucher) steigt der welsche Bieler aus und ein; und die Seilbahnstation Ligerz trägt die einsprachige Aufschrift: Funiculaire Ligerz-Montagne de Diesse.

So ausschließlich herrscht heute das Deutsche in dem nämlichen Gléresse, das mit seiner Kapelle von 1261 und Pfarrkirche von 1445 doch bis 1483 zur Pfarrei Diesse gehörte; in welchem von 1483 bis 1656 bloß französisch, von 1656 bis 1843 abwechselnd ditsch u franzöösisch, von 1843 an nur noch deutsch gepredigt wurde und wird, wie bereits 1764 der Ortspfarrer Uriel Freudenberger es im Hinblick auf die ganz wenigen französisch Sprechenden und nach dem Beispiel Murtens gewünscht hatte; im nämlichen Gléresse, in welchem die Fertigungsprotokolle von 1670 bis 1688 nur französisch, die Rebenertragslisten bis 1736 nur französisch, dann vorwiegend deutsch abgefaßt wurden;[1] demselben Gléresse, in welchem der Ort Halten (an der Halde) noch 1417 so hieß, um dann von seinem Besitzer Faggi von Halten, der sich erst d'Aulte, dann Daulte nannte, französisiert zu werden. („Daut" klingt wieder deutsch.)

Wie alle Deutschschweizer, holen sich auch die heutigen Ligerzer und Twanner ihr Franzöösisch im Wältsche. Wer d'Sprooch schön lehre will, geht am zweisprachigen und noch vor hundert Jahren Patois sprechenden Tschaaflz = Chavannes (S. 104) und an der Neietstadter weißen Kirche (s. u.), wo seit 1830 der ditsch Pfarrer predigt und z. B. 1890 sieben deutsche Schüler konfirmierte, vorbei ins Collège de Neuveville.

So u. a. heute auf der Höhe ihrer Jahre stehende Ligerzer Frauen, welche unter der selbstbewußten Erklärung: „alli Fraue mache daas niid (toutes les femmes ne usw.), oder i frooge der!"[2] ihre Hemden us sälber g'spunnigs Duech tragen. Frauen auch, welche ihren Kindern unfehlbar das Essen bereit halten, wenn die nach de Vieri us d'Schuel chäme (in Twann: chämme, ahd. quëmant).

[1] Zimmerli 1, 44. [2] Demander à qq'un aus de-mandare „ab": fordern „von" jemand; Grundbedeutung: beauftragen, vgl. das Mandat. Aber: Einem etwas Anvertrautes i d'Hand gee: in manum dare.

Hier lernen sie reineres Deutsch. Doch kommen auch sie us der groß i Rääbe und werden morgen i der chliini Rääbe arbeiten. Wie gründlich im übrigen selbst in dieser Nachbarschaft[3] des zu Neuveville gehörenden Chavannes (des allerdings zweisprachigen Schaffis). das Französische zurückgetreten ist, zeigen die 392 deutschsprechenden Ligerzer gegen die 26 französisch Sprechenden des Jahres 1910. 1900: 393 gegen 27, also ungefähr wie 15:1. In Neietstadt verhält sich heute Deutsch zu Französisch ungefähr wie 1:2; 1538 stand es wie 1:656. In Biel kommen umgekehrt ungefähr zwe Ditsch uf äi Wältsch. (1900: 14,045 auf 7352; 1910: 13,947 auf 7351. Hier kommt das französisch sprechende Kontingent auf die Rechnung der aus dem Jura eingewanderten Uhrmacherei. Der frühere Zusammenhang mit dem französisch-fürstbischöflichen Jura war durch die Einverleibung in das nicht mehr verwaadtländerte Bern (1815) gelöst worden.

Darum wies auch das mit der frühern Grafschaft und dem jetzigen Amt Nidau verbundene Twann 1910 auf: 798 Deutsche, 46 Welsche, 10 italienisch Sprechende, 1900: 810, 39, 10.

Selbst das baulich und industriell mit Biel verbundene Tüscherz-Alfermee weist für 1900 die Zahlen: 300, 3, 8; 1910: 295, 6, 8. Verglichen seien noch Nidau für 1910: 1425, 145, 7; Erlach: 795, 42, 11. So sehr ist hier d's Ditsche die wirkliche Volkssprache, wie denn auch „Deutsch" selber svw. „volksmäßig" bedeutet.[4]

Von bedeutendem romanischem Einschlag scheinen rechts des Sees „Gérofin" und „Locras" zu sprechen. Allein, die französischen Namen kamen oder blieben in Gebrauch, so lange welsche Weinhändler links des Sees zu Gerolfingen für ihre Waren Ruder an Räder tauschten, und als welsche Fischer mit dem Fischerdorf Lüscherz in starkem Verkehr standen.

In solchem Sinn des Volksmäßigen wurde das Deutsche herbeigeführt und erhalten durch den politischen und kirchlichen Verband. Das will eppis häiße, wenn man die Langsamkeit erwägt, mit welcher das mundartlich vielgestaltige und recht schwer zu lernende Deutsch Boden

---

[3] Das bedeutet ja auch wältsch im Grund. Nachbarn alter Germanen waren keltische Volcae um Toulouse (Tolosa), altdeutsch: Walchen, Walen (vgl. Walnuß; Kluge 481. 489: mhd. Wb. 3, 467 f.; Graff 1, 841 f.). Deutschschweizer aber hatten es mit Italienern und haben es mit französisch Sprechenden als Nachbarn zu tun. Ihrerseits benennen die letztern alle Deutschsprechenden als Allemands nach den vormals zunächst wohnenden Alemannen, etwa wie den Deutschschweizern gelegentlich alle Reichsdeutschen Schwoobe sind. [4] Altes diot-isk ist: was der diet, diot, thiuda im edlen Sinn von „Volk" als politischem Verband eigen und gemäß ist; und so läßt sich einem uf ditsch, uf guet ditsch und dit-lech sääge, was das und das z'bidite häig. (Kluge 91.)

gewinnt. Wie leicht lernt selbst der wenig Intelligente das so viel einfachere, flüssigere und schulmäßig einheitliche Französisch! So rasch bekanntlich, daß eine deutsch sprechende Einwandererfamilie bereits in der zweiten Generation verwältschet wird.

Nur die Eigennamen, diese Versteinerungen im Wortschatz, folgen der Umgangssprache erst in Jahrhunderten. So schon die Personennamen.

Aus der Zeit, da Ligerz noch französisch war, stammt das angesehene Geschlecht der Deutsch, Dütsch ebenso, wie es umgekehrt z. B. in und um Langenthal einst eingewanderte, dann eingebürgerte Wälchli und Wächli gibt. Andere Ligerzer Namen: Zentner und Klening sind verdeutschtes Quintal und umgedeutschtes Clénin. Über Hugenotten-Namen reden wir später. Sind diese aus Frankreich eingewandert, so kamen aus dem Tessenberg die Muriset und die Hierelet nach Twann als die Mürset (Müürsęt, Miirsęt, Miirßi), als die Jęrle, Jirle, Jirli der Umgangssprache, die Irlet (Jirlęt) der heutigen schriftlichen Fixierung. So auch wurde aus Jeanneret Tschäntrę, aus Rosselet Röſſęlęt, wie in Erlach aus Rosin Roſeng, in Tschugg aus Garraux Gäroo, in Gampelen aus Gillard Tschlaar, aus Cachet Gatschęt, in Vinelz aus Travolet Trafęlęt (Traffęlęt oder Traafęlęt), wie aus Tribolet Triibęlęt.

Denn Berg und Tal suchen und suchten sich zu jeder Zeit. Jener strebt nach dem Vorteilen erleichterten Verkehrs, wie in der Vergangenheit und Zukunft das willig tragende Wasser sie gewährt. Land! meh Land! ruft der Seedörfler; mehr Land zum ergiebigen Pflügen und Hacken, zum beschaulichen sich vertue, zum sichern Fahren und Gehen, zum ausspannenden e chläi go ergoo („sich" ergehen).

Derweil behalten noch die Weinberge selbst in dem wohl seit tausend Jahren[5] dütsche Twann, geschweige denn in dem bis vor hundert Jahren wältsche Liigęrz großenteils ihre romanischen Namen, die uns in den Weinkapiteln begegnen werden.[5]

VI.

Welcher Art nun aber ist — oder war — das so entschieden die Oberhand gewinnende Deutsch? Die wie überall auch hier lehrreiche Ortsneckerei gibt die Antwort in der Form eines die Hauptmerkmale zusammenfassenden Probesatzes: Stiggele, biggele, Bäimeli haue, Bĕhneli ſetzen uf dem obere Miirli.

[5] Vgl. Morf, Deutsche und Romanen in der Schweiz. [6] Zu allem hier Angebrachten vgl. Bachmann und Gauchat: die drei großen alemannischen Vorstöße gegen Westen, 532 bis 888, 1032 ff., Ende 13. Jhd. (Die Schweiz, Bibl. d. Geogr. Lex. d. Schweiz. [1907 f.], S. 340 ff. mit Karte S. 344.)

Hiervon ist zunächst haue (umhauen), mit deutlich offenem a statt des sonst allgemein bernischen o, so allgemein westseeländisch, daß wir es bereits im „Ins" konsequent durchführten. Es muß also einem größern Sprachkreis angehören, als bloß dem baslerisch-bistümlichen, dessen Lautgebung allerdings über den Baaslerstäi der Magglingermatten hinüber bis an den See, aber doch nicht über diesen hinausreichte. Wir müssen vielmehr an eine baslerisch-oberelsässische Sprachgemeinschaft denken, die im frühen Mittelalter ihre klösterliche und damit in engstem Zusammenhang stehende weinbautechnische Kultur (s. u.) samt ihrem die Sprache durchherrschenden Einfluß nach unserm Westseeland verpflanzte.

Parallel mit au geht äu und äi, das sich ebenfalls schon im „Ins" durchgeführt findet.

Das stiggele biggele statt des heutigen stickele (lies: stigg-chele, d. i. Reb-Stiggchel als Stockstützen einschlagen) und pickle (die Pickelhaue handhaben) ist (bis auf spassige alte Erinnerungen: Sit er gliich fertig z'stiggele? und wäit er jetz go Behneli setze?) links des Sees ganz erloschen. Es kommt auch rechts des Sees, z. B. in Ins, nur noch spurweise in versteinerten Redensarten vor, wie: Das soll der Güggel bigge! (wobei noch allgemein bernisches Güggel induzierend wirkt).

Bleibt das Běhneli (Böhnlein) am Mïrli (Mäuerlein): das ehemals durchgreifende Charakteristikum der bistümlich-seebutzischen Sprachgemeinschaft, welches gleich dem „stiggele biggele" im Altbielerischen des Dichters und Pfarrers Molz seine sozusagen klassische Ausprägung gefunden hat. Wir setzen in unserm „Twann" (wohl gemerkt: ausschließlich für den spezifisch linksseeischen Sprachschatz) diese Entrundung oder diesen Itazismus (i für ü und e für ö) ebenso durchgreifend fort wie das nun im ganzen Unterbernischen einreißende o für a, obschon wir uns bewußt bleiben, daß wir in ersterem Belang mit Absicht altertümmele. Denn der Itazismus hat in Biel wie in Ligerz dem modern nivellierten unterbernischen Deutsch Platz gemacht, und in Twann wie in Ligerz wird er bloß noch als Familientradition gepflegt in ganz bodenständigen Kreisen, deren heutige Jugend aber auch mit dem gros de l'armée geht. Jüngere setzen sogar die Aufhebung der Entrundung analogistisch übertreibend fort. Ein Beispiel bietet S. 6. Dagegen wird noch zu Bözingen oder Beezinge (1142: Bezingen)[1] da und dort b'beezingeret.

[1] Font. 1, 416. Singe aber der Junge mit ö und ü, der Alte mit e und i, „beed singe" gleich „schön oder wüest", gliich schéén oder wïest. (Alter Spaß, vgl. S. 99.)

Die Gemeinschaft der Arbeit und Entspannung, welche alltäglich Fremd und Einheimisch durenand riehrt, übt eben auch sprachlich eine ganz andere Macht, als der auf materielles gää u näh gerichtete Fremdenverkehr im mittlern und westlichen Bernerland, der u. a. das ë und ĭ z'Orte wiis noch lang bestehen lassen wird.

Werden wir hierdurch an Grindelwald erinnert, so in Betreff des l an Guggisberg, dessen Kampf mit dem eindringenden l als dem andern Spaltprodukt aus wl sich im heutigen Ligerz hörbar wiederholt. Das nd dagegen, welches Guggisberg mittelst nnd umgeht, greift am ganzen See wie allgemein unterbernisch durch.

Damit nivelliert sich allmählich das Seeländische lautlich, wie auch in andern grammatikalischen Hinsichten. So u. a. im Tempo und Rhythmus der Sprache. So rasch vollzieht sich freilich der Ausgleich notti niid. Noch lange wird der Ortskundige den Tüscherzer mit seinem lang gedehnten Juu für Ja vom Twanner als seinem Kirchgenossen unterscheiden, wie der Gampeler den Galser mit den Galser Scheeri nicht weniger als mit dem spruudle seiner Reed. Vo Siiisele läßt hinwieder der Kallnacher seinen Nachbarn über das alte Moos gemächlich dahar chooo, wie der Brügger seinen Kirchgenossen vo Schwaadernau,[2] um ungesäumt die Neckerei mit der Retuurgutsche heimgezahlt zu bekommen. Mit der Zeit wird es allerdings ein nivelliertes Seeländisch geben vom Dreiseenrevier an bis in den Buechchibärg.

Linksseeische Wohnstätten.

I.

Ein Sonnenaufgang im Christmonat! Auf dem Schässeraal (Chasseral) gesehen (vgl. Ins 2 f.), oder vom Aussichtsturm des Chaumont, oder gar von der Weißenstein-Röthi aus? In Ligerz vo der Stuben uus! In behaglichem Oberzimmer über den See weg nach Gerolfingen hinübergeschaut, und do chunnt's! In dämmernder Ferne steigt dert über Grindelwald der schroffe Felskamm der Schreckhörner zum schiefergrauen Firmament hinan. Noch liegen die aufgesetzten Firsten im Dunkel. Aber jetzt — am Stubezit schloot's e Viertel ab achti — aus beiden Tiefen des Grates ein leiser rötlicher Schein. Es schwimmen gleichsam Wilchli am Himmel. Es rëëtelet gäng meh. An jedem Wilchli zwitzeret's; es ist, als wäre jedes von ihnen ein Seeli, eingestreut

[2] Vgl. Dr. Heinrich Baumgartner, Die Mundarten des Berner Seelandes (Frauenfeld 1920) S. 6 f. Biels Sprache; ebd. 169 ff.

in die große Landschaft, welche durch die dämmerige Ferne dem Auge vorgetäuscht wird. Der Schein wird heller, wird glänzend, wird fiirig. Er breitet sich, er umfängt wie mit glühend ausgestreckten Armen den Rücken des Grates, er hüllt in Flammen den König des Bereiches: das große Schreckhorn. Das Rot erbleicht, es löst sich auf in wallendes Morgenlicht: die Sonne tritt als Königin des Tages ihr Regiment an.

D'Sunne chunnt fiirg (sie stäit uuf), heißt es am See. Und wohlig sunne sich in ihrem winterlichen Schein die Rebarbeiter, denen ihr ausgedehnter Besitz auch jetzund z'tie gi[b]t, so lange nicht Stäi u Bäi g'frooren isch: Häärd traage, Mist buggle, Gjätt schaabe. Man sputet sich, die behagliche Wärme z'profidiere; denn wie bald verschwindet die Sonne hinder em Bärg: dem Jura! O weh, jetz gäit si hindera!

Gäit si ächt baal[b] hindera! Wenn si doch giengti! So tëënt es nicht, aber so fiifzget es gelegentlich verstohlen aus dem Mund der nämlichen urfleißigen Leute zwischen Lenz und Leset in trocken warmen Jahresreihen.

Denn da haut d'Sunne zuecha! Schon im Frühling sendet der „Atem der Welt" hochsommerlich heißen Hauch hin über das breite Gelände der Moosgrupper oder Moosbutze an den schmalen Wohnstrich der Seebutze.

Diese zu Ehrennamen erhobenen einstigen Neckrufe[1] gelten dem „gemütlich fröhlichen Geist der Seeländer, ihrem unternehmenden, einfachen, biderben und fröhlichen Wesen, ihrem Frohmut und Selbstvertrauen, ihrer Zuversicht".[2] Und speziell gilt der „Seebutz" den durch anstrengungs- und entbehrungsreiche Arbeit zu äxtra straffen und strammen, nervigen und näärvige (sehnigen) Männern und Frauen herangezogenen — so weit nicht durch unabgewogenes Gäistigs dem Schlippschlapp anheim gegebenen — Bewohnern des linken Seestriches zwischen Biel und Neuetstadt. Die Art dieser seit einem ganzen Jahrtausend[3] ditsche Dwanner, dieser seit einem halben Jahrtausend ditsche Discherzer, dieser seit einem Jahrhundert vollständig ditsche Ligerzer, dieser den heutigen Sprachgrenzstreifen darstellenden Bewohner von Schäffis (Li.: Tschaafis, Tw.: Tschaafiz) und Neuenstadt setzt sich fort in den wältsche Neueburger zur Linken

[1] Kosende Schelte erhob ähnlich den Butz aus einem zwerghaft verkümmerten Wesen zu einem anmutigen Hätschelkind; so namentlich den als letzten Sprößling lang hinder drii angekommene Nästbutz. Vgl. schwz. Jd. 4, 2000. [2] Bundesrat Dr. Müller. [3] Vgl. S. 115.

des größten aller Juraseen. Sind sie doch hier wie dort unter die gleichen Naturbedingungen gestellt.[4]

Über dem Molasse-Untergrund, der an einzelnen Stellen: den Brïggli- und Roggeteräbe zwischen Tüscherz und Twann, zu Weißenrain (Li.: z'Wïßeräin) zwischen Schaffis und Neuenstadt, sowie am Eingang des Jooret (des Jorattälchens zwischen Lamlingen und Ilfingen) eppa bi'm chehre (rigóle) oder durch natürliche Aufschlüsse in kleinen Strecken fïïre chunnt, breiten sich die Jurafalten. Es sind Chettine, als deren Stoff das (oder der) Chalch[5] und die Chriide[6] in deren verschiedenen Schichten sich ausweisen. Als chrestige[r] Sunnefänger schließt gegen Nordnordwest die aussichtsreiche Kette des Chaumont, Chasseral (Schásseraal, Schasserál, Gästeler, Gästler, Gäschler, šš) und Weißenstein das Gelände ab. Vor des Chasserals imponierender Höhe (1609 m) bauen sich als immer niedrigere und kürzere Vorstufen von 1350, 1080, 670 m Erhebung auf: der Spitzebärg (Sujet) zwischen Nods (Noos) und Ilfingen (Orvin); die Seechetti, welche im vielbesuchten Kurort Twannbärg, in den durch den Magglinger-Heuet (s. u.) so wichtigen Stüdmatte, in den Luftkurorten Leubringen und Bözingerbärg, in der Wester- und Chilcheflueh über Pieterlen gipfelt und bei Grenchen in die Halden von Romont (Rotmüng) ausläuft; das kleine Gewölbe des Chapf. Diesen sehen wir von der Twanner Chroos jäh ansteigen, mit der Seekette eine kleine, fruchtbare Hochebene mit dem Bauerndörfchen Geicht einschließen und über Alfermé (Hälffermé) zwischen Tüscherz und Vingelz sich mit der Seekette vereinigen.

So bildet unser Dwann zumal in der Richtung über Wingräis gegen Tüscherz und Alfermee hin so z'säge die Bühne eines Stückes Amphitheater, dessen gegen Norden viersach abgestufte Höhenzüge mit ihren prächtig bewaldeten Rücken und stutzige[n] Südgehängen sowohl als Nordwindfänger wie als die erwähnten Sonnenfänger wirken. Do haut d'Sunne zuechg! Damit wurde Twann d's weermst Ort

[4] Vgl. besonders: E. Baumberger (Reallehrer in Basel, vormals Sekundarlehrer in Twann), „Über die geologischen Verhältnisse am linken Ufer des Bielersees" (Separatabdruck der Mitt. der Naturf. Ges. Bern; Bern, Wyß, 1895); Dr. Fritz Antenen (von Orpund, Gymnasiallehrer in Biel) in den Eclogae geol. Helv. vom Januar 1905; s. a. Ins 45 f. Von demselben: „Exkursion durch die beiden Schüßschluchten", in der „Schulpraxis" 1912, 89 ff. [5] Der Kalk, aus l. „die" (selten „der") calx (calc-s) und dies aus gr. „die" oder „der" chályx (Walde 117; Kluge 225) in der Grundbedeutung „Stein" kommt hauptsächlich als Material für „das" Pflaster (den Mörtel) für Reb- und Hausmauern in Betracht. Vgl. schwz. Id. 3, 229. So ist auch der Sand das Sand. [6] Bemerke engl. chalk als Kreide.

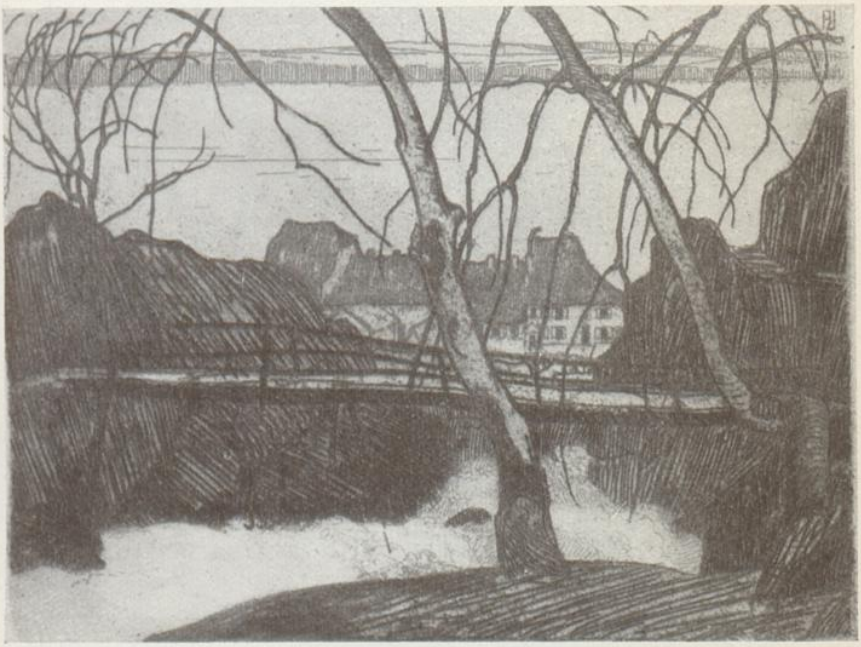
im Bärnerland. Do isch es wi Fëhn so häiß! A tópphäißi Daage[7] flimmern zwischen den Fluegrinde und Fluesätz, wie zwischen den Weinbergmauern die Wellen einer erschlaffenden Hitz. Solche Weermi u̯u̯sz'g'stoo ist jedoch dem Rebmann zur G'wöhnhäit (G'wönet, G'wonig) woorte; er isch daas g'waanet. Er hat dazu sogar die Mëëgi („Möge", Neigung und Lust), wie einer oder eine, dessen oder deren Gespons die Kritik herausfordert: dää oder die mueß e Mëëgi g'hä haa, daß er die oder daß sie dää mëëge het u gäng noo maa[8]! Solche Wärme auszustehen ist also für den Rebmann n̥i̥t arpaartigs (Besonderes); das macht der Chatz käi Bu̯ggel! Im Gegenteil gehört es zur Ehre und Satisfaktion („Schädesfakzion") seines Berufs, die Hitze rächt u̯u̯sz'nutze. Fatal, ja nach einer längern Reihe vo chalte u nasse Johr geradezu katastrophal sind für ihn die Fähljohr, wo der Wi̯i fählg'schlaage het. Dies um so mehr, da der Grund und Boden ihn zur Ausschließlichkeit des Weinbaues treibt und ihn nötigt, den Weinstock als der best Hahnen im Chratte zu betrachten.

Solche Verumständungen merkten sich bereits Herrschaften des Mittelalters. Das nidwaldische Kloster Engelberg stellte seinen Ängelbärg als imposantes Zentrum eines Prachtsgutes dicht neben Wingreis ab. St. Urban gründete sein Gu̯felätt (aus domus „convaletudinis", Erholungsheim, s. u.) in der hi̯lbe Tiele am Seestrand zwischen Tüscherz und Alfermee als Mittelpunkt der Gu̯felättere, dieses einst sehr weitschichtigen Rebgutes, dessen Name etwa als die Gúfe̯reläntí entstellt wird. In die verschiedenen Frau̯echäpf als Weinbergstücke der Fraubrunner-Nonnen, die ebenfalls gäistlich und gäistig trefflich in Einklang zu bringen wußten, gliederte sich die herrlich besonnte Umgebung des Chapf. Aber auch Berner Patrizier wußten den Nebenbuhler von La Rive und La Côte am Bielersee zu würdigen; Zeugen sind die auf ihre Nääme zurückzuführenden Saagere, d'Ri̯i̯chebäch usw., wovon natürlich unten des weitern zu sprechen ist.

Ist aber der Weinstock e Sunnepflanze — e̥re Rääbe un e̥ne̥re Gäiß macht's nie z'häiß — so verlangt er auch g'hëërig Nahrung, wie sein Pfleger i der Dornig z'trinke, unter Umständen sogar — Wasser. Wasser, wie die natürlichen Filter der Juraschichten es als Labsal von unbeschreiblicher Güte liefern. Zunächst für Weinstocknahrung sorgte der Rhonegletscher mit seinen letzten Ablagerungen der „innern Moränen". In reichster Fülle kamen diese allerdings der (einst auch etwas Weinbau und viel Weizenbau zulassenden) Mulde des Desse-

[7] Bemerke auch hier die nominativische Versteinerung der attributiven Wortgruppe.

bärg, des Ilfingertääli und des Geichterbode zugute. An den von Wasserkraft stark zernagten Gehängen aber mischte sich fruchtbarer Gletscherschutt mit dem Untergrund und bildete, durch Verwitterung neuer Absturz- und Rutschflächen stetsfort verjüngt, in Verbindung mit der Zufuhr von (Stall-) Mist und (Mineral-) Tünger den Grund u Bbode für den Weinbau, welcher den linken Ufergeländen der drei größten Juraseen ihr eigenartiges Gepräge gibt.



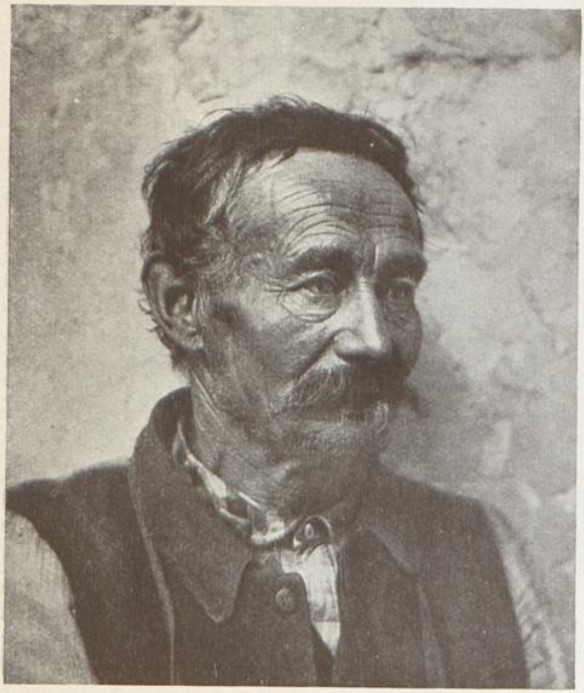
Klein-Twann von der Twannbachschlucht gesehen

Allein Jahrtausende, wenn nicht Jahrmyriaden, bevor von mittelrheinischen Klöstern aus der Weinbau auch in unserm Seeland Fuß faßte, waren die Uferstriche der Juraseen von einer Jäger- und Fischerbevölkerung besiedelt. Die hausten, gemäß dem Gesetz von der Stetigkeit der Siedelungen, sowie nach dem Ausweis älterer, gegenwärtiger und zu erwartender Funde, ungefähr an den Stätten unserer heutigen Seeanwohner. Wie sehen diese Örtlichkeiten aus?

II.

Eng schließen sich in Alfermee und Tüscherz, in Ligerz und Twann die Häuser-Doppelreihen aneinander. Zu Twann so enge, daß

uf der Seesite bloß die Bachtęle, die Bäreländi (d. i. der schmale Durchlaß zur privaten Landungsstelle des ehemals hier uf em Platz gestandenen Gasthofes zum „Bären"), die Rąthuusländi (der ebensolche Durchlaß vom ehemaligen Gemeinde-Rathaus s. u., dem nachmaligen Schuelhuus, der heutigen Metzgerei Engel weg) knappen Querdurchgang von der Dorfstraße zum See gewähren. Und dieser Durchpaß ist noch empfindlich behindert durch die zwei- bis drĭigleisigi Bundesbahn. Die seeseitige Häuserreihe „Moos" westlich vom Bahnhofplatz mit dem den Kindern als g'fährlich verbotenen Tanneplatz (zum Verladen der Sägehölzer aus dem Wald) ist ganz geschlossen; das anstoßende twannerische Chline-Dwänn schiebt Wein- und Gemüsegärten an die Straße vor und öffnet sich seewärts bloß mittelst des schmalen Gäßli; das knapp an den Bach stoßende Chline-Dwann zu Ligerz weist den Seebesucher an die ebenfalls außer Kurs gesetzte großi Länti. Ähnlich geschlossen ist Twanns Bärgsite. Glücklich auf kleiner Anhöhe erstellt und mittelst stattlicher Freitreppen erreichbar, bilden Schuelhuus und Chilche in eng geschlossenem Verein den östlichen Maarchstäi des Dorfes; und jenes bietet während der von der neuesten Pädagogik eingeführten Viertelstundpause nach jeder dreiviertelstündigen Stund den eben ausreichenden Tummelplatz. Westlich der Kirche führt der Chroosswääg (S. 124) bergan, um obefĭr dem Häuserbereich die Abzweigung des Chapfwääg auszusenden. Für sich aber führt er am Dootehoof und dem weiter oben den Le-



Jakob Hubler, Dachdeckermeister, Twann

benden zur kurzen Ruh — zum löüe — einladenden Löüe- oder Löüstäi vorüber, ziemlich stracks graduus. Zur westlichen Parallele erhielt er den recht stotzig zur Burg (s. u.) emporführenden, ebenfalls schmalen, zudem aber durch hohe Weinbergmauern iig'fassete Burgwääg. Un jetz chunnt lang niit! Erst wis-a-wii dem Bääre heißt es zu dem vom Burgweg Abgeschreckten: Der Bergweg öffnet sich! Da beginnt in breitspurigem Anstieg, der den turmhohen Bergtannen den gääche Chehr zum Tanneblatz oder aber gäge Biel zue zu nehmen gestattet, die Dessebärg-Strooß ihre stubenhoch aufgemauerten Ränk. Und die sie Befahrenden wissen auch der Rankz'finde oder z'näh, um der noch so knapp gemessenen Stunde eine feuchte Freipause abzugewinnen. Die westwärts an die Straße stoßende Häuserreihe aber bietet bloß noch für den Kundigen und Findigen drei steile Durchgänge bergwärts: hinder uuse nach dem Auslauf der Giirschene (S. 140), nach dem schwankenden Steg als unterstem Schlucht-Briggli, und nach dem Anstieg des Grogg (croc, s. u.). Reizvoll sind alle drei, das isch de^nn wohr! Und Kinder kennen sie trefflich, wie wir bald sehen werden.



Paul Hubler, Twann

Einen schönen Freiplatz wird einmal — wann, das wäiß der lieb Stäffe! sintemal das Warten auf ein gewisses Ereignis d'Sach uf e länge Bank zieht — der Ausbau des jetzigen Bahnhofplatz gewähren. Schon dieser macht es anders Hefti seit 1911, wo der vormals an die Mußgarte-Reben angrenzende Mußgrabe ausgefüllt und mit einer Reihe wilder Chestelebäim samt Blumen als Unterstammhülle nebst dazwischen gestellten grünen Ruhebänken besetzt

wurde. Der alsdann einheitliche, bloß von der Bahnhofzufahrt durchschnittene Platz wird dem Stedtler zeigen, was auch Dëërfler an Erweisen des Schönheitssinnes z'wägbringe. Unverdrossen arbeiten unterdessen die Ligerzer am Ausbau ihrer öffentlichen Plätze, die schon von Natur zu Ruhepunkten für Auge und Seele ausersehen sind.



Krosweg in Twann

Auf solche „Lungen" eng geschnürter Orte warten auch Kinder, denen des Einzelhauses Enge so wenig Spielraum bietet. So i der Gaß zu Ligerz, so in der Doppelreihe der Twanner Häuser. Zumal auf der später überbauten Bärgsite Twanns. Drei Wirtshüüser, vier Läde, zwe Schuester, der Barbierer, der Chieffer, der Schmiid, der Spängler, d'Post sind es hier einzig, die nicht den Dorfgenossen mit dem „Bettler und Hausierer" i äi"s Band nähme. Vor allen andern Häusern muß auch der Roochbuur läuten: d's Lüti in Bewegung setzen, worauf er am verriegelten Haustürschloß 's g'chëërt chlepfe, uuschlepfe; der Riegel springt klirend aus. Der allenfalls durchs Fenster zuvor orientierte Hausbewohner hat am Grüüf oben a der Stäge Droht u Chetti mit einem Ruck gezogen und kann nun den Eintretenden begrüßen: Eh, bisch duu's? Chumm! Chämmet üne! Vielleicht wird p'här G'spaß (neckend) gefragt: Chunnt nüt Bessers nooche? Sind aber bei strengem, fernem

Tagewerk oder sonntäglichem Ausflug die Häuser entvölkert, dann mag der Neuling auf das twannerische ụụfdue, auf das — auch[1] in Ligerz vormals zu hörende — dụụffe warten bis An"o Tụ̈back oder bis



Burgweg in Twann

d'Chue e Batze giltet. (Der raschlebige Seeländer drückt diese Vertröstung ad calendas græcas auch mit recht sarkastisch betontem doo chaasch Giduld haa! aus.)

III.

Ähnlich ist es teilweise auf Twanns Seeseite bestellt, wo auch d'Metzg, ferner fünf Kaufläden und drei Wirtschaften zum Herein-

[1] Vgl. Gb. 652; Ins 455.

spazieren einladen. Allein die hier ursprünglichsten Twannerhäuser zeigen mit ihrer einstigen Hauptorientierung uf e See eine ganz andere Anlage. Die seit einem halben Jahrhundert zum Dorfstraßenstück erhobene Gasse, nunmehr mit g'schlagne (g'schlagnige) Stäine b'setzt



Gasse in Twann (Bärenländte)

(also als B'setzi), wie vormals nur mit spitze Stäine (mit Chiislig), bot ein vom hütige ganz verschiedenes Aussehen. Es nahm sich jedenfalls malerisch vorteilhafter aus, zeigte aber ein gewaltiges Verkehrshindernis. Von der Gasse her führte eine holzigi — selten wie im ehemaligen Beghinenhaus und heutigen Bäärnerhuus eine stäi-

nigi — Stääge empor zur holzigi Laube, von welcher sich's durch die eng aneinander geschmiegte Reihe kleiner Fänster traulich in die Stube schaute. Alte Häuser in den engen Quergäßchen zeigen diesen Zustand teilweise noch heute.[1] Die Lauben bildeten, wie noch heute da



Hintere Gasse in Ligerz

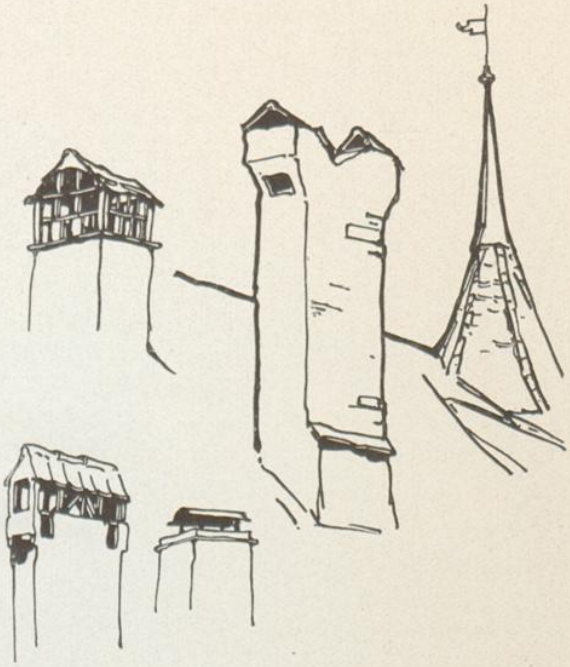
und dort an der Gasse in Ligerz, eine förmliche Brücke von Nord und Süd her; oder sie boten doch die Möglichkeit, enandren ïber d'Gaß ïbere d'Hand z'recke. Von Haus zu Haus der nämlichen Reihe aber führten Seitentüren, so daß die Nachbarlichkeit auch hier

[1] Vgl. „alte Gasse in Twann" in aBl. Taf. 23.

nichts zu wünschen übrig ließ. Besonders uf der Bärgsite, wo die Chuchi sich völlig in den Berg hinein zu bohren gezwungen ist und mit dem vorelektrischen Liecht auch tagsüber kärglich genug sich erhellen ließ, muß die Weiblichkeit stark genug nach dem Verkehr auf oder über der Gasse b'b'langet haa. Der aus dem weiten, stäinige Cheemi, dessen Falle zum uuf- un zuedue eingerichtet war, vom Wind niedergeschlagene Rauch brachte doch das Departement des Innern stets widerumme in Erinnerung; und der Regensegen der Dächer, dessen rinne und tropfne erst seit Engel-Feitknechts Zeiten durch die bläächige Dachchäänel und Abflußrohre in die beiderseitigen Schaale der Gasse und damit in den See geleitet wird, trieb ebenfalls in die nicht allzu heimelige Häuslichkeit zurück.

Als aber 1839 der Straßenbau Biel-Neuenburg (s. „Verkehr") die Erweiterung der Twanner Dorfgasse zur Straßengasse forderte (die Ligerzer Gasse konnte durch die südwärts der beiden Häuserreihen neu erstellte Seeuferstraße umgangen werden), doo häi d'Laube furt müeße. Die Einfassungen und Sinse der Fenster mit ihrem Hauterive-Gelbgrau und die grünen Schalusiiläädе, zwischen deren Grün etwa das Fuchsia und der Granium einer Blumenfreundin hervorschaut, zeigen seitdem die einzige Unterbrechung der städtisch hohen, eintönig g'wißgete oder mit grauem Bääsewuurf getünchten Gassenfront. Um so vielgestaltiger entfaltet sich das Bild, welches ein Eintritt durch das Stadttor — wollte sagen: die auch zur Einfahrt mit kleinen Wagenlasten geschaffene Hüsdiir dem Besucher des schattigen Vorder- und des sonnigen Hinterhauses bietet. Wir fassen als Exempel das Haus ins Auge, an dessen Wand der „Téligraaf" und auf dessen Dach der Telephonständer mit den 65 Chachcheli („Tassen", Isolatoren) auf ziemlich regen Verkehr deuten. Da ist von b'schließe keine Rede; un-g'chlopfet und auch ung'litet — wer wett iso g'chëëre! — treten wir ein und sind über die Führerschaft des kleinen Truudeli nöd so froh! Da stoßen wir zuerst auf das Depot der landwirtschaftlichen G'nosseschaft. Auf kleine Land- und Gartenwirtschaft deuten auch das dem sonstigen Kloakensystem noch vorenthaltene, sanitarisch ein wenig anfechtbar eingerichtete Säuk- und B'schittiloch, sowie die im weitern Verlauf des Ganges anzutreffenden, durch dicke Mauern und Ventilation so gesundheitsmäßig als in alten Gebäuden möglich eingerichteten Stääl für 1 bis 5 Chieh, Gäiße, Séi. Ganz dicht abgeschlossen, nur unter einiger Platzverschwendung in der Anlage, bieten und bergen ihre Gaben d's g'welbt G'mies- und d's Wiichällerli, indes der weitaus größere Driel, an alte Weinbauzeiten gemahnend, in

der Hauptsache als Werkstatt dient. Es isch e Hobelbank drin und andere stumme Zeugen, wie erst recht im kleinlandwirtschaftlichen Betrieb d'Ax (d's Bieli) den Zimmermann ersparen muß. Vom Hausgang aber führt eine steinerne Treppe zum Büüroo und zum Loschii (i, logis). Den kleinen Hofraum zwischen Vorder- und Hinterhaus überdacht, von hölzernen Pfëëste getragen, das ebenfalls hölzerne Läibli, welches nach der seewärts gelegenen Stube führt. D's Gäärteli aber, will sagen: das von Spalierreben umrankte, sonst allseitig offene Gartenhaus mit anstoßender kleiner Pflanzschuel für bewurzelte Rebensteckinge (Büdrette, poudrettes) leitet über zum äußerst sorglich gepflegten Gemüsegarten. Auf seinen Dung deutet die von zierlichen Faare- oder Faarnechrut halb verdeckte Schoorete unter dem Holzbihneli. In der Nähe findet sich, zweckdienlich beschattet und verëërteret, nur im Freien verbringbares G'rimpel u Gg'räbel.



Kamine in Ligerz und Twann

Das Südjuragehäng.

I.

Die Steilheit (Stotzigi) des Südgehängs der Seekette vereinigt mit Felstrümmern die „Elemente" Erde und Wasser zur Tripelallianz gegen rebmännischen Kulturfleiß. Im aaberünnle übt sich der Äntner (Tw.) oder Entner (Tü., Vg.), auch die Äärdbrust (der Erdbruch)[1] geheißen, indem der Boden übermäßig viel mit Schlamm verdicktes Wasser loot uuslauffe. Vor der Juragewässerkorrektion galt für den

[1] Wie brechen = ahd. brëstan, mhd. brësten, nhd. bersten (Kluge 49) und Gebrechen = Gebresten, gebrechlich = brästhaft. Vgl. schwz. Id. 5, 858—861.

Schiffer und Fischer das Naturgesetz: Wenn der Äntner stoßt, so stigt der See.[2] Geschah dies an lauen Wintertagen, so verbargen sich am Seestrand bei der Brunnmiihli (zwischen Ligerz und Twann), bei der Bachtele (zu Twann, S. 137) und z'Gufelätt (zwischen Tüscherz und Alfermee, S. 120) die heißen Quellen, die man bei niderem Seestand in kälterer Jahreszeit g'seht buurble (gurgelnd und Blasen bildend emporquellen). Eisbildung, sowohl die spiegelglatte, wie sie z. B. im Winter 1879/1880 bei $^0/_{23}$ R eine Dicke von 45 cm gewann, wie auch die durch nächtlichen Schneefall am Morgen gruubelet, griibelet gewordene, verdeckt natürlich solche Gefahr dem ungewarnten Schlittschuhläufer. Mehr als ein junges Leben ist ob derart achtlosem schliifschuehne dem tückischen Element verfallen.

Wie aber der Strand innert der Wassergrenze solch warmes Wasser emporbrodeln läßt, so auf der Landseite herrlich kaltes, zum Trinken ganz außerordentlich geeignetes Quellwasser: echten Bergschweiß. So auch wieder z'Gufelätt. Hier sicherten sich drum in der außerordentlich mühsamen und kostspieligen Arbeit[3] der Jahre 1914/1915 Tüscherz und Alfermee die Quelle seiner Wasserversorgig, welche Twann und Ligerz dank der Energie zumal Engel-Feitknechts (dää isch dranne d'Schuld: das daherige Verdienst gebührt ihm) schon seit 1885 besitzt. Seitdem die Brunnmihliquelle diese beiden Orte versorgt, weiß hier kaum noch jemand, wo die vormaligen öffentlichen Ziehbrunnen (Sööd) ihr Wasser lieferten; Wasser, das bisweilen dem Straßenablauf glich, in welchem es beim Fußaufsetzen gluntschet u chnätschet. In Kalkgebieten zumal des Jura mit seinem zeitweilig empfindlichen Wassermangel kann aber so ne Sood, bzw. durch ihn sogar mühsam aus großer Tiefe pumpbares Wasser einen so großen Fund bedeuten, daß der Name seines Entdeckers durch ihn unsterblich wird. So ward 1472 an Lissers Halde hinter dem Ried zu Biel ein Waldbrueder-hüttli und dabei Lisis Brunne erstellt. Der Name geht zurück auf den 1390 als Bürgermeister von Biel verzeichneten Johannes Lisser.[4]

Darfiir (en revanche) gäit mq selbst an öffentlichen Brunnen wie den Jaquemars in Neuenstadt (Ins S. 57) und dem recht schönen granitnen Brunnestock vor der Handlung Irlet in Twann es Tags es Dotze Mool achtlos vorüber, wenn nicht ein dringender Anlaß zum Verweilen nötigt. Und doch, wie augenfällig breitet sich unter der menschenkopfgroßen Chrugle das altertümelnd gemeißelte Kapitäl am Oberende der runden, klassisch leicht ausgebauchten Säule das Dwanner Wqqpe: von arabeskenartigem Kramänzel eingefaßt der symmetrisch

[2] Albert Krebs. [3] Sie kostet 90,000 Franken. [4] Taschb. 1903, 157.

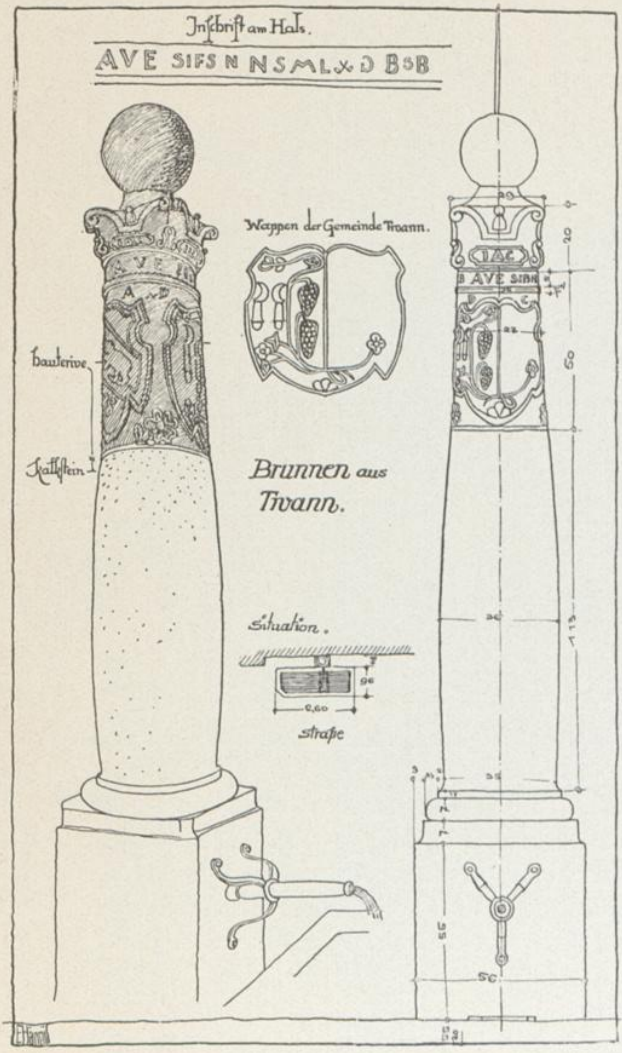
zwiegeteilte Schild mit je zwei übereinander hängenden Trïïbel und seitlich ụssertsi zwei voneinander abgekehrten Räbmụtze (Rebmessern). — Bloß um den leeren oder vollen Brunnedrog und den (kunstwidrig g'chrümmte) Auslauf der Rẽhre, die am quadratischen Sockel iig'steckt ist, interessieren sich spielende Kinder. Das vormals anstoßende chliine Drẽẽgli diente vorzugsweise als Chindegụtschli und Ort zum baabele.

Fast meh wäiß mạ von „Brunnen" als von Quellen (Ins S. 55), wie ämmel aafạ den Gụldbrïnneli. Eine Quelle, welche nun in unsichtbarer Leitung den Kapfbrunnen speist, hat gleich der danach benannten Gụldbrïnneliflueh (S. 134) ihren Namenskonkurrenten in dem Wässerchen, welches auch der Fluebach heißt. Sie nennt sich aber kürzer d's Brïnneli und deutet damit auf die Seltenheit solch unentbehrlicher Gaben eines Bergasyls. Das tut übrigens auch der Wortteil Gold- mit seiner Deutung auf das kostbare Metall statt auf umgebendes Geröll (Ins 33). In ihrer Art bekräftigen das auch der Schänzlisbrunne (1712: Schanslisbrunnen), der Maarterbrunne und der Eselsbrunne oder Mälehụsbrunne inmitten einer außerordentlich anmutigen kleinen Blïtti des Tüscherzer Mälewald. Auf einer flach daliegenden Kalkplatte gewahrt man zwei Auswaschungen, welche in Form und Größe grad brezis ụụsg'seh wie die ostwärts gerichteten rechtsseitigen Huftritte eines gemächlich ausschreitenden Esels, der allerdings recht gewichtig ụụfg'setzt het, um in harter Flueh e Spur („es G'spoor") z'hinderloo wie i hertem Schnee. Nun, die vom Tier getragene Last war wenigstens mystisch-weltgeschichtlich von entsprechender Schwere: die Eselin, die den Heiland nach Judäas heiliger Stadt getragen, trug ihn auf seinem symbolischen Zug um den Erdkreis auch über den uralten Bielwääg nach der Metropole des Seelands. Einem aufgeklärten Bewohner derselben war allerdings daas z'dumm. Er ging, nachdem der vierte Eselstritt längst abgebröckelt war, und versetzte mit einigen Stïpf dem ebenfalls unschwer zerbrechlichen dritten Eselstritt — den Eselstritt.

II.

Den Abschwemmungen der Berggewässer kam einen kleinen Teil des Weges die Aufschwemmung des Sees entgegen. So bildete sich der Strandbode, welcher infolge der Tieferlegung des Sees nun z'säge gäng trochche daliegt. Durch die Anhäufung organischen Materials sehr fruchtbar, bildet der Strandboden teils die untersten Partien des Rebgeländes, teils die gleich sorgfältig gepflegte Reihe der Strandgärte. Aber auch die Straßendörfer und Weiler Wịngräis, Dwann,

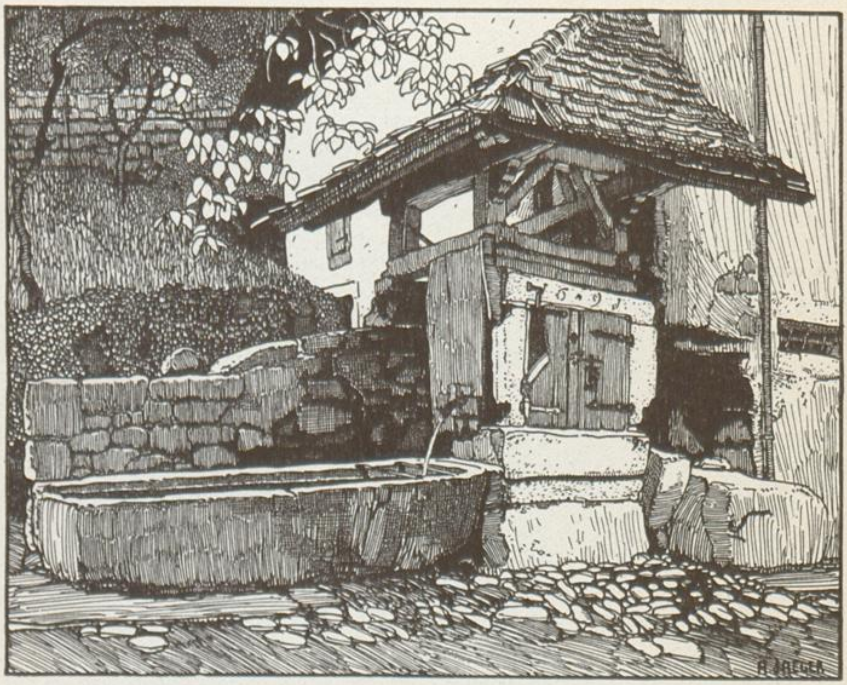
Brunnmühli (Brunnemîhli, î = û), Bippschál (Bippschool, Bittschool) und Ligerz ruhen auf angeschwemmtem Boden von unbekannter Mächtigkeit, indes ihre nördlichsten Gemäuer sich in das Gestein eingraben. So in sichtbarster Weise Ligerz und d's Stedtli von Twann. Des letzteren Dorfes mittlerer Teil: d's Moos ruht auf torfigem Untergrund. Chliinne Dwann dagegen ist hingebettet auf einem alten Geschiebekegel, dessen Material aus der vom Twannbach ausgenagten Rinne dem See zugeführt worden ist, um nach eingetretener Seesenkung z'trochne.[1] Die Lagen von Sand und Grien, welche bei Bippschól auf eine Tiefe von 2 m abwechseln, machen den Eindruck eines sehr alten Rutsches, der, ähnlich wie bei Ängelbärg, als Nase weit in den See hinaus vorstieß. Nicht, ohne Katastrophen zu veranlassen. Am 23. Juli 1878 versank ein Haus von Bippschol samt vier Mannwerk Reben, und das unterste Haus erhielt einen



[1] Baumberger 152 (7).

noch heute nur kärglich übertünchten Riß i der Muure. Zwei Kinder kamen damals um; zwei mit ihnen versunkene konnten gerettet werden.[2]

Während das ältere Vingelz und das neuere Discherz und Hälssermé ebenfalls dicht am See liegen, haben das ursprüngliche Tüscherz und Alfermé die soliden Kreidefelsen erklettert. Ähnlich Schärnelz über Ligerz, während Geicht mit seiner Moränenebene gewissermaßen ein kleines Abbild des Dessebärg darstellt.



Brunnen am Hause Quintal, Ligerz

Was nun der so günstigen klimatischen Beeinflussung dieser ständigen Wohnsitze erst noch recht Vorschub geleistet hat, ist die von riesigen Wasserkräften unternommene Abtragung der vormaligen ersten Jurafalte bis auf den verbliebenen Räste. Der besteht im Walme, welcher under em Wasser duur den Neuenburgersee in seiner ganzen Länge durchzieht, im Aufsatz des Jolimont (Tschulimung), im Häidewääg (Inselrohr), in der chliinni und großi Insel des Bielersees, in der under em Wasser 1 km lang und sich zuspitzende ostwärts anschließenden Aauele mit dem Aufsätzchen des Eglistäi (S. 66), und

[2] Taschb. 1878, 328.

schließlich im Brüggwald und dem einst mit ihm zusammenhängenden Büttebärg, welcher gegen Pieterlen hin sich abdacht. Die von hier bis Beezinge (Bözingen) so monoton verlaufende Talenge setzte sich also vor der Gletscherzeit fort bis gegen Iferten hin, gäge d'Sunne abgeschlossen durch den bis über 1200 m sich erhebenden Wall der vormaligen ersten Jurafalte, gegen Norden durch die Seechetti, welche bloß mittelst der Risse der Tuubelochschlucht, der Twannbachschlucht, des rue de vaux „Talbach") usw. — seit kurzem begehbar gemacht — sich nach dem St. Immertal (dem Taal, dem vallon) und dem Tessenberg hin öffnete. Der Rhonegletscher leistete auch die weitere Arbeit, die Fuurche des Neuenburger- und Bielersees, die Talungen der untern Schüüß (Schiiß) und der ostwärts gegen Längnau hin abfließende Längene (longa aqua) uusz'hoble.

So schuf in jahrtausendelanger Arbeit — es het ihm niit 'pressiert — der kalte Reifriese (der größte Lehrmeister auch des Menschengeschlechts) eine der reizendsten Schaubühnen unseres Landes. Er gestaltete diese zugleich als Tätigkeitsfeld für ein Völklein, das „zu Win und zu Wasser", im Blau des Sees und im Grün der Rebberge gleich heimisch, mit Ruder und Netz und mit Stickel u Bickel gleich emsig schaffet. Und ungehindert überschaut zumal in der reinen Luft eines Spätsommerabends das Auge von der Insel und vom Äänerland (jenseits des Sees) aus das unsagbar stimmungsvolle Gelände am See und über ihm.

III.

Dieses Auge gleite jetzt von der Schlucht des Twannbach (s. u.) rechts hinüber nach den gut mundartlichen Schluechte,[1] in welchen es der Urwortform gemäß[2] ein wirkliches „schlüüffe", schliffe (schlüpfen, im Gegensatze zu schliffe als schleifen) gibt. Zwischen dem Kapf und der Twanner Schloßflueh heben sich von der undeutlich verlaufenden mittlern die wirklich romantische underi Schluechte und die durch Mannigfaltigkeit schöne oberi Schluechte ab. Die letztere Bezeichnung wird dadurch auffällig, daß sie zugleich einer aus dem Waldrevier hervortretenden kleinen (eppa ne Juucherte umfassenden) Ebene gilt. Nordwärts an die urgeschichtlich bedeutsame Guldbrinneliflueh (Reginastein: Ins 4) angelehnt, erstreckt sie sich südwärts bis an die (noch ungesichert gebliebene) Oberkante einer mehrfach chilchtuurnshëëche,

[1] Kluge 340. [2] Die mhd. sluft wurde „Schlucht", wie neben „Neffe" „Nichte", neben engl. soft (und sa-n-ft, sauft) „sacht", neben mhd. swiften (stillen) und ahd. swiftôn (stille sein) „beschwichtigen", neben ê-haft (gesetzlich) „echt" usw. aus dem Niederdeutschen eindrang.

senkrechten Felswand. Für den etwas vorsichtigen Besucher ein herrlicher Fleck Erde! Da schweift der Blick über den von waldigem Berghang verdeckten Weiler Wingräis hin über das „große Auge" der Gegend: den zu jeder Stunde schönen Bielersee von dessen Ostgestade bis zur Petersinsel; über dessen uralte Pfahlbaustätten Täuffele-Gerlafinge, Mörige, Lattrige, Sutz; über das östliche Seeland und das vielgestaltige Bernergelände bis zum Alpenwall.

Und an einem der Sonnentage des Herbstes 1914 belebten geschäftige Twanner den Vordergrund des unvergeßlichen Bildes. Einer ist hierher uf e Bärg go gaume: er besorgte das Dürrfutter, das er (als Ämd) z'mornderisch einzubringen gedachte. Er war am ämte (Tw.) oder äämde (Tü.). Ein anderer het Härdepfel g'grabt. Am Abschlag (Gehänge) der nördlichen Fluhwand weidete ein schöner weißer Saanemutti und züngelte angestrengt, als wäre er mit einem zueläuffige Lätsch geschnürt, g'lustig nach einer schwer erreichbaren Grasbuschle. Eine kleine Mädchenschar, mit seiner Hut beauftragt, geleitete uns nach der urzeitlichen Nachgrabungsstelle und kletterte wie Gemsi uns voran auf die volle Höhe des ihn überdachenden Felsens, wo der freie Blick graduus zum Dwannbärg emporschaut: dem Kurhuus, das dem Auge drei dahinterliegende Buurehëëf verdeckt.

IV.

Wählen wir den Heimweg über Gäicht, so kommen wir an der Burg vorüber. Der sprachlichen Gleichheit von „Berg" und „Burg"[1] entspricht der Sachverhalt insofern, als es sich bei der Twanner Burg um ein ebenso imposantes wie malerisches Naturgebilde handelt, welches allerdings in die enggeschlossene neue Straßenschleife wie hineingebaut erscheint. Ihre südliche Steilwand, welcher wi z'Trutz allerlei Zwerggehölz in sieghafter Gstrackti sich entwindet, blickt fürnähmm und stolz auf das von ihr beherrschte Twann und ein großes Stück des Seegeländes hinunter. Und wie aus ehernem Mund einer Riesenkanone hallt der an ihr abprallende Schall (das Echo) des Peitschenknalls (das chlepfe) der Tessenberger Fuehrme; da prasselten salvenstark zur Zeit der marinen Flößerei des zu Twann massenhaft verladenen Bergholzes die taktmäßigen Peitschenkonzerte[2] der weinselig heimkehrenden Montagnards; da widerschlugen an der Flueh auch die Flüech der Wältsche, lebhaft wie Italiener Mundkrieg, numme no lüüter.

Nun deuten kleine Funde darauf, daß die natürliche einst auch als künstliche Burg gedient hat, und das rechtfertigt ihr Zusammenstellen

[1] Kluge 48. 79. [2] Vgl. Lf. 282; Gb. 520.

mit der allerdings noch keine Funde gewährenden Schloßflueh in nächster Nähe der obere Schluechte. In die Gewährung einer herrlichen Aussicht teilt sie sich mit der ganz nahen Mätteliflueh, mit der ebenfalls urgeschichtlich bedeutsamen Rappeflueh bei Wingreis, sodann mit der Naseflueh zu Alfermé, welche nicht ganz so weit nach dem See vorspringt, wie vor dem Straßen- und Bahnbau der dortige, schlechthin als Flueh bezeichnete Vorstoß. Aussichtsreich erhebt sich über der Twann-Ligerz-Straße die hööchi Flueh, auch Schïtzehïïsli-, Schïtzelli"-, Bammerthïïsliflue geheißen. Unfern stehen die Bänkliflueh und das Wïïrbflïehli. Die Verkleinerung leitet über zum Begriff der Flue als eines losgesprengten Felsstückes bis zur Chliïnni eines Schuesterstäi (zum Läder chlopfe), ja eines gewöhnlichen Feldsteins.

Diese Begriffsvariante legt sich dem Anwohner des Jura-Südgehängs um so näher, da Verwitterung, Zerbröckelung und Felssturz hier eine große Rolle spielen. (Ins S. 33.) Von ihr redet die Chrïtzflue über Wingreis, wo einst ein Kreuz und eine Kapelle (Chäppele) von angerichtetem Unheil zeugten; von ihr die nahe Stelle i den Uufbrïchch; von ihr der wunderlich geformte Felsüberrest der Ankeballe oder des Dooteståi, der wirklich an ein aufgerichtetes G'rïpp erinnert. „Beim sog. Todten-Stein" stand „ein Kettibaum" (Quittenbaum, Chittenebaum), und vor der Weinlese von 1744 wurde „vom Todtenstein bis zum Hölilooch" (s. u.) d's Most verchauft.[3] Den heute lieber als Ankeballe bezeichneten turmartigen Aufbau ersteigen Kinder mit Unternehmungslust von der Bachsite her, und hier vereinigen sie ihre räine (hohen) Stimmen mit dem rauschenden Baß des Wildwassers. — In gleicher Linie mit diesem Ruinenstück erhob sich einst am See der Schöre, dessen Name (ahd. der scorro: scorrên, fram-scorran, furiscorran, ubar-scorran, ûz-scorran, d. h. hervorragen)[4] lediglich „Hervorragung, Klippe" bedeutet. Der heute noch bestehende Name gilt dem zu unbestimmbarer Zeit abgetragenen und als Dorfteil des twannerischen Kleintwann überbauten Strandstück. — Deutliche Verwitterungsspuren zeigt auch die Trëmmelflueh, kurz: der — ober und under — Trëmmel zunächst der Windsaagi (s. u.) ob dem Kapf und den Schluechte. Der Name erinnert an den Träämel als Sägebaum.[5]

Das Rutschgebiet des Guldibärg (Geröllhalde: Ins 33) bei Vingelz zeigt über den Reben eine besonders hübsche natürliche Bastion

[3] Irlet. [4] Graff 6, 539; schwz. Id. 8, 1204. [5] Vgl. das in der Mehrzahl „Trümmer" steckende Trumm, das Troom als Faden-Endstück und das vertrome (Tw.: vertrenne) eines Kleides zu Ersatz- und Flickstücken.

und unweit davon eine kabinettartige, mit Efeu (Ääbi) überkleidete Felspartie. Dergleichen anmutige Gebilde zieren überhaupt recht manche Stelle des in wunderlichen Zipfeln nach dem Waldrevier vordringenden Rebgeländes und reden mit von der Zähigkeit und Ausdauer des Wiibuur als friedlichen Eroberers der Wildnis.

V.

Eine Wildnis war, wie noch das geologische Verwerfungsfeld des Tschamór (champ mort) mit der von Botanikern als überaus interessant geschätzten Felsenheide darlegt, auch der Chapf über Twann. Wie schon der Name sagt, handelt es sich um einen zum Kapfen, chapfên (altdeutsch für gaffen)[1] besonders geeigneten Aussichtspunkt. Unser farbiges Bild vom Bielersee am sonnigen Morgen ist denn auch dort entstanden: der bis 1918 mit seiner Frau, der Germanistin, dort wohnende Förster und Maler Dr. Ernst Geiger hat es äxbräß so demonstrativ angelegt, daß man beispielsweise auf Irlets Dach sogar die fiif Liggäärnli (petites lucarnes) bemerkt. An der Chapfblatte vorüber führt den Schluechte- und Schloßfluh-Besucher der Umplischuurwääg zunächst nach dem Umplischuur (ú-), Umpelischuur, Rúmplischuur, auch das Múmplischuur geheißen, welch letztere Form über das „Momplischu" von 1783 auf „mon bijou" zurückgeleitet werden will. Diesen Namen rechtfertigen vollauf die entzückende freie Aussicht nach Süden, der idyllische Umschwung von Kleinwald, Wiese, Garten und Weinberg mit dem alten, kleinen Gehöft im Hintergrund, und die noch durch eine lange Wegmauer gesicherte Stille. Hier schaffet denn auch auf seinem im Vordergrund abg'stellte" Sommersitz Dr. phil. h. c. Gilliéron, der Sohn des uns aus „Guggisberg"[2] bekannten Geologen, der sozusagen ebenfalls als Gesteins- und Schichtenforscher die Volkssprachen-Romanistik behandelnde Professor am Pariser Institut des Hautes Etudes und Urheber des großzügig angelegten Atlas linguistique de la France.

Wie vom Umplischuur, führt auch vom Chapf ein reizvoller Fußsteig westwärts ab nach der Chroos. Dieses ausgiebig „ausgenagte Tal" (Ins 21 f.) führt sein Wässerchen (d's Chroosbechli) von der Chrooshalde weg nach dem Chroosmääg über der Twanner Kirche und durch die Bachtele in den See. Sachverwandt mit „Chroos" ist die Gumbe (combe)[3] über dem Ligerzer Rumbuu (Rond bois) und die Gäichter-Gumme mit dem Gummezält (will sagen: Gummenzelg,

[1] Kluge 156; Gb. 28. Vgl. die Wart als l. specula: Spiegel und umgestelltes speluga als Splügen und Spöl. (Gatsch. O. 153.) [2] Gb. 28. [3] Lf. 640; Gb. 660.

(s. u.). Zu „hehlen" stellt sich die Höll[4] als eingeschnittene Brütteler Dorfgasse nach dem Wald hinauf und die Bieler Hëll als von der Untergasse überführte Schlächterei. Näher beschäftigt uns auch hier[5] die Balm. In erster Linie denken wir an die hinter dem neuen Ligerzer Straßenhaus sich bergende und dieses mitbenennende Boome (Baume) unter dem stimmungsreich anmutigen Pilgerwägli (s. u.) zwischen Klein-Twann und der Ligerzer Kirche; an das trou de la Baume zu Neuenstadt; an den gouffre insondable de la Baume am Chasseral; an die vielleicht hundert deutschen Balmen.[6] Unterhalb des Holiloch (s. u) breiten sich die Balme- oder Palme-Räbe, kurz: d'Palme. Als solche „Palme" deutete man 1308 und 1309 auch die unbenannte Burgruine am Hügel Burghalden, östlich von Oberhofen über dem Riederenbach.[7] Über „die Balme"[8] gedeiht die Mißdeutung weiter zu Balbe („zu Balbe") im Amt Kyburg und „der Balber".[9] Alles aber ist unsere Balm, wie auch eine Häusergruppe zu Meiringen (1362) die Mannenbalm[10] heißt, wie es ferner ein Balmhorn in der Blümlisalpgruppe, einen Balmberg zu Oberbalm, ein Ferebálm und ein Grindelwaldner Hobalm gibt, die dortige Nellenbalm nid z'vergässe.

Am Twannbach.

Wie das reizvolle Schluchtgelände des rue (rivus) de Vaux zwischen Lignières (in Tw.: Linieri, in Ins: Linieri) und Neuenstadt das westliche Dessermoos entwässert, so entfließt dem östlichen Teil dieses Moränebodens die Arzillière. An ihrer südwärts gerichteten Umbiegung bi de Mühline[n] (aux Moulins) unterhalb Lamlingen (Lamboing) nimmt sie den Namen des Dorfes an, welches sie, dem See zufließend, quer durchschneidet: la Douanne, der Twannbach. Das abgeführte Wasser fließt in der Regel so reich, daß es bi'm Bach um ene Chutte chelter isch als in den übrigen Teilen Twanns und namentlich in dessen eng geschlossenem Ostteil: dem Stedtli.[1]

[4] Vgl. Lf. 641. [5] Vgl. Gw. 679. [6] Der alpine Ausdruck „Balm" setzte sich von der Schweiz aus fort nach Westen und Süden: als alpin lombardisches balm, als sonst westschweizerisches barma, als südfrz. baumo. Nach J. Jud in der Ztschr. f. r. Phil. 38, 4 f., und Atl. ling. 204 s/v. caverne. Nach M-L. E. 222 und Wb. 912 könnte ligurisches oder gallisches balma dem seit 6. Jhd. bezeugten Wort zugrunde liegen. Vgl. schwz. Id. 4, 1215; Gb. 643; Ins 20; „Alpenrosen" 12, 178; 18, 70; Buck in der „Alemannia" 12, 260. [7] Habsb. Urb. 477, cf. Jahn Chr. 99 und Font. 4, 384. [8] Rohrdorf 36; Ryhiner 1, 167. [9] Habsb. Urb. 1, 308. 330. [10] Font. 8, 445.

[1] Über diese charakteristische Bezeichnung S. 100.

Wirkungsvoll also einladend zum chïele oder erchuele von Stirn und Scheitel, zum Ergreifen der Gelegenheit, go z'erchuele, spendet der Twannbach freundliche Chïeli; er sendet e chuele Luft oder doch es chuels Lüftli wie an stillen Abenden, wo 's g'chuelet het auch in sonnenverbranntem Gelände.

Wie aber dem Wärmesinn, kommt der Bach auch dem Auge und dem Ohre mit jetzt freundlichen, jetzt mächtig ergreifenden Eindrücken entgegen. „Flüssigen Donner"[2] sendet er als Gruß hinüber nach dem Menschenwerk des Hagni-Kanals (Ins 223 ff.). Hier hinwieder schicken an stillen Abenden, in lauen Nächten über den See ihren Gegengruß der Riesenlichter Geblitz, der Turbinen Gebrumm, der Staufälle vieltöniges Rauschen. Und welch ein Anblick wieder am Tage, wenn zu erfolgreichem Antrieb der mächtige Quell von Licht und Kraft in majestätischem Schwall sich in den See hinauswirft! Aber arbeitsreiche Kunst machte sich auch dran, das mit der Böziger Tuubelochschlucht (Ins 28) an romantischer Schönheit wetteifernde Naturgebilde der Twannbachschlucht dem Menschenauge zu erschließen. Es geschah dies durch den uf der lingge Site des Bachlaufes angelegten, 1 bis 2 m breiten, durch Brüggli, Stäge und Galerien abwechslungsreich gestalteten, wo's rütschlig (rutschgefährlich) ist, durch einfaches Eisengeländer gesicherten Fußsteig. Vollendet ward dieser im Jahr 1890 aus den beschränkten Mitteln, welche eine kleine Dorfgemeinde wie Twann auf dem Wege nüchtern berechnender Freiwilligkeit aufzubringen vermag und unter dem Einsatz großer Opfer an Zeit und Geld durch eine kleine Zahl von Naturfreunden als führenden Männern. Das waren der Handelsmann Karl Irlet-Feitknecht, der Twannbergwirt Fritz Hubacher, die Lehrer Huguelet („Hügli") in Deß[3] und Giauque in Lamlingen, Rebbesitzer Albert Krebs und andere Mitglieder des Komitees, aus welchem die die Arbeit finanzierende Aktiengesellschaft hervorging. Der Erbe der letztern war der Verchehrsveräin Twann, welcher zugleich als Verschönerungsveräin, gleich seinem Nachfolger in Ligerz, kräftig fortwirkt. Sein ständiger Angestellter: der Schluchthüeter (gegenwärtig der Jöggeli, der Jöggeli-Hubler) dient im Summer (im Winter ist die Schlucht wegen Vereisung vermacht) zugleich als Führer für Nicht-Einheimische. Von diesen zieht er es Zääch ni ii (zehn Rappen) zuhanden des Vereins. Wer zur Umgehung der Straßenschlange Twann-Lamlingen der Chürzer wott näh, wählt den Schluchtweg, wenn's häiter isch und wenn är

[2] Spitteler. (Auch „Niagara" ist der Donnerer.) [3] Der auch die schöne Baumallee Dieße-Nods gepflanzt hat.

nïechter isch. Vor weiterm warnen ihn traurige Unfälle. Wie viele landschaftliche Reize aber bietet diese Schlucht! Sie beginnen gleich auf der schmucklosen Straßenbrücke über dem Bach, vom See entfernt um die Breite der südlichen Dorfstraßenhäuserreihe und der vom Bahnkörper durchschnittenen Strandgärte. Nordwärts gerichtet, gäge'm Bärg, schauen wir ein nach Jahreszeiten und Jahres läuften sehr verschiedenes Bild. Im heißen Hochsommer ist der Bach u̯u̯strochnet, und die Dorfjugend durchrennt, den Fußsteig verschmähend, das von trochchene Flïeh (Steinen) übersäete Bett.

Wie anders um Mitte Jäner An"o̯ Zääᶜhni (1910), zu Anfang also des traurigen Überschwemmungs- und Weinfehljahres! Da fanden es die einen unerchännt schéén, schu̯u̯derhaft schéén, die andern nïmme schéén! Es goß unendlicher Regen herab auf die Schneefelder der Chasseralkette, des Spitzebärg, der Seekette, und g'hu̯ffet voll entsandte jedes Greebli, jedes Chrïnneli, jeder Wildbach[4] schlammiges Wasser und zornigen Gischt nach dem Hauptkanal des Twannbaches. Der stürzte, in der Höhe Weg und Steg überschwemmend, unter Donnern und Toben, Brausen und Kreischen über das sonst durch einen vorragenden Felsen zwiegeteilte Bett in einem gigantischen Bogen zu Tal und hastete under der Brïgg du̯u̯r dem See entgegen. Aber mehr. Linkerseits (linggs, links) ein wilder Nebenstrom, rechterseits deren zwei noch ungestümere: die Gï̈rschïne[5] (šš). Grund genug, daß die Twanner Fï̈rwehr zur Wasserwehr eine ganze Nacht u̯f d's Pïgeet g'stellt blieb.

Wirklich schön dagegen, weil die Wege maßvoller Kraftentfaltung beschreitend und innehaltend, ist der Twannbach an Tagen wie um Mitti Mäie 1915. Da senden etwa vom Obe"b de fï̈ïfen aa bis in den hellen Morgen hinein beide Gï̈rschïne, tagsüber jedoch bloß die dem Bachbett nähere, ihre gewaltige, hoch aufspritzende, blitzend silberigi Wassermasse talwärts, indes der rechtsseitige Begleiter des Baches als winziges, aber munter kosendes Bechli seine vielfach verschlungene Furche (Fu̯u̯re) zieht. Geheimnisvoll wie sein Ursprung scheint auch der der Gï̈rschïne. Als ständige Quellen[6] stehen sie mittelst eines verdeckten Spaltensystems in unmittelbarer Verbindung mit der Südseite des Chasseral. Und zwar samt dem Wasserhölïloch, dessen Höhle sich durch das Einstürzen (z'sämeg'heie) der stark gegen den See hin fallenden Schichten stets vergréößeret.[7]

[4] Vgl. Jegerlehner in BWB. 1912, 392. [5] Der Name erinnert an it. corsia (Strom) zu l. cursus (Lauf) M-L. 2417. [6] Nach dem Ausweis der ersten Erosionstöpfe (Trockentöpfe) unter der ersten Brücke. Baumberger 186 (44). [7] Ebd.

Daher der zeitweilig imposante Vollerguß der Gürschene selbst zu Zeiten, wo der im untern Ende dicht (ganz nooch) an sie heran-tretende Twannbach wenig Wasser führt.

Diese Wasserarmut würde sich in vermehrtem Maß einstellen, wenn zumal das westliche Dessermoos über Neuetstadt völlig versumpfte, was nun aber die ins Werk gesetzte Trockenlegung verhindert.

Beschreiten wir nun den aussichtsreichen Fußweg, der vom Chanzel an der ersten Straßenwindung über dem Dorfe westwärts nach der Schlucht abbiegt. Doch nur vorwärts um en Eggen um, und wir kommen dem Geheimnis der Gürschenen-Ergüsse bald uf d'Spur. Unter einer vierstämmigen Buchengruppe spiegelt sich deren junges Laub in einem ebenso winzigen wie anmutsvollen Seeli, auf dessen Grund man es jedes Stäinli cha zelle. Das ist das Wasserholiloch (S. 140, Ins 29), ein richtiges Reserwaar. Zur Abfuhr seines buchstäblich so zu heißenden Überflusses hat es sich südwärts einen unterirdischen Gang duurg'fräsSe, der die Güürschenen speist. Es verrichtete aber noch andere Inschinëër-Arbeit: nordostwärts breitet sich eine geräumige, mittelst Liecht bis auf 150 m begehbare Grotte, als die Chammere oder das Zimmer bezeichnet. Das prächtig blaugrüne Wasser gerät aus anfänglichem Stillstand (b'stecke bliibe) allmählich in Zug und verdäilt sich in Strähnen durch es Halbdotze Lücke zwischen bogig vorgelagerten, bemoosten (mieschige) Steinen. Die zierlichen kleinen Fälle vereinigen sich in einem glatten Wasserspiegel, von dessen gesenktem Rande silberner Gischt in gäächem Fall unter dem dritten Briggli durch reihenweise, wie künstlich uufg'stellti Felstrümmer aabutscht. Hier in trotzigem uufechlättere, dort unter ingrimmigem uus-ritsche, jetzt einen wütenden Ansturm versuchend, dann wieder in weit ausgeholtem Bogen sie zu umgehen unternehmend, geberden sie sich wie die Belagerer einer Festung. Nun gelingt es einer hoch empor geschleuderten Strahlengarbe, äänen iibere z'choo; wieder einer! und durch heimlich erschlichene Pfade gelangt ein anderer Teil zum Zwäck (zum Ziel). So weit das Auge abwärts blickt: ein Wellenspiel, ein Wogentanz.

Fort, endlich fort! Ab Fläck un áb de Schiine! Vorüber an einer siebenstämmigen Buchengruppe, die zu einem gleich seltenen Wald-genossen: der Eibe, Eue und der kleinen Eibe: dem Euli hinüber-grüßt. Groß und großmütig machen sie allermeist Platz dem pflanz-lichen Kleinvolk: der Schnuderchängele" und dem Schlüsselbliemli (Primula officinalis und acaulis), dem Haselbliemli (Anemone he-patica), dem Eselstritt, Eselsfueß, Zitrëëseli, T'heebliemli

(alle vier sww. Huflattich), der Strîtele (Vinca minor) und gar dem Schlangechrût (Helleborus foetidus), dessen Geruch sich nid loot verchîste, und von dem es g'hëërig übertreibend heißt: das schmeckt mą scho vo zwoo Stund wit; es g'schmuechtet äi'm d'rabb! Eine Pflanze allerdings, die mit ihrem winterlichen Blütenschmuck in der Bluemewaase (vase) sich wi 'ne Südpflanze ausnimmt.

Von der Weitherzigkeit Großer profidiere denn auch gemäß dem Satze „wer uverschant isch, chunt am beste dûre" („läbt diß baas") kleine Majestäten wie jene Dotterblueme, die ihr doppelt groß geratenes Haupt in der Sonne und den Fuß im Wasser badet. Wie bescheiden lieblich dagegen jene blühende Gruppe Sauerklee (Gugger-chlee, wie der Sauerampfer oder der Sûrimûri, ein Kindernaschwerk)!

Gelegenheit bietet zum Fußbad jenes chlîine graaue Wässerli, das in einer Art Weierli sich sammelt, um dann in drei Stürzchen auf das eben beschriebene Schauspiel si ąfange vorz'ïebe.

Wie wir weiter steigen, verengert sich die Schlucht. Wi n e Pfîil schießt d's Wasser dûr, aber nicht ohne aller Gattig Manëëver un Maniere, mit deren Beschreibung es Buech z'rede wär. Hier ein senkrecht glattes, dort ein schief (tschäärpis) sprudelndes Fällchen. In einer halb versteckten Nische studiert ęs Wässerli, was es eppą well fîîrnäh. Ein anderes umgeht in zierlich ausgeführter Roßîise-Form ein Felsstück. Auf erhöhter Platte hat sich ein Stauseelein gebildet; das entsendet fîîf besonders anziehende Sturzbächlein: drei gägen enand g'chehrti — mi wäis nid, äb si zangge (zanke) oder lieb lieb mache wäi — und zwei seitwärts abgewandte — wie wenn si wette sääge: machet's z'sääämen ûs, 's gäit îî^ns niid aa. Eine zweite Verengerung empfängt uns beim roote Brîggli, dem Übergang nach dem Ried, dem Grogg (s. u.) und der Häusergruppe Schää^rnęlz (Cerniaux, s. u.).

Ein neues Sturzgebiet belebt eine kleine Szenerie mystischen Angedenkens: wie ein regelrecht zugemeißelter Altar steht, in Brusthöhe dicht an den Fußsteig hingepflanzt, der Täifferstäi da. Hier, heißt es, haben verfolgte und geflüchtete Protestanten heimlich Gottesdienst und Taufe gefeiert.[8] Ähnliche, nur noch größere altarartige Steine finden sich weiter oben, ohni das[8] męn eppis d'rûs macht.

Kriegerische Erinnerungen dagegen weckt die Bulverstampfi.[9]

Am zweiten roote Brîggli und der Abzweigung nach dem Äich-holz vegetiert lebensfroh, den turmhohen Stamm fast cheerzegraad

[8] Vgl. Gb. 618 [9] Vgl. Gb. 47. 95. 610.

aufrichtend, eine Tanne ohne Stock (Stumpe), indem sie den untern Stammteil erst wagrecht ins Freie hinaussendet. Weiter oben zieht ein stolzes, saftstrotzendes Buechli seine Nahrung aus kahlem, stuubes-hööchem Felsgeröllstück auf haushohem Fußgestell. Zu doppelter Haushöhe ragt in der Nähe eine senkrechte Felswand empor. Ein hier oben — für wäm ächt? — Meerzeglöggli Suchender stürzte ab und fiel mit dem Gesicht auf einen Stein des Bachbettes, ist aus seiner Betäubung erwachen und häimg'gange, ohne andere Spur des Unfalls als eine eben merklichi Lehmi.

Die Dessebärgstrooß gewinnend, lassen wir in der Schlucht, die mit ihren Reizen es uns so völlig angetan, allerdings auch manchen vom wilden Wasser angerichteten Wirrwarr zurück. Hier ein Haufen durcheinander gewirbelter Äste, dort ein Gewirr angebleichter Stämme längst weggerissenen Holzes, alls tschäärpis u bäärzis durenand. So will's die Natur in diesem ihrem kleinen Reservat.

Auf der Straße nun ein völlig verändertes Bild! Ein behendes Laufen der Chlammerguege (des Hirschkäfers), des Roosechääfer, der schwarzen Rääggeguege und des Guldrößli, auf welch letzteres z'trappe wir uns wohl hüten, da es sonst uns flugs den sonnigen Tag in einen Rääggedaag verwandeln würde. Auch zu diesem Blindstichch, der so behaglich sich sonnt, wäi mer Sorg haa! Am schwer beladenen Holzwagen ziehen Roß oder aber g'jochet Stiere, angetrieben unter hüü!, gelenkt mit hüst! und hott!, still g'stellt mit huu! Ein Heulen, sodann ein Kreischen, briele, schnelle, Rauschen, Jammern, Schwappen, Stampfen lenkt unser Ohr auf die Zirkularsaagi (Freese, fraise) der nahen Sägemühle (Sääggi) bi de Müühline und am Aufstieg zum Twannberg.

Der Fels als Ägide.

I.

Wo die Tessenbergstraße nach Lamlingen umbiegt, zweigen ein Fußsteig und ein Chaarwääg rechts ab und führen durch den äußerst anmutigen Nordzipfel des Täätsch nach dem Dwannbärg. An einer 1913 neu angebrochenen, ganz niidere Höhli (alt Erl.: Hüüli) vorüber (nahe dem Punkt 865), haben wir vor uns eine alte Schmugglerniederlage, welche einst in ihrer Weise den Verkehr zwischen Bischtum und Bern, dann zwischen altem und neuem Kanton vermittelte. Wir schreiten gleicherweise an dem länger bekannten Bääreloch vorüber und pilgern dem allzeit offenen Gasthause zu.

Seinen ersten Aufschwung verdankte dies dem schulfreundlichen Großrat, Gemeindschreiber und Burgerkassier Fritz Huebacher von Twann. Er lebte 1846 bis 1899, d. h. bis der fabelhaft gewandte Läïffer und Steiger an der Gamchilücke wïest gfallen isch und einen traurigen Tod durch Erfrieren fand. Zu den Hauptverdiensten dieses sinnigen Naturfreundes gehört die Erschließung der mächtigen, langen Dwannbärghĕhli, welche unterhalb des Gasthauses gegen Osten hin ein imposantes, über hundert Meter weit sich hinziehendes Felssystem eröffnet. Längs desselben brach Hubacher durch wildes Gestrüpp das außerordentlich anmutige, mit Ausbuchtungen und Ruhebänken komfortabel gestaltete Bänkliwäägli.

Dasselbe mündet in die neue Straße nach Gäicht (Gaicht), wie diese in die Tessenbergstraße. Der letztern talwärts folgend, gelangen wir in kurzem nach der Burg (S. 135). Dort ladet ein steiler Fußweg zum Abstieg nach der Chroos (S. 124) ein. Ungefähr in der Mitte dieses Tälchens, wo der liebliche Fußweg zum Chapf sich abzweigt, und wo der Auslauf der Chroosflue nahe an das Chroosbächli herantritt, bohrt sich eine der geräumigsten und wohnlichsten Höhlen in den Fels. Sie öffnet sich nach Südwest und erhält durch den weit ausladenden Felsvorsprung einen geräumigen, niemals naß werdenden Schäärme. Kein Wunder, daß dieses nach dem Eselshïslimannli (Ins 450) benannte Eselshïsli gäng eppą bewohnt war. So vormals von einem alten Frąueli. Das hatte sich die hohen Innenwände mit Lade vertääfelet, allerdings wohl lodelig genug. Die Hauptbewohnerschaft pflegte indes aus Gesindel zu bestehen, von dessen Leben und Treiben allergattig isch g'mųgglet, ja es Buech b'brichtet worte. In dieser Bande von Zigïïner, unter welchem Namen allerlei Volk familienmäßiger Landstreicher verstanden wird, gab es der bunten Bilder genug zu beschauen. Hier, alläini gelassen, dieser rumpelfųųrig Mųtti oder Dickwantsch und dieser mit dem Augspiegel sein Schielen verbergende Schïlibinggel. Dort der mit Asthma Leidende, der chiichet und bei jedem Atemzug sich beeländet, daß er mueß ųmmemųųdere un -chųųdere und d's „Hųųs" hïete, wenn er nicht im Bett g'naaglet isch und dabei noch im Verdacht steht, er fåndasti. G'speeretig (gliedersteif), mit jedem Schritt Gidult z'gää genötigt, hütet jener ein zum Stubehocker werdendes Großkind. Ein Holzdroogli drooglet, indem er unter dem gnippsen un ggnappse eines Lendenlahmen mit seinen Holzbëëde weit hörbar abdrappet; oder er schlaarpet mit seinen Schlaarpischueh, seinen Schlïirpe. D'Schueh uf d'Site tschaargget hat

dieses Weibsbild, bi dem es überhaupt schitzelig, schitzlech hootschelet. Der rächt wi der lingg Strimpf lämmelet oder laamelet aabe und „zieht Wasser“ — es chunnt chorägne! Die Gestalt ist aagg'läit wi nes Vogelg'schütsch, numme so flauder. Ein Riß (Schriß, Schranz, Mehrzahl: Schränz) am andern deutet auf Anleihen aus der Altzütg-, Schwärzzütg-, G'rimpelchammere. Ein Anzug ist üig'gange, so daß der Humpelrock ein Hosebäi darstellt; dieses schlecht geschnittene Hemmbli isch ehnder (ennder) e Härdepfelsack, und dieser schlecht schließende Rock giffelet. Und dieser Hüfel ungeordneter Haare! Dieses Weib ist e Chutz, „wie er im Buche steht“. Und zu de Schueh uus schauen die Fetzen einstiger Strumpf-Fäärsere. Also eine Muesle in dreifachem Sinn: dick (si hét no d's Määs!), fuul, und usütterlig. Daß aber ein dahinzielender Vorwurf sie erchlipf, sie mach z'erchlipfe, vo däm isch käi Reed! O nääi, du hesch sich nüt z'schiniere! (So zu Safnern.) Daß in der Tat etwas sie schinieri, erzäigt sie mit keiner Miene. Sie spricht eher nach, was „der Dichter so schön sagt“: Wäge dessi gibt's käi Nessi. — Grad d's Günträär diese allzeit so süfer und äigelig gekleidete, nicht uufbitzerleti Tochter mit dem bronzenen Gesicht, dem rabenschwarzen Haar und den funkelnden Augen, eine Königin in Lumpen: mit jedem Fähnli isch si aagg'läit. Das halbwüchsige Mädchen hat die verdrießliche Aufgabe, ein auf dem erbettelten Spreuersack liegendes Kind z'gaume, das fortwährend mit verdrießlicher Mauggere in den Rüfs (Schorfen) seines Scheitels chnüblet, eine Zänne, es Zännig'sicht macht, zwänggrindet und nid wäiß, äb's well plääre, briegge, räägge, gränne oder süürmle. Die Tochter gibt sich alle Mühe, es z'g'schwäigge, bis sie endlich unwillig ruft: schwig di's Muul![1] Sie löffelt ihm Milch ein; es verzatteret die Hälfte auf den Gäfferlatz. Sie stammelt in der Kindersprache mit ihm: dääderlet mit ihm und sucht es zu lallendem Plaudern (chääderle) zu bewegen. Sie stellt vor ihm ein schmales Gerät auf und bloos't 's um, daß es Kandholz macht (umpurzelt). Sie reinigt ihm das Gesicht mit ihrem Naselimpli. Verloren scheint alle Liebesmüh. Stille Trauer senkt ihre Schatten über das sonnige Antlitz. Ach, mi'n g'chennt mich numme für d's Zigüinermäitli ...

Wie, wenn die Bitterkeit dieses Empfindens das Schicksal brächte, dem vor wenig Jahren ein lebensmüder, junger Twanner unfern der genannten Höhle erlegen ist?

[1] Zusammenfluß von swigen (sich des Sprechens enthalten) und sweigen (schweigen machen). Oder Kontamination: schwig! und häb dis Muul!

In der Örtlichkeit vermutet man aber sogar ein uraltes Asyl. Die Bäume, die vom überhängenden Fels ihr langes Astwerk bis vor die Höhle heruntersenden, sowie die davor stehende Nußbaumgruppe schaffen so gedeihlichen Schutz vor Wind und Regen, daß die im September 1914 durch Bildhauer Karl Hänny bis auf 120 cm angebrochene Schichtenfolge von Humus, Läim (Lätt) und Löß vollständig trocken befunden wurde. Die darin entdeckten Kulturspuren harren der Äufnung und Deutung durch fachmännische Nachgrabung.

Über der Höhle liegt, auf hübschem, kleinem Fußweg erreichbar, eine kaum bewohnbare zweite. Zwei nebeneinander birgt die Hi̱tteflue weiter unten.

II.

Zwei besonders schöne abris sous roche und zugehörige freie Felsaltane darüber — es isch óbe dru̱ff, obe nooche, obe fi̱i̱r no schéénér weder under — begegnen uns auf dem Wege nach der Schloßfluh. Ein ferneres Gebilde dieser Art ist die Héhli unter dem Twanner Schulhaus, hart an der Straße. Ein ideales aber treffen wir an, wenn wir, an Wingräis und Engelberg vorüber wandernd, zur Linken den Chappeleräábe folgen und dann gradu̱u̱f durch das sehr steile Waldgehänge steigen. Am Gefällsbruch durchschreiten wir das Trümmerfeld der Roggete (Ins 15. 34), wo beinahe hi̱i̱ssergroßi Blécker haageldick beieinander liegen. Der durch sie verurkundete Bergsturz alter Zeit legt den Seebutze ähnliche Bedrohungen auch in Zukunft nahe; und der 1888 bis dicht an die Häuser Merz und Schneider Engel geutschte Gäisbärgerstäi (Granitblock) malt Ängstlichen immer wieder das Schreckbild vor: d'Ankeballe chunnt! d'Burgflueh chunnt! (Vgl. S. 135.) — Ihr westlichster Kopf wurde im Winter 1917 auf 1918 g'sprängt.

Über der Roggete nun, oder über dem Bruch, reihen sich vier oder fünf abris aneinander. Durch einen wandschirmähnlichen Felsvorsprung gegen den Luft gedeckt, bietet die westlichste Partie dieser Rappeflueh ein besonders vorzügliches Asyl. Derart sicher vor Wetter und Menschen, daß der Brandstifter Schmalz hier sich so lange Zeit aller Nachforschung entzog, bis der Rauch seiner Chocherei ihn verriet. Einen gewissen Eindruck der Behaglichkeit empfängt aber die ganze Asylreihe durch die aus den hohen Wänden herauswachsenden Ääbi- (Efeu) Stämme, Ranken und Gezweige: sie trécchchne, und sie tapezieren.

Kein Wunder, daß die bis auf 130 cm Tiefe gediehenen Nachgrabungen, welche Irlet und Schott im Jahr 1912 vornahmen, e ganze Chvorbb voll neusteinzeitlicher Scherben (Einzahl: das

Schiirbbi) u. dgl. zutage förderten. Hännys Fortsetzung von 1914 läßt ahnen, daß auch hier einer Arbeit, wo z'Bode gäit, eine schöne Ernte beschieden sei.

III.

Eine Viertelstunde von der Burg dorfwärts der Straße folgend, erblicken wir rechter Hand an der für uns (aber nicht für Seebutze!) schreckelig, grüslig, schützlig, wietig stotzige Berglehne unmittelbar hinein in die Häidehöhli, gewöhnlich jedoch das Hölilоch genannt. Sie heißt auch das Tropfstäiloch nach den prachtvollen Wasserstäine (Stalagmiten), welche wie geweihte Kerzen über den altarähnlichen, riesig langen Felsentisch herunterhängen. Als noch keine der apaartig schönen Tropfstäine abhanden gekommen waren, konnten die Besucher z'vollem ausrufen: der Taag i mi'm Lääbe han i nüt soo g'seh! Den Eindruck einer Häidechilche vollendet das steinerne Chänzeli links vom imposanten, torbogenähnlichen Eingang. Die als Aufstieg zu jenem Chänzeli augenscheinlich eingehauenen Stäägedritte finden eine denkwürdige Wiederholung in dem dreieckig eingeschnittenen und mit Handgriffen erleichterten Kanzelaufstieg einer ähnlichen Höhle in Les Beaux (Provence).[1] Eine Mauer vor der Höhle, welche verhindert, dass es nachegschüttet oder noochertscht, verdeckt nunmehr eine dicke Schicht verbrannter Kohlen und Wiederkäuerknochen, welche auf Opfer deuten. Die zum Nachgraben an dieser Stelle vorgesehenen 20,000 Franken werden sich lohnen! Einen Anfang solcher



Das alte Schützenhaus in Ligerz

[1] Bildhauer Hänny.

Arbeit, auf 5 m in die Tiefe reichend, unternahm man 1873 zwecks Erstellung des Schiibehuus, mit welchem, wie uf den Achere über Tüscherz, Vaterland und Kirche sich in den gleichen Platz teilen. Von diesem Echokasten herunter dringt denn auch der Schall der aufschlagenden Schüsse, wie der Widerhall jener Peitschenkonzerte (S. 135) mit Macht zu den „Mannen am See" hinunter. Im Notfall würden die Buchstaben auch an diesem Scheibenstand als „ABC des Völkerrechts" ihre Deutung finden. Eine gewisse Währschaft bieten die auch hier gelegentlich aazuntne Augstefiir der Bundesfiir. Noch wirkungsvoller brannten diese freilich 1916 auf der Windsaagiflueh und grüßten hinüber nach dem majestätisch flammenden Chriz am Hagneckwerk.

Wieder absteigend und das ebenfalls interessante Lapisloch über Engelberg diesmal linggs liegen lassend, gewinnen wir die Thomasgasse: Tömegässe (Tw.), Tümigaß (Tü.). Ihr gutes altes Steinbett und die um 1600 ihr zugehörige Tömegässe-Länti charakterisieren sie als einst bedeutungsreichen Verkehrsweg. Nach welchem auf Bergeshöhe gelegenen Ziel? Mit ihrer guten Anlage und Unterhaltung kontrastiert beinahe schreckhaft der mitten im Bergwald von ihr abzweigende Fäärggerewääg, welcher rechts ab i d's zwäit Möntree (Montreux): nach Tüscherz führt. Wie anmutig biegt dagegen hier unser Weg links um nach dem offenbaren einstigen Ziel der Schloßflueh! Und hart an seinem linken Rande hält er uns eine Überraschung bereit, welche die bunte Reihe twannerischer Felsgebilde effektvoll abschließt.[2]

Da liegt in stiller, verträumter Einsamkeit ein erratischer Block, der laut Aufschrift seit 1870 dem Naturhistorischen Museum Bern gehört. Es ist der Höleſtäi (Ins 50).[3] Die muschelig abgerissene Granitplatte, im Durchschnitt meterdick und so umfangreich, daß auf ihrer annähernd quadratischen Fläche hundert Schüler stehen können, ruht in einer nord-südlichen Neigung von vielleicht 40° so gnapp auf einem riffähnlichen Kalkfelsen, daß scheinbar die ganze nördliche Hälfte, in die Höhe gehoben, in freier Luft schwebt. Es isch äi'm, jetz mies er ibergnepfe (umkippen), wie ein durch schwache Hand aus seinem Gleichgewicht rückbarer Wagstein (Waggelistäi). Allein, man darf ihm trauen und zuversichtlich in dem so gastlich gebotenen Schatten u Schäärme Bergung suchen. Das taten denn auch, wenn nicht bereits neusteinzeitliche Menschen, doch

[2] Wir ergänzen unsere Notizen aus einem hübschen Aufsätzchen in den kleinen Blättern (1912, Nr. 25) zum „Berner Intelligenzblatt". [3] Er liegt aber eine gute Stunde vom Twannbach ab.

Kelten unter ihren Druiden in feierlicher Sammlung. Ja, auf eine Opferstätte deutete noch vor wenig Jahrzehnten der das Naturgebilde nach Art eines Stonehenge oder Cromlech einschließende Ring von kleinern Granitsteinen, wie deren noch etwelche verstreut herumliegen. Die andern wurden an einen Tessiner (Albisetti) verschachert für — Stääge-dritte.



Amtsrichter Karl Irlet, Handelsmann in Twann

IV.

Da oben wohnt der Friede!
Ob die Lawine kracht:
Der Fels hat als Ägide[1]
Die Hütte überdacht.

Diese Zuversicht des Alpensohnes eignete auch manch einem Troglodyten (Höhlenmenschen) der sonnigen Juragehänge, die in den geschilderten und manch andern Felsasylen äinisch z'grächtem oder doch es Wiili, es Chehrli g'wohnt siii, um dgrnöcher (dgrnooch, nöchert) sie an behaglichere Plätzg zu tauschen.

[1] Das wie eine Ziege (gr. aig-s) schreckhaft zottige, meckernde Ungetüm als Schützer der Herde und des Hirten gegen reißende Tiere, woher die aigis (Ägide) als Schutz überhaupt.

Die sälbmaalige (dennzumaalige) Unterschlüpfe erinnern mit dem G'spässige (Seltsamen) ihres Aussehens lebhaft an die b'rühmte naach vo (prés „de“) Schaffüüse. Diese nun sind sit langem abfotografiert. Die Photografiie erregten das Interesse von Seeländern, welche sich sagten: Die kunkeriere ja wääger (wahrhaftig) in ihrer Elti (ihrem Alter) mit den unsrigen. Und die mit Geld und Zeit guet b'setzte von ihnen machten sich z'dür uuf: sie si i d'Heechi g'chräblet. Sie wagten es, in so eine Höhle ine z'graaggge, wie Kinder vorwärts z'schnaaggge, auf den Chnäie in unbeschuhten Füessle z'ritsche, in jener Einsenkung z'gruppe (das meint: zu kauern) oder bugglige z'goo, unter diesem überhängenden Deckenstück sich z'bücke. So hieß es, dür e wegg am rücke (ab Statt choo) sich verhindern zu lassen, mit kundigen Fingere da und dort z'grüble", um v'licht gar nüt abz'bringe und mit einem kopfschüttelnden „es träit nüt abb“ talwärts (nid sich, aabe) heimzukehren. Wer freilich 'dänkt isch (von Sinn und Neigung erfüllt ist), wie ein echter Forscher, so daß das altertümle ihm zur zweiten Natur geworden, der sucht wo möglich scho z'moorndersch = scho moorn einen Erfolg zu erringen ('s ufene Zwäck[2] z'bringe).



Alice Holliger-Irlet in Twann

Und ein Triumph kommt: Jetzt wäiss[s] ich, was Gattigs! Was ich gäng bin erwarte[nd] gsii, hat sich bestätigt; da han i der Biwiistum! Es gibt allerdings ewige Zweifler, deene's Chëpf nicht einmal zu ganz gesicherten Funden Fiduz häi. Oder sind das am Ende nur Verbënner? Verbünstig Lüt, deren Verbunst jedem Laien seine Erfolge verbënnt[3] und von jeher verbënt het? Hoffentlich nicht! Aber es gibt Gelehrte, denen selbst en uusg'machti Sach, wo ma drüber ine g'heit oder troolet, wohl gar eine bloße Erdichtung: en Uussaag ist. Will man in einer Erörterung mit ihm z'Bode choo, so foot er bi'm Aafang aa uufhëëre u chlepft abb. Das macht ihm schiint's en apaartigi Freid. I ha mi us desse Grund (uf

[2] Man denke an den Zweck-Nagel in der Zielscheibe. [3] Über diese Wortsippe aus an (Gunst) s. Gb. 127.

daas) langisch g'schochche (längst gescheut), ihm „derigs Züüg" vorzubringen. Es dunkt mi ämmel, i brungti (brächte) das nid um tuusig Wüürst z'wääg, mit angeblichen „Afflikaate Chünst" länger bei ihm d'Zit z'verplämpere (verplämpele).

Unserm so sprechenden Dilettanten kommen zwei seelische Vorzüge zugut. Äinisch (erstens) darf er sich auf seine Augen verlassen, und er weiß sie zu brauchen. Wo er steht und geht: är achtet sich allem. Wo andere nichts gewahren, ergüggelet er eine ganze Truppele u Tschuppele interessanter Dinge. Alli Bott het er eppis erlickt un eppis uuse d'distelet. Hie heltet er der Chopf wi n e Fötograaf, wo eppis rächt schaarff wott i d's Auge fasse. Deert luegt er mit äi'm Auge überéggs, wi wenn er schileti. Oder är guggget tuusig Mool für äinisch durch d's gliich Löchchli duure, wo schier so chliin isch wi n es Chiimmeli (Chöörneli) Salz. U das alles ohni Augspiegel! Jää, das isch drum no äine wi n e Vorfahre (Vorfahrer) zu Grosmueters Zite, wo nid schier ärbräß (wie absichtlich), us Flause oder fust us Dummhäit siner Auge verdeerbbt het. Är hed o in der Daat e Grosmueter g'haa: es chliins, runds, dicks Runggeli (schier wi n e Runggle, Runkelrüebe), wo no nünz'gjährig ohni Brille g'lääse het un achtenachtz'gjährig der Stäzliräin uuf us e Dwannbärg isch. Was isch dem die erst i den Achtzgi, stiff i de Sibezgi, i de Sächzgi, i dene chreftigi Fifzgi g'iii!



Frau Carl Irlet-Feitknecht in Twann

Und dann (zweitens): wi n en Ausdänkter isch üüse Altertimmeler! Wenn äär no mene glücklige freie Daag si Sammelsack g'stacket u g'stunket (g'stungget) voll zue n ihm („chez lui") b'broocht het, do gibt's bi n ihm gäng e Chiltoobend (wo mä lenger

liechtet). U doo macht er den^{n} es Heft, wi wen^{n} er numme ganggleti mit sine Funde. Er schiint ganz naar (fou) woorte z'sii ab 'ne; es isch grad wi bi ihre zwäine, wo n äär ganz naar isch in ihns. Warum o niid? Siider das^{s} i wäis^{s}, was i wäis^{s}, hulf i oog (wäre ich auch dabei), wen^{n} i darzue chäämti. — Und wie wenig kostet die Pflege solcher Altertimmer! Si frässe weder Hëi no Strou.

Unheimliche Übermächte.

Auch das Seeland kennt die Übertragung des Begriffes „Heide" auf alles, was in unbestimmbarer Ferne zurückliegt und damit in gleichsam verkürzter Perspektive als unverhältnismäßig großzügig, als imponierend, als Staunen und Verwunderung, Bewunderung oder Entsetzen erregend dem phantasiebegabten Betrachter entgegentritt. Von unserm häidemäßig starch, tiir usw. zu schweigen, erinnern wir bloß an Örtlichkeitsnamen wie den des Häidewääg[1] alter und neuer Bedeutung, wie der Häidechilche (S. 147), wie des Häidestäi. Wir begreifen, wie solche Benennungsart auf die Zweifel hindeutet, wo historisch veranlagter Volkssinn all die rätselhaften Gebilde der plastizierenden Naturmächte und der ersten menschlichen Eingriffe sëll hi^{n}due. Mit der Vorstellung vorchristlicher und damit uralter Volksgruppen[2] verband sich der germanische Volksstammsname der Hünen[3] (vgl. althiunisch swv. altfränkisch), welcher, mit dem altdeutschen Namen der ungarischen Hunnen als Vernichter der Burgundionen zusammenfallend,[4] den Nebenbegriff des Riesenstarken und Riesengroßen, überhaupt Unheimlichen herzubrachte. In das letztere Attribut aber teilt sich mit den Riesen das Gegenbild der Zwerge als Besitzer rätselhaft erworbener und gehüteter Schätze. So hausen am Häidestäi im westlichen Teile des Längwald zwischen Mett und Brügg chliini grüeni Mannli. Von Riesen aufgetürmt und von Zwergen bewohnt können gleicherweise isolierte Rundhügel sein wie der „Ung'hüürhubel" oder das „Ung'hüürschloß" im Großen Forst. Kommt zum Unheimlichen für das Auge die so vieldeutige Sprache der bewegten Luft, die in der wilden Jagd ihr bekanntestes Gepräge gefunden hat, so sind die Zeichen für ander Wätter fertig, wie für den Pieterler der Büttebärg mit seinem Chlosterhubel sie nach dem Jäisbärg witer gi^{b}t. Der wilde Jäger und der grüne Waldmann aber verbinden sich zu dem bekannten einen Unhold, nach welchem

[1] Vgl. das berndeutsche Gedicht von Walther Morf in der „Berner Woche" 1916, 28. Okt. ff. [2] Schwz. Id. 2, 985—990. [3] Kluge 216. [4] Mhd. Wb. 1, 692.



Gemalt von A. Jaeger-Engel, Twann

Ligerz und Petersinsel

von der Festi gesehen

die vielbesprochene Tüüfelsburg bei Rüti (S. 102) und die Tüüfelsburdi auf dem Jolimont (Ins 50)[5] benannt sind. Wie der Böse sich hier versteckt, um seine Opfer zu belauschen, so macht er sich anderwärs das Vergnügen, als überhaupt nirgends gegenwärtige Macht schwache Menschenkinder böser Menschengewalt preiszugeben.

So in der bloß von Heuern und Holzern aufgesuchten, für den Naturfreund so reizvollen Gegend zwischen Gäicht und der Schloßflueh. Dą het mą, wird erzählt,[6] es Chind lang gäng niene g'funde, bis es äntlich uf der Flueh zum Vorschiin choo isch. Mi het's g'frogt, wi n es ihm de in der länge Zit g'gange siig. He, het's g'säit, e Maa het mer z'ässe 'broocht, das[s] i nie bi hungerig worte. „Un g'schlooffe, wo hesch?" He, i der Hëhli dert. „Aber wär isch dä Maa g'sii?" Das han i numme gar nie chënne vernäh. Är isch choo un g'gange wi ne Wink. — A d's gliich Ort isch es erwachse's Mäitli g'fiehrt worte von äi'm, wo n ääs vo Hut u Haar niit b'chennt het. Är het ihm niit welle sääge, wär er siig. Äs het z'ruck g'haa (widerstrebt) un z'ruck g'haa, was es sis Liibs verméége het — es het alls niit g'hulffe: es het mieße mit ihm goo, äb's het wellen oder nit; en innere Zug het's vorwärts d'driibe. Äntlich chämme si mit enand an e hëëchi Flueh. Die tuet sich blëtzlich mit eme Spalt vor 'nen uuf. Do innen isch es Zimmer mit silberige Wänd, wo g'schunne un g'schimmeret häi wi a der Sunne. Z'mitts isch e Disch gstande, un drumm um si Manne g'hocket. Uf em Disch isch es offe's Buech g'läge. Do het äine mit em Finger uf ene P'hunkte[n] 'zäigt un g'rieft: So, Téchterli, schrib do di Name! Aber mit di'm Bluet! Gim mer dis schéëne Handeli, das[s] i di do mit der Gufen e chläi, chläi cha i'[n] Finger stäche. Es tued niit weh, käis Brëëësmeli! Är wil[l] ere d'Hand näh. Aber däm cha[m] sie du fest i d'Auge luege, u si het uf der Stell g'seh, was Trumpf isch. Si isch erchlipft, [daß] d's Härz het ere welle still stoo. Aber es het ere Zit g'loo, daß si zugliich mit eme Briel het méége greedi uuse rieffe: Nääi! Du isch es ere trimmlig worte. Aber wi si wider zue 're sälber choo isch, isch si vor der Flue usse g'läge, ganz gläini. Die frischi, räini Luft het ere guet too. Si isch uuf, het g'merkt, wo si isch, het sich ganz guet umme b'chennt (sich orientiert) un g'seh, daß ere ganz und gar niit fählt. So isch sie wider gäge häi[m] zue.

Im Verein aber mit Hexen hält der Teufel uf em Häxeblatz der Bielerinsel (sowie gelegentlich an der einstigen Pfahlbaustätte zu

[5] S. Robert Scheurers schwungvolles Gedicht in der „Berner Woche" 1921, und das Bild dazu. [6] Jahn KB. 78.

Mörigen) Tänze und feiert Bacchanalien. Das niedliche Eichenwaldplateau der Insel ist ja eine ebenso geeignete Stätte hierfür wie einst für die keltischen Verehrer der Haingottheit.

Wie im Schwarzwald, hießen sonst auch zwischen Twann und Bipschol die kleinen Donnersteine oder Belemniten (kegelförmig versteinerten Teile vorweltlicher Tintenfische), die sich aus dem kahlen, schwarzen Fels löö füregrüble, Tüfelsfinger. Mit gleich unheimlichem Empfinden erzählte man von glüeijige Chrotte, die z'Nacht am Zwölfi am Fuß der hööchi Flue ihr Wesen treiben. Es mag sich um heruntergefallene Johanniswürmchen (Schüinguege) handeln. Spinnele hinwieder nannten Kinder versteinerte Seeigel, während Rinchonellen und Terebrateln gemeinsam auch von Erwachsenen als Räbhïenli bezeichnet werden.

Als Kraftgestalt mußte der só wi so auch in der Volksphantasie mehr und mehr verdunkelte Satanas für die Bibelkundigen seine Rolle an den Rüse Góliath[7] abtreten. Der wanderte in der Vorzeit, als „noch" keine Bielerinsel aus dem Seespiegel emportauchte, durch die ewig kotige Moränenlandschaft des Äänerland oben um das Ufer und kam auf dem Fußsteig, der nachmals als das Pilgerwäägli die erst moderne Uferstraße ersetzte, über Bipschól auf die hööchi Flue. Da fiel ihm endlich der Kot, der sich an seinen rechten Schuhabsatz geheftet, allzu lästig. E Schlungg, und die Stolle (Scholle) fuhr mitten in den See hinaus. Das gab die chlüini Insel. Wi het ihm das g'liechtet! Aber um so fühlbarer hing der viel größere Klumpen am linken Absatz. Ein zweiter Schlungg! und wohlgesetzt breitete sich neben der kleinen die großi Insel als die eigentliche Mutte: l'île de la Motte. Aber o weh! Im Rückzug des Fußes von dem doch etwas kräftigen Wurf löste sich der Schuh und fuhr hoch im Bogen über das Ried hin in die Twannbachschlucht. Da liegt hart am Fußpfad, vom Anprall an den Felsen doch etwas stark deformiert und der Deutung Kundiger bedürftig, der Goliathschueh.

Aber noch spukiger weiß der örtliche Volkswitz die Goliathsage zu gestalten. Dieser Philister hatte sich vorgenommen, die ganze Talfläche und das Hügelgelände zwischen dem Chaumont und der Grimsel in äim Schritt zu überqueren. Allein, o wetsch, der Große war hierfür doch zu klein! Er mußte bereits z'mitts im Bielersee abdrappe; und da er Dräck a de Schueh g'ha het, ließ er den am Absatz hängenden Kot als di chlüi Insel, den die Sohle beschwerenden als di groß Insel zurück.

[7] Der „Rise" Goliath: bemerke die halb schuldeutsche Ersetzung des „Rüs."

Doch nein, nicht einmal so weit reichte der Riesenschritt. Goliath mußte dört mit äi'm Fueß abstelle, wo jetzt der anderhalb Stunden breite Neuenburgersee sich dehnt. Langsam zog er den Fuß wieder aus dem Moränensumpf. Daas het quackseret u g'guurglet! In das zurückgelassene Loch zog sich von oben und unten, von rechts und links das Wasser zusammen; es entstand der acht Stund läng und anderhalb Stund bräit See als Nachbar des bereits bestehenden Bielersees. Diesen überschreitend, het er du di bäiden Insle als Dräck vom Schueh ab'zatteret.[8]

So der Volkswitz als Erweis, daß unheimliche Übermächte, die unsern Vorfahren Furcht einjagten, in unserm Geschlecht nur das Bewußtsein geistiger Überlegenheit wachrufen. Doch „nüme nid z'fast pëchelet!" Auch unser kulturstolzes zwanzigstes Jahrhundert stäit mit dem äinte Fueß noch im vorigen, wenn nicht in einem viel weiter zurückliegenden, und mehr als ein Witz über Furchterregendes erinnert an den Knaben, der nachts im Wald sich Mut ansingt, für sich nid mieße z'fërchte.

Daß auch in diesem Betracht zwei Seelen in einer Brust wohnen können, lehrt z. B. das Unheimliche, welches noch jetzt an der Umgebung des einstigen Eselshittli-Asyls haftet. Drum das Gewebe, das hier äi Luugi über di anderi spinnt; Lügine, an die der Luggner schließlich selber glaubt.

Äine[r] isch fueßwarm cho bb'richte, är sig emene wältsgroßen Ung'hüür ebchoo un häig vor Angst u Furcht d'Säägeze furt g'schosse. Anderi, wo näime (rather) nid so chlüpfig häi welle sii, häi d'rabb i d'Wält uuse b'brïelet, was si häi i d'Lungi broocht, für z'lache; un häi b'blagiert, es n-ieders Chind dëërfi jo dert uuse z'mitts i der Nacht. Äine het p'huckt un pochig g'rïeft: Du säist nid d'Wooret! Das isch eppis niitigs! Das isch Gümpisch (compôt) u Mümpisch (šš, Mumpiz)! I glaube niemmerem eppis so! Mi soll sich doch nid abb jeder Chatz fërchte! Dier sit mer jetz no Fërchtihanse!

So redete Hanse Beeters Koobi. Und das war äine vo de Bessere! Im übrigen e schaffige Maa, der sich vom arme Bueb zum hablichen Kleinbauern aufgeschwungen.

Dää isch eppa z'Dwann i mene Wiirtshuus bliibe hocke iber e Firoobe. Dem het er eppa Fandäst d'driibe: es sig so fiister un är sig nid rächt wohl. Es chënnt ihm uf em Wääg i si Chrutze (hier:

[8] Vgl. Georg Küffers Bielerseesage im „Kleinen Bund" 1920, S. 62.

schlechtes Bett) eppis gää. Er het im Sack (Bieter) umme g'nuuschet: Han i ächt es Bitzli Brot bii mer (zum Schutz gegen böse Geister)? Beetli (die resoluti Wirtstochter), du settisch e pär Schritt mit mer choo.

„Jig un düü z'sämme, um die Zit? So spoot? Das miech e lätzi Gattig!" Eh, numme bis bim Chilchhoof vor bii!

Dort angelangt: „Soo, jetz chumm guet häi!" Gäll, du chunnst no bis zum Leiestäi!

„Eh, du förchtist di joo niid!" Nä nääi, i förchte mi niid. Aber wenn d' no bis zu de Nußbäim chäämisch?

„Loos, Kobi, das schickt sie näime niit." O, chumm jetz no bis zum Eselhisli!

„Eh, du bisch jetz g'raad (bald) dahäime!" Es wott mer näime so drimmlig wärte! Du muest di no chläi mier (oder miinere) aanäh!

„Eh, es gäit nid um's tööde!"

Jetzt im Flüsterton, auf hundert Schritte hörbar:[9] G'sehsch nit deert? Dää deert?

Des baumstarken Mannes Riesenhand umklammert krampfhaft Bethlis Arme. Dää het äi"s g'angstet! Bethli aber lacht aus vollem Halse: „Loos, doo düre (in dieser Beziehung) bisch doch e chläi e Schlüüfi! G'sehsch nit, daß daas der Willi isch?"

Der Willi i der Chroos kennt das längst. Lachend übernimmt er den Rest des Geleites.

In der Wirtschaft g'helkt (geneckt), sucht er die Heldengeschichte z'verschöönere und z'verminggmänggele und lauft darvoo wi nid g'schiid.

Kinderspiel auf Platz und Gasse.

I.

Als reiches Arbeitsfeld liegt vor dem erwachsenen Seebutz südwärts der See mit seinen rechtsufrig ihm verbliebenen Geländen, nordwärts das Juragehäng mit seinen Reben, über ihm die Hochebene als Futter- und Gemüsespender. Aber wo solli de"" d'Chind sii? Wo können diese läädige, die quäcksilberige Lüüti ihrem Bewegungstrieb ein Genüge leisten? Wo kann das Geschlecht von morgen (moorn) sein hüt als Vorbereitungszeit auf den Ernst des Lebens in arbeitendem Spiel, in spielender Arbeit verbringen?

[9] Franzos.

Antwort: Ämel aafąn i der Schuel. Und auch für die Arbeitszeiten der eigens für sie geschaffenen sommerlichen Feerię ist die Frage bald gelöst: si g'chëëre derthi, wo di Große. Wo in deren Berufstätigkeit der und die Kleine unmerklich įne wachset, zuerst mit erlustigtem nooche mache (nachahmen), dann mit dem Äärnst der Kraftanstrengung (des chrafte) und schließlich mit stolzem Blick auf den Wert des Erreichten: da ist des Kindes gedeihlichster Spielplatz.

Und wo wäre der gedeihlicher als im Bauerngehöft, diesem glücklichen Gegensatze zur Stadtgasse? Noch einmal so gedeihlich ist er aber im Wįįbųųreland, wo käi Máschine der Hand ein noch so pressierigs Wäärch abnimmt; wo darum, wenn nicht ganze Reihen übler Fehljahre die Jugend von dieser Hochschule der Intelligenz und Ausdauer wegscheuchen, der Räbmą zum tauglichsten Lehrmeister seiner Kinder, die Winzerin zu ihrer trefflichsten Lehrgotte wird.

Wo dagegen gehört die Jugend hin, wo ihr Sein, Tun und Reden mit den Alten nicht taugt? Wenn d'Stube nid g'wųųscht isch? Da treibt das städtische Winzerdorf sie in die Enge. Weniger geweckte Kinder würden in dieser Platznot verkümmern; Seebutzechind wußten schon in den frühern, noch ungünstigern Zeiten sich zu helfen.

Sie entdeckten die Gasse und erfanden die Flucht in die Öffentlichkeit.

Was hindert sie, die da gläitig wi Häxli bächchiere und mit grëëster Fräid unmittelbar vor dem Herannahen der rasenden Auto no äinisch dųųrezųųne, 's no äinisch dųųrazwänge, die gelbe Gefahr? Was schreckt sie das ratternde Dampfwelo? Die Twanner Gasse und die Ligerzer Strooß sind ganz selbstverständlich doo für Spįįl z'mache. Berechtigten Einwand erheben die Erwachsenen Twanns nur gegen allzu lautes G'chessel und läärmidiere und das stadtmäßig wiest Gassentreiben bis i d'Nacht įine.

Unter den daherigen Vorbehalten lebe das Kinderspiel! Nur schon, damit auch Mädchen als nachmals bienenfleißige Jungfrauen und rüstige Großmütter in fröhlicher Beichte gestehen können: Mier Strųpfmäitli! Wi häi mier nid d'Zit verschlįįrzet mit Spargamänter[1] un anderi Flause! Was häi mier umenand g'grägeelet (dumm 'too)! Äi"s Ggrägeel (sich närrisch gebärdender Mensch)[2] het d's ander g'luegt dųųr z'due.

Zunächst einmal in erlustigtem nooche mache (Nachahmen) der Großen. Kaum hat der Dorfwäibel zum ųųsschälle oder ųųs-

[1] Vgl. Gw. 194. [2] Vgl. schwz. Id. 2, 722.

dringele einer örtlichen Bekanntmachung die Glocke geschüttelt und sis G'satz g'säit, so ist so ne Luuszapfe, so ne Schnüüderi (gamin) hinter ihm drein: „Heute! kann man! an der Bäreländi! Käse kauffeen! das Pfund zu! fünfundneunzig Rappeeen!" Oder: „Morrgen von acht bis eilf Uhr wiirtt das Wasserrr abgesteellt!" Daß namentlich schrille oder brummende Autosignale zur Nachahmung reizen, versteht sich. Eine Kumpanei von vier Dreichääshööch ist im Schnutz (Schnuuß) z'sämet'rumpeetet durch einen fünfjährigen Hauptmo. Die ist groß genug zu Aufsehen erregendem G'wehrlis mache. Die klaffende Öffnung eines g'spaltne Räbstickel war durch ein Bänggeli mit umg'liireter Schnuer gesperrt. Dies soldatisch geschulterte Gewehr wird nun gegen ein Ziel gerichtet. „Achtung — Füür!" Die Schnur wird gezogen. Daas chlepft! — Unversehens aber wird g'revolutzt: zum Gegenhauptmann wirft sich ein Entschlossener auf, und ein Duell entscheidet, wo der Gwalt „d's Rächte" ist. Als Rapier dient der Räbstickel, der eben noch G'wehr gewesen. Und handkehrum ist er d'Trumpeete, auf der man Zapfesträich und Tagwacht in die selbstgeschaffene Bläächmusig einwebt.



Mädchen Bürcher, Mehlhändlers, **in Erlach** (Schulkind)

Mädchen aber machten vormals in der „Hublergasse" (dem von mehreren Hubler bewohnten Burgwääg) Lehrgottlis. Eine gleichaltrige Lehrgotte leitete auf Stääge un Laube der malerischen alten Häuser die freiwillige Arbäitsschuel (für liismen un nääije) der huffeswiis eingefundenen Schulmädchen. Auch under em Dächli bi'm Räin (Rain) war Arbäitsschuel, geleitet durch die zwölfjährige Mueti: das raan und chliin, aber raubauzig Idi Miirßi (Mürset). Und die häin ihm g'folget! In der wohl-

verdienten Pause diente dann der graau Stäi rechts am Burgweg-Aufstieg als Roß, auf das man mit der Selbstverständlichkeit einer Amazone sich gṛittlige hinsetzte. Nach dem „Ritterlich" aber kam das „Feierlich": eine z'nëëchst aufgeschichtete hohe Laadebiige diente als Chilche, in welcher unter Zuziehung neugieriger kleiner Gëttine Dąuffi gefeiert wurde. Das Urdorf erhielt seinen Ausbau durch die Chrääämerei, in welcher flache Stäinli das Geld, ein Rindenstück der Schụblaade, winzige Mauerpflanzenblättchen Gaffee und Schịggọree vorstellten, während mit Dëërn auf Wegerichblättern vermerkt wurde, wär häig dings g'noo, 's lọụụfschrịịbe, 's ụf e Bänggel g'noo oder ụf e Chneebel,[3] oder um wieviel jedes beim Krämer i der Dinte ſiig. Denn namentlich Kinder durchleben ja den Humor der Reden: Wär Gält hed, cha Wiirſtli chąuffe, oder: cha Pfiffli chąuffe. Doch, wär käis het, pfifft ſụſt. Und Hụụſe die, wo Hiſſer häi! mier wohnen im Stëckli.



Mädchen Zürcher, des Mehlhändlers, **in Erlach** (Schulkind)

Auch Seeländer Kinder hụụſe übrigens in der Ledernot den Eltern brav durch sommerliches blụttfueß goo.

II.

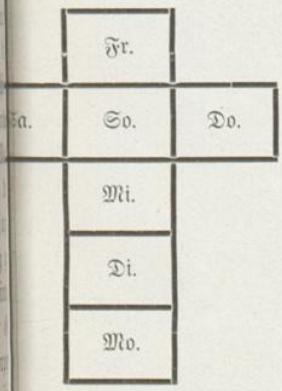
Die Nachahmung macht aber bald Platz dem fälber erfịnde. Die Twanner Dorfgasse bricht einigermaßen den scharfen Luftzug durch

[3] Vgl. die Walliser Teßlen und das Kerbholz.

ihre gewellte Anlage, der sich die Häuserreihen durch vor- oder z'ruck-treten der Straßenfronten anschmiegen. So entstehen scharf und tief eingeschnittene Husegge. Worfür nur, mëcht i g'frogt haa, sind diese da, wenn nicht um Blinzimuusis oder Versteckis, Versteckli (in Erlach: Verstecklig) z'mache? Zu solchem dient ganz besonders auch eine Ladentüre der Handlung Irlet, wie zu Übungen im chlättere die eiserne Tragsäule des Balkons. Ebenso selbstverständlich wird im Frühjahr (denn die Spielzeit der kleinen wie der großen Kinder hat ihre Saisons) mit dem Gumpisäil Säili g'gumpet. Ein Parallelspiel der Knaben ist das Böckli ggumpe und d's läng Roß,[1] wobei der seinen Sprung Verfehlende als neues Böcklein oder als das dritte bis siebente der in äi'm Satz zu überspringenden Pferde herhalten muß. Verwandt damit ist d's Meel, d's Meell. Der Herausgelooste muß vor einem kleinen Hindernis sich chrimme und wird übersprungen durch die ganze Reihe der Spielgenossen, deren letzter dabei „Zibele" ruft. Unterläßt er's, so tauscht er mit dem „Roß". Dieses entfernt sich jetzt um einen Schueh vom Anlaufspunkt und wiederholt dies sechsmal. Die sehr bedeutend gewordene Sprungweite darf nun in mehreren Sätzen überwunden werden, aber nur in der vom „Roß" diktierten Zahl. Wer diese am stärksten überschreitet, muß für die Fortsetzung des Spiels Roß sii.[2] Zum Ballerterlis bilden sich durch wechselweisen Heranruf zweier Führer die Partei der Rëßer und die der Riter. Wer letzteres sein dürfe, entscheidet die Fallweise eines hingeworfenen Messers. Der Grëëßi noo werfen die Reiter einander eine Balle zu, bis einer, statt sie zu erhaschen, sie fallen läßt. Nun ein Abspringen und allgemeines Gejage nach dem Ball. Die Partei des ihn Aufhebenden darf nun Reiter sein. — Beim Spitäljagis jagt der Knabe, auf den beim abzelle von 1 bis 20 das zwänz'g gefallen ist, indem er, um den gebildeten Kreis laufend, unversehens einem mit der Hand einen Brätsch versetzt, womöglich i d's Bäi. Der Getroffene verhebt mit der Rechten oder Linken den „verletzten" Körperteil und sucht, trotz der Lehmi im Kreis laufend, sich ebenfalls sein Opfer. So kommen schließlich alle in den Spital. — Wirkliche Verletzungen können bei mangelnder Vorsicht (die es eben sich anzueignen gilt) beim Rango vorkommen. Auf einem hingestellten Blëchchli (Rundholz) von Ellenhöhe ruht die Moore: ein eigroßer Stein. Jenes sucht unter dem Warnruf Rango, Moore schloo, Mätz schloo! kurz auch nur:

[1] Vgl. Ingo. [2] Die Twanner Schüler Robert Beutler, Werner Christ, August Engel, Fritz Mürset, Adolf Roth, Elsa Stamm (s. auch Note 3) machten sich und uns die Freude, diese und die folgenden Spiele zu beschreiben. Wir müssen wegen Stoffüberfülle die Aufsätzchen stark konzentrieren.

Rango! einer nach dem andern mit einem kindskopfgroßen Stäi aus etwa 5 m Entfernung umzuwerfen, ohne die Moore zu berühren. Wem letzteres bassiert, der hat das Vergnügen, d's Blëchchli gäng wider ụụfz'stelle un d'Moore d'rụụfz'legge. — Ein zierlicheres Werfen bringt das Bänggelispiịl. In einen improvisierten Kreis tritt der allenfalls Herausgelooste und bringt ein handlanges, beidseitig zugespitztes Chneebeli (Bänggeli), das er erstmals zwischen zwei Fingern hält, dann aber immer wieder im Fluge trifft, mit dem halbmetrigen Bänggel zu fortwährendem Schwirren in der Luft von ihm ewägg. Wer von den Umstehenden es in den Kreis zurückzuschlagen vermag, darf an des abgesetzten Künstlers Stelle treten. — Kantëënlis: Ein Knabe oder Mädchen wirft den Ball an eine Hauswand und rịeft: Bärn! Waadt! oder dgl. Wer in der vorausgegangenen Zuteilung den so urplötzlich herausfordernden Kantonsnamen erhalten hatte, fängt blitzschnell den Ball auf, zwingt mit lautem Halt! die bereits Dgrvó-g'sprung'ne zum Stehen und wirft den Ball nach äi'm. Für jeden Fehlwurf wird ihm ein Stein als Gräïbi (Griebe) hingelegt. Sind diese Schuldmarken auf drei gestiegen, so muß er sị̈ch chrị̈mme und sich von jedem mit dem Ball bewerfen lassen. — Besonders Ligerzer Mädchen üben das Härdepfeli-, das Hoppe- oder das Wuchespiịl.[3]



Das Wochenspiel machen wir häufig im Sommer. Wir haben große Freude daran. Am schönsten geht es, wenn nur zwei miteinander spielen. Wir zeichnen die sieben Wochentage auf den Boden, indem wir kleine Vierecke machen. Nun beginnt das Spiel. Wir werfen den Stein in den Montag. Wenn er darin ist, hüpfen wir durch alle Häuschen, und im Sonntag setzen wir ab. Auf dem Rückweg nehmen wir den Stein in die Hand und hüpfen hinaus. Nachher in den Dienstag usw. Im Donnerstag nimmt man den Stein schon im Gehen und in den folgenden Tagen auch. Wenn man das gemacht hat, nimmt man den Stein auf den Kopf und läuft sachte durch alle Häuschen. Im Sonntag darf man den Stein anders machen. Nachher nimmt man den Stein auf den Rücken der Hand und läuft abermals durch alle Häuschen. Wenn man das gemacht hat, setzt man den Stein auf die Spitze des Schuhs und läuft wieder durch alle Tage. Wenn man dieses Spiel fehlerlos gemacht hat, darf man sich den Namen machen. Man darf ihn machen, wo man will. Es darf dann in diesem Häuschen ruhen, und die andern müssen es überspringen. Man darf mit dem Fuß keine Grenze der Häuschen berühren, wie auch mit dem Stein nicht. E. S.

[3] Wir bringen hier wörtlich samt beigefügter Skizze die Beschreibung des Spiels von der lediglich durch andere Mädchen belehrten, obwohl sich als Mitspielerin einführenden, zwölfjährigen Elsa Stamm.

Das nämliche hịmpe oder hoppe (einbeinig hüpfen) und erlaubte abſetze (normal gehen) durch alle Hĭĭsli „Määndig“ bis „Sụnndig“ heißt d's Himmelſpịịl, wenn die Querleiſte Samſtig-Donnſtig noch einen (Regen-) Boge über den Frịtig aufgeſetzt erhält.

III.

Der Stoffandrang all unſerer „Bärndütſch“ erlaubt uns bloß noch die Erwähnung des Spielkügelchens. Es heißt der Määrmel oder das Maarmeli, zu Madrätſch der Chlụgger, im ſonſtigen untern Nidauamt: der Chlụcker (Chlụgger) oder das Chlụckerli. Das Spiel damit: das chlụckerle, chlĭckerle oder määrmele, wurde noch vor drei Jahrzehnten z. B. zu Ligerz von Mädchen wie von Knaben mit wahrer Leidenſchaft getrieben: mi het e vẽlligi Ratz drụff g'haa. Die doch allzeit hungrig die Schule verlaſſenden Kinder häi drob 's z'äſſe vergäſſe, bis Vater oder Mutter ſị ſị cho zuecha bääſe. — Ein größeres Spielkügelchen heißt der Bụmmị oder der Spịcker. Mit ihm wird, wenn ma z'grächtem Bĭmmiſpịckis macht, das Kügelchen zwiſche Dụụmen und Zäigfinger g'ſpickt. Scharf wird dabei aufgepaßt, ob nicht eins durch ſtoße der Hand (durch mụpfe) b'ſchịịß.

Bloß noch mit den Nääme dürfen wir einige Nummern aus dem ſchier unerſchöpflichen Katalog twanneriſcher Gaſſen- und Straßenſpiele anführen: Räüberlis, Fängerlis; Zịịlwächterlis; Handwäärkerlis, Härdepfel-verchauffis, Vẽẽgeli-verchauffis; d's Bĭchſe-, Faarbbe-, Hẽẽche-, Holz-, Hydrante-, Jiſe-, Luft-, Pfĭle-Spịịl, Schattejaagis, Spitaljaagis (ſ. o.); Fuchsjage oder Fuchs us em Loch! Tẽtzelis; Schwaarzmaa; Schaabụụ; Tag un Nacht; Ring zieh; Ballegrĭeblis; Chĭſchelis; go ſchụtte (in Erlach für Fußball ſpielen; engl. to shoot, ſchieße).

Wer möchte den gewaltigen Einfluß ſolcher die ſtramme Arbeit in Schule, Haus und Feld durchwebenden Spiele verkennen? Wer die die ſeeländiſche Rauheit veredelnde kameradſchaftliche und nachbarliche Geſinnung? Die Prompтheit und Gewandtheit gegenſeitiger Hilfeleiſtung? Kaum iſt vom Berg ein Fuder Heu eingebracht (ſ. u.), entleert ſich der Wagen, mi wäiß nid wie; und man freut ſich hoch, anderne Lĭts Sache ſo freundnachbarlich behandelt zu ſehen. Dieſes chrumme Fraueli trägt i der Hutte eine ſperrige Bụụrdi Ụụflåsholz. Sicher trägt ihr eine aaſäheligi Frau das Verzatterete nach, und dieſem Mädchen chunnts i'n Sịịn, die Hauspforte ſpeer aa, ſpeerangel aa, ſpeermangel aa (toute grande) ụụfz'due. Das

sind und gibt die nämlichen Seeländer, die bei dorfgenössigem Hausbau einander Gratisarbeit und Gratisfuhr leisten.[1]

IV.

Twanner Kinder entdeckten auch entlegenere Spielplätze. Am Chanzel (S. 123) arbeiteten Buebe an einem Drohtsäilbähnli nach dem Muster des eben vollendeten Fűni (funiculaire) Ligerz-Prägelz, bis das Hantieren mit Hammer und Meißel am herte Stäi'ne verläidet isch. Ausdauernder wird an der Ausbuchtung der Schlucht westlich des Wasserholiloch (S. 140) g'jeegerlet, Jeegerlis (in Erlach: Jagigs, wie Indianerligs u. dgl.) g'macht. Zu weiblichem chochche und abwäsche dient dagegen, ähnlich der Bärebütti am See, der Schittstäi (évier) und der Chachchelbank in der Schlucht. Zum Lohn für solche Frauenarbeit darf dann zur Winterszeit im Verein junger Kavaliers hier ziiberlet werden. Auf einer zum Sitz erkornen Flueh (S. 136) wird zur Abwechslung abeg'schlittlet. Eigentliche Dorados für Mädchen aber sind die seit langem durch aafiegge und rütschle und abeschliffere marmorglatt abgeschliffenen Rütschi- oder Rütschliblatte am Grogg westwärts der Schlucht, sowie an der Chapfblatte.



Schulmädchen Sandmeier
Erlach

Vollends ein Kinderparadies scheint die oberi Schluechte zu sein, auf der wir oben (S. 135) die kleinen Ziegenhüterinnen trafen: sächs alärti (vgl. Ins 469) Twanner Mäitli, fünf- bis zwölfjährig. Um en Egge biegend, hatten wir die kleine Bande überrascht und in ein leises giggle (kichern) versetzt. Da lagen sie hingestreckt oder halb

[1] Vgl. Lf. 181 f.

sitzend am besonnten Buchenwaldsaum: eine heimische Ferienkolonie — einer auswärtigen bedurften die nicht!

Ein Blick auf zwei G'fräääseli wi Mäiechääfer, wo i d'Sunne luege und auf vier Hände, die an enand ụmme 'taargget häi, verriet zwei Eerzfrị̈ndinne, die enand gäärn 'berchoo häi, zu n enand b'sụnders nätt g'si sịị. Ein anderes ließ mit rangge und scharwänzle erkennen, daß es als Drittes im Bunde den andern vorgezogen werden möchte: es hätt den andere gäärn mëëge voorzieh. Die drei übrigen häi mit enand g'naaret: La lá Bịịßeli, bụụß, bụụß! bëësi, bbeesi Chatz! Zwischen hinein het's e chläi rạuzig 'tëënt: Lạ⁵ g'seh, Anni, streck mer nid dini Haxe (Kniekehlen) bis uf d'Schoos! Das alles war eben noch zu erhaschen; weiteres verstunden wir nicht: mier si nid nooche choo („nachgekommen"). Deutlich dagegen hörten wir jetzt die Kleinste einem eben ergriffenen Schnägge das Sprüchlein zumurmeln:

Schnägge, Schnägge, Hiisli,
Zäig mer dini Fießli!
Dini vier Pariisli!
Zäig mer dini Heernli!
Sust schlon i di uf ene fiirige, fiirige Stäi,
Daß de brielisch wi n e Lei!

Die ï und ë klangen freilich modern „twannerisch" als ü und ö, der Lëï demnach als Leu usw.

Nun aber gab es Gratisvorstellung. Eins ums andere schaukelte sich, zwei herunterhängende Zweige einer Buche erhaschend, über einem ansehnlich breiten Graben: si häi rịttig'gampfet. Dann stellten sie sich zu einer Gruppe und sangen das in der Schule gelernte Küherlied: Un uf der Wält si kener Lüt ... Es folgte: Wo Berge sich erheben am hohen Himmelszelt ... Hierauf gab's Ringeltanz: Ringe ringe Reeie. Aber bald verlebendigte sich der gemessene Seitenschritt zum Hopser, mit dessen Gipfeln und Wellentälern sich die stark akzentuierten des Liedes deckten:

I der Schwiz, i der Schwiz, do si mer dohäim,
Si mer dohäim
Uf de Bärge. Häi juhäi!
Doo si mer e mool uf Basel abe choo,
Basel abe choo
U häi e lustigi Musig mit is g'noo.
Häi juhäi! häi juhäi!
Doo si mer dohäim
Uf de Bärge. Häi, juhäi!

I der Schwiz, i der Schwiz, do si mer dohäim,
Si mer dohäim
Uf de Bärge. Häi, juhäi!
Jetz tanze mer äis im Sunntig-Sunntigchläid,
Sunndig-Sunndigchläid
Un gange nimme häi, bis der Gugger-Gugger schräit.
Häi juhäi! häi juhäi!
I lipfe der Fueß
Un tanzen äis bis gnue.

Wie vom Juzhubel herab, der den schönsten Überblick Biels gewährt, tönte der Sang in die im Doppelsinn räini (reine und dünne)



Aus Ins

Luft hinaus. Noch hatten und haben ja auch diese Kleinen die Ihrigen daheim, die nicht ihr Blut verspritzen müssen im Dienste verrückten Übermenschentums.

Noch ein Fragen nach der Uhr: Chönnet ęr is eppą sääge, was's für Zit das's isch? Ein herzliches danke! meerßi! und wir trennten uns.

Für sie langte es noch zu einem Spiel, das des einleitenden Abzählens bedurfte:

Limeli Lämeli lauf!
G'moole, g'stohle, g'chauft!
Chiinig, Chäiser, Heer, Buur,
Bättler, Schelm!

Mit der folgernden Apostrophierung: Du hast also z. B. deine Brosche g'stohle! Oder: du bist ein Bettler!

V.

Das Mätteli aber mit dem südlichen Hintergrund der Burg (S. 144) und der Waldrand über dem Chapf (S. 137) am Beginn des Lachewääg, der sich so anmutig gegen Wingräis hinunterschlängelt, sehen Sonntags fröhliche Knabenspiele mit dem ernsten Hintergrund der Gegenwart. Spiele, von denen dringend zu wünschen wäre, daß ein milidärisch geschulter Jugendfreund sich ihrer annähme und sie aus kindlicher Launenhaftigkeit, Unbeständigkeit, Zerfahrenheit zu etwelcher Zielstrebigkeit und Straffheit, zum Drill im guten Sinn des Wortes hinanführte. Wi guet's Holz da zu bearbeiten wäre, mögen folgende Soldatlis-Szenen dartue.

Je nach „Volkszahl" und nach Übereinkunft gibt Dwann hienohet dem Bach di rooti, geben d'Ligerzer änen am Bach di wißi Armee ab; oder bloß d'Dwanner gangen i'n Chrieg. Die Ligerzer sind neutral: sie „stan still". In diesem Falle stehen d'Dorfer zwischen Schulhaus und „Bären" den Chline-Dwänner zwischen Gäärsterhuus und Bach als geschworne Feinde gegenüber. D'Bahnhööfler samt den Mööser taugen als mitten inne liegende Friedensinsel zu Schiedsrichtern, wenn nicht Machiavellsche Diplomatie sie uf di äinti oder anderi Site herüberzieht.

Es gibt ja alleweil schon unter Jungen uusdividierti (uusg'studierti) Lüt, die wisse, der Heer wäiß waas,[1] scho underhänds und im Guusel häi — mi chunnt nid us 'ne. Si si gär äigeti Lüt. Will man, um sie zu durchschauen und gleichsam seelisch vo ngachem z'g'seh, sie in ein Gespräch ziehen: mueßfründlich nehmen sie eine dringliche Angelegenheit zum Füürsoorg („zum" Vorwand) und kneifen aus (vertwitsche). Derweil haben sie wie Kundschafter dir Schritt un Tritt abg'luegt. Sie nicke der nooch und lächeln. Das heißt in Wahrheit: es lächeret si, daß du das bereits abgekriegte B'räämi („Rußflecken", mit dem man einen verb'räämt) nicht gewahrst. Aber plötzlich — äins Guurß („Guurts")[2] — wirst du inne, wie man dich g'furt, am Naasesäil umme g'füehrt und obendrein uusg'macht (uusg'spottet) het. G'seligerwiis, wenn schon (obwohl) erst in zwölfter Stunde, entdeckst du das Janusgesicht, das auch hinder use luegt. Das ist der einstige Duckmäuser, der kein Wässerlein trübte; wi het dää g'änderet!

---

[1] Statt „wäiß der Heer waas: Attraktion des Numerus. [2] Gurt (schwz. Id. 2, 444) iSv. „Schlag, Chlapf" (vgl. uf äi Chlapf) hier läßig ersetzt durch Guur.

Nun also Waffenwechsel: auf Wörter die Schwerter, post verba verbera.

Die Schwerter sind natürlich wieder Räbstickel, doch ordonnanzmäßig zugehauen und zugespitzt. Aus Holz, von einem schnitzkundigen Schüler bearbeitet, besteht auch die Lafette der Kanone, für deren Rohr jedoch die Rumpelkammer eines Mechanikers es iisigs Gußrohr geliefert hat. Sogar zwei gußeiserne Reeder fanden sich vor. So fahren die Kleintwanner ihr schweres Geschütz heran. Ein stattlicher Hund, dem wäädele nąą recht stolz auf sein Ehrenamt, zieht es bergauf. Auf dem vermutlichen Schlachtfeld wird es iig'grabe und g'lade. Daas wirt chrääschle un chroose, wenn's äinisch loosgäit! — Solcher hĕlziger Kanonen besaßen letzten Sommer die Kleintwanner sogar zwoone; aber eine schenkten sie dem bloß über Infanterie verfügenden Feind. Weniger aus Großmut als aus Tapferkeit: der sicher zu erwartende Sieg sollte nicht ein allzu leicht errungener sein. Sie wollten gehörig Widerstand erfahren und Gägestand läiste.

Im vo Hand gezogenen Proviantwagen, begleitet vom Intendanten, in dessen Schiebtäsche (Busentasche) wohlverwahrt die Chriegskasse und die Requisitions-Zedeli ruhen, führen ihrerseits die Dorfer ihr Wäärli mit. Darunter fehlt nicht die zum abchochche dienende Góggasse (cocasse). Mit der läßt sich, wenn eine kundige Hand d's Fiir aazunte het[3] und die zu kochende Speise richtig ist uff gsiį (ibertoo g'siį), ein keineswegs windig's z'Dobe (alttwannerisch für Mittagsmahl) aagattlige. Sie brachten wirklich einen ganz famĕĕse Pfannejoggel (eine Art Brotrĕĕsti) zustande, wozu freilich das Brot nid schĕĕn vergnägglet wurde. Auf Feindes Seite war es schlimmer bestellt; man gewahrte es an dem appetitlosen drinn umme mäütscherle. Was war es denn? Ein so sich nennender Brei, eher erinnernd an eine schlappigi (dinni) Suppe; es war ein G'schlaarg, gut zum schlaargge und schliirgge. Nur in einem hatte der Koch aag'wändt: der Brei war fürchterlich rääß. Sogar das G'gäädер („Waaueliwachs", die breiten Sehnen) zähsten Fleisches wären annehmbarer gewesen. Das erregte nun die wirkliche Großmut des Feindes. Für jeden der also verkürzten Esser wurde e Bitz Brot abg'schränzt (nicht bloß es Schniifeli): do nähmet! Wie gerührt wurde da d'danket und beigefügt: Chämet's denn cho iizieh! Mier wäin ech denn o 'ne Stäi (i'n Garte) bänggle!

[3] Wie basl. aazunde. Vgl. zinde zant zunden (brennen) und zünden im mhd. Wb. 3, 895 ff.

VI.

Doch, diese Kappeler Milchsuppe fügt sich erst ans Ende der zwäite Schlacht bäi Twann. Vorher war dazu weder Gelegenheit noch Stimmung.

Da riefen ánstatt der Trommel zum Streite die hölzernen Castagnetten, zwischen Mittel- und Zeigefinger ebenso zum chläffele gebracht, wie das mit dem Duume und Schläckfinger geschüttelte Chläffeli. Und dringend riefen sie! Galt es doch Revanche für die ungerechte und ungerächte Niederlage, welche die Dorfer e Wuche z'ruck (vor einer Woche) häi müeßen erlääbe! Wie, wenn der Spruch: Was sich zwäiet, das drittet sich, sich bewahrheitete!

D's sälb Mool häi si Bächch g'haa; es isch lätz 'gange; si si im Rúnzivall g'sii nicht bloß in der zu „unwohl" abgeflauten twanneriſchen Bedeutung. Ein an sich klug ausgedachtes Manöver hat die Lage nume verbëëseret, so daß es heißen mußte: jetz isch's bëës, das isch bëës's Mähl! Si häi nid mëge b'choo; sie mußten abgääben und hinder ab näh.

Das war um so bemühender: es hat um so mehr sie piggiert, es het si mëëge, da die Streitmächte zu ihren Gunsten ungliichlig verteilt waren. Bildeten doch die Chline-Dwánner — auch die Ligerzer änen am Bach mitgerechnet — die erheblich schwächere Partei!

Es hatte an der Aufklärung gefehlt. Der Kleine, dem die isch öbläääge (ä) gsii, war nicht bi Zite gnue dohäime furt. Ja, er hatte nicht einmal rechtzeitig uufg'haa (sich vom Liegen im Bett oder sonstwo erhoben). Ihreri baar (einige) si du go stäinle (Steinchen nach seinem Fenster werfen) und, da leises bëpperle an der Türe niid hed abträit, ordentlich stark go poldere: jetz hii, Schimmel! (Ans Werk!) Solche Verspätung, verbunden mit z'weeni g'meerkigem Sinn, hat bereits im Anfang der Sach der Boge g'gää. Mit dem Chriis- oder Chreisbääse (Besen aus Tannreisig) hätt man ihm sëlle vom Huus zinte! Anstatt, wi ma het verabbreedet g'haa, speetistes am zääächni, isch äär du am halbi endlęsi go uusstüübere un uussspinoofle, äb (oder gäb) der Find ume Wääg siig, un uf weelchem Hinderumewääg er eppa chääm. U wo n er du het solle b'richte, het ma na niene g'funde; är isch drum vo Nienefinde g'sii.

Derwiile si d'Chline-Dwanner bim Schitzehuus dur e Chrachen uuf un bi'm Schioggstäi[1] us em Wald uuse choo. Du si

[1] Denkstein des dort mit Fuhrwerk tödlich verunglückten Lehrers Giauque-Botteron.

si deert i d's Äichebannholz ine un darnócher der Wääg uus bis zum Brünnelizält (zur Brünnelizälg, S. 131.), über d's Gäichterfäld der Tschüppeliwääg ab i d's Geichterströößli, für deert im Versteckte de Dorfer z'basse. Die si versträït uf állergattig Wääge gäge d'Burg zue, un häi g'güggelet, äb ächt der Find nid baal[b] underfüre chöem.

Under äinisch, wo si no dranne g'si sii, ihri holzigi Kanone iiz'loche, un sich druf g'freït häi, wi daas de[nn] wärd poldere i äi'm ine, gi[b]t's e häidemäßige Grampool (ó), es isch äim dur Maarch u Bbäi gfahre. E ganzi Triibete isch darhäär cho z'joggle. D'Chline-Dwanner si de Dorfer i'n Rigge g'falle un häi si vertöffelet, daß 's e Gruus isch g'si. D'Dorfer häi sich däilwiis brav g'wehrt; aber z'letst häi si doch der Déwang aag'schlage, was gisch, was hesch. D'Chline-Dwanner uuf u noche. Wäär (wen) si erwütscht häi, die häi ne mieße Spitzeruete lauffe. Darzue häi d'Siiger Chatzemüsig g'macht. Der äint mit der Muulhaarpfe; der ander het dütderlet mit sim Giigli, wo n er g'macht g'ha het us Riele (Waldrebe) oder us Röhrli (Schilf), wo n er mit dem Vatti isch go rohre. Hie het's 'giret un deert het's 'gaagget, das[s] ma het müeße frooge: Wär het 'nen ächt d's Broot g'noo?

VII.

Un iise[r] Dorfer Haupma, was het dää darzue g'säit? Dää het äi'm duuret (= beduuret)! Är isch es diechtigs Büürstli gsii un gar nit eppa uf e Chopf g'stellt. Un gguraschiert isch er g'sii! Un darnääbe käi Ung'heite (es ließ sich vielmehr gut mit ihm auskommen), un nid wi ne grandige Heer, wen[n] er scho a[ls] der Schéénst im Dorf het 'gulte. Wen[n] äär i sir z'sämmeg'schuesterete Mundür — mit Epoletten us Silberbapiir (Stanniol) un mit der bau[m]wol[l]ige Zottle oder Pußle uf dem bapiirige Zwäispitz — bim Soldatlismache vor sir Kumpanii g'standen isch un g'kumidiert het: La[ß] g'seh, Manne, chämmet! do isch es miisselistill worte. Un es isch ihm es Chliis g'sii, di ganzi Bande in Eegi z'haa. Darzue het äär a si'm Lütenant — wo nummen alti Läderli als Epolette träit het — en iberuus guete G'spaane g'haa. Die Zwee häi z'sämmeg'haa wi Giigehaarz. Nie häi si eppa Händlete g'haa mit enand, oder es G'haader oder gar no 'ne Raach (rachsüchtigen Haß) gegen enand wi Zwee, wo enand verhasse (hasse).

Aaber[1] wenn 'na n epper verdäipt un g[l]só bombetaub

[1] Das folgende paßt nun nicht auf den Dorferhauptmann von 1914.

g'macht het, dass ihm d'Gallen ïberg'gangen isch, dem het mą sich dem chënne zïpfe[2] vör ihm! Dem het er Äiger (Augen) g'schnitte, dass mą scho bi däm d's Fïïr im Elsïß g'seh het. Dem isch er bi'm Haageli, bi'm Haageli (bi'm Haagelischieß) uf der eersch Best loos wi ne Wätterläich, wi ne Hawäi („Habicht-Weihe") oder wi wenn er d'Stägen ab g'schosse (gekollert) wäär; das isch g'gange wi tųųsig taub. Bi äi'm Hoor hätt er 'nąn erhųdlet, verzųųslet, vertëfflet, versalbet, wenn nid gar erwëërgget oder vermasakeriert oder z'Habermähl verrisse (verschlage).



Knabe aus Ligerz

Dem isch dem sï Lïtenant sïïferli choo un het ihm i d's Ohre g'chïïschelet: „basta! baschschaa! baasis!" (genug). Der Haupmą isch blëtzlich do gstande wi äine, wo mąn us em Schloof ųųfpopplet. Är het stächchig ųf e Bode g'luegt, wi wenn er eppis am große Nagel ųųfg'hänkt hätt (als wäre ihm ein Gegenstand zu Boden gefallen). Der Lïtenant het ihm no äinisch g'chïïschelet: „Dų machsch e wäärklichi (seltsame) Gattig! Lue nųmme, fïr g'wiß isch es wohr! Du bisch lätz dranne! b'haar nid drųųf un häb nid drųųf!" Du isch es dem Hauptmą gsïï wi äim, wo bi'm rede der Gedankefade verlore g'ha het un jetz wider ųf d's Droom choo isch. Fïr wi lang ächt? Item (ja nun),[3] en Augeblick het er's dų lo guete, 's lo guet sïï; es het e chläi g'guetet.[4]

[2] Emmenthalisch: sï züpfe: Lf. 314. [3] Dieses so beliebte „item" als „je nun" erklärt sich aus dem Lesen oder Vorlesen von Gemeinderechnungen, welche lange Reihen gleichartiger Posten immer wieder mit „item" (sww. desgleichen) einführen. Das Überspringen all dieser Item führte zur Deutung „kurz, gleichviel, gleichgültig, je nun", Schwz. Id. 1, 603 f. [4] Was nun folgt, entspricht vollends in keiner Weise der beobachteten kindlichen Persönlichkeit. Wie aber die ganze kriegerische Szene offensichtlich genug eine Einbettung twannerischer Ausdrücke ist, die am besten eben hierher passen, so ist die folgende Sammlung von Hieb- und Stichwörtern, durch welche ein lebhaft sprudelnder Volksgeist sich so besonders scharf charakterisiert, nirgends füglicher unterzubringen, als in diesem Reflex furchtbar tragischer, ja katastrophaler Weltereignisse. Was wir einem tapfern Knaben in ernst genommenem Spiel unterlegen, glauben wir aus dem Mund eines wackern Heerführers nach verlornem Feldzug herauszuhören.

Aber baal[b] druuf isch er umme raasig worte wi der lëëtig Tiifel. Er het 'too wi verruckt un b'brielet, was er am (oder zum) Muul uus b'bracht het, u Maniere g'macht, un umme g'ulahneret (umag'landeret). Er het g'fluechet wi ne Rohrspatz (vgl. Ins 259), daß der Bode 'zitteret het, daß es der Bode g'hudlet het. E Krawall aag'schlaage het er, abg'stellt het er mit dene Lit, oben aabe g'gää het er 'ne, wiesch g'säit het er 'ne fir guet u fest! Das isch, hälf mer Gott, es loose g'sii!

Jetz isch er umme un anne g'lifft, het d'Hand a di fiirhäißi Stirne g'haa, het ganz stober a'n Bode g'luegt. Der Litenant het ihm d'Hand gnoo, het ihm e länge liebe Blick g'gää un käis Wëërteli g'säit. Der Haupmag schittlet der Chopf: Es wirt mer asánge z'dick! Es verläidet mer! I taarf's standhaft u fräävelig (fräävelig) sääge: Das chriegen isch nit fir ifser äin! Das isch allmez (albez, in Li.: albe, vormals) anders 'gange; i ha's g'chëërt, no vórggester, ab mier sälber (mit eigenen Ohren), wo mi Vatti b'brichtet het. Mier gää denen Alte no láng gäng nid Fieteri! Die häi g'seh, wo duure n es pfifft, u bi dene het's g'häiße: haa oder lag! Aber do het äine der ander schëën g'rangschiert! Das isch mer bliibe hocke vo der Schuel nooche. Der Litenant macht: „Joo, i sääg's oo! Aber wäisch, mi wirt g'waaglet un lehrt o eppis."



Knabe aus Ins

Si solli en andere Haupmag näh; i ma nimme!

„Was mag hasset, mueß mag haa![5] Du wäisch jo, wi mag daas uf wältsch säit: On ne dit pas: Fontaine, je ne boirai pas de ton eau."

Es nimmt mi numme d's Tiifels wunder, wär di Lit ufg'stichchlet häig un ufg'holzet un si unbändig g'macht, daß si so wohlg'mäint (stolz) un us luter lëëtigem Hochmuet der Chopf mache un mier z'läid läbe! Mäinen eppa di Ttonners Hánaagge, si müeßi mier z't' halbe[6] pariere? Eh, so g'heie si doch (packen sie sich)! Es het käi Gattig un käi Art, wi si niit

[5] Ins 468. [6] Vermischung von „mir z'lieb" und meinet=halben.

folge! — Un wider het der Haupmą ganz häſſig un tąub un hĕhnn ụụſeg'luegt. Un ụụstụnneret ụn g'ſchụmpfe[7] und g'ſchnaauet het er.

Der Lĭtenant: „Es g'ſchŭch (geſchähe) 'ne rächt, wenn's e chläi meh Strąąffe gääb: fĭr die, wo's (die Reihe) an 'ne wäär, uf d'Wacht. Oder e chläi go hocke, es baar Stund abhocke un d'Nachtchappen aalegge i der Cheefi; i d'Chrääze go Chrääzedienſt tue. (In das „Erholungsheim".) Oder am Änd i d's Indianerhäim dert bi'm Zält, wo mer g'macht häi am Lachchewääg! Dert iſch d's Loch, wo ſi ſi[ch] dĕĕrnle (ſich an Dornen ſtechen), wenn ſie grabụụf ſtoo wäi."

Nụ guet, Bĭĭrſteli! rĭeft der Haupmą un nimmt vo de Schuldige äinen um der ander z'wääg, daß ſi ganz verdatteret do ſtande, wi wenn ſi d's Eĕl verſchĭttet hätti. Un der Lätſch (die Unterlippe) löö ſi hange, mi chĕnnt e Träämel drụff chehre.

Un jetz 'berchụnnt e jedere ſi Strąąffwacht fĭr am neechſte Sunntig.

Dụụ Gĕĕli doo mit dĭ'r lĕĕlige Gattig, wo gä[ng] ſo tſchäärpis drin iſch un alles z'tromſig i d'Fingere nimmt un es Hĭĭrni het wi ne Schụụmchelle un ụs luter Dummhäit gäng alles vertụmmet: dụụ gäiſt uf di oberi Täätſchblatte. Aber lue, was de machſt, ſuſt legge der de[nn] n es Umſchwingerli (Windel mit Band) aa, und de[nn] chaaſt dę n i d'Chrụtze[8] go ſchlągffe. Was heſch dụ fĭr Sachen aag'ſtellt! Eh, dụ verrụckti Paſteete! Eh, dụ häiliger Bĭmbam![9] Un jetz heſch no g'ſchụnne (semblé) z'lache! Un was der g'ſäit haa, nụmmen ĭber d'Achsle z'ſchląą un nĭĭt d'rum z'gää! Iſch es dęr eppą nit d'rum? Erfrĭch[10] dị nụmmę!

Und dụụ, fĭĭrſchĭtzige (voorſchĭtzige) Schụtzgatteri, dụ Jąuſti, dụ Jaagi, dụ Schwaadli, wo gäng nụmme ſchụtzgatteret un jąuſtet un ſchwadlet und drĭ fahrt, gäb (bevor) er nụmme wäiß, wäs Gáttigs: wo ſoll dị ächt hitue? Gang dert i d'Haslen ŭfe!

Und doo dä Schlaabi, dä Schläwäck, dä Dräll, dä Trappi, dä Träpp drĭi, dä Gſtäbli, wo nid wäiß, wi g'ſtäblig (g'ſtaabelig) är will abtrappe un tſchalpe un (ſchlürfend) ſchlaargge oder (wie ein Lahmer) darvó gnịpfe ụn gnappe, wi ne Hịmpi darvó hịmpe un mit de[n] (einwärts gekehrten) Schinke (grob für Beine)

[7] Mhd. schimpfe schampf schumpfen: ſpaſſen, ſcherzen; erſt nhd. höhnen, ſchimpfen. [8] Das Underſtooßerli: Gw. 469; Gb. 393. [9] Zwei Imporie. [10] Nach dem Typus „nehmen".

und Scheiche (grob für Füße) määije. Du gäisch uf di underi Täätschblatte! — Dää doo chniepet ó soo, wi d'Erlacher sääge (er geht schwerfällig). Und darzue isch er e Chnielpi (Chniepi) bis äänen umme. Er chnielpet (arbeitet unentschlossen und lässig) un träiset un tringelet un liiret un zaagget, un er verzaagget (erlachisch: verzögert) e jederi Kumission (Auftrag). Un er wäiß nie, wo n er sini Sache het; er vernistet („verzaagget") un vernuu-schet alls. Gang dert uf Langäärtige z'Tischerz! Verlauff di nit! Un ghei nid um! Susch chönnt's der dem d's Buggeli greede! Jo, radikál (ganz gewiß)!

Duu Graad'naus, wo so g'satzmäßig darhäär chunnt und darbii so g'herrschelig (šš) un zimperlig duet wi ne kumoode Heer, wo doch numme Fuulkit un es fülänzigs Wäse darhinder steckt: du chaasch grad e chläi dert uf d'Tischerzer Looft, dä stäinig Räbbärg under em Wald, wo das schmale Fueßwäägli under der Flue duur gäit. Do chaast dem zääberle (trippelnd eilen) wi d'Schnellere oder d'Schnällschniidere!

Enérschsch mueß ma sii, un enérschsch hinder alles goo, was ma soll. Duu do, du Trechchni un Trischi, wo nid wott uusreede, [sondern] wo gäng uf d's Muul hocket un hinder umme gäit mit der Sach. Sättigs lamaaschigs Zii̇g, wo alls numme so miejsam nuurxet, han i uf der Latte! Es dunkt mi, i sett Sättigi mit dem Holzschleegel titsche un 'ne zinte, un undere fiire, fir si i d'Sätz z'gää. Gang i d's Längstícki! Oder hesch eppa d's Ohre-minggeli?[11] Oder d'Rimaatis (G'sichti)?

Und duu i d's Tischerzer Liinstick, du Plumpsack! Du bisch wi ne Plättere. Wenn die i'n See fiel, er wurd überlauffe. Lauf duu stiff, wi wenn d' e Stäcke oder es Schit im Rigge hättisch, oder der Häxeschutz (Äckegstabi) im Äcke (Nacken)!

Doo dä Spränzel, dä Stäcklispringer, wo so raan isch, michännt 'na mit der Gäisle abenand chlepfe (daß der Zwick der Peitsche ihn entzwei schnitte), dää het's (hält es) mit der Lengi. Sini Bäi si wi Weschstöchle (Wäscheseilstützen), un wenn er i d'Stube chunnt, so schießt er am Drääm (Unterzug) aa. Fir daas chann er jo richtig nit. Aber er bruucht nit aso ne Gaabli z'sii, wo mit de Händ redt un sini Arme mueß um enand g'schlungge haa, wi wenn's nid sini wäri. Är chann i'n Ligerzer Litschet, dert wo 's gäge Prägelz uufe gäit.

[11] Die Ohrspeicheldrüsenentzündung: den Mums (Hoops 3, 245), mhd. ornmückel, oremutzel usw.

Aber wo soll i dä Stumpe doo hi schicke? Dä Chniirps un Chnüßer, wo nid e Siibechääshëëch isch, nääi, nummen e Dreichääshëëch. Du wachsisch jo z'Bode. Gäll, drum tie dich di Anderen uuszäpfle un mache dich zu mene Schüchpintel. Aber du muesch tääfel (munter) sii un zäige, daß du Gäist hesch un erwache (geweckt) bisch! Wo wottsch hii? säg's sälber! I d'Nasche (šš), aha! i di gueti Räbe dert näbe der Festi? Botz nü! Das isch z'wit! Gang i d's Rüscheli (šš), verstande? Nid eppa go Biel i d's Rüschli (šš)!

Du bisch ó so ne Gumper oder e Gimper, un mager wi n es Schiirbbi. Du chaast go Ligerz i d'Watte. Bist de dich dert bikannt? (Kennst du „dich" dort aus?)

Und du, holzbolzige Grobian, dert i di stotzigi Sümmerroode, wo d'Ligerzer dä guet Wii häärnäh. Dert chënne si dich g'schaue, was de für n-en unglimpfige (grobhëlzige) Büürstel bist! Mi het dich am grëberen Ort abg'sagt!

U jetz no do dä Läcker vo Pralátzgi (Pralaatschi), wo dä Bruuch het, z'bralaatsche un z'braatsche un z'blagiere un z'blappere u z'tschäädere u z'schnaable u d's Muul z'fiehre un in äi'm iine d'Lälle z'riehre wi n es Fiirläifferli un wi ue Tuusigluggner. Hilfst de n eppa n o uf em Platz der Dorfkaländer mache? Muest de gäng der Baare zäige („das Gehege der Zähne")? Schüchsch de dich dem käi Broosme, es G'laafer aaz'stelle un noochez'gaagge, was epper Bëës's ab äim redt? Es wär mer lieber, du wärisch prunt (kurz angebunden) wi n e Nooser[12] und en ünschëëder,[13] wo so mene Zuetreeger rundamänt uusesieg: Mit di'm Dräck chan i nid g'schiire! Jetz han ich's mit dier gsó. Du g'cheersch dert under a'n Tiergarte z'Discherz. Abb!

Die Woche verrann, und stramme Arbeit sänftigte den Dorferhaupme. Am Sonntag war abermals der Liitenant si guete Gäist, und die Mannschaft stellte sich wie die Helden von Murten. So gewannen die Dorfer die zwäiti Schlacht bäi Twann: si häi's g'wunne.

[12] Aus Nods; vgl. Besson 20. [13] Der „sich nicht sieden läßt", un dur à cuire. Besson 4. Schwz. Id. 7, 317 ff.

Weinbergnamen
als
Kulturzeugen.

Der Boden.

I.

Die Katasterpläne der vier Amtsbezirke Nidau, Erlach, Neuenstadt und Biel enthalten eine erstaunliche Zahl von Nääme ergangner und noch bestehender Weinberge. Aus Literatur und Volksmund ergänzt und mit einigen Namen aus den Ämtern Aarberg und Büren vermehrt, sammeln sie sich bei der ersten Überschau zu einem G'wääsch vo Näme, wo käi Möntsch d'rüüber chunnt. Ein erstes Ordnen jedoch läßt Namen unterscheiden, welche in den nachfolgenden Kapiteln die Betriebsart der Weinkultur illustrieren helfen, und solchen, die uns gleich jetzt die Bedingungen des Weinbaues nach der physikalischen und der historischen Seite andeuten.

Vor allem machen sie uns aufmerksam auf die Ansprüche, welche die Räbe als e Sunnepflanze auf die Bestrahlung des Bodens erhebt. Sie fragt viel weniger nach dessen Meereshöhe, als danach, daß er Sunnsite g'lääge siig.[1] Darum ihr Emporsteigen bis auf sonnige Höhen von 1210 m, wie in Visperterminen. Was bedeutet hiergegen der Unterschied, welchen 1533 das Probstei-Urbar von Herzogenbuchsee zwischen dem ober win vom Bielersee und dem nider win des Aargaus und Elsasses machte?

Die Sprache anerkennt das in der Benennung der Weinpflanzung als „Weinberg": als Räbbäärg, und speziell das Twannerische damit, daß es z. B. vom Fleliwii spricht als Ertrag des bergigen Räbland im Gegensatze zum Flachland. Es gibt wirklich da und dort einen „Weinberg von einer sehr gähen (gääche) Lage" (1789). So die

[1] Das Dingwort adverbial gefügt: Vgl. den Trinker, welcher d'Lääbere Sunnsite het.

ehemaligen Bielerreben am „Lausberg“ (1805), Lusberg (1480): Luußbäärg im Vogelsang, auf dessen schönem Aussichtspunkt der Rebhüter g'luußet het. (Vgl. die Luushütte im Napfgebiet.) Auch der Chapf (S. 137) ist hier wieder zu erwähnen. Andere Reben lagen 1808 im mittlere Bärg zu Tschugg. Eine Vingelzer Rebe lag 1789 und 1805 auf dem Buel (Büel). Ein rundlicher Hügel heißt auch die Guuge.[2] Ein kleiner solcher mag (etwa wie der Schore) vor Zeiten abgetragen worden sein, um den nun vom See gleichmäßig sanft gegen einen Abhang hin ansteigenden Guugeräbe (Tw.: 1784 Gugen Räben) eine Stätte zu bereiten.

Ein sachlich entsprechenderer Ausdruck als „Berg“ ist eigentlich Halde, Halde, Hoole (Ins 16), und es gibt denn auch eine große Anzahl Hooleräbe neben einer Oberhoole (Tw.), Schwarzehoole (Ga. 1825), Winterhoole. Bei den Höhlenwohnungen vor Aarberg liegt die Räbhalde. Gleich der Halde sehen wir den Rain, Räin (Ga.), Under- und Oberräin (Tü.), Tschippeliräin. Chroosräin (Tw.) als Weinberg, wenn nicht als räinigi Matte sich abdäche. (Räinig ist übrigens in Tw. bereits eine ganz sanft geneigte Fläche.)

Eine Wegpartie an der Schärriere (charrière, s. u.), under em große Chehr über Schärnelz heißt d's Rótschbedäng (la roche pendante). Der stotzig Chehr als solcher erinnert an die Rebenpartie Chrankwiil (i) über Tw., an der stärksten Umbiegung des Burgwääg gegen Nordost. (Vgl. „krank“ in der Urbedeutung „sterbend sich windend“, nachmals als Ersatz für „siech“,[3] sowie emmentalisches chräiche, das twannerische chränke, das in Lü. zu hörende chräiche für „umwenden“. Das -wil entbehrt freilich der sachlich begründenden Spuren einer Ansiedlung.)

Den Siteräbe (Li.) entsprechen als côté d's Gotti und d'Gotte. Neben letztern liegt der Pangóttigrabe (Li.).

Aber im humusreichen Anschwemmungsboden dem See noo: „i de Bëëde gi[b]t's di schëënste Räbe“ (Tw. 1784). Ob dies jedoch von den Boderäbe (Mü., Si.) gleicherweise gelte, wie von denen im Bode (Tü. 1533) oder i de Böde, im Chrummbach (Tü., Tw.)? Sachlich schließen sich an: die Reben in den Blatten (Biel 1540), Matte (Alf.), Räbmatte (Br., Lü.), Räbefäld (Madretsch 1762); im Schämpel (Alf., d. i. campellus, Feldchen); d'Schámpanie (Li.); d's Tschampetli als kleines campatum: Tschampet (1744, 1824), Schambet (1740), Tsampet (1743), das Zampet (1757) gäge'n Luft

[2] Schwz. Id. 2, 157. [3] Kluge 263; Stucke S. 116.

und gäge Büüse. Diese Tschámpeteräábe über Twann werden vom Tschampetewäägli von Ost nach West als äußerst anmutigem Spazierweg durchschnitten. Samt seiner Fortsetzung des Gauchetewäägli führt es das Pilgerwäägli (s. u.) von der Ligerzer Kirche bis nach dem Ängelbärg (s. u.) fort.

Ist die von der Natur verääbbneti Ääbeni (Alf.) oder die Plangsche (šš, Planche) ääbewägs beschreitbar, so führen Feldwege stutzig über den klein gebuckelten (wie Piquetstoffe g'rübelete) Abhang durch die Gümmeräábe (Erl.) und das Gummli (Tü., vgl. die Geichter Gumme). Eine sanfte Gumme (combe) zu Erlach heißt die Grueßeräábe, welche von dem schluchtartig eingeschnittenen Hohlewääg: einer „ausgenagten" (via) corrosa, crausa, crosa, Grueße[4] durchschnitten wird. Vgl. die Chroos, die Chroose, das Chröösli zu Tw. Zu Schaffis heißt eine Mulde das creux Grivelle oder Gréville: das Grigerwell oder Griigerwei, waldwärts durchschnitten vom Griigerweiwääg.



Frau aus Ins

D's Grigerweiloch führt auf Einsenkungen, welche Loch heißen. So z. B. die höchste Schaffiserrebe am Wald aane, wo man das gefällte Holz vereinigt, um es den Holzlaß (den Laaß, Looß, Looß-t, den Looft zu Tü.) hinunter zu befördern. Ein Äscheloch hat Tü., einen Faßbode Ge., Mueshäferäábe Erl. Über Twann liegen die Palme (-Rääbe, vgl. S. 138), wie zu Li. die Boome = la Baume (Nv.) mit der Rebe sur la Baume, in deren Benennung freilich die Herren von Balm im Bucheggberg hineinzuspielen scheinen.

II.

Gibt es in den orographisch genommenen Böödе die schönste Räbe, so ist das doch nur möglich, wenn ihre agronomisch geeignete

[4] Schwz. Id. 2, 813; mhd. Wb. 1, 582.

Beschaffenheit den andern Spruch erwahrt: Der Bode macht der Wii. Das Ideal solchen Bodens erblickt der Winzer in der kleinscholligen und feinkrümelig herstellbaren Erde: dem schöne, glatte Häärt, wie der Garten ihn bietet. In diesem Sinne (wie sonst, vgl. Ins 308, in dem der Einhegung) spricht man von den Garteräbe zu Wingreis; vom große Gäärteli neben dem Engelberghaus (1781, drei Mannwerk umfassend). Es liegen unsern die Chrizgärte (der ober und der under), der Räbgarte (1310), der Moosgarte (Tw. 1791, 1817) und die verschiedenen Mußgärte; der Holisgarte (Tw. 1791). Bloß von der Vergangenheit reden auch der Wiigarte zu Alf. und das gleichbenannte Dörfchen zu Großaffoltern, die Wiigäärte zu Tü. an der Fluh, welche die Looft heißt (S. 177) und das Wiigäärtli. Der Großwiingaarte war 1301 ein Rebgut zu Tw., und zu Si. lagen die Wiigaartenachere. Der Baumgarte (Alf.) und d's Baumli (Tü.) führen über zum Garten als viridiarium: dem fz. verger als Obstgarten und daraus entlehntem ital. verziere,[1] das sich widerspiegelt in der Wétschiere oder Wätschiere (Tw., auch d's Bitschi geheißen) und im Wérscheerli (1806) als dem petit verger.

Achchere waren dagegen vor ihrer Umwandlung zu Rebstücken der Acher zu Alf. und Vg. (1843), d's Ächerli (Alf.), der Tschemelacher (Sutz 1768), der wit Acher (Ins 1533), Brugers Acher (Tü. 1533), sowie die Acherräbe (Tsch.) und d'Räbachere (Fh., Tw.), sowie die Ägerte (Tw. 1675).

Als Haustierweide diente vormals der umzäunte Tiergarte (Alf., Aarberg), und so auch der Söüegge (Ins). E ganzi oder e halbi Sou wurden in den Kaufpreis von Grundstücken aller Art einbedungen; so vielleicht auch in den der Schwiinirääbe (1808 Ga., Erl.) und des Schwiinstücki (Tü., 1843 Schweinstück) oder Schwiinestuck (1789, 1793: Schweinenstuck).

Les jardins ou chenevières des bourgeois de Neuveville: unsere Beunden, Büünne[2] hießen im 16. Jahrhundert les Œuchettes:[3] unsere Eesch, Ääsch.[4] Auf die frühere Verwendung solcher G'mäinspflanzblätze für Hanf und Flachs deutet das Liinstücki zu Alf. (alt: „Lindstück").

Es wurde aber auch Ödland in Rebkultur genommen. So entstanden die Wüestirääbe[5] (Br.), sowie die Düüri Rääbe (Ga., Tsch.), die

[1] M-L. 9368. [2] Lf. 107. [3] Auf eine „olca" zurückgeführt: œulchettes, œulchattes; vgl. la vigne en Vaux es œulchettes, autrefois un curtil. [4] Gw. 257 f.; schwz. Id. 1, 519. [5] Ahd. wuosti (wüst) und die wuostê (Wüste) ist urverwandt mit l. vāstus (unbekannt, daher öde).

Düüri (Ga. 1825), der Düürebärg (Tw.). Tadelnd klingen erst Namen wie Böösräbliacher (Fh.) und die Moopraa: das malum pratum (um 1020), Maulpray, 1314 le Malpre, Mapre (mauvais pré) neben Maupras. Ursprünglich sehr magern Ertrag lieferte le petit champ maigre: das Tschämägerli (ää) zu Erlach, ursprünglich — bis zum Anheimfall an verschiedene Besitzer — sehr guten das Marnin (1806) oder die Marnio (1804) zu Schaffis, nunmehr als die (verschiedenen) Märnäng auseinander gehalten. Ihr Reichtum an Märgel (marne)[6] machte sie zu kleinen Goldgruben, deren Besitzer sich etwa gelegentlich als Wirtshaushelden bemerkbar machten. Darum wurde nachmals einer, der sich auf sein Haben oder Sein etwas zugute tat, zur Rede gestellt: Hesch du es Marnäng? Wenn d' ekäis hesch, so schwigg! Auch sonst hieß es: Wenn äine[r] es Märnäng het, so isch er riich gnue[s]. Schon die bis heute in das Dunkel des Geheimnisses gehüllten Uransiedler, von denen man hier Spuren gefunden haben soll, werden den Grund und Boden geschätzt haben. Nicht weniger freilich die Schädlinge die zarten und wuehlige Pflanzen und Früchte, deren Rückgang die Marnäng stark entwertet hat.

Anderwärts het es (y a-t-il) Räbe, deren Qualität bildlich bezeichnet wird. Prächtige Trauben reifen auf dem warmen Boden der guldige Rääbe zu Tsch., nur schlechte in den Gropperääbe oder Groppene zu Erl. Sie stehen auf der Leiter des Traubengeschlechts auf so niedriger Stufe, wie unter den Fischen der Gropp oder der Gütsch (S. 52). Dagegen scheint der Pfääritschläipf (Tü., S. 49) verredt für Bäritschschläif, wie die näherliegende Doppelform denn auch lautet.

Ein steinreicher Boden kann stäiriich einen Besitzer machen, der sich die Mühe des stäine nicht reuen läßt. So der Stäi, wie kurzweg eine Rebe zu Vg. heißt (1805); so der Stäinächt (stäinochtig) zu Tü., die Stäimere (verredt für Stäinere 1678, vgl. aber Lein = Leim = Lätt für Lehm) zu Tw. Die Pérrette und das Gürmetang (d. i. der Klotz)[7] liegen zu Li.

Wie der anstoßende Wald g'rübletig (s. o.), von halb versenkten und halb emportauchenden Felsstücken ruuch (rauh), fz. rêche (zu gallisch „rescos", frisch, herb, scharf)[8] aussieht, so auch d's Reesch oder Reetsch, dieser vom Reetschwääg durchschnittene Schaffiser Weinberg. Reben

[6] Gallisch marga und ml. margila, ahd. mergil, Mergel, afrz. marne. (Kluge 311; Walde 465.) Über die Mischung unseres Wortes mit l. mareidus (entkräftet) in uus-g'määrglet; vgl. Kluge 29. [7] Gr. l. cormus: M-L. 2234. [8] Ebd. 7240; vgl. „Rüüchi" Gb. 671.

en oder (1706) à la Raisse (3 Mannwerk), auch en la Rasse genannt, gab es neben einer Säge und bei den Mühlen. Im 15. Jahrhundert stund die Kapelle in den Reben du Reitsche.

Ein anderer Weinberg solcher Art ist la gravière: d'Sandgruebe. Aus Kalkschiefer (Schiiferhäärt) in Form von wißlochte Blättli (Blättlihäärt), von welchen der Boden wißgelet, bestehen die Blanchardes (Nv.); aus liechtem, brönnigem Häärt, in einer Waldbucht den Sonnenstrahlen stark ausgesetzt, bestehen die Chautaines (Nv.), d'Schóttänge.

Nur in Stei-größli (sprachlich und sachlich unmöglich in „Steigrößli") zerlegt sich der Name eines allerdings ziemlich stotzige Weinberges zu Alfermee. (Was bedeutet er?)[9] Wo di Stäimere noch halbwegs deutlich von den Fluechöpf redet, die einst bis an den See hinunterreichten, beim Straßenbau von 1839 aber in beträchtlichem Umkreis beseitigt wurden, stoßen die fluuige, aber bis zu den letzten Krankheitsjahren ausgezeichneten Rostelenreben (1824) und Rostellen-Halbreben (1780), Rostlen (1740), die obere (1784) und untere (1791) Rŏstęle an. Hiervon heißt 1835 ein Teilstück das Rŏsteli. Der Name ist sprachlich wie geschichtlich gleich interessant. Uf der Äinzigi (in Erl.: Enzęgi, vgl. ein-ôti, „Einöde") ųsse zwischen Twann und Wingreis erstreckte sich vor 1816 bis an den See hinunter eine wilde Partie von Flühen und Steingeröll, bedeckt mit G'stiid und Gedörn aller Art. Das ließ im Hungerjahr 1816 der reiche Handelsmann Krebs zu Wingreis zum heutigen schönen Weinbergrevier mit den teilweise stubenhohen Mauern umschaffen, um Verdienst unter die Leute zu bringen. Unverändert aber erinnert der Name an die auch sonst (vgl. Ins 15) in der Umgebung verbreiteten Namen Rochaine oder Rótschänni (Li.), Róggęte und Rótschette, Róschette (šš, Nv. Rochette), an welch letztern sich das bekannte Fülleſuffix -ęre oder -ęle (vgl. Neßlere und Schäärm-ele usw.) hing. Das zu lang gediehene „Rŏschettele" aber wurde zu Rŏschtęle verkürzt.

Die Beseitigung der Felsstücke legte vielfach einen tonigen Untergrund frei, auf dem sich die erwähnten trefflichen Weinberge anlegen ließen. Der Lehm, Leim, Lätt ist aber so schollig und chlääberig, daß mą nüųt cha"" naß (i der Nessi) mache driį. So i de gääle Räine (1747: der Gäle Rein). Bekanntlich sehr undurchlässig, bekommen solche Stücke nach langem oder starkem Regen oberflächliche Erdbrüche (S. 129), Erdrutsche (der Häärt rįtscht). Es heißt dann: es het

[9] Erinnert von ferne an mhd. grüß (Korn, körnige Masse: schwz. Id. 2, 810) und Grütze (Kluge 184).

sich en Äärdbrust (S. 129) füreg'loo. Seltener hört man noch: der Äntner isch uus'broche. D's Bärgwasser (1781) chunnt schwalmswiis. Es oder der Regen verfiehrt der Häärt. Dieser verrinnt (wird ab- und weggeschwemmt). In Jahren wie 1870. 1891. 1901. 1921 (s. u.) het es so verrinnt, daß die Verrinnig stellenweise einen Meter hoch Erde aufschwemmte. An entblößten Stellen schwiinet (Tü.) die Erde; und es könnte sein, daß die (S. 178) anders wohin gestellten Schwiinstöcki (Alf.) hierher gehörten.

An flachen Stellen liegen gebliebene Erde aber flotschet: sie bildet eine Flätschlere (Alf., 1789) oder eine Suppe (Alf.), eine Güürle (Ga.). Das Arbeiten in solchen Reben wird, bis sie endlich trochchne, ein dräckele und choosle und flatsche; die Schuhe werden flätschnäß. Vgl. auch die Watte (Li.) und les ouattes (Li. 1784, zu waten).



Mädchen aus Erlach

Eine verwandte Namensreihe bilden die Guttele (Vi.),[10] die Funtene (Ga.) und Funtele (Alf.),[11] sowie die Sitze eines Rodolphe de Fontaine (1224) und eines Konrad zum Brunnen (Nv. 1307). Die Brunnmühliräbe (Li.) schließen sich an, ebenso die Reben bi'm Brünneli und am Brünneliwääg. Die Soodräbe (Li.) besetzen den Platz von zwei oder drei ehemaligen Häusern.

Vom Wald über Neuenstadt führt in den See le Ruveau, der einst auch Reben nach sich benannt hat.[12] Ähnlich die Riiffräbe (1668: Ryff) zu Ins. Ein Bach benennt als Fluebach Reben zu Tw.; von solchen zu Sarbachen (Ins 34) muß unten die Rede sein. Schiffräbe (Li.) liegen hinder de Hüüser zwischen dem Pilgerwäägli und dem Dessebärgströößli.

III.

Statt gääle Räin sagte man 1747 auch der Grabe. Den gleichen Namen trägt eine Rebe zu Ins und 1805 eine zu Vg.; eine zu Alf. heißt d'Gruebe und 1803 eine zu Li. d'Grueberäbe. Ein canalis,

[10] Vgl. schwz. Id. 2, 535. [11] Vgl. fons und fontaine. [12] Aus ruvale = rivalis, wie ruve statt rive (u durch v aus i verwandelt). Vgl. M-L. 7341.

chenal leitete die Wässerli kleiner Binnegreebe nach der einstigen Mühle bi Wißeräin (S. 110). Danach sind die canali-etta: Chenaillettes, Schnäliette, Schnaaiette benannt.

Vom Ufbruuch ehemaliger Gehölze reden die underen Eichhölzer (Li.) und d's ober Eichholz bzw. Äichholz (Tw.), während nahe der von Molz besungenen Chalberwäid von Biel die Äichhölzliräbe (noch 1805) ihr Dasein fristeten. Kulturverwandt ist das kleine Buechestuck (1770), vgl. les Buchines (Nv. 15. Jhd.).

Dornen ohne Rosen belebten einst bei Wingreis die bereits 1292 als „die Rebe zu dem Dorne" umgeschaffene Stätte. Die 1771 noch 32 Mannwerk großen Thore (1546), in den Dörnen[1] (1533) heißen noch heute die Dornreben, d'Dëërn; vgl. les Epinettes (Nv.) — Obschon heute „das Bruuch", alt bruoch als Besenheide unbekannt scheint, kann doch die Brïechlere (Tü.) als Rebstück am Waldrand daher benannt sein, wie von dem (gäge d'Gsüchti so geschätzten) Faarnechrut die Fárnette über Ligerz. Wo ferner heute als Rebstück d's Binschenettli (Tw.), 1784 „die Büntschenetly" vor dem Anstieg der Chroosrääbe sich breitet, bildete noch bei Menschengedenken das Chroosbächli z'Zitewiis einen kleinen Sumpf, welchem man, statt 's wit go z'räiche, das Bins (die Binse) zum hefte (s. u.) enthob. So erklärt der Volksmund den etymologisch mehr als zweifelhaften Zusammenhang. Sprachkundigere denken an solchen mit penchant als Gehänge.

Eine Rebe war zuvor der Rohrachcher (Ga. 1820; Rohr svw. Schilf). Bereits 1293 sehen wir aus der zuvor mit Heckenrosen überwachsenen Strecke vom Wald abwärts bis zum jetzigen Twanner „Bären" mit Wein bepflanzt. Das ist das Rooset (1784 Roßet), rosata, rozëy, die „Rossethalbreben" von 1795. Eine andere Strecke heißt d'Reßlere (Tw.), eine von Suurimuuri (Sauerampfer) befreite die oselière (Li.). Mehr als 200 Mannwerk heutiger Reben zu Landeron: les Sauges (ad salices, saules) würde man deutsch bi de Fäälbäim benennen. Manch ein anderer Weinberg ist überhaupt vormals „ein gstrüp und gstüd (G'stüüd) gsin" (1591); einer heißt noch heute d'Stuude (Alf.). Vgl. d'Studeräbe zu Erlach. Ein solches G'strïpp an der Gemeindegrenze zwischen Vingelz und Alfermee erstreckte sich bis zum neuen Hause Wolleb, dessen Platz vormals von einem altväterische Schïïrli eingenommen wurde. Von dieser Herberge aus werden die oberitalienischen Dudelsackpfeifer, nach denen Scheuerlein, Gebüsch und anstoßende Wiese den Namen erhielten, ihre Freibeuterzüge aus-

[1] Vgl. M-L. 1420 (büsca).

geführt haben. Die welsche Entsprechung Corne-muse (1825), „Gornemausen" (1864), Górnemụụse trug sich auf den der Wiese entzogenen Weinberg über.

Als Namen einstiger Waldstücke begegnen uns: d'Löhlere (Ga. 1820, zu Loo, verwandt mit lucus), der Bielerhart (1784). Von solchen herunter läßt sich vernehmen: der Vogelsang zu Wingreis und am Burgweg (Tw.), und der Amselsang, chant-merle, das Schángmeerli (Li.). Den Kuckucksruf vernimmt man besonders deutlich in der Gauchete (Tw.). Weniger anmutig tööne die Krähenschreie des Chrejebäärg (Erl.) und der Rappeflue (Tw., S. 119, Sch.), sowie under der Rappeflueh = sous la roche au cros (Nv.). Ein Weinberg am Jolimont heißt der Haselauf und einer über Schaffis die Lévreire, le Levrier (zu lepus, lièvre).

Eine Reihe Rodungen oder Ụụfbrüüch, neui Ụụfbrüüch (Bl., Tü., Tw., Li.), Uffbruchs- oder Rietreben (1712) tragen auch oder bloß den Namen i de Ried, oberi und underi Riedräbe, Riedli (Ga., Li., Bl.).

IV.

Verluste an kostbarer Erde durch verrinne und verfüehre werden verhütet hier durch einen aus Erde aufgeworfenen Damm: ein terreau, Tärou, dort durch Mauern, drittenorts durch Sammler (s. u.). Nicht schade wäre es ja um das Steingeröll der Gụldere, des Goldeli (1820), der Goolerääbe (vgl. Ins 33), das in ganze Bröchche abrutscht; wohl aber um den wirklich wie Gold (Gụld) so kostbaren Rịselhärt, der an Steilgehängen wie dem Rịlli (Tw., 1790: Rülli) wie durch einen „Rüll" (plötzliche stoßweise Bewegung)[1] losgelöst wird. Getrocknet und verteilt gibt solche Erde der best Wịi.

Ein fernerer Weinbergschutz, namentlich vor Einbrüchen, besteht in den Jịschleeg. So z. B. zu Schä^{x}nẹlz, welcher vormals als „Schärenholz" umgedeutschter Name (frz. Cerniaux, s. u.) selber „Einschlag" bedeutet. — Seltener, also auffälliger, und eben darum häufiger namengebend ist die Bezeichnung des Einhegens als ein setze der Stützpfähle. Was eine von daher benannte Setzi[2] bedeutet, zeigt am anschaulichsten ein Geländestück zwischen der Pfisterfluh und dem Wald über Tüscherz. Da breiten sich als Setzine Rebstücke, die dem schönen sonnigen Waldsaum abgewonnen sind, sowie Äcker und Wiesen, welche die schönste Lịịsäärne gää z'häie. Von den Uffbruchs- oder Rietreben (s. o.) in den Setzenen über Engelberg ist 1712 die Rede. Andere Twanner

[1] Schwz. Id. 6, 882. [2] Ebd. 7, 1719.

Setzine reichen „bis zum (Wild-) Büürlibaum“ (s. u.). Bereits 1301[3] bestand die Rebe Jacobs Sezze oder Albrechts Sezze, Setze (1784), Setzzi (1303), 1555 jene Engelberger Setzi. Ein kleiner Anteil an einer solchen Setzi ist ein Setzeli. Schon 1307 begegnet eine neui Setzi, 1556 die oberi Setzi zu Engelberg, heute zu Tw. die Längsetzine und zu Tü. die Daubi Setzi.[4] Es gehören hierher auch die Páleß oder Páleſſe (Li.) und der Schlattzuun (Alf.), die Haagrääbe (Li.) und die Hofräbe (Tü.), der Burehof (launiger Name, zu Li.) und das Chilchhööfli (Rebe zu Alf.).

Solches setze der Stützpfähle hat als planter entsprechende romanische Namen erzeugt: Les Plantes (Nv.); la Plantaine (Tw. 1809); les Plantéez (Nv. 1760) und les Plantées (Ld.). Der „Planttaton-Weg“ (Tw.) von 1533 ist wohl das heutige Blampetewäägli, während jene Plantées als die Piantääije (Li.) oder Pianteeie (1855), biantheien (1784), Biant heyen (1747), Biangtheien (1744), byangthenen (1742), Biyangthennen (1741), Biangthöwen (1745), Biangsteinen (1748) wiederkehren. Die plantacio (1229, svw. Setzung) erkennen wir wieder in der Biantsche (Li., Nv.).

Der eingeschlagene Raum aber heißt Chloos (Ins 296). Je nachdem vom lateinischen Beiwort die Form clausus, clausa (vgl. Klause) oder clausum zugrunde gelegt wird, sagt man i der Chloos (Tü.) und wie 1554 „Im Engelberg zur Kloß“, oder aber Au Clos (Nv.), im Chloos (Bl., Tü., Ga.), im obere Chloos (Bl.), im große Chloos (1770) und d'Chlččs (Tü.). Die hierin steckende Doppeldeutigkeit wird gehoben durch der Chloos (Tü.) und der Unterklos im Augerol (1305), so daß bloß d's Chlččsli (Tü. 1843) sächlich bleibt. Französisch entspricht das Clos de Vinils (1300), Clos de Rive (Tw. 1795; 1789: Clauderive), le Clos de Vaux (1609 Clos de Voo — Li. — 1606 Cloz de Voo, 1609 en clos de Voz). D's Glausi zwischen Erlach und Ins. Ligerz behält daneben bis zur Stunde seine verschiedenen ggyuu; z. B. das ggyuu à l'Abb (l'Abbée von St. Johannsen), vgl. S. 198: das Gjualább und das Gjüggang (le clos au comte, des Grafen von Neuenburg).

Den schützenden Abschluß am See gewähren die Büürine (s. u.) und das „kleine Gestade“ (vgl. Ins 78): das Steedli und der Steedlidoorn (Tw.) will sagen: die Dornreben (S. 182) am Stedli unweit Engelberg.

[3] Font. 4, 65. [4] Heute recht gut. Einst aber mögen die zwei Rebstücke die an sie gestellten Erwartungen so wenig erfüllt haben, wie etwa die kernlos gebliebene „taube Nuß“ oder die brennende „Taubnessel“, welche gleichsam „nicht hören“ können oder „wollen“.

Naturbedingungen wie freie Wahl bestimmten die Bepflanzung der bestellten Weingärten mit Weinstocksorten, die ebenfalls namengebend wirkten. So gab es 1911 zu Ga. Augsteräbe. Zu Ga. (1807) und Erl. gab oder gibt es Rooti Rääbe, zu Tw. ein (1825) oder (1785) mehrere Rootstücki. Der Rebe, die Milchlere genannt (Erl. 1831), entsprach im 15. Jhd. zu Nv. die Rebe es Blanches. Auf die neue Bestimmung zu einem Weinberg deuten verschiedene Neuräbe, neui Rääbe.

V.



Mädchen aus Hiselen

Einhegung und sonstige Abgrenzung verleihen einem Weingelände, wie es sich am Jurasüdgehänge vor dem im Schnuuß des Schnäller (Schnellzug) Vorüberhuschenden fast in einem Augenblicksbilde sammelt einen beinahe mosaikartigen Gesamteindruck. Da machen, wie schon 1306 im Tal Nugerol, so heute im ganzen Seeland sich protzig breit eine Bräite" (Ins) und eine mächtige Anzahl längi Rääbe, drei Längstücki und ein Längärtige. Nicht wenige Stücke heißen (wie zu Erl. schon 1388 eine) di Großi, i der Großi, i der großi Rääbe und i dem chlii Rääbli (Li.), d's groß Stucki (Vg. 1805). Daneben gibt es d's Feerggetli (Tw.), dessen Ertrag „in äi'r Bränte g'feergget" wird, und les Picholets (Nv.), welche „bloß es Zwäierli" (une picholette) Wein zu ertragen vermögen. Dazwischen schieben sich hier es Bitzli, dort les Banderettes: das von der Bahnlinie abgeschnittene Bändrettli (zwischen Sch. und Li.), vgl. das Kaminerli (ein kleines langes Stück zu Tw.), sowie e Hoosedreeger. Als Faaderääbe erstiegen zu Mü. fünf lange und schmale Rebstücke die im Moos anhebende Höhe nach dem Dorf. Um Ins schiebt sich da und dort ein ebensolcher flachliegender Riemen: eine Stälze (Stützbein)[1] als Gutsanhängsel in fremdes Eigentum vor. Als selbständige eigene Stücke schmiegen sich an eine große Rebe verschiedene Güürteli, Giirteli

[1] Aus stultus und stolz über nd. stolt auch afrz. estout geworden. (Schrader in idg. Forsch. 18, 514.)

(Tw., Li.). Beinahe eine Kreisfläche: das Runtschi, die Ründ-scheni, bildeten vormals vier Mannwerk Reben, zu Tü. Zu Biel gab es 1805 die Triangle. Das Zaggeli heißt ein Stück zu Tw., der Zopfe (1820) eins zu Ga, das Ortstücki (1825) eins zu Tw., di Spitzräbe eins zu Erl. (1808), im Hööchégge eins zu Tü. Einen Winkel hat Vg., einen stumpfen Egge als Winkeliségg Tw., eine Winklere Alf.; und die Reben im Reuschelzboden (Ins) formierten 1809 ein Winkelmääs. Ein Rebbezirk bei Erlach heißt der Hoggebärg.

Der Besitz.

I.

La vigne „attenante" au Vevras (Nv.) oder en Vervas (1368: Vivrar, später Vevra, Vevray)[1] oder die vormalige Clos „Junctam" (um 1344 und 1348, später Jonctan, Jentent) gibt das Muster ab für Fügungen wie „vers le mont" als vermutliche Erklärung[2] des Erlacher Fällmoon; wie au gibet (am Galge zu Nv., dessen Säulen noch stehen, vgl. Les Fourches als Rebenname im 15. Jahrhundert);[3] uf em Sood (Li.), näbe und hinder em Soodhuus (Li. 1825); ob und hinder em Huus, hinder und bi de Schüüre (über Biel).

Viel häufiger jedoch dient solche Angrenzung zur direkten Benennung des Weinberges. So gab es 1338 zu Nv. die Rebe Croise-vaulx, später Croseval, Creusevaulx (la vaux creuse, das „hohle Tal").[4] Und so gibt es d'Stöckli- (Erl.), d'Hütte- (Tw., s. u.), d'Chappele- (Tü., Tw.), d'Chilche-Rääbe (Li.). Der letztere Name kann allerdings anderwärts auf die Ausstattung einer Pfarrei (s. u.) hinweisen. Wir lassen folgen: d'Schüürli- (Tü.) und Schüüracher-Räbe (Br.); Le Tirage (Nv.), d'Schüübe- (Li.) und Schützehuus-Räbe (Sch., Li.), Rohr- und Räinacher-Räbe (Ga. 1820), Brunnräbe (Tw.) und Brünneli- (Vg. 1843), Weier- (Br.), Baach- (Ins), Mühli-Rääbe (Ins), Schwelliräabe (Erl.), viele Flue- und Flüeräbe, Reben a der Blatte, im Bruchch (Tw.) und Stäibruchch (Vg.), die Zälgliräbe (Erl.) und der Fehrich (Vg. 1789), d'Imperäbe (Erl. 1573),[5] Hall- (Tü., Tw.) und Holisgarte (Tw.; 1740: Hollis Garten); les Scies (Nv.,

[1] Vivarium = Weier? (Türl. Emul. 1903, 47.) [2] Zimmerli. [3] Die „gegabelten" Träger auch des „Galgen" als Brunnensood (Lf. 41; vgl. litauisch zalga, Stange). [4] L. die vallès, vallis: das „gebogene" Landschaftsgebilde, sei es der konvexe Wall und Walme; sei es das konkave Tal: la vaux (La Vaux) und le val. (Vgl. Walde 805.) [5] Ebd. A 72.

d'G'mäinsſaggi); d'Veſtihuus- (Li. 1825) und d'Schloßrääbe (au château, derrière und sous le château, Nv.); d'Chroonerääbe (à la „Couronne", Nv.); d'Gäßli- (Ins, Lü.) und d'Wäglirääbe (Ga.), Brügg- und Brüggliräbe (Tw., 1273 den Brukewingarte),[6] Stägli- (L. 1825), d's Stäpfli (Alf.) und die Rebe zer Staphon (Tw. 1291), bi dem Steedli (Tw. 1792, S. 184.) und zum untern Stedli (1785), sodann Chirsbaum- (Tsch.), Nußbaum- (Erl., 1533 La.), Zihlbaum- (Ga.), Fremdbaum „(Br.), Baumgarte- (Tü.) und Bangerte" (Lü.), Höllerli- (†), Holzli- oder Hölzli- (Ga. 1820), Buechholz-Räbe (Ins): eine Reihe immer bestimmterer Ortsangaben. Sie spitzt sich mehr und mehr zu in einer fernern Namensgruppe. Die beginne mit dem (durchaus irdischen) Inser Himmelriich. Am großen Ort der Inſel (S. 17) gedeiht der Insler. Nach dem vorerlachischen Sunkert (s. u.) sind ebenfalls Reben benannt. Der Chällerwääg zum Riesenkeller des vormaligen Herrengutes (nun der Epileptiker-Anstalt) Schugg wird noch später zu erwähnen sein. — Wie das Winden als Flechten zum Erwinden als Umkehren führen kann, so mögen die Ladewanddräbe (Erl.) erinnern an den Anwander (Ga. 1820), wie hinwieder der vormals hier wendende Pflug an des Landwirts Bind- oder Häibaum (Vg. 1842. Ist das ein Gütchen, das ein Fuder Heu gewährt, welches mit einem Bindbaum zu sichern ſich der wäärt iſch?)

II.

Eine zur Unzahl gesteigerte Anzahl von Weinbergnamen läßt sich insofern in eine Stufenfolge der Bestimmtheit bringen, als einige bloß in engstem Kreis, andere sofort im gesamten Seeland verstanden und häimg'wiiſe werden können.

Die elementarste Unterscheidung ist die zwischen äigete und ander Liits Rääbe. Dabei muß doch schon der Orientierungssinn bewundert werden, womit sogar Taglöhner und Akkordarbeiter die Grundstücke des Brotherrn auf zwei Stunden Entfernung aus verzweifelter Ähnlichkeit mit fremden Stücken in der so einförmigen Gemengelage heraus erkennen. Denn wie ganz anders deutlich heben sich Acker- und sogar Wiesenstücke des Äänerland voneinander ab! Gleichwohl heißt es scho vo witem: nid dää hie, sondern der ander döört (deert) isch dem Mäier's ſi Blätz; die doo isch Müllers Räbe, daas doo ſi's Räbli.

Verwechslungen sind allerdings z. B. bei neu eingeheirateten Winzersfrauen, bei Dienstboten und Taglöhnern keineswegs ausgeschlossen.

[6] F. 3, 29.

Es kam vor, daß man tagelang ahnungslos e̥me̥n ḁndere g'schaffet het und sich dann natürlich nicht einmal beklagen durfte, zum Lohn anstatt Gält gueti Wort oder sogar böösi zu erhalten. Vorsichtige, durch Erfahrung gewitzigte Frauen häi d'Tritte 'zellt, um das Stägli zum wirklich eigenen Weinberg nicht zu verfehlen.

Scheinbar am bestimmtesten, in Wahrheit am vieldeutigsten lauten Namen wie d'Bielere im Munde von Twannern, das Räbli zu Schärnelz (1780 ebenso), die Erlǫch- und Gampelerääbe im Munde von Insern, nach deren Spaß in den Erlach-Reben di chlii̥nne Chin̥d gefunden werden usw. Die „Bieler-Reben" liegen aber zu Wingreis im Gemeindebezirk Twann und gehörten zur Benennungszeit dem Spital zu Biel, wie einst die im Gemeindegebiet von Ins liegenden „Erlach-Reben" Erlachern usw. So gibt es in Erlach Nidauer-Rääbe.

Bestimmter lauteten den Namengebern Zuweisungen linksseeischer Briifene (Besitze?)[1] an Einzelpersonen oder deren Familien, deren Glieder als ᵇe̥m Vatters Brueder, der Mueters Brueder, vgl. dene Buebe's ihri Sach bezeichnet werden.

Ein beliebtes Suffix der Zuweisung war das mit lat. -inus, -ina, -inum,[2] parallele -e̥ne: d'Aprillene (Erl.) als Eigentum einer Erlacher Familie Aprell (vgl. Merz); d'Tällungene (Vg. 1805, einer Familie Thellung); d'Kahline (Tsch.) neben den Kahlenreben, Chaaleräbe (Ga., vielleicht aber die 1820 umgedeuteten „Kehlräben", d. i. G'chääl-räbe, Spalierreben); d'Tschiffellene (Tü., Vg.) des Tschiffeeli von Tw. als umgedeutschten Chiffèle (s. u.) aus Nv.; d'Fu̥chsene (Vg.), d'Blankene (Ga.) neben den Blanke (-Rääbe: Vg. 1805) eines Blank z. B. aus Ins; d'Fu̥ltschene (Tü. 1533), vgl. Fu̥ltschmḁ's Graben (Tw. 1792). Eine Rebe zu Alf. heißt d'Beischene. D's Béischene Beetli war die Frau des Bégingene Joggi, der zu Vg. die Bégingene besaß. Einheimische denken bei diesem Namen an die Twanner Bégiine: die diesen Namen tragende Pflanzschule der Rebgesellschaft Twann-Ligerz-Tüscherz (s. u.) neben dem schönen Bégiine-hu̥us des Kunstmalers Jaeger-Engel zu Kleintwann, sowie an das Bégiineli. (An einem dortigen Besitz des Schwesternhauses der Beghinen als Gegenstück der männlichen Begharden zweifeln Geschichtskundige.)[3]

---

[1] Ist an appenz. brüüfe (belangen, vgl. engl. belong) zu denken? Vgl. schwz. Id. 5, 434. [2] Z. B. die Carolina: die Halsgerichtsordnung (gleichsam als Eigentum) Karls V. neben dem Karolin (einer Goldmünze). [3] Die nach der (wahrscheinlich dalmatinischen) baga (Weinschlauch als Saumtierlast, Bündel, Gepück = frz. bagage, Bagaschi-Wage", Sack, Bettelsack: M-L. 880; Heyse, vgl. engl. beg betteln und bitten) benannten und da-

Als weiteres Suffix des Eigentums erscheint das sonst (wie l. -aria) die Fülle bezeichnende -ęre. So gibt es in Tw. die Saagere als einstigen Besitz eines Berner Schultheißen Saager (s. u. „Heilige Orte"). Die Güüdere (Ga. 1820) weist auf die Güüder von Bern. In Ga. liegt die Mooſere (eines Moſer), in Vg. (1805) die Rįeflere eines Rüefli und die Waltere eines Walther, in Ga. und Vg. die Löfflere eines Löffel (aus Mü.). — An l. -aneus (frz. -ain) erinnert die Simonaine: die 5 verschiedenen Stücke der Sįmenängle zu Li. Nach Simon, oder vielmehr dem Erlacher Geschlecht Sįmmen, sind Sįmme's Räbe zu Ins benannt.



Mädchen aus Ins

Das hier uns begegnende Weßfall -s (mit der Funktion als Exponent des substantivischen Attributs, s. S. 188) setzt sich fort in Namen wie Tſchachtlis Rääbe (Erl.), in Chëërbbers Loch (Tü.).

Häufiger aber tritt hierfür Zusammensetzung ein: d'Neuhųųs- (Tü.), Koch- (Si. 1773), Frei- (Br.), Vogel- (Tü., eines Vogel aus Tw.), Wälti- (eines Wälti aus Ww.), Wolf- (in Li. 2), Pfiſter(Tü., an der Pfiſterflue)-Rääbe, d's Bidermaa-Rääbli (Alſ., eines Biedermann aus Tw.). Sogar Jean und Grosjean klingen wieder in den Schang- (Li.) und Grooſchang-Räbe (Tr.), und auch vor dem Heiligennamen des Jodocus (Saint Joust) bleiben die Jooſt-Rääbe zu Li. nicht in respektvoller Ferne.

Bleibt aber erst das Grundwort der Zusammensetzung als selbstverständliches weg, so ist auch das Bestimmungswort dem Verfahren der Sprechbequemlichkeit ausgeliefert. Die Reben der Berner Familie Reichen-

mit an die Bettelorden erinnernden Beghinen, Beguinen oder Begutten erfreuten sich allerdings, gleich den Begharden, im 11. und besonders im 13. Jhd. (die erstern als Krankenschwestern) einer sehr großen Verbreitung.

bach (1789) heißen kurzweg d'Rịịchebäch (Tw.). Den Burkhard aus Li. gehörte einmal di großi Bụrkịt (Tü. 1793). Der vormals (vgl. Ins 619) zu Treiten ansäßige, aber dort herum wenig Ehre einlegende Berner Ratsherr Schaufelberger hinterließ zu Tr. das Schụụfelhụụs, zu Tr. und Ga. 1820 die Schụụfelrääbe oder noch kürzer die Schụụfle, und zu Tr. den „Schaufelacker" oder den Schüüfeler.[4]

Mit gegenteiliger Ehrung eines vor Zeiten aus Bern in Ligerz eingewanderten und eingeburgerten Rebenbesitzers, dessen Nachkommen fortgesetzt in den Ortsbehörden tätig sind, nennt man eine Rebe zu Li. die Zịgerlette und den sie kreuzenden Fußpfad das Zịgerlettewääggli. Der zugrunde liegende Name Zịgerli als ursprünglicher Zuname des Berner Schultheißengeschlechts von Ringoltingen (bei Erlenbach im Simmental)[5] ist in eine ereignisreiche Besitzesgeschichte verwoben. Hier reihen wir die Trịbolette (Li.) an: die Rebe eines Tribolet (Trịịbelẹt) aus Gals, dessen Nachfahren als Berner Burger und Ratsherren in dem berüchtigten Trachselwalder Landvogt von 1653 sich die Namensherleitung von tribeliere gefallen lassen mußten.[6] Ähnlich klingen d'Schịbolette (eines Gibolet, Nv.) und d's Tụ̈rpiotli (Li.). Als deutsche Verkleinerung entspricht d's Straaßerli (Sch., eines Straßer aus Tü.) und, dem Namen Bourguignon (vielleicht aus Sugiez) angefügt, d's Bụ̈rggịịneli (Li.). Eine -ata, -de angehängt bekam in der Maaliaarde (Má-) der Name Maillard, an welchen sich der Besitz dreier ehemaliger Häuser zu Ober-Schärnelz knüpft. Auch die ebendortige Mọ̈laarte trug früher ein Haus. Ganz entstellt wurde das an die jardins Buchines (Nv.) erinnernde champ Buchin (Nv.) zum Tschämtschäng, während z. B. die Côtes Bugnot (Nv.) intakt geblieben sind. Ebenso Namen wie Conrad de Chanu (1278) = Conradus de Guercu (von Eichen). Die spätern Formen Chasnes und Chesnes sind neufrz. chênes. 1348 lebte Petrus de Marnens (vgl. Marning, S. 179) bei Weißenrain; dort besaß aber wahrscheinlich bereits 1181 Bellelay ein Haus. Auch Mornet war also früher ein Dörfchen, wie jetzt nur noch der Rebbezirk über Neuenstadt. 1224–1239 lebte Hugo de Prapium (Prapian), wie 1308 und 1312 Peter zer Grueben = de Fovea (im Creux zu Schaffis). In Dokumenten der Weißen Kirche erscheint wiederholt Jacobus de Ripa = de la Rive.

[4] Spräche nicht der konkrete Fall für diese Namensdeutung, so ließe sich — anknüpfend an das nahe Feisterhenne (Ins 336 f.) — die Schaufel (die Schweinsschulter, das Laffli) als so häufig einbedungenen Bodenzins zur Erklärung herbeiziehen. Vgl. „Schaufelbühl". Lf. 652. [5] Vgl. Taschb. 1902. [6] Die Grundform Trivelet würde, auf tribulatus zurückgeführt, ein gegenteiliges Gepreßt-, Bedrängt-sein bedeuten.

III.

Bloß Ruveau (rivale, svw. ruisseau, auch rial, riaul, ruaul, vgl. S. 138) heißt heute ein Neuenstadter Platz, der von 1599 an Ruaulx St. Jost (S. 189) genannt wurde, weil dort eine Kapelle des Jodocus stand, zu deren Ausstattung u. a. zu Ende des 15. Jahrhunderts le champ a St. Joust (Jost) gehörte. Sie stand aber früher „au Puble", und noch 1573 führte der chemin du Puble an ihr vorüber. Sie gehörte den Herren von Publu, z. B. 1313 dem Rolinus (Rolli) de Populis = Rolin von Sarbachen (1307), zuvor (1257) dem Borcardus de Publos; und noch früher besaß dort Conon de Publu sein Haus (chesal, s. u.) in villa de Publu. Die Besitzung ward 1284 durch Junker Eberhard von Biel an das Kloster Bellelay verkauft, wie schon 1185 Sankt Johannsen (Sant Jhánns) zu Erlach, 1280 Fraubrunnen, die Johanniter zu (München-) Buchsi u. a. in diesem Sarbachen durch Rebenkauf hier Fuß gefaßt. Der Wegzug der Gutsherren nach Neuenstadt ließ nacheinander das Dörfchen, den eigenen Rebenbesitz und schließlich den Namen eingehen:[1] die pōpulus (le peuplier) ist bloß noch die Pōpulus trémula: die Zitterpappel oder der Saarbaum, welcher gleich dem Fäälbaum (der Salix alba, Jns)[2] feuchte Orte sucht und darum sehr wohl den „Saarbaumbach", gekürzt: Saarbach, in der Wofallform: (zu) Saarbachen, nach sich benennen kann.

Von einem andern Rebdörfchen im alten Rugerol (s. u.) besteht bloß noch ein altes, kleines Haus: z'Wißeräin bei Neuenstadt. Es war noch vor zwei Menschenaltern eine Chundemihli, wird aber bereits auf der prächtigen Karte des Inselsaales vom 17. Jahrhundert als Dürrmühle bezeichnet: eine Dürrmihli, die längs Zit kein Wasser hatte (vgl. Chenaillette, S. 182). 1338 aber wohnte in dieser Poudela (d. h. der Lache, dem Pudel, Pfudel, worin man pudelt)[3] Hugo genannt Wilere, also der Dorfbewohner, Dörfler, wie er im nahen Städtchen hieß, und gleichzeitig besaß der Freiherr Jakob von Podeila, der noch heutigen Poudeille, Reben.[4]

Auch von der frühern Gemeinde Äntscherz (Entscherz) über Tschugg ist außer dem großen Winzerhaus der jetzigen Epileptiker-Anstalt und dem Steigerwääg (s. u.) nichts von alt einheimischem Herrenbesitz übrig geblieben.

Ganz verschollen ist der Sitz Kunos und Peters von Schanfranckun bei Schaffis (1312), wo bereits 1303 die Herren von Biel Reben „zu

[1] Türl. Emul. 1903, 44; vgl. Jns. [2] Darum nach Walde 600 pōpulus als Reduplikativform verwandt mit ahd. fëlawa (Fäälbaum). [3] Kluge 357; vgl. Budel, budle im Gw. 295 und die Budlei zu Vinelz (Jns). [4] Türl. Emul. 1903, 45.

Zchan- oder Zhanfrancun" besaßen. Noch 1395 erscheint ein curtil (Höfli) und ein port (eine Länti), sowie 1494 eine Rebe zu Champfrancon.[5]

Ein Ritter Hugo de Prapium (1224—1239) erscheint als Besitzer einer Örtlichkeit und einer Länti, welche im 13. Jahrhundert Praping, im 15. Pray Pion hieß.[6] Der Name mag als vormalige „Wiese mit Fußwegrecht nach dem See"[7] gedeutet werden. Das Prapion, Prapium erscheint 1214 als Objekt der Teilung zwischen den Grafen von Neuenburg-Nidau und welsch Neuenburg. — Einem Herrn Amadeus von Neuenburg gehörte 1285 le Clos (das Chloos) von Schaffis.

A l'espanciour (1390) oder à l'épanchour (1728), von einem Bach begrenzten „Ausbreitungsplatz",[8] wohnte der Abortreiniger (maître des basses œuvres). Eine dortige Rebe verkaufte 1428 Ulrich Haller, Edelknecht von Courtelary (Guurtlarii, -i).[9] Herren von St. Immer dagegen besaßen die Säntemier zu Li. Das Aarbärgerhuus (der Frau Inspektor Boden) zu Li. beherrschte noch 1824 dort 36, im gesamten Seeland 322 Mannwerk Reben.

Wir finden aber auch aus dem heutigen Aarbergeramt Haus- und Rebenbesitzer zu Neuenstadt: im 16. Jahrhundert einen Herrn von Lobsigen. Nach den im 14. Jahrhundert ausgestorbenen Herren von Bremgarten bei Bern hießen noch 1494 und 1573 Reben es Bremgartes, wie nach den Herren des oberemmentalischen Signau 1284 eine Rebe à Siguenoe. Wer aber würde, wenn nicht die Schreibungen Ghernesten (1276) und Gernetel (1499) uf d'Spur füehrti, in dem prächtigen Gute Grenetel zu Nv. (vgl. das Grentschel zu Lyß, Ins 198) die Herren von Gerenstein (Geeristei zu Bolligen) suchen?[10] Als die Stift gehörte im 15. bis 19. Jahrhundert das Gut dem Kapitel Bern, im 12. und 13. den besagten Herren, die aber 1270 eine Rebe dem Kloster Frauenkappelen abtraten.[11]

Selbst der Frieseberg bei Wynigen langte an den See bei Schaffis hinüber. Von jenem Oberaargauer Ort stammte Vinzenz Fries[12] (eigentlich der Chruuselchopf),[13] der als Burger von Bern um 1343 starb. Er hatte als Lehenmann des Grafen Rudolf von Nidau „des Friesen Reben" (1464): d'Friese inne. Nach ihm kam sie an Johann Pfirter, den Großvater des Nicolas Pfirter, der sie dagegen 1391 von der Stadt Bern als nunmehriger Besitzerin zu Mannslehen empfing.

[5] Ebd. 46. [6] Ebd. 43. [7] Sofern nämlich frz. pion (aus it. pedone, ml. pĕdo (Fußgänger), woraus le pionnier und der Pionier wurde, dahinter steckt. (Cosandier.) [8] Epancher (expendicare): ausbreiten. [9] Curtis Alarici, Hof des Alarich. Zur Sache: Türl. Emul. 1903, 48. [10] Vgl. Gerinstein als Gerensten und Garestei seit 1218 (Fontes 2, 13 ff.). [11] Ebd. 43. [12] Ebd. 46. [13] Vgl. Kluge 150; Hoops 2, 101.

IV.

Namen wie 's Wiiberguet (Li.), wie d'Gieterrääbe und Räbgieter (Vi. 1805), wie d's Metzgerstücki (Tü.), wie die Erlacher Lampęrte-Rääbe (s. Z. von „Lamparten" aus der Lombardei als Geldwechslern — vgl. den Lombard — angekauft, von der Berner Regierung erworben und 1823 versteigert)[1] führen uns über zu den Herrerääbe als Teilen ausgedehnter Grundbesitze. Und so zum Heereguet auf dem Jolimont, das die Erlacher einem Neuenburger überließen; zum Heereholz (Jens, vgl. die prés Monsieur zu Nv.); zum Herreräin zu Tschugg, der unter vielem andern auch es abaartig es guets Dröpfli Rooten erzeugt; zur Heerehąąlde (der Inselheerre ebd.). Unter den Herren sind hier insbesondere die vielen Generationen von Steiger aus Bern verstanden, von denen auch der Steigerwääg (s. u.) redet. Zu Ins galten und gelten als Herren die Neuenburger Familienglieder de Pury (d's Büüris) und Pourtalès (Pųrtalee, Bórtąlee), welch letztere als Stifter und Träger des nach ihnen benannten Neuenburger Spitals noch die meisten Inser-Reben besitzen. Überhaupt war im Mittelalter und noch in neuerer Zeit „Herr" sww. Grundherr: Besitzer ausgedehnter Güter, die er als Entschädigung für militärischen Zuzug in Form erblicher Lehen vom höchsten Landesherrn empfange, bzw. 'berchoo het, um sie Unterpächtern auszuleihen. D's Land war also mit seinen Gebäuden nach beiden Seiten ųųsg'lehnt oder ųųsg'läächnet an den Läächeoder Läächmaa. Der Grundherr war zugleich Pächter und Verpächter, wie der B'hųųsmą im Doppelsinn des Wortes Mieter oder Vermieter



Frau aus Ins

[1] EB. 2, 452.

sein kann.[2] Unterpächter des Grundherrn aber waren Kleinbauern, die als nunmehrige Gutshörige in bösen Zeiten bei ihm Schutz suchten und im Frondienst[3] seine sälber bhaltnige Hofgüter bauten.

Vom Grundherrn als Stifter und Eigner einer Ortskirche ging der vollwertige Titel auf den Diener dieser Kirche über, und dieser trug ihn nach dem Übergang der Grundherrschaft auf die Stadt und den daraus hervorgehenden Staat auf dem Landschaftsgebiet der Untertanen so ausschließlich, daß hier Herr svw. Pfarrherr geworden ist. Der Weßfall d's Heerre konnte sich auf dessen Nachkommen sogar als Geschlechtsname Herren, Heere forterben. So zumal im Laupenamt. Nach beliebtem Wortspiel gibt es im dortigen Weiler Rüpplisried feuf Here u feuf Buure u feuf Hünd. (Alle fünf Bauern heißen Herren, und jeder hält einen Hund.) In Nidau aber gibt es das Geschlecht Herrli.

Als ein vorab durch sein Alter Ehrwürdiger gehörte der Heer, wenn er auf einen weit zurückreichenden Stammbaum von „Vätern" hinweisen konnte, zum Adel[4] oder zur Noblesse,[5] welche im Verfügen über eigenes Gut 's nobel gibt.

Wer als männliches Mitglied alter Familien adeligen Rang und Stand beanspruchte, nannte sich „Jungherr", junc-herre, Junker (vgl. das Junkholz), parallel der jungen Frau (d. i. jungen Herrin) als der ursprünglichen Jungfrau, die nun als Jungfer N. N. und als Jumpfere ledigen Standes hinter dem keineswegs immer edlern Fräiläin zurücktreten muß, als Jümpferli die Reimworte zimpferlich

[2] Vgl. miete = niete als Vorspann leisten und nehmen; etlehnne: in Leihe (Darlehen) geben und nehmen; nähmen = gr. némein (zuteilen) und gääben = irisch gibaim (nehme); kaufen = cauponari: um Gegenwert empfangen und hingeben (wie der Kaufmann). Vgl. auch epfangni (befruchtete) Eier. („Gegensinn der Urworte" von Abel in der „Gegenwart".) [3] Neben der got. „fraujô" (ahd. frouwe, mhd. vrouwe als Herrin) ist der got. frauja (Herr) und der ahd. als frô! angerufene Herr der religiöse und nochmals staatliche Fortsetzer des heidnisch-deutschen Trägers der Heiligkeit. In solchem Sinn entstand der ahd. Mehrzahl-Weßfall frôno („der Heiligen"), woraus mhd. das Beiwort vron und das Dingwort die vrône = die Fron, sowie nhd. der Gerichts-Fron geworden ist. (Kluge 151 f.) Aus hehr (ehrwürdig) aber bildete sich der Komparativ ahd. hêr-iro (wie der as. Superlativ hêr-ôsto) als Herr, Heer parallel dem Komparativ sen-ior (Seigneur, Sieur, Sire) aus sen-ex (bejahrt, welches Wort auch im gallischen Seneca, im Senat, im fränkischen sini-skalkus: Seneschall, ältester Hausdiener usw. steckt. (Kluge 199. 206. 493; Walde 698.) [4] Zu Att (Vater): Kluge 6 f.; Hoops 1, 36. „Der" und „das" adel spricht für die ursprünglich adjektivische Funktion von adal, edil, edili (Graff 1, 141), bei welcher bloß noch edel blieb. Die Umlautform uodal (Adelsgut, fater-uodal) ist erhalten in dem bei emmenthal. „d'Uele" stark entwerteten Uodal-rîh (Ulrich, Ueli: durch Adelsgut mächtig), Uodalbert (Adalbert, Albert) und Uodalbëraht (Albrecht, Abrecht, Brächt: durch Adelsgut glänzend), Uodal-lant = Uhland usw. [5] Lat. nobilis: chennbar, bekannt, vo däm ma redt. (Walde 522.)

und Gümperli in Erinnerung ruft, als bäuerliche Jumpfrau aber vollends die herabsetzende Wortgeschichte des städtischen Meitli (Mädchen als Magd)[6] mitmacht.

Ständig sprach man z. B. in Erlach vom Junker Landvogt, wie denn auch der steile Aufstieg zum dortigen Schloß (die S. 102 besprochene Oberstadt oder einfach Stadt im Gegensatze zum unterhalb gelegenen Stedtli) bis heute auch d'Junkeregaß genannt wird.

Die herrschaftliche Fronarbeit konnte auf bestimmte Wochentage verlegt sein. Drum der Donnstigacher, der Mittwuche, der Samstig. Andere Stücke gab der Grundherr in Halbpacht, so namentlich die Halbräbe (s. u.); als Lohnrääbe oder Lohnachere (1533) ließ er sie um enes Löhnli bebauen.

Es war natürlich der Herren eigener Profit, ihre Untergebenen durch honoorigi Bihandlig leistungsfähig zu erhalten. Nur dummstolze Brutalität, die der Chopf hinder aabe het, die vom Untergebenen minder oder nüüt dänkt, ihn vielmehr vergestimiert (verestimiert = verachtet und wie einen übel empfangenen Gast vergästet), ihn bei jeder Gelegenheit i d's Eggeli stellt und p'här foorst (par force) alles von ihm erzwänge will, untergrub mit der Zeit das patriarchalische Verhältnis, das uns in Schillers „Attinghausen" so ideal dargestellt wird. Dienstadelige Rittergeschlechter, wie teilweise die von Erlach und wie die nachmals nach Oberbipp verpflanzten von Ins, haben bis heute dies Ideal gewahrt.

Wie bisweilen neben, ja vor einheimischen Edlen wie Berchtold von Schaffis (1292) weit entfernte in den Bielersee-Reben platzgriffen, zeigt der Urner Egilolf von Opelingen, welcher 1146 das campum regium zu Landeron (Königsfeld, vielleicht einst des Burgunderkönigs Rudolf, im 13. Jahrhundert: das chan-re) an Frienisberg verkaufte. Wahrscheinlich bei Schaffis aber lag das „Herrenfeld": der noch im 15. Jahrhundert genannte „Domino-campus", Donno Campo, Dunchamp (1255), Dunzhan (1294), Duchamp.[7] Es kam 1250 von dem großen Herrn Werner von Kien an den Edlen Burkhard von Deß, 1255 an das seine Besitzungen ausrundende Kloster Bellelay, 1294 ein Haus darauf an Niklaus von Schaffis.[8]

Vom Twannbach bis zur Flueh bei Tüscherz, welche vor dem Straßenbau von 1839 i'n See uuse ragte und um Hammerwurfs-

[6] Got. mag-ath Mädchen neben mag-us Knabe. Mit der Entwertung vgl. z. B. engl. maiden hair (Frauenhaar als Zimmerspargel) mit ladys-maid. [7] Domus Haus, dominus Herr, dominicellus: damoiseau, pv. donzel (Junker), dominicella: demoiselle. [8] Türl. Emul. 1903, 45.

weite i'n See ịịne, reichte die Freiherrschaft Twann. Allein der letzte Herr von Twann starb kurz vor 1253, und seine Tochter Berchta brachte die Herrschaft ihrem Gemahl Burkhard von Deß zu. Wieder war es des letzten Tessers Tochter Clara, durch welche 1335 Otto von Vaumarcus Twann samt Deß erbte. Die Herrschaft und damit die niedere Gerichtsbarkeit kam später (s. u.) an Bern, welche Stadt 1487 als Erbin der Grafschaft Nidau auch die halbe hohe Gerichtsbarkeit an sich zog. Ihre eigenen Rechte über die andere Hälfte aber verwahrten sich die Twanner sehr sorgfältig in ihrem Schlafbuech; und als 1487 ihre Herrschaft durch Bern zur Landvogtei Nidau geschlagen wurde, häi ṣị sich g'wehrt wi d'Häftlimacher[9] für die fortgesetzte Gewährung eines äigete Landschrịịber und G'richtschrịịber. Einstweilen, z. B. noch 1687, geschah dies mit Erfolg.

Es gab auch Freiherren von Ligerz. Ihr erster Adelsträger war der Kastellan Petermann zum Schloßbärg über Neuenstadt. Ihr letzter, Bernhard, verkaufte um 1406 seine Herrschaftsrechte an den Berner Burger Johann von Büren, der sie 1409 an die Stadt Biel abtrat. Diese Freiherren, welche 1598 ausstarben, werden ursprünglich die Vesti (le château) bewohnt haben, deren Platz mit den spärlichen Überresten nahe der gleichnamigen, uralten Häusergruppe einen so anmutvollen Blick auf das Dorf Ligerz am See under gewährt. Hier liegt, an der Grenze zwischen Ligerz und Schaffis und beim einstigen Chalchofe (wo Kalk gebrannt wurde) der Hof (hierher die Hofrääbe?) oder La Porte. Das ist der Stammsitz der jüngern Linie von Ligerz, welche die am Hause seewärts ụụfg'mạạlne drei Chleebletter im Wappen führte. Sie stammte ab von Johann de Costel[10] und dem Ligerzer Wirt Heineli.[11] Sie starb 1820 aus.

Unserm Illustrator Dr. Ernst Geiger als nunmehrigem Besitzer verdanken wir die folgenden Notizen über den Hof bei Ligerz (aber auf Neuenstadter Boden stehend): Die letzten Angehörigen des Geschlechts von Ligerz verkauften 1814 den Hof an Vinzenz Santschi und A. Burkhard. Diese halbierten das Gebäude unter sich und machten es zur Wiibuurewohnig ortsüblicher Art. Die reiche Innenausstattung verschwand zum größten Teil. Die eingelegte Decke des Saals wurde veräußert, indes von den Wänden noch ein Stück im Hof vorhanden ist. Es zeigt schöne Städtebilder und ornamentale Motive des 16. Jahrhunderts.

Seitdem die beiden Teile des Hauses wieder in éiner Hand vereinigt sind, wurden die vermuurete Türen und Fenster wieder geöffnet (alt: 'tụụft, die Zwischenwand und Decke furt 'too. Der hergestellte Saal weist im Innern auf fünf Kragsteinen das Woope

[9] Zweistufiges Bild: Wi n e Häftlimacher luege = „scharf" zur Arbeit sehen, und so auch „scharf" sich zur Wehre setzen. Vgl. tubacke, riich ṣịị u. dgl., wi n e Stier = stark, sehr. [10] Vgl. Gostel (Ins 76 f.) und frz. côteau (Abhang); zu costa: M-L. 2279. [11] Mül. 323. 332 f.; Türl.-Propper. Bl. sub Ligerz.

der Familie von Ligerz auf: drüü Chleeblettli auf dem Dreiberg. Ein Allianzwappen zeigt neben dem Wappen der Familie ein bisher unbekanntes Frauenwappen und darüber die Jahrzahl 1555. Ein anderes Wappen trägt die Jahrzahl 1719. Die Fenster des Saales zeigen das Muschelornament mit spinnwebenartigen Motiven auf. Während auf die Seite des Torbogens hin ein dreiteiliges Fenster blickt, zeigt ufe See ụsą eine sechsteilige Fenstergruppe, deren Mitte durch eine zierliche Säule betont ist. Im Egge des Saales zwischen beiden Fenstergruppen führt eine schwere iisigi Tüür in den Erker, der mit seinen früher vergitterten vier Fenstern das Familienarchiv geborgen haben soll. Der durch sein Alter schreeg gewordene Turmhelm des Erkers ist mit farbig glasierten Ziegeln 'deckt. Bemerkenswert sind noch eine spätgotische Fensterfassung und die Reste eines spätgotischen Kamins im Parterre, wo allem noo einst ein großer Saal seine Pracht entfaltet hat. (Siehe Bild S. 232.)

Tüscherz-Alfermé gehörte samt dem vormals kirchgenössigen Sutz-Lattrigen rechts des Sees (änet em See) zur Herrschaft Nidau, welche außerdem das Stadt- und Landgericht Nidau, das Schloßgebiet und den See, so wit wi d'Wälle schlöö, umfaßte.

Die Herrschaft Nidau trug aber den Titel einer Grafschaft, verband also mit dem ausgedehnten Grundbesitz die umfassenden erblichen Befugnisse und Einkünfte der nichterblichen militärischen und finanziellen Verwaltung.[12] Der gleichen Stellung erfreuten sich die Herrschaften Erlach, Aarberg, Straßberg (Büren), Oltigen, Neuenburg: alle wie Nidau aus der Herrschaft Deutsch-Neuenburg hervorgegangen, welche zwischen 1221 und 1224 von Vinelz- (Fenis-) oder Welsch-Neuenburg abgetrennt worden war. Dieser gehörte auch die Vogtei über das Stedtli Biel.

Im 12. Jahrhundert reichten auch Grafen von Laupen nach Neuenstadt hinüber. 1312 erscheint ein Lôpen bei Schaffis, 1336 ist Jacob de Loies (Loyes) Burger von Neuenstadt, und 1412 lebte zu Schaffis Imier de Loyes.[13]

Aber um 1450 erlangten selbst die Grafen von Savoyen, welchen im 14. Jahrhundert Erlach als Lehen und während zehn Jahren als unmittelbare Herrschaft verfallen war, Hoheitsrechte über Neuenstadter Reben. Sie erhielten Reben des Klosters Rüeggisberg (s. u.) als Lehen vom Berner Schultheißen Rudolf Hofmeister, der sie erworben hatte. Diesem folgten als Eigner die Berner Schultheißen Rudolf von Ringoltingen, zubenannt Zigerli (s. u.), und sein Sohn Thüring,

[12] Aus der „Zahl" der zum Heer Aufgebotenen: dem alten rôf oder der ahd. ruaba, as. ruova (zu ruabôn, und garuabôn zählen: Graff 2, 361), welche die Hundertschaft (centena) zu stellen vermochte, leitet denn auch Brunners Rechtsgeschichte (vgl. Heusler 46) den Graf als ga-rôf-jo, ga-rêf-jo her. Vgl. Kluge 178 f.; Hoops 2, 325. Der frz. comte ist dagegen der „Mitgeher", Gefolgsmann des obersten Landesherrn (com-i-t-es Mehrzahl von comes). [13] Türl. Emul. 1903, 46.

welcher durch Umwandlung des Manns- in ein Kunkellehen[14] die von ihm noch gemehrten Neuenstadter Reben seinen bruderlosen Töchtern sicherte. Ein clos au comte (Gyu Ggang) gibt es zu Li., eine comtesse ebd. als d'Gụ̈ntesse. — Erwähnt sei noch der Märgrääfler aus Churbaden als dem alten Markgrafenland.

V.

Eine im ganzen sehr wohltätige Kụnkẹränz schufen den weltlichen Herrschaften, welche namentlich als Grafschaften durch ruinöses Aufgebot zu Ding (Gericht) und Heer immer mehr freie Kleinbauern als Hörige unter ihre Macht zwangen,[1] die geistlichen Stiftungen. Von Vergabungen an solche reden zunächst Weinbergnamen wie das Ligerzer bois de Dieu (1825): Bŭẹtẹdiẹ oder -dịị, Bụ̈ụ̈tedịị oder -dị, das nahe Marion, Măriung und die vignes de Notre Dame: 5 Mw. zu Landeron, sowie zu Nv. (1706, ehemals Balluen), die St. Niklaus (1809) oder Chlạusere-Rääbe zu Ins, der campus Martini oder Tschammerdịị, Schammerdịị (-dị) zu Vingelz (1805), erinnernd an das Tschamẹrịị (-ị) zu Hasli bei Burgdorf, vielleicht auch die Pierehạạlᵇe (Ins).

Das clos à l'Abbée (von St. Johannsen) erscheint in interessantem Patoisrest von Ligerz als das Gyụ a l'Abb. Zu Gals gehört eine Konwäntsmatte des eben genannten frühern Klosters. Eine Nụnnemị̈hli (s. u.), über deren Zugehörigkeit nichts zu erfahren ist, ward durch den Unterlauf des Twannbach getrieben. Von Mönchen reden alle die München-acher und -matte, der -rehhaagacher und die Möönhạạlᵇe (Ins 34), das Mụ̈nchebụ̈chsi der Johanniter (s. u.) und der Sentier aux Moines (Li.), der zum Bois de Dieu hinanführt.

Der im Bruedersweier (Ins), Bruderholz usw. verewigte Laienbruder des Klosters führt über zu dessen geistlichem „Vater": dem gotisch-griechischen papâs als dem Pfaff.[2] Durch Luthers Opposition gegen die von ihm innerlich überwundene „Möncherei" mit dem Nebensinn des behaglichen Wohllebens, auch etwa der Herrschsucht behaftet, finden wir das Lehnwort in der affektlosen Grundbedeutung verewigt in der Pfaffechilche (in der Falbringen, d. i. Volmaringen, über

[14] Die Kunkel als Symbol der Weiblichkeit und ihrer Rechte: schwz. Id. 3, 365.

[1] Heusler 65 f. [2] Kluge 344; Seil. 1, 236; mhd. Wb. 2, 1, 473 f.; schwz. Id. 5, 1058—64. Der seit dem 6. Jhd. auch in Deutschland als papâs benannte niedere Geistliche ward unterschieden vom gr. pâpas, l. pâpa, spät ahd. bâbes, mhd. bâbest Papst (Kluge 341), welchen Titel als spassigen Zunamen ein an Pius IX. erinnernder Twanner trägt.

Biel, 1805); im Pfaffehuus der St. Urbaner Mönche (jetzt das Matthysehuus), zu Vg.; im ussere un innere Pfaffeholz (Fh.); in der Pfaffeblatte (im Wald über Tü.); im Pfaffetaan (1545): Faffenthan oder Fassanten[3] am „Pfultschmißgraben" (1621), zu Lü. und Tw., bis 1649 zum Twanner Klostergut Engelberg — Angelbärg — bei Wingreis gehörend; im Pfaffe-Mammert (Mannwerk) nahe beim Gufelätt (s. u.). Eine Pfaffematte liegt zu Mü. (1715), ein Pfaffemätteli (1805) zu Gottstatt.

Das unserm Rebgebiet nächste Kloster, welches reiches Rebgut besaß, um nun in seiner Nachfolge als Zwangsarbeitsanstalt Häcker in fremde Weinberge auszuschicken, ist St. Johannsen (Sand Jhánnse, Sant Jhánns, Hanse, vgl. Ins 571 ff.) bei Erlach, aber auf Galser Boden. Das dem Täufer gewidmete Alt-Benediktinerkloster ward um 1097 gegründet durch den Lausanner Bischof Cuno von Fenis (Vinelz) und vollendet durch dessen Bruder: den Basler Bischof Burkhard, der auch die Burg Erlach baute. Das Kloster besaß 1183 u. a. die Rebe Mornet zu Nv., nach welcher 1265 ein Aimon und 1285 ein Jacques de Mornet sich benannte, und erwarb 1264 von der Adelsfamilie Riche von Solothurn einen dortigen Weinzehnten. Um 1185 besaß es auch Reben zu Volcon, Vouchon, Vuichon, Vuitchon sur le ruz: über dem Bechli, dessen Unterlauf nur noch einzig Vuichon heißt. St. Johannsen aber besaß zu diesem Rebgut ein Haus und eine Mühle, was alles nebst einem Feld 1195 an Bellelay (s. u.) kam. St. Johannsen erwarb dafür um 1200 von einem Herrn von Üsenberg das Fischerrecht im Bielersee.[4]

Spurlos vergange ist der Rebenbesitz des Cluniacenserklosters Rüeggisberg (Hruod-ger-is oder Rüeggers-Berg, frz. Montrichier). Eine Rebe zu Montrichier, vermutlich hinter der Vorstadt Neuenstadt, kam 1284 durch Jacques de Mornet an die dortige Weiße Kirche, 1296 aber durch einen Pfarrer derselben an Bellelay.[5]

Reben über Prapion zu Nv.: en Russilie, Rusille, Recille kaufte 1383 das Frauenkloster Frauenkappelen.[6] Der Name erinnert an Fraubrunnen: Unserer Lieben Frauen Brunnen (Heilquell), Fons Beatae Mariae. Dem hier gestifteten Frauenkloster gehörte der Chapf über Twann mit den besondern Teilen der Frauechäpf (1784, 1825) und das Frauechäpfli, des Chäpfli schlechthin. (Über ihren Akkord mit Twannern s. u.). Verwaltungssitz aber war das weitläufige Fraubrunnerhuus mit der eigenen Fraubrunneländi zu Twann.

[3] DBE. 59. 138 ff. [4] Türl. Emul. 1903, 43 f.; Trouillat 1, 449. [5] Türl. ebd. 49. [6] Ebd. 48.

Als eine Haupterbin des früh in den Hintergrund gedrängten Münster-Granfelden (s. u.) sehen wir wiederholt die (jetzt als jurassische Irrenanstalt fortbestehende) Prämonstratenser-Abtei Bellelay (Bällelee) si^ch bräit mache. Sie faßte während ihres ungewöhnlich langen Bestandes (um 1140 bis 1798) auch zu Neuenstadt so kräftig Boden, daß sie hier bis 1798 auch den Kirchensatz und die Präsentation für die Pfarrbesetzung behielt. Mittelst ihrer Tochterstifte zu Andreasbrunnen und auf dem Bartlomé-hof (auf dem Büttebärg, von hier nach Gottstatt an der Zihl verlegt), faßte Bellelay auch im Neuenburgischen und im untern Seeland Fuß. Mittelpunkt der einstigen Gottstatter Reben zu Vingelz war das stattliche Gottstatterhụụs, kurz: Gottstatt, heute eine Wirtschaft.

Der Abt Juillerat begann 1631 den Bau des Reb- und Ferienhauses zu Neuenstadt, das 1804 in den Besitz der Stadt Bern kam und seither das Bärnerhụụs genannt wird. Sein Nachfolger führte den Bau mit der stolzen First zu Ende. Dem Abt Cüenat diente das Haus acht Jahre lang als Asyl vor den Schweden, die während des dreißigjährigen Krieges einen Einbruch in den Jura zu befürchten gaben. Dieser Gefahr überließ der geistliche Herr seine Untergebenen, sie auf seine Verhaltungsmaßregeln verweisend. Tapfer hielten dagegen der Prior und der spätere Abt Johann Georg Schwaller in den bösen Zeiten aus. Weniger zu rühmen ist der vom letztern nach 1671 dem Haus angebaute Schwallerturn, welcher von der Südseite her den Zutritt und Aufstieg ins Haus und in die obern Stockwerke ermöglicht, und der bis zum Abbruch im Jahr 1920 den Dampfschiffkursen Erlach-Neuenstadt als Orientierungspunkt diente. Er war nämlich nicht nur so unarchitektonisch als möglich aab'bauet, sondern auch so flüchtig fundamentiert, daß die dicht an ihm vorübersausenden Eisenbahnzüge ihn zu einem immer bedenklichern chiere brachten und die Abtragung ein dringendes Gebot der Verkehrssicherung wurde. Das einzig Erhaltenswerte an ihm ist der Wappenstein, der unter dem Helm das Kreuzgewölbe abschließt. Er zeigt innerhalb der runden Umgrenzung in einem gevierten Schilde die Woope Bellelay und Schwaller. Das Wappenschild wird überragt von einem Krummstab, indes der noch freie Raum zu beiden Seiten mit einer Mitra (Bischofsmütze) und mit der Helmzier der Schwaller von Solothurn geschmückt ist. Der dem trefflich erhaltenen Wappenstein gebührende Platz ist der über dem Haupteingang ins Bärnerhụụs auf der Hofseite zwischen Haustüre und Fenster des erste Stock. Dort ward schon beim Hausbau ein ziemlich großer, rechteckiger Woopestäi iig'loo; zur Zeit der Revolution fand sich ein Freiheits- und Gleichheitsheld berufen, die schönen Wappen abz'schloo.[7]

Noch 1529/30 erhielten die Karthäuser von Toorbärg vom See ihre 10 Faß Wein in ihr Doorbärghụụs (den heutigen Hinterbau des Hauses Witzig) zu Ligerz geliefert. Da hatten sie 1404 von Kuno Runggi beträchtliche Weinbergbesitze erworben. Die Cistercienser-Abtei Frienisbärg mit ihrer kleinen Nonnenfiliale Tedligen besaß ein Haus zu Landeron.

[7] W. Bourquin im „Bund" unter Verweisung auf „Das Bürgerhaus in der Schweiz" VI und Saucy's Hist. de l'anc. abbaye de Bellelay.

Einen weiten, freien Umschwung beherrscht neben Wingreis zu Twann das auch nach seinem modernisierten Umbau eigenartig stattliche Haus Ängelbärg (die heutige Fremdenpension Burkhard-Engel von Li. und Tw.) als Zweigniederlassung des Nidwaldner Klosters Engelberg.

Als Erholungsheim: eine dömus convaletudinis, Confellet (1329), Cumphellet (1334), Caphellet uf der wueste (1334), Conflet (1353), Convalethaus (1798) war auch das Göfelätter- oder Güfelätterhuus, kurz und gewöhnlich: das Güfelätt (S. 120) am See zwischen Tüscherz und Alfermee gedacht. Das Luzerner Kloster St. Urban (Sant Uurbe) hat es 1334[8] hier auf dem Platze, wo seit 1915 die Quelle der Wasserversorgung für die genannte Doppelgemeinde sprudelt, abg'stellt und 1353 erweitert durch die Güfelättere: das weithin reichende Rebgut, das von einem zueg'chaufte Ökonomiegebäude beherrscht wurde. Diese Schüür barg acht bis zehn Kühe, deren Behandlung gleich der des Rebguts der Großkellner überwachte. Er wohnte im zweiten (obere) Stock des östlich der Scheuer gelegenen Hauses, während der under Stock zur Lesezeit die geistlichen Winzer (s. u.) herbergte. Die in den großen Saal eingebaute Kapelle sollte die „Pfarer" ihre Klösterlichkeit nid ganz lo vergässe. Für das bißchen Ferien-Askese entschädigte sie dann wieder der mächtige Chäller under inne mit den vier bis sechs großen Trüele.

Trotz seiner Ausdehnung stellte das gegen 40 m lange, mit seiner Breite zwischen See und Fels eingebettete Doppelhaus[9] gegen die Landseite hin wenig vor: es isch fast numme Dach gsii. Die Gebäude fielen denn auch, nachdem eines von ihnen noch eine Weile als Schuelhuus gedient, 1860 der Eisenbahn zum Opfer. Die sehr festen Grundmauern aber mußten durch Sprengung der Quellenfassung weichen.

So das Ende des St. Urbaner Niederlasses. Sein Zweck war mit der Aufhebung des Mutterklosters erfüllt: die Luzerner Regierung säkularisierte dasselbe am 14. April 1848 zwecks Deckung ihrer Sonderbundskriegskosten und verwandelte es in der Folge in eine Irrenanstalt.[10]

Die Gufelättere aber wurde samt dem Raub im Bären zu Twann versteigert. Die Stäigerig dauerte acht Tag: so schröckeli häi di Lüt b'bressiert.[11]

[8] Font. 6, 98. [9] Es ist auf der schönen Inselkarte unter Nr. 18 abgebildet. [10] Das Chorgestühl der Kirche mit den prachtvoll und meisterhaft geschnitzten biblischen Darstellungen wanderte nach Schottland, wurde aber von der Eidgenossenschaft um eine Million Franken aus der Gottfried Keller-Stiftung zurückgebracht und hergestellt. [11] Nach Baumeister Gottfried Hirt zu Alfermé und unserm auch sonst vielfachen Gewährsmanne, dem greisen Abraham Tschantré (Hämmi T'schang).

Dem Straßenbau von 1839 wichen auch die der Twanner Kirche als einheitlicher Komplex angefügten Gebäude der Johanniter: einer Freischar der Kreuzzüge zur Pflege der ins Heilige Land Verschlagenen. Sie waren also Genossen der Tempelritter, der Lazarusbrüder,[12] der einst auch in Epfach und dessen eingegangenem Nachbarort Wiler begüterten Deutschritter. Die nach dem Täufer benannten Johanniter[13] besaßen als schweizerische Anstalt die Priesterkommende Küsnacht bei Zürich. Die faßte auch Boden am Bielersee: im Bielerhuus zu Vingelz, im alte Chloster zu Biel (dem nachmaligen Spittel und spätern Gymnasium für die Chlostergäßler),[14] im dortigen Bielguet, sowie in der Bielere (einem Weinberg bei Wingreis). Allein die Johanniter der Schweiz stifteten als eigene Gesellschaft auch selbständige Anstalten. So im Bernerland die zu Thunstetten bei Langenthal und die zu Münchenbuchsee.

Die erstere Komménde, 1220 gegründet, tauschte 1274 einem Solothurner eine Twanner Rebe und eine Geichter Schuppose ab,[15] verkaufte aber 1304 dem Fraubrunnehuus den „Acker Schammer",[16] d. h. wohl den Tschamór (champ mort) als Stück der Felsenheide beim Chapf über Twann. (S. 137.)

Aber erst recht die ritterlichen Schwarzröcke der Kommende Münchenbuchsee (Buchsi) haben im Seeland sich vertoo. Ihr umfangreiches Haus gegenüber der Kirche diente nachmals als Pestalozzi-Anstalt, dann als bernisches Lehrerseminar und nunmehr als Taubstummenheim.

1186 wurde es durch seinen Stifter: den Freiherrn von genanntem Buchsi mit der Rebe monticulum (vgl. den Gottstatter Muntel), dem nachmaligen Muntigils, Muntels, Montey, heute: Montet zu Neuenstadt beschenkt.[17] Eine Hauptvergabung aber floß der Kommende zu durch den Freiherrn Cuno von Twann. Der schenkte ihr 1237 seine Eigenkirche Twann mit allen Gütern und Leuten darauf.[18] (Die ungeladenen Gäste wurden in das Haus des Leutpriesters gewiesen.) Und nun fiel Weinberg um Weinberg an die Kommende, die im Buchsihuus neben der Kirche ihren Verwaltungssitz erhielt. Ein eigener Küfer schuf in der Chiefferlaube die Behälter für den Wein aus den Hütteräbe (1255 oder 1256),[19] den Reben zu Sarbachen (1260 oder 1261),[20] am Fluebach[21] (1278), im Roosset (1284),[22] der (1427 an den Berner

[12] Wurstemberger 2, 440; Font. 3, 6. 291; Vortrag von Pfarrer Otto Hopf in Gerzensee vor dem Historischen Verein Bern. [13] Wurstemberger 2, 434 ff.; Egbert Friedrich von Mülinen im AhV. J. 33—62; AhV. 7, 33—61; 8, 287. [14] a Bl. 13; Molz IV; Rektor Wyß. [15] PuTw. (1533). [16] Font. 4, 179 [17] Türl. Emul. 1904, 50. [18] Font. 2, 170 f. [19] F. 2, 410; 3, 69; s. S. 146. [20] F. 2, 525; s. u. [21] F. 3, 212; s. S. 136. [22] F. 3, 358.

Schultheißen Rudolf Hofmeister uusg'läächneti) Chroos. Dazu kam fast ganz Gäicht, kamen Reben zu Ligerz (noch 1824 volle 113 Mannwerk), Güter zu Sutz, Lattrigen, Bellmund, ein Haus



Das ehemalige Johanniterhaus Twann mit der Chüefferlaube

zu Biel,[23] der Buchsiacher (1533) zu Kappelen bei Aarberg, Güter zu Seewil usw.

Trotz (oder wäge?) diesem Gebietszuwachs geriet das Buchsihuus über d'Ohre in Schulden. (Es si e Husse Schulde bii n ihm g'lääge.) Alles nunmehr haushälterische (wie Li.: hushääblich) Leben verhütete nicht mehr, daß es het müeße lo goo.

[23] F. 3, 498.

Nachdem daher Bern 1528 auch die Johanniter-Güter säkularisiert, ließ sich d's Johr druuf der Twanner Comtur seinem Orden hinderrucks mit einer reichen Altersversorgung abfinden. Münchenbuchsee wurde der Sitz der gleichnamigen Landvogtei, bis diese (1798) mit dem Ämtli Landshuet zum Amt Fraubrunnen verschmolzen wurde.

Das Twanner Buchsiguet diente teilweise zur Vermehrung der Twanner Pfarrei, welche damit neben der von Ins zu den reichsten bernischen Pfruende" wurde, bis diese 1803 und vollends 1874 uus-g'gliichlet worte sii. Beträchtlich ausgedehnt waren namentlich die Chilcherääbe, bis sie für die Anlage und Vergrößerung des neuen Friedhofes immer wieder angeschnitten wurden.

Dagegen gehörte 's Pfruendwäldli dem Staat als Erben der Stadt Bern, welche den meisten Twanner Johanniter-Besitz versteigerte. Die Dwanner häi sich zueche g'macht und erwarben besonders all die rechtsseeischen Strandböde, deren Bewirtschaftung (s. u.) dem einseitigen Rebbau links des Sees zu willkommener Ergänzung diente. Der bäuerliche „Hof" Gäicht kam 1529 an die Gemeinde Twann. Die noch heute einfach als d'Schiir benannte Pfrundscheune zu Geicht, welche 1763 auf dem Platz einer B'huusig samt deren Chrutgäärtli errichtet wurde,[24] ist nun der Sitz eines Buurewääseli.

Von den Begiinen (s. u.) sprechen nur die Bégiine und das Bégiineli Kleintwanns; und wo das Solothurner Versorgungshaus Thüring seine Reben und seine Tüscherzer Filiale hatte, ist nicht einmal erweisbar. Vielleicht ist dieses Diirigerhuus in der Funtelen zu suchen.[25] Noch erwähnen wir die Vizänzene zu Mullen: Reben, welche vor der Reformation dem Vinzenzenkloster zu Bern gehörten.

VI.

Bloß berührt wurde bisher die älteste fremde Seeländerreben-Besitzerin: die vom Kloster Luxueil aus gestiftete Alt-Benediktiner-Abtei Münster-Granfelden (Moutier-Grandval), welcher 866 der Papst u. a. ihren Besitz zu Nugerol in der Pipinischen Grafschaft bestätigte. Aber bereits 999 schenkte der letzte Burgunderkönig Rudolf III. die Abtei kurzerhand als Lohn für erwiesene Treue gegenüber dem Landesadel dem Inhaber des Basler Hochstiftes, dem Bischof Adelbero,[1] indes das um 1200 erstandene Chorherrenstift Münster-Granfelden seinen Besitz mehr und mehr durch Bellelay aufgesogen sah.

[24] NB. 1, 13 ff. [25] Über Abtretung von Korn-, Hühner-, Eier- und Pfennig-Zinsen an das Thüringerhaus aus Bipp (1597) s. Freudiger, Bipp 163. (Gütige Mitteilungen des Solothurner Staatsschreibers Dr. Lechner über dieses Haus verwenden wir anderwärts.)

[1] Rohr 18.

Mit solcher Schenkung war der Grund gelegt zum Fürst-Bistum Basel. Das begann um 400 mit dem bescheidenen geistlichen Amt in Kaiseraugst, schlug dann aber in der „königlichen" Stadt neben der fränkischen Königspfalz seinen Bischofssitz auf und entfaltete nach der Reformation auch in Pruntrut[2] (Brunnedrütt) die Hofpracht, von welcher die jeweiligen Huldigungsfeierlichkeiten z. B. in Biel Kunde gaben.[3] Das Bistum erhielt sich auf politischer Höhe, bis der letzte Bischof als e trurige Hööseler durch Anruf fremder Mächte gegen seine Untertanen den Untergang des geistlichen Fürstentums[4] und seine gänzliche Angliederung an den Kanton Bern herbeirief.

„Lieben Fürst" nannte Barbarossas Sohn Heinrich 1185 den Bischof Heinrich von Neuenburg.[5] Seither empfing der Basler Bischof als Reichsfürst unmittelbar vom König sein Reichsamt als persönliches Lehen. Der dabei ihm überreichte Spieß mit Wimpel: der Fahne, als der fränkische gundfano,[6] als Sinnbild des Heerbannrechts bezeichnete ihn als weltlichen Machthaber, die Überreichung von Ring und Stab als die „Bekleidung" (Investitur) mit der bischöflichen Würde des „Hirten" der ihm „angetrauten" Untergebenen. Daher das Recht, durch die Münzer, Wechsler und Goldschmiede seines Hausgesindes[7] den „Stäbler" (Stebler) als Gält in die Welt zu setzen. Der altfränkische Stebler (stabularius, Stallmeister) als erblicher Marschall (der Mar-schalk, mari-scalcus, „Pferdeknecht" zur Würde des Hof- und Feld-Marschall erhoben), der altfränkische Seneschall (ältester Hausdiener) als nunmehriger Truchseß (Aufseher über das Gesinde bei Tisch)[8] in der erblichen Würde

[2] Porrentruy wird auf den pons Ragintrudis: die Brügg des Ragintrût oder -trûd (des mit Rat dienenden) zurückgeführt. Vgl. Graff 2, 384; 5, 471. [3] ZB. des Bischofs Friedrich von Wangen, geschildert von Major Gagnebin in Biel. Vgl. Emul. 1902, 54. [4] Vgl. Etude sur l'histoire de la Révolution dans l'ancien évêché de Bâle, par A. Daucourt, curé de Miécourt. (Emul. 1902. 25—130; 1903, 53—173. [5] Rohr 20. [6] Der it. gonfalone, frz. gonfalon (die l. hasta signifera (Heusler 185). Bloßes „Fahne" ist, wie z. B. die Wetterfahne lehrt, gleich l. pannus und frz. pan, ursprünglich bloß der Tuchlappen (Kluge 124, Walde 559), vgl. frz. drap-eau, empfing aber, wie sachverwandtes „Banner" aus Panier, frz. bannière und das „ungebundene" Bandelier als bandwa (Zeichen: Kluge 38, Stucke S. 20 f.), im Kriegsgebrauch den hohen Gefühlswert, den wir beim feierlichen Fahneneid immer neu empfinden. [7] Rohr 41. 57. [8] Ahd. druht-sâßßo, mhd. truhtsaße, der altholl. dros-sâte als Droste (Kluge 466) ist der „Vorgesetzte einer „Schar": eines l. drungus (Soldatenschar), kelt. drong (Schar), einer ahd. truht (Schar: Graff 5, 517 f.) zu bringen (Walde 243) als „Gedränge" stellbar. Demgemäß ist das „Trüech" im Oberaargau und Emmental eine Schar von ung'regeliert, grobäänisch sich geberdenden Leuten, namentlich Kindern. Der Grindelwaldner aber besitzt 1. Veh (Großvieh), 2. Triecht (Schmalvieh) und 3. Fährleni (Schweine), vgl. Gw. 662; und dem Guggisberger ist das Trüecht ein Gewimmel kleiner Jungtiere (Gb. 141).

des Herrn von Haseburg, der altfränkische buticularius[9] als der nunmehrige Kämmerer (vgl. den Kammerer als Kanzler des Dächche = Dekan der alten Geistlichen-Kapitel) und der aus uralten Zeiten stammende Mundschenk (échanson)[10] ahmten großartig den Hofhalt[11] und die hoffäärtigi Hoffahrt, Hoffęrt der königlichen Beamten zu den Hoffesten nach. Aus vier streng abgestuften Ständen aber (den Äbten und Pröpsten und Domherren, dem Ritteradel, den städtischen Behörden, den Herrschaftsvögten) versammelte der Fürstbischof seine Manne zu ernsten Beratungen. Die konnten durchwaltet werden von einem guten Geist: der Duldsamkeit z. B. gegen die von der „rechtgläubigen" Berner Regierung von Haus und Heim vertriebenen Widertäüffer (s. u.).[12] In Verkehr und Gewerbe, Land- und Waldwirtschaft dagegen fand Bern manches lămaaschig und schlapperig Verwaltete anders z'mache.[13]

Milt im guten und lääi (lau) im minder guete Sinn wurden gleich dem fürstbischöflichen Kirchenbesitz auch die stillschweigend in deren Verwaltung mit einbezogenen Bewohner regiert. Aber nach verschiedenen Rechten.

Zwischen Neuenstadt und Pieterlen gab es ursprünglich viel unmittelbares Kronland,[14] dessen Bewohner als Kleinbauern: colŏni, zu coloniæ (colonges) vereinigt, ihrer Reben pflegten. Les Collonges (Nv.) hieß noch um 1600 ein von sechs Winzern bebauter Weinberg, auf welchem Junker Vincenz von Ligerz (S. 196) sein Haus stehen hatte. Sie waren 1312 zumeist an Neuenstadt gekommen, nachdem sie dem Bischof gehört.[15] Ein rôle des colonges aber aus dem Ende des 14. Jhd., welcher sich auf Pieterle, Bözinge und Mett bezog,[16] läßt mittel-

[9] Aus gr. apŏtheca (Niederlage) wurde buticula, it. bottega und frz. boutique (M-L. 531) als Kramladen, Kram (vgl. toute la boutique, tutt la Pŭdigg und Werkstatt, Pŭdigge, Pudigg. [10] Aus Schrank = Schank (Kluge 390. 394. 413; mhd. Wb. 2, 81); vgl. das Buffert, Puffert (Lf. 628) als der zum Hausbau, nicht zum Mobiliar gehörende, daher aus dem Hartholz zierlich gebaute Wandschrank aus frz. buffet = Kredenztisch und speziell Schenktisch der Gaststube am Platz des polizeilich abgeschafften Glaschämmerli: Aus diesem Schrank leitet sich ab: schenken = 1. ein Getränk einschenken (als Handlung des Schenk, Schänk) und 2. etwas vergäbe gää; für das Deutsche gleich bezeichnend, wie etwa die Zeche als Ordnung, Reihenfolge, Arbeitsschicht und Arbeitsplatz (im Bergwerk) auch den Pintechehr des zechenden Zechers und die Trinkgebühr bedeutet, und wie das gefallen, Gefallen: das (wohl) g'falle, das öpperem öppis z'Gfalle tue, das G'fell und Ung'fell als die chance = die cadentia = der Fall des Spielwürfels zu deuten ist. (Vgl. sein Leben in die „Schanze" schlagen.) Kluge 394. 390. [11] Vgl. Schillers „Graf von Habsburg". [12] Vgl. auch die Hebung der Freiberge durch Bischof Imer von Ramstein: Emul. 1901, VI. [13] LWB. 1817. [14] Türl. aBbl. 4 f. [15] Emul. 1903, 47. [16] Rohr 39

bar auf Lit iSv. ursprünglich Freien[17] schließen, die infolge stillschweigender Usurpation ebenso an das bischöfliche Hochstift gekommen waren, wie 999 ihre Reben. So wurden sie baslerische Gotteshausleute, Gotteslechner oder Unserer-Lieben-Frauen-Leute mit alljährlicher Huldigungs-, Steuer- und Fronpflicht, aber mit Freizügigkeit. Wer kener Schulde gha het, het chönne goo, wo n er welle het. Er mußte sich bloß einen Fußtritt[18] (e Stupf) vom Gutsherrn gefallen lassen: der het ihm der Schueh g'gää; und wenn er seiner gern los war, het er ihm no der Holzschueh nachg g'schlungge. Auch übte der Herr am Entlassenen auf dessen Chöste eintägige Berechtigung und Pflicht des Geleites auf sichern Boden.

Neben den Freiherren von Ligerz und Twann hatten nur wenige, in dem seiner Freiherrn früh verlustigen Biel dagegen überwiegend viel solcher Gotteshausleute Platz, ebenso in Bözingen. Der bischöfliche Vogt über den Strich vom Ligerzer Chalchofe bis Bözingen, der Graf von Neuenburg-Nidau, fand darum auf dem Platze Biel einen trefflichen Stützpunkt der Machtentfaltung; und der Bischof half nach durch Gründung der Burg (S. 102), welche 1234 und 1239 urkundlich erwähnt wird, und Erhebung des Ortes zu einer Stadt (S. 102). Das hinderte diese darum doch nicht, mit der aufstrebenden Reichsstadt Bern als zugewandter Ort immer stärkere Fühlung zu suchen und die Feindschaft des Bischofs auf sich zu laden, die 1357 zum verbrenne Biels durch Jean de Vienne führte.

Zu Neuenstadt und Landeron lebten dagegen im 12. Jhd. zahlreiche Freiherrengeschlechter aus den Einkünften des dortigen Weinbaues, statteten aber nicht wenige geistliche Stiftungen mit Gütern und Rechten und Eigenleuten aus, über welche im Namen des Bischofs ebenfalls die Grafen von Neuenburg-Nidau und nach 1277 die von Welsch-Neuenburg die Vogtei übten. Die Feindschaft aber zwischen Bischof und Graf, welche zu den Schachzügen der gräflichen nova-villa-Gründungen um Landeron (um 1260 und 1309), sowie des bischöflichen Schloßbärg (um 1280) und der Neuenstadt (Näietstadt, Neuveville, 1312) führte[19] (S. 102), endete 1316 mit der Beschränkung der gräflichen Vogtei auf heutiges Neuenburger Gebiet.[20] Die weltlichen Rechte des Bischofs über Neuen-

[17] Der burgundische leudis als der Gemeinfreie stellt sich zu l. liber (frei, nach Walde 425) verschieden von liberi = die Heranwachsenden, zu ahd. leótan sprießen, vgl. die Lütstuden und die Lüdere, nach Brandstetter). Man sagt altdeutsch der und das liut neben der noch einzig gültigen Mehrzahl liute, Lüt. (I der Lüte Müüler choo: kritisiert werden, anderlütig würde: sich ans andere Geschlecht heranmachen usw.) [18] Türl. Grands Plaids 24. [19] Ebd. 8. [20] Ebd. 9.

ſtadt übten nun Meier: zunächſt die ebenfalls biſchöflichen von Biel, nach 1368 die Kaſtlane des Schloßbergs. Unter ihnen hielt Neuenſtadt treu zum Biſchof.

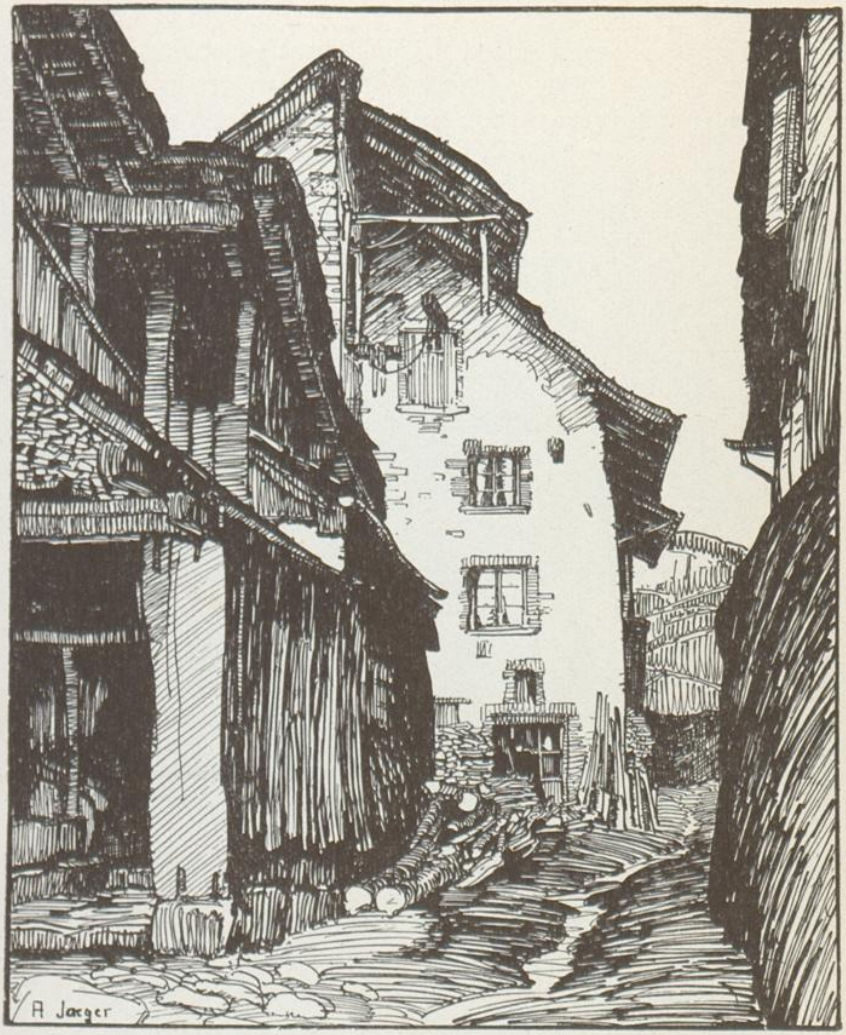
Berner Herrſchaft und Staatsſchutz.

I.

Pargimäntg'ſchrifte g'fabriziert un i d'Füechti g'läit un i'n Rauch g'hänkt hätten nach halbhundertjähriger akademiſcher Darſtellung eine Reihe Klöſter, um Gutserſchleichungen lo alt z'ſchiine; mit Bätſchier- (Tw.), Betſchier- (Erl.) oder Bütſchierwachs (Ins)[1] vermacht und mit dem Chlooſterſiigel oder -ſtämpfel als echt erklärt, hätten die Fälſchungen den Mönchen und Nonnen es uusſchwäiffigs Lääbe geſichert. Jedenfalls haben die ins Seeland hinein langenden geiſtlichen Stiftungen die koſtbaren Weinberge ſamt ihren hörigen Bearbeitern zumeiſt ſich lo ſchänke, im Gegenſatze zu arbeitsmutigen Rodeklöſtern,[2] welche mit rütte und ſchwände (Tw.) oder ſchwänte ihre Inſaſſen häi i d'Dräſſür, i d'Hüpple, i d'Gungße oder Güngßine (consignes) gnoo. Das bewahrte ſie vor em verſuure als Sürrlibel oder Suurrlibel und ließ aus ihnen düechtigi und diifigi Kärliſe, Kärlſe, Kärline werden.

Kerle alſo als Manne,[3] denen es z'minder iſt, den Weg der Glücksdüpfi und G'feelhünd zu betreten: e Hüroot aaz'gattige, vielleicht mit einer Schwääre, welcher es nüüt macht, ſcho im Dechcheli (als Wickelkind) vielleicht mit einem ſchmüürzelige Geizhals z'ſämmeg'gää, an ihn vermannt zu werden. Eine wohlfeile Art, e Chlumpe Gält uſez'lüpfe und es guets Lääbe z'haa: guet g'ſtellt oder guet g'ſäädlet z'ſii, und damit Grund zu finden, als e Wohlg'mäinte[r] (der ſich mäint, se croit) herrſchelig z'tue und den Haber im Chopf die andern fühlen zu laſſen. Von Simpadii (Sympathie) auch zwiſchen den alſo Zuſammengeketteten braucht ke Reed z'ſii. Die gewählte Perſon darf „witele", wie der Basler ſagt: ſie braucht nur vo witem ſchöön zu ſein, und es kann zu ihr heißen: Drei Schritt vom Liib, ſo gi[b]t's eppis an der

[1] Vgl. die bütſchierti Fläſche: vermacht mit dem Kork, wie vormals mit dem afrz. bousche (Strohwiſch) als bouchon (Buſchung) oder Pfropfen aus Holz (bois aus dem Buſchwerk des Weidelandes: der gr.-l. bosca. M-L. 1226). „Petſchaft" dagegen iſt der böhmiſch-öſterreichiſchen Kanzlei entlehnt (Kluge 344). Daran iſt Bätſchier angelehnt. [2] Hoops 1, 424. [3] Kluge 238 f.



Alte Häuser in Twann (Krosweg)

z'luege! Die Behandlung darf also sogar eine abschetzigi oder n̈derträchtigi[4] sii.

Die Gründung der Rebgesellschaft (s. u.) beweist, daß die an einzelne Stadtberner und schließlich an die Stadt Bern selbst gekommenen Reben seeländischer Herren (S. 193 ff.) und klösterlicher Besitzer (S. 198 ff.) anders 'dänkti Mäister erhielten. Von Einzelbesitzern wie Saager, Reichenbach, Hofmeister war oben die Rede; wir fügen die Wingräis-



Haus in Gaicht

Rääbe des schönen Toorma- (Thormann-) Guet bei und heben hervor, wie um 1828 der Hauptmann von Steiger auf seinen Schugger-Rääbe die waadtländische Bearbeitungsart und namentlich die Verjüngung alter Stöcke einführte.

Er berief hierzu aus der Gegend von Sigriswil g'lii̇rnigi junge Winzer, die nachmals sich im Seeland niederließen und bis zur Stunde ihr Geschlecht fortsetzten; so die Wenker und Kämpf (Chämpf) in Gam-

[4] „Niederträchtig also hier: danach trachtend, einen niedrig zu halten. Dagegen emmentalisch: „nicht nach hohen Dingen trachtend," leutselig, g'mein iSv. humble, also dem soziell Niedrigen sich im Umgang gleich stellend. In der schriftdeutschen Bedeutung ist an moralische Niedrigkeit gedacht, an „gemein" und „kommun" im schlimmsten Sinn.

pelen, so die Sauser und Santschi zu Ligerz und Schaffis. Seine ständigen Arbeitsleute am Orte selber beschränkten sich auf Erweise ihrer Elastizität in der Form der damals in weiter Rundi bekannten Schugger Höflichkäit, welche z. B. die direkte Anrede mied. „Erlaubt vilicht der Herr von Stäiger, das[s] i hüt mi's äiget Rääbui[5] (Räbli) schaabi?" „Chaust der Herr Schüürer dä Herbst ó Most?" Im Umgang mit seinesgleichen durfte eher jene andere Anredeart platzgreifen,



Häuser in Ligerz

die wäge Höflichkäit no nie isch g'stragft worte. Ja, wo solche käi Profit biibbroocht het, durfte man schon es Nummero gröber choo, durfte man am gröberen Ort abg'sogt („abgesägt") sii. Es handelte sich also durchaus um keinen Schlaarggi, Schlaabi, Glünggi, Höösseler, Schluufi oder Dällerschläcker, Chrätteler, der seinem unentbehrlichen Gönner überall luegt i d's Chrättli z'basse und sich von ihm loot um e Finger liire. Wohl aber waren diese frühern Bewohner des Oberdorfes Schugg sehr im Underschäid von dene des neuern Unterdorfes, Rüggewehbüürli, welchen sogar d's ligge weh dag het. Auf sie und auf vormalige

[5] Vgl. Robert Scheurers Tschugger Gedichte.

harte Bedrücker konnte die folgende Variante des Bildes vom Nadelöhr[6] g'spitzt sii. Wir geben es gut twannerisch:

Es isch äinisch es arms, fromms Büürli g'stoorbbe, un chunnt vor d'Himmelsdüür. Zur gliiche Zit isch one riiche Heer doo gsii un het i'n Himmel welle. Der häilig Betrus chunnt un duet uuf un loot dä Heer ine. D's Büürli het er, wi's schiint, gar nid g'achtet (bemerkt). Är loot's ämmel dusse stoo un duet d'Düür wider zue. Du g'chéért d's Büürli vorusse, wi si dinnen im Himmel dä Heer mit allne Fräiden uufnähme u Müsig mache u singe. Äntlich isch es do inne wider still woorte; un der Betrus chunnt, duet d'Düür uuf un g'seht d's Büürli u säit: Jää soo, bisch du ó doo? He nú, so chum ine! Daas drappet ine un spänilflet gar schréckeli druuf, äb si jetz nid baal[b] wider aafangi Müsig mache u singe. Aber do isch alles müslistill b'bliibe; niemmer hätt ihm z'lieb es Mürli g'macht; es isch g'sii, wi wen[n] äär Lust wäär. Uufg'noo häi si 'ne joo mit aller Liebi un Gieti, u d'Ängeli sin ihm gar früntlech erggääge g'floge. Numme häi si absolut ekäis Wääse mit ihm g'macht, wo si na häi a si Platz g'fiehrt un g'säit: So, hock jetz doo! — Du isch em Büürli es séttigs z'weeni angänds e chlei z'vill woorte, un ääs frogt ämmel aasa: Jä, wi isch jetz daas e Sach? Däm Heer häit er g'so vil Ehr aatoo un ihm g'chüderlet un ihm Bisi Bäsi un Diiridääri un Fäderläsis g'macht un häit nid chénne héére mit Diiderlidii un Pum! pum! Tam! tam! mache. Un miich loot na derwiile vorusse stoo, un wo n ig äntlech ine taarf, duet niemmer e Wank wäge minetwääge. Es gäit schiints im Himmel ó so parteiisch zue wi uf der Wält! Der häilig Betrus lost e chläi un lächlet uf de Stockzänd. Aber glii darnoo macht er ganz es äärnst's G'sicht un läit der Zäigfinger a d'Schlääffi un säit zum Mannli: Jä lue, mi's liebe Büürli, daas verstäist du niid! G'sehsch, du bisch üs ganz brezii un exakt so lieb wi dä Heer. Aber wäisch: séttigi Büürli wi du chämmen all Daag i'n Himmel, un daas gäábti n is z'vill z'tie, wenn mer emene jedere wetti singen un musiziere. Aber vo riiche Heere wi dää doo chunnt nummen alli hundert Jahr äine[r] n i'n Himmel.[7]

II.

Wie in Voralpenweiden als Milchquellen, erblickten städtische Patrizier auch in den Reben als Weinerzeugern Gelegenheit zu weeni risgierter Anlage ihrer guete Batze, die zudem fruchtbringend im Lande blieben. In langen Reihen schlechter Jahre und flauer Geschäfte suchten sie jedoch solchen Besitz der „Allgemeinheit" aaz'hänke, deren bräite[r]

[6] Lue. 18, 25. [7] Nach der „Berner Woche", und diese nach den Brüdern Grimm.



Treppenaufgang und Kellertüre des Hauses Hubler, Burgweg, Twann

Rügge ihn ungefährdeter durch seichte Wasser trug. Die Stadt und der G'staat als ihr nachmaliger Erbe gliederten ihre erworbenen Weinberge des Seelandes dem Weingeschäft des Waadtland an und schützten beide gegen Konkurrenz. So mußte 1466 der Vogt von Nidau in Ligerz und anderwärts den „bösen" Walliser uusschütte; und 1678 wurde dem Neueburger und Nöiẹtstadter (aus fürstbischöflichem Gebiet) der Weg versperrt, nachdem bereits 1517 nach letzterm Ort eine lebensmittelpolizeiliche Epistel abgegangen war.

Als ebenso wirksame wie profitligi Hemmung fremder Weineinfuhr erweist sich die dem Staatssäckel „zufallende" accise: das Ohmgält als auf das Ohm (ein Weinmaß) umgedeutetes Un-gelt.[1] Wie die Stadt Basel ein solches von den Handwerkern auf Mehl und Wein für die Kosten der Stadtbefestigung erhob, so der Staat Bern auf Wein, bis 1876 die neue Bundesverfassung alle solchen Gefälle aufhob.

„No zu mi'm Alter" — erzählen bejahrte Twanner — wurde uf der Sant Jhänns-Brigg das Umgält von allem Wein erhoben, der von Iferten her den Neuenburgersee und die Zihl hergeschifft kam — als Schutzzoll nun also, der seit 1798 auch gegen das selbständig gewordene Waadtland gerichtet war. Vom roten Inserwein aber, welchen der vormalige Landvogt von St. Johannsen im dortigen Abteikeller ausschenkte, bezog um 1764 die Stadt Erlach das Ohmgeld.[2]

Entbehren mußten natürlich solcher Einnahme auch Korporationen wie der Berner Inselspital (d'Insel) als Besitzer der Inselrääbe zu Tschugg, welche vom Inselhuus aus verwaltet wurden, und der Berner Burgerspital, welchem bis zur Stunde die Insel des Bielersees gehört (S. 13).

Die war ja ausgeschlossen von der Herrschaft Twann, welche 1487 aus den Händen der Herren von Dießbach und des Schultheißen Hofmeister an die Stadt Bern kam, um 1804 in der Teilung zwischen Stadt und Staat an den letztern zu fallen. Über diese und alle andern erworbenen Weinberge setzte die Stadt Schaffner,[3] wie bis zur Stunde auch die Neuenburger Reben (S. 193) zu Ins,[4] und wie die Reben der Bielerinsel unter einem Schaffner stehen. Bern hatte Arbärger-, Buchsi-, Fraubrunne-, Gottstatter-, Sant-Jhänns-, Torbärg-Schaffner, wie es auch einen Bippschól-, Wingräis-, Gufelätter-Schaffner gab. Es konnten aber mehrere Schaffnereien in

[1] In-debitum (nicht geschuldet) oder „ohne" zureichende Rechts-„Gültigkeit" erhoben. Vgl. schwz. Id. 1, 211 („Am"); 2, 241—5. [2] Schlaffb. 1, 284. [3] Vgl. schwz. Id. 8, 344 f. Dazu: mit ei'm abschaffe: mit ihm Abrechnung halten, ihn ausbezahlen und damit im Verpflichtungsverhältnis Ornig schaffe. [4] Vater und Sohn Stucki, welch letzterer zu unsern zuverlässigsten Gewährsmännern zählt.

einer Hand vereinigt sein. So saßen in dem stattlichen Fraubrunnerhuus zu Twann drei Generationen Irlet (S. 149) zugleich als Fraubrunne- und Buchsi-, wie nachmals als Inselschaffner. (Vgl. Ins 32.) Solche staatliche Beamte mußten als zugleich stattliche eppis vorstelle, waren aber auch anspruchsvolli Manne: stark in Anspruch genommen[5] durch die Sorgen, Mühen und Verdrießlichkeiten ihrer Stellung.

Unter Schaffnern stehende Herrschaftsreben gab es auch westwärts der Häusergruppe Bippschól. Ihren Mittelpunkt bildeten die nun gänzlich verschwundenen Werke und Vorratsgebäude, casalitia, welche ihre sprachliche Parallele in Gäserz bei Brüttelen (und Kehrsatz bei Bern, vgl. Ins 448), ihre sachliche in Schaffis bei Neuenstadt (Ins 448) finden. Diese casalitia existieren noch in den Schreibformen Chésolet, Chessolit (1663), Tschissollet (1790), Tschissolli (1750), Tschissoli (1784), Cistolli (1784), Zißolli (1758), Cißolli (1769), Cißeli (1767), Zißeli (1768): Tschissolli, Tschésolee, sowie im Tschissel zu Alfermé. — Den Gegensatz zu solchen Haus- und Hofreben bilden die an den Grenzen oder Enden (ad fines, aux Fins, in den Pfiị) herrschaftlicher Umschwünge gelegenen Reben. So die Ligerzer Pfiị (Pfyreben 1797), durch deren ausgedehntes, prächtig besonntes Gehänge das schmale Pfiịwäägli als trügerische Sackgasse (es ergäit z'mitts i de Räbe) nach dem Ried hinanweist.

Casa und finis vereinigten sich zur Zeit der Grundherrschaften zum Begriff der terra salica: des Salland. Das war der unverpachtete Hof des Gutsherrn, den dieser zum eigenen Unterhalt durch seine Hörigen im Frondienst bebauen und durch einen Meier verwalten ließ.[6]

So hatte auch das Stift Münster-Granfelden einen villicus (1246) oder maire de Salles, z. B. 1692 einen Jean Ballif, welcher im Twanner Geschlecht (Ballif, Bălịf) erhaltene Name als bailli (ballivus) ja selber Vogt bedeutet.[7] Da aber Münster-Granfelden an den Fürstbischof gekommen war, saß der maire de Sales bloß noch als stummer Figurant neben dem bischöflichen Meier zu Gericht und hatte bloß noch die Ehre, die Mahlzeiten der Richter z'zahle.[8]

---

[5] Vgl: „en anspruchsvolli Bredig" im Oberhasli: eine den Zuhörer sehr ansprechende. [6] Der oder das sal ist: Stätte zum Einkehren und Verweilen (got. saljan), Wohnsitz (urverwandt mit l. solum, frz. sol) Haus (mit der Schwelle (ahd. das swelli, mhd. das und die swelle, d'Schwelle, verschieden von der Schweli, zu schwellen). Erst in letzter Linie ist sal = der Saal (la salle) in unserem Sinn, sowie le salon (der Sălong und das Sălöngli). Vgl. Kluge 381. 419; Walde 722. [7] Nach M-L. 888 aus bajulus (Lastträger), also in der Bedeutung gehoben wie z. B. Marschall. [8] Türl. Grands Plaids 14. 26 ff.

Zeugen einer anbrechenden neuen Zeit sind Weinbergnamen, welche auf gemeinsamen Rebenbesitz der Rebenbauer selber deuten.

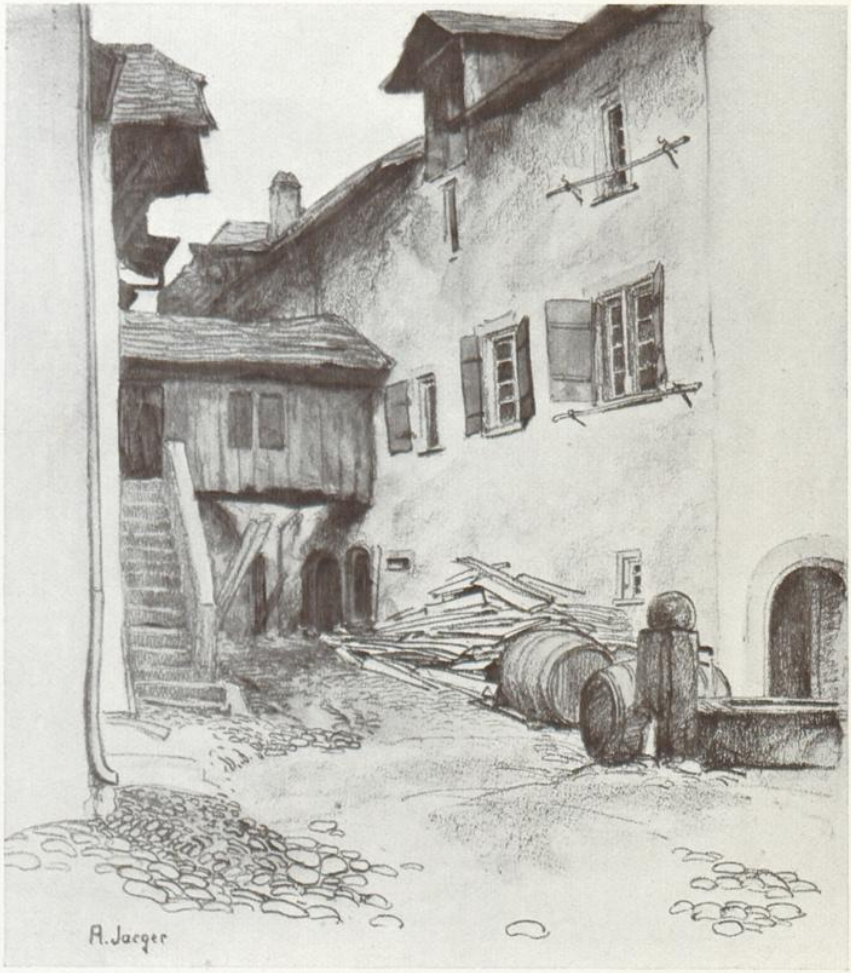
Die Reben im großen Äinig zu Ins leiten über zu den G'sellschaftsreebe (1648, 1742) von Ins und Gampelen (1751), die einst auch über heute verödete Stellen ihre respektable Ausdehnung erstreckten, und von Ligerz, die neben der Vesti mit Herrschaftsreben wetteiferten. Die letztern gehören nun der Ligerzer Schützengesellschaft. Solche Schützerääbe, zirka 100 Mannwerk umfassend, gehörten laut Notiz von 1809 der Schützengesellschaft Ins.



Marguerit Ballif in Gaicht

Ein Erwachen des Gemeinsinnes bezeugten aber besonders die vier G'mäine am See (Ligerz, Twann, Tüscherz, Alfermé), die als Pächter oder Arbeiter sich wiederholt für bedroht geglaubte Rechte wehrten. Ja, mit städtischen Besitzern des Ängelbärg sind Twanner richterlich worte (vor den Richter gegangen). Stadt und Staat Bern schlugen drum schließlich bei jeder Gelegenheit ihre Besitze an deren Bearbeiter selber los. Von dem mächtigen Besitze Berns blieben bis heute die Bärner Rääbe um Neuenstadt übrig. Dieses Eigentum der Einwohnergemeinde Bern umfaßt immer noch ungefähr 360 Mannwerk. Um ihm seine ganze Tätigkeit widmen zu können, ist sein Schaffner Eduard Louis-Ballif von der Direktion der Versuchsstation in Twann zurückgetreten. An großen Stäigerige wie 1823[9] und 1835 erwarben die Twanner alle Reben zwischen Burg und Chrooswääg, und die Ligerzer brachten große Stücke an sich. Seither gehören fast sämtliche Seeländerreben einheimischen Privaten, aber mit andauernd denkwürdigen Besitzverschiebungen. D'Twanner häi hüt meh Räbe z'Ligerz, weder d'Ligerzer sälber, und d'Ligerzer meh z'Nëïetstadt, weder d'Nëïestadter sälber. Daher kommt es, daß, obwohl „zu Twann die schönsten Bielerseereben liegen" (1784), der mäist Twanner Ligerzer ist. Es erklärt sich aus diesen Verschiebungen auch die bloß relative Geltung sehr vieler Weinbergnamen. Ein Twanner geht heute bis zwo Stund wit in

[9] EB. 2, 452.



A. Jaeger-Engel, Twann

Hintere Gasse in Ligerz

seine Ligerz- oder Tschaafizrääbe, ein Gampeler morgen in seine entlegenen Eißerrääbe, ein Inser in seine Schụgger.

III.

So weit die provisorisch logische Einreihung einer schönen Zahl erkundeter wirklicher Weinbergnamen, die zum größten Teil in den heutigen offiziellen Plänen fehlen, zu einem kleinern Teil darin entstellt vorkommen. Die folgende Reihe für uns undeutbarer Namen müssen durch eine eigens hierfür geschulte, sowie über viel Zeit und Mittel verfügende Kraft aus einem großen Zusammenhang namentlich auch neuenburgisch alt-mundartlicher Spracherscheinungen heraus beleuchtet werden.



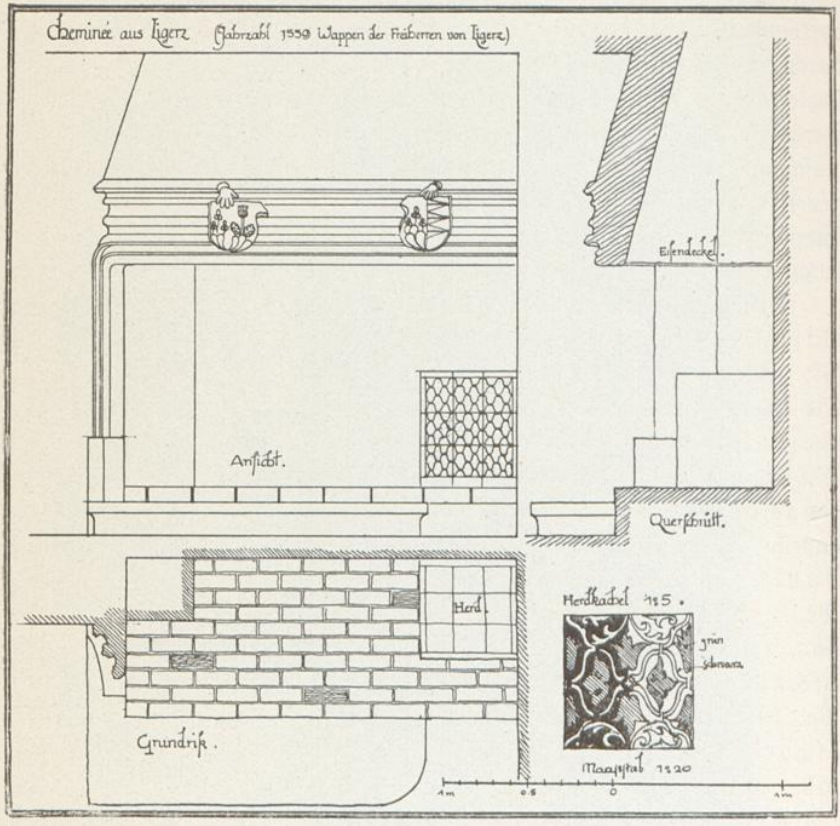
Samuel Wallis in Twann

Augraben (Ga. 1825). Die Bärnälle (Li.). Die Päscheele (šš, Li.), d'Baadschelle, Li. Die Bachère (Li. 1803). Les Perrières (1338: subtus Perreriam). D'Chápperääbe und der Chäppenacher (Tü., vgl. Chappe = Kapelle unter „Kirche"). D's Bụụrgi (Alf.). D'Chaaserääbe (Br.). D'Trüpferääbe (Erl., Ga.). Zwei Tịller (Tü.). Der Tschattner und Tschattener (Vg. 1805). Der ober und under Tschäris (Bl. 1805). D'Fịịschiräbe (Br.). D'Fröscheräbe (Br.). Vinea dicta Fuset (Bl. 1305). Die Gụgen-Reben (Tw. 1759). D'Gụ̈ßlang (Li.). Längäärtige (ä, Alf.). D's Läntscherli (1824), das Länsterli (Alf.). Das Mäletstücki (1781, Tw.: 9 Mannwerk zu Engelberg). Die Rebe ze Minselere (Vg. 1289). Vinea sita apud Vuchun (zu Nugerol) dicta Munrichier. (1299).[1] Der Musfaije (?). D'Naschе (šš, 2 oder 3, Li.). Die Reben, genannt Pedesant (1343).[2] D'Rävettliräbe (Li. 1783). Redernreben (Bl.). Le Rombain (Nv.). Solderbiel (Alf.). In den Sommeroder (?, Li. 1826). En Vervas (1706 Nv., 20 Mannwerk). Die Werchière (Li. 1691). Im Wynttevlet = im Winterteller

[1] Font. 3, 735. [2] SJB. A.

(Bl. 1540).[3] D'Wiißeliräbe (Br.). Halbreben zu Chernolz (Schärnelz) in Witscheten (Li. 1404), Witschetten (1609), Vuitschette (1609), Vuichetten Ziträäbe (Li. 1825). D'Zweie (Ins). D'Zweienacherrääbe (Vi.).

Viele dieser Namen werden schwerlich jemals aufzuhellen sein, weil ihre durch keine Lautgesetze erklärbaren Entstellungsformen von fremden



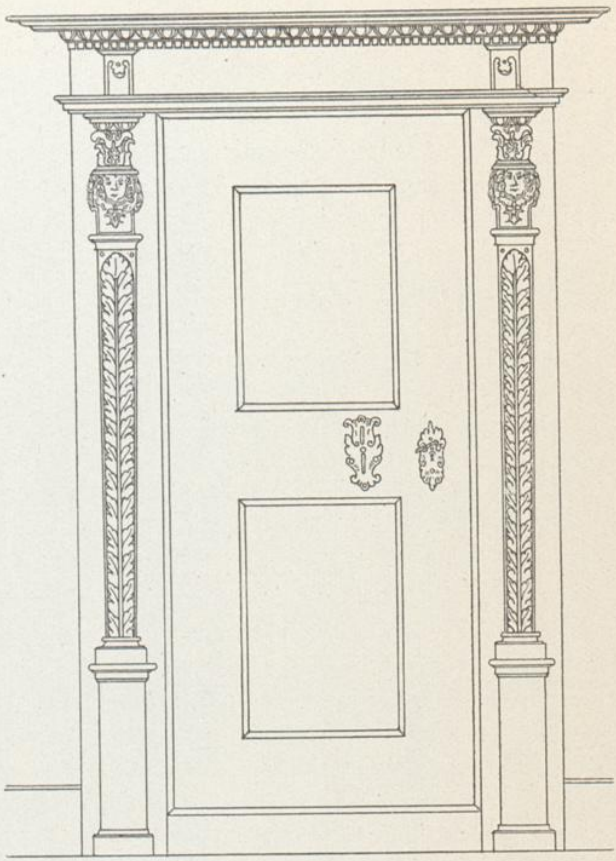
Rebenarbeitern herrühren, deren Sprechweise überhaupt durch die des Französischen kundigen Hiesige erst auf dem Wege erlustigter Nachahmung und dann der Gewöhnung in den lokalen Sprachschatz überging.

IV.

Wie nun, fragen wir schließlich, stellten und stellen alle die Rebenbesitzer es an — wi häi si's füürg'noo und nähme si's füür —

[3] SJB. A 163.

um ohni e Hand aaz'legge doch zu ihrer Sach z'choo? nid z'chuurz z'choo in ihrem Sachli? Die gewöhnlichste Art war das verdinge der Weinberge, direkt oder mittelst der Schaffner: das uusegää an Arbeiter und das iinenäh durch letztere. Heute geschieht dies um Lohn, früher geschah es um einen bestimmten Teil des Ertrages: durch Rebenpacht. Der Gewinnanteil ermunterte den Übernehmer, die Reben nicht „in Mißbuw und Abgang geraten zu lassen" (1609). Wer dies gleichwohl tat oder wer sogar b'schisse het, z. B. beim däile des Ertrages g'vöörtelet, Vöörtel d'driibe het, „verwürckte" seine Stellung; der Grundherr „kehrte sich widerum uff syne Reben".



Die gewöhnlichste Vertragsart war die Halbpacht: das verdinge von Rebgütern als Halbräbe zum „buwen" um d's halbe,[1] vmb den halben wyn (1631), um den halbiswin (1591)[2] vmbs halb (1540), in halben (1540), pour la moitié du produit, à moitié fruit. Um diese bebaut der neuenburgische moitressier die moitresse und die Ligerzer Moyteresse (1609) oder les Moitresses (1825): die maetrês (St. Blaise), die Ligerzer Mäitresse, Méitresse (wie „Halbräbe" auch als Eigenname), mätrês (Landeron, Lignières), die „Maitresse", Métreß. Mit solcher Halbpacht kamen namentlich die Rechtsnachfolger der Häuser Buchsi und Frau-

[1] Vgl. „Halbsater" Gb. 236, sowie Türler im Jahrb. für schwz. Gesch. 33, 185.
[2] NB. 5, 17.

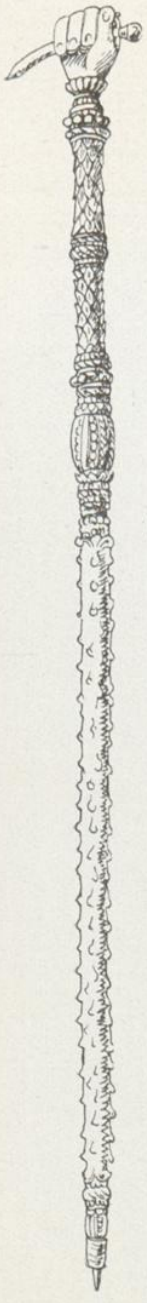
brunne (S. 199), sowie die Inhaberin der Insel (S. 13) der Bevölkerung von Twann und Ligerz entgegen. „Sowohl Wyn als andere Früchte" waren gliichlig vnd one einichen Vortheil und Trug zu theillen" (1609). Drüber ii erhielten die Halbpächter der zwei erstgenannten Häuser 1824: an Stickelgält 4 Batzen für die Burdi zu 100 Stück; an Mistgält 3 Kronen 5 Batzen bis 4 Kronen für Bedüngung eines Mannwerks; 8 Batzen für hundert jungi Stöck z'setze; 5 Batzen Läsergält für den sechzigmäßigen Züber. Ähnlich die Halbrebenpächter der Insel. Die Halbpacht begegnet uns 1609 in Li. als erblich.

Nichts vernehmen wir von den noch weiter zu erwartenden Vergünstigungen der Drittelspächter z. B. zu Tschugg (1808, 1825),[4] zu Biel (1591) und in der mittlere Chroos zu Twann (1675, 1782, 1791). Solche Drittelräbe, solches Drittelgut wurde um de" dritte Züber (1540), à tiers vin gebaut. Es gab auch Viertel- und sogar Füüftelräbe. Für beide mußte der Eigentümer Stickel und Dung allein liefern. Der Besteher der Fünftelsreben im Gufelätt (S. 201), welche das Kloster St. Urban am 16. September 1848 mit versteigerte, durfte obendrein gäng vo seuf (Tü.) Mannert es Chibli voll Drübel bräche als Auslese für den Markt.

Als Gegenleistung aller dieser Rebenpächter waren aber alle die Räbwäärch iid'dinget, welche wir 1609 bündig aufgezählt finden als: schnyden, hacken, profenen oder gruben, sticklen, rüren, erbrechen, höfften, Herd tragen, die Muren in guter Besserung erhalten.

Der Übergang fast aller Reben als Eigenreben in den Besitz bodenständiger Eigner und Bebauer (S. 216 ff.) und die Unterstellung der noch übrigen Korporationsreben unter einheimische Fachmänner (S. 224 ff.) hat das Pachtsystem zum Erlöschen gebracht und einer völlig andern Pflichtenverteilung gerufen. Es gibt nunmehr verschiedene Gruppen von Hauptwäärch, welche je nach ihrer Beschwerlichkeit, Schwierigkeit oder besondern Wichtigkeit beruflichen Lohnräbmanne übergeben werden, und die Saisonarbeiten, die mit der Endung -et (frz. -age, z. B. échalassage = Stickleg) charakterisiert werden. Zum periodischen Räbe schaffe erster Ordnung gehört nach dem Normal-Arbeitsvertrag, welchen die Rebgesellschaft Twann-Ligerz-Tüscherz (s. u.) am 20. Dezember 1894 in zwölf Artikel faßte: der Stickelzieijet und das Aufschichten der nach dem Leset 'zogne Stickel; der Schniidet im Frühling; das eigens für sich mit zwei Franken vom Mannwerk bezahlte Häärd traage; der Hacket samt dem zetten und undere hacke

[4] EB. 2, 499—543.



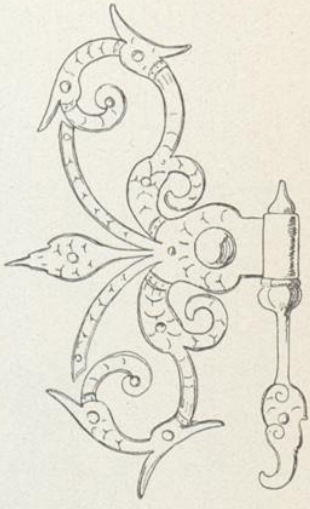
1.

Abb. 1. **Reichverzierter Gerichtsstab aus dem Ende des 16. Jahrhunderts aus dem Thormanngut in Wingreis**

Nach einer Legende aus dem 16. Jahrhundert wurden solche Stäbe von Landvögten, welche Richter waren, bei gewissen öffentlichen Strafhandlungen getragen



2.

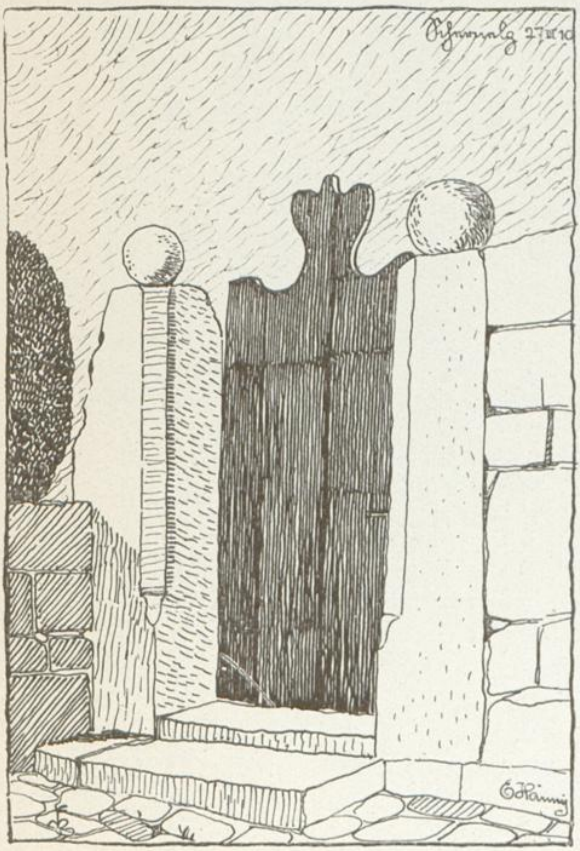


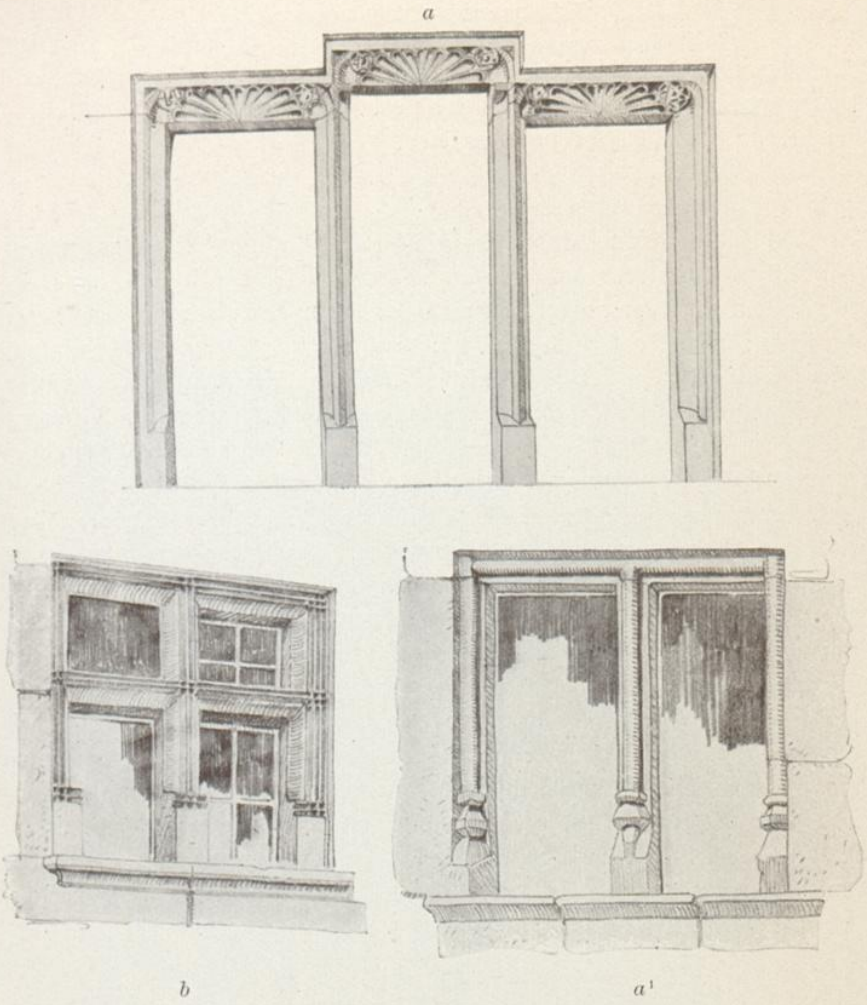
3.

Abb. 2. **Hand mit Eisendolch**
Detail vom Gerichtsstab

Abb. 3. **Eisenverzinntes Türbeschläg**
Ende 16. Jahrhundert aus dem Thormanngut in Wingreis

des Düngers; der Stiicklet; der Rüehret und der mit dem pütze des Unkrautes verbundene zweimalige Schabet; der Erbrächchet, der Heftet und das üüfhefte samt abbrächche, alles zu gehöriger Zeit und bei zudienlicher Witterung. Diese Akkordarbeiten wurden 1894 mit zwänz'g Franke vom Mannwerk, zwe Liter Hacketwiì, einer Rappe für jeden Liter Mostertrag und einer Franke für das im Mannwerk nötige Heftstrau bedacht. Für Heftstroh wird seit 1921 nichts mehr bezahlt. Von 1912 bis 1920 kostete das Mannwerk aller dieser Arbeiten drißg Franke ohni Hacket- oder Häckerwiì. 1921 schnellte der Lohn empor auf Fr. 76½. Über diese erste Gruppe von Akkordarbeiten übt die Räbg'sellschaft die Aufsicht. Sie fixierte 1921 folgenden Räbarbeitervertrag: Männer-Taglohn 1. März bis 31. Oktober Fr. 12. Die Winterwuche Fr. 10. Chliine Taglohn Fr. 7. Fraue: Summer 7, Winter 5. Zìbergält 3. Der Verband der Räbliit am See hatte 1920 verlangt: Räblohn per a Fr. 17 (inbegriffen Heftstrou und Hacketwiì), Härd trage per a Fr. 1. 50. Winter-Taglëhn für Mann und Frau Fr. 8. Taglohn für spritze Fr. 15. — Eine zweite Arbeitsgruppe in diesen Lohnräbe besteht im Mist traage (vom Abladeplatz in die Reben), in dem nicht in der vorigen Kategorie vorgesehenen Häärd traagen und im chehre, alles im Akkord oder im Taglohn. Der letztere betrug für 'ne Maa 3 Franken im Summer, 2½ Fr. im Winter; für 'nes Wiì-





a

b *a*¹

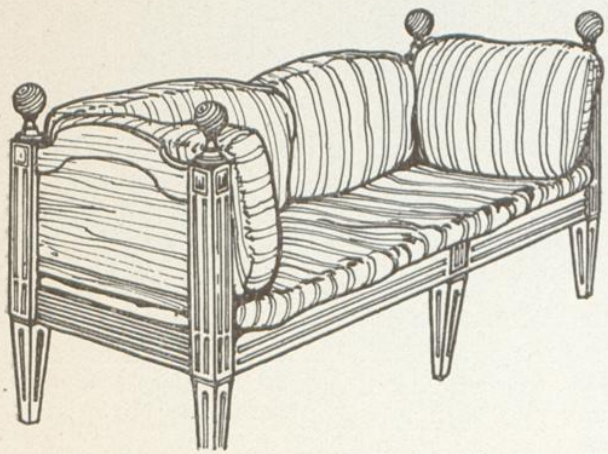
a, *a*¹ Fenster in Ligerz, *b* Fenster in Twann

bervolch 2½ und 2 Franken. — Wieder im Akkord wird das gruebe bzw. prófene (s. u.) verrichtet: für 5 oder 1920: 12 Rappen vom Stöckli oder Gruebstock. — Eigens verdingt, wenn nicht der ersten Kategorie zugeteilt, wird die Behandlung der Stecklinge (Chappe und Pụdrette, s. u.) unter fünf Jahren. Das Mannwerk Arbeit kostet 1921: 76½ Fr., die Are 17 Franken. — Die beschwerlichste aller Weinbergarbeiten: das spritze mit der vom Rebherrn gelieferten Brühe kostete um 1910 6 bis 6½ Franken im Tag nebst in Einzelfällen einbedungenem Wein; 1920: Fr. 15—17 oder per Ar 70 Rp. — Endlich fordert der rasch abzuwickelnde Läset seine eigenen Läserlụt. —

Der Rebmann darf die ihm anvertrauten Lohnreben nicht mit Zwischenpflanzungen beschweren und durfte sie vormals zwischen dem 20. September und dem Läset nicht betreten.

V.

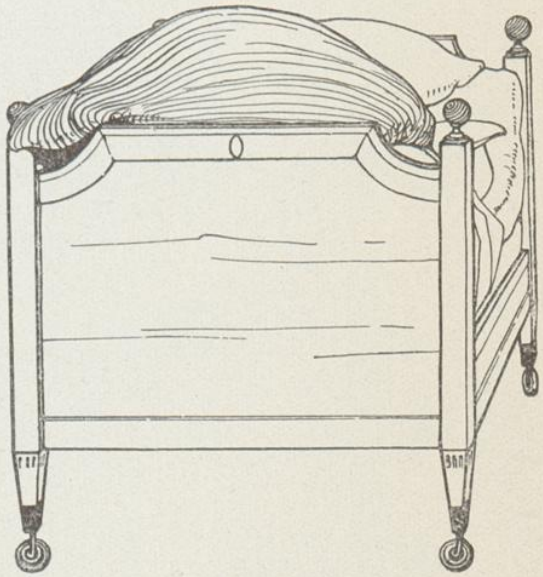
In selbstlos hingebender Treue oder selbstsüchtiger Anmaßung kann ein Knecht, der überhaupt lenger als drei Wuche blibt, von anvertrautem Gut im erste Johr säge: dem Mäister si Sach; im zwäite: üsi Sach; im dritte: mi Sach. Schlimme Gesinnung, aber auch intellektuelle Beschränktheit machten aus Bearbeitern fremder Reben zu allen Zeiten auch (S. 219) schlächti Räbmanne. A denen isch Hopfen u Malze[1] verlore. Aber Räbbauschuele wie die, welche 1915 in Lausanne als Ersatz für die eingegangenen zu Wädenschwil und Auvernier gegründet worden ist, können ein über e Bank ewägg tüchtiges Weinbauerngeschlecht heranziehen. Längst dagegen besteht eine bernisch-kantonale Wiibaukumission und seit dem 28. Dezember 1781 die Räbg'sellschaft: die (von den Rebleutenzünften ganz verschiedene) „Rebleuten-Gesellschaft" (1824) oder offiziell: Rebgesellschaft Twann-Ligerz-Tüscherz. Sie wurde auf Geheiß und Anordnung der Berner Regierig gegründet, erhielt zu Beisitzern des Vorstandes alle obrigkeitlichen Schaffner und 24 (seit 1824 nur noch 8) Partikulare am Bielersee, einen abwechselnd aus Twann und aus Ligerz genommenen Wäibel (Offizial); und die Sitzungen präsidierte der Amtmann zu Nidau, der Meyer von Twann oder der von Ligerz. Nur mit oberamtlicher Genehmigung durften die Hauptversammlige, welche heute das Friitigblettli (der Amtsanzeiger) frei in ein Wiirtshuus einberuft, im Fraubrunner-, Buchsi-, Arbärgerhuus (S. 214), im Twanner Ratthuus oder Ligerzer G'mäinshuus stattfinden.



Ruhbank im Hause Quintal, Ligerz

[1] Sprech-Rhythmus Vgl. etwa it. eglino, anno u. dgl.

Die Gesellschaft wurde 1791 und 1797 für je witeri sächs Johr bestätigt. Allerlei Vertrüüß, besonders aber das Jahr 1798, bedrohten sie mit Zersetzung. Was häi mer z'dïe? fragte sie sich am 9. November 1798. Allein, sie raffte sich schon 1800 zu neuer Tätigkeit auf; und heute zählt sie ohne amtliche Leitung, aber als Sektion der bernisch-ökonomisch-gemeinnützigen Gesellschaft und damit des schweizerischen Bauernverbandes, zu den blühendsten Vereinigungen des Schweizerlandes. Die Rebkultur-Reglemänt von 1843 und 1894, die neuen Statute vom 20. März 1904, sowie die bisherigen Protokolle (Prodikóll) reden von reicher Tätigkeit der Gesellschaft. Sie wirkt regulierend auf die Mostpriise, teilweise auch auf die Räb- u Wiilöhn. Sie belehrt sich und die Welt durch Reisen (wie 1908) und intensive Studien (wie die 1914 mit der guldigi Médailje und dem großen Ausstellungspreis gekrönten) über brennende Weinbaufragen. Sie gründete und sie unterhält mit staatlicher Hilfe die Twanner Pflanzschuel (s. u.); und sie belohnte oder bestrafte vormals angestellte Rebarbeiter nach Gebühr. Wo nüüt chlaghafts vorlag, im Gegenteil gute Arbeit und freiwillige Grundverbesserungen zu konstatieren waren, da het si g'rüehmt, Breemie erteilt und Entschädigungen geleistet (etschädnet). Andere, und zwar sogar (1790 u. ö.) Chilchmäier und Chorrichter nahm und nimmt sie hääre mit „verweislichem Vorhalten" (1800) schlechter Arbeit und „sieht sie scharpf an" (1793) mit Bueße, wenn nicht mit Aazäig, worauf die Fehlbaren abg'setzt und ersetzt werden. Hier hat einer (1793) unäigelig („uneigentlich") g'gruebet, dort einer sich (1795) einer andern „Versaumnuß" schuldig gemacht. Heute ist die Rebenkontrolle erloschen.



Bett im Hause Quintal, Ligerz

Ihre Urteile und Verurteilungen gründeten sich auf anfänglich zwei, später drei scharf kritisierende Kontroll-Umgäng der Räbenüüfsäher oder Visidatóre in den durch numerierte Kon-

trollstäcke kennbar gemachten Kontrollräbe. Diese wurden 1784 in fünf Bezirk abgeteilt, die aber durch Ein- oder Austritt von Mitgliedern der Gesellschaft Wandlungen erfuhren. Dem sich gleich bleibenden Stamm der Vereinigung konnten und können nämlich Korporationen wie Einzelpersonen sich gegen geringen Zidritt anschließen. Das taten, außer wunderlige Grinde, wie dem Landvogt Muralt zu Gottstatt (1784), alle die S 214 genannten Klostererben im Seeland und die Bärnerheere als private Rebenbesitzer. An Bewohnern der Gesellschaftsgemeinden aber, sowie einiger Gemeinden im übrigen Seeland und dessen Umgebung, zählte 1904 die Gesellschaft 288 (Tw. 57, Li. 46, Tü. 21).



Bank in der Küche des Hauses Quintal in Ligerz

Der Schatz im Weinberg.

Rebenbestand und Rebenstand.

I.

Er sei zu Win oder zu Wasser: är söll choo! So rief der Wäibel oder Stadtchnächt von Erlach über den Ring des alten Landg'richt hinüber dem Zitierten, aber nicht Erschienenen.

Säuberlich also auseinander gehalten — nur die herbstlichen Fässerbarken hatten ehrlich eindeutig Wasser „under" em Wii — schied das Oberamt am Bielersee des Wasserspiegels blaue und des Weinlandes grüne Fläche. Das war kumpleet alls. Ein Drittes schien es für diese Behörde so wenig zu geben, wie einst für das gesamte linke Ufergelände. Anders am rechten Ufer, das doch seine Hälfte seeauf in Erlacher Amtsgebiet erstreckt. Dort liegt für den Seebutz das Schnitzeland. Das teilt sich mit ihm in die Erträge seines trefflich gepflegten Baumwuchses, wie seines Pflanzland, wie seiner Äcker und Matten, berieselt vom Wolkensegen, welchen im Gewitter der Creux du van her sendet. (Es donneret iber d's Schnitzeland.)

Das linksseeische Wiiland dagegen charakterisiert sich selber als solches, wo n es chaa^{nn} u maa^{s}, in berufsstolzen Sinnbildern seines werktägigen und sonntäglichen Lebens. Wiilaub und Triibel umranken als Bordüre[1] das Getäfer der Twanner Kirche. Auf der größten Glocke der Ligerzer Kirche fehlen neben der Hasenjagd, den drei gewappneten Bären und dem Tellenschuß nicht die Weinranken, der Driibeldreeger. Und zum Wappen gehört natürlich das Winzermesser: der Räbmutz rechts und links.

Dieser durch die Schniidschäärі ersetzte Räbmutz (s. u.) gehört neben dem Räbpickel zur Ausrüstung des im Räbschurz den Räbbärg und überhaupt das Räbland bearbeitenden Räbma^{nn}, der in eigenem Räbland oder dem seines Räbheer die Räbstöck in Behandlung

[1] Von Frau Pfarrer Baudenbacher entworfen.

nimmt: Räbe schaffet[2] oder wenigstens nebenbei sein Räbli besorgt. Diese Rääbe (oder im Satzrhythmus: Räbe-),[3] in alter Tautologie auch als wīn-rëbe[4] benannt, bezeichnet also im Gegensatze zur engsten Bedeutung „Rebschoß“[5] swv. Weinberg: eine Gesamtheit ungezählter Ranken. (Es ist die bekannte weibliche Singularisierung der Mehrzahl.)

Daß es aber der Räb-mann und die ihm ebenbürtige Reb-männin ist, an welchem und welcher nach dem „Segen von oben“ das Gedeihen des Reblandes einzig hängt, besagt der Ausdruck für des letztern Flächenmaß. Das Ackerfeld wird nach „Jucharten“ gemessen: der täglichen Zugleistung eines gejochten Ochsenpaares: der Ackersmann, was wett er o mache ohne seine Zugtiere! Eine Matte wurde gemessen nach Mahd, allenfalls Mannsmahd: nach der täglichen Leistung eines Mähders. Die Weinberge aber schätzt man nach dem Umfang, innerhalb dessen ein Mann in einem Tag das mühevollste Werk (Wäärchch, das wäärchche) aller Rebarbeiten: das täiff hacke[6] (s. u.) zu vollbringen vermag. Die Ausschließlichkeit dieses Maßes als Mannwerk spiegelt sich in der Sprecherleichterung Mannęrch, vor Zerfall geschützt durch den Ansatz des -t[7] in Mannęrcht (Br., Ga.), vor welchem hinwieder das r aus-



Rudolf Louis, Rebmann in Ligerz

[2] Eine Fügung wie Roß(-)handle, Veh handle; er het Roß-g'handlet. [3] Alt: rïbe und ribe, ribi bedeutet Umschlingung, Umrankung jeder Art, wie das familiengenössige Rüppi, Rippi, ribbi (vgl. Rappe, Rabbe, Rabe und Knappe, Knabe), das oder die rippe, ribbe, ribe, die Hirnschale als hirn-rebe oder -ribi, das Augenlid als die ougen-rebe, die Schlag- oder die herzerebe, wie ferner die Kürbiß-rebe, die gunderebe (s. u.) es nahe legen. Vgl. Grimm WB. 8, 326; Kluge 367; Graff 2, 356; mhd. Wb. 2, 2, 679; schwz. Id. 6, 37 ff. [4] „Wein“ als „Geschling“ s. u. Zu vigne vgl. Atl. ling. 1392. [5] „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“: Joh. 14, 1. [6] Daher die Maßbestimmung 1388: Summa 55 fosseriorum digetas seu operariorum opera vinearum que in linguagio teutonico dicuntur manwerk. (Mss. Hist. Helv. I/29 Stadtbibl. Bern.) Vgl. Font. 4, 66: Octo sectus qui maneswerg vulgariter nuncupantur. Entstellungen wie „Manswertt“ (PuTw. 1533) oder gar „Manwartt“ (Schlafb. Tw. 1652) entsprangen der Bureauweisheit. [7] Wie in einst, deß-t-wäge usw.



Küche im Hause Quintal, Ligerz

fallen darf in Mannęcht (Nv., Erl., Ins) oder das ch in Mannęrt (Li., Tw.), dessen nn sich dem M- als -mm- angleicht zu Mammęrt (Tü., unteres Nidauamt, Bürenamt). Dem ersten Wortteil entspricht homme oder home (1788, St. Johannsen), dem zweiten das heute übliche ouvrier.[8] Die Gültigkeit dieses Maßes erstreckte sich z. B. 1811 zu Ins auch auf ein Stück Mattblätz, wie 1800 in Aarau auf eine Wässermatte. Auch ein Hausplatz zu Ins maß 1711 „wohl ein Mannwerk".

Nicht nach dem mühevollsten Werk des Hackens, sondern nach den kunstreichsten des Schneidens ist der graubündnische Mannsschnitt benannt. 28 Mannsschnitt sind 124 Aren = 3⁴/₉ Jụụcherte oder Jụụferte des altbernischen Feldmaßes. Das beträgt ja 36 a oder 40,000 Quadratfuß (Schueh), wie dagegen im Neuenburgischen bloß 32,000.

Nun besaßen und besitzen aber neuenburgische Private und Korporationen die allermeisten Reben zu Ins. Da in beiden Fällen das Mannwerk ¹/₈ Juchart ist, so sind hier Arbeitgeber und -nehmer immer noch vor die Frage gestellt, ob sie es vermöge unrevidierter Verschreibungen mit dem chlịịnne Mannęcht (1706) von bloß 352 m², oder mit dem große Mannęcht (1795) von 450 m² = 4,5 a zu tun haben. Bei dem früher, wo n es uf ene halbi Ell nid aachoo isch, üblichen „ungefähr", ungfährt (Erl.: ang'fährt), „vngeuarlich" (1594, ohne „Gefährde")[9] oder aber dem guete (reichlich bemessenen) Mannęcht im Gegensatze zum g'nạu gemessenen Achtel-Mannęcht (1809) näherte man die beiden Mannwerke einander mittelst der Aufrundung des neuenburgischen auf 360 m². Jetz isch's anders: die rar gewordenen Arbeiter fangen aa ụụseheusche (rämple), wenn es par Schueh fähle.

Auch die bernische Juchart war übrigens, z. B. 1782, je nach dem Kulturstand verschieden groß. Bloß die Jụụcherte Räbland maß 40,000 □'; dagegen die Juchart Ackerland bloß 35,000 und die Juchart Wiese 31,250.[10] Die daherige Vieldeutigkeit brachte (z. B. 1809) Verschreibungen von chlịịnne oder zịịlige und von Jucharten guets Määs. Dieses Määs als „Ausmaß" ist anders zu verstehen als in gleichzeitigen Flächenangaben, wo es ein Saatfeld für Getreide und

[8] Ist wie operari-us, -a, -um zunächst Adjektiv, also hier: Arbeits-feld. [9] Vgl. „Ehrberlich und ohne Gefährd" (1801) = sans fraude ni barat: ohne Hinterlist und Böörtel (Böörtel z'triibe. Zu G'fohr = Gefahr, urverwandt mit per-iculum, péril im Ursinn der heimtückischen Nachstellung: Kluge 163). Also gemäß dem Satz: „Wär Andern nüüt trauet, isch fälber nüüt wäärt, auf das gegenseitige Vertrauen sich stützend, daß man im Rechnen enand nit uf d'Finger lueg, es nicht so spitz nehme. So kam es zu unserm „ohngefehrs" (1728), „angefer" (1591) = ang'fährt iSv. quasi-mein und casu-mein (casu). [10] Meiners 1, 200 f.

Hanf bedeutet, das 1 Määs = 1/10 Malter oder 1/12 Mütt Saatgut erfordert. Diese Fläche ist aber = 1 Mannwerk = 4,5 a. (So mängs Mannęrt, so mängs Määs.) Der früher im ganzen Seeland vorherrschende Weinbau drängte das Ackerland auf diese kleinen Bitzeli zurück, die man nach solchen Määs, ja nach dessen noch kleinern Unterteilen: nach Immi (1/4 Määs) und Sechszehnern oder Sächszäächnerli (1/4×1/4 Määs) schätzte. Auch ein Inser Baumgarten maß 1751 : 3 1/2 Sächszäächnerli.[11] 13 Määs aber waren 1809 ein gutes halbes Mahd als halbtägiges Arbeitsmaß eines guten Mähders.

II.

Mit dem Määs der Mannwerke rechneten natürlich 1805 und 1855 auch Gewméter wie Fisch in Vingelz und Burkhard in Ligerz.[1] Ihre Karten beweisen, daß links des Bielersees der Rebenbestand seit einem Jahrhundert doch g'ändret het. Er betrug 1905 in Tüscherz-Alfermé 27 ha, in Twann 66, in Ligerz 61,92, in Neuetstadt (mit Schaffis) 140,85 ha. Im Jahr 1917 sank Twanns Rebareal unter 66, das von Ligerz stieg auf 63 ha, um auch heute diesen Bestand zu behaupten. Neuenstadt dagegen wies schon 1913 bloß noch 130 ha auf. Biel mit Vingelz[2] minderte vollends zwischen 1881 und 1911 seinen Rebbestand von 63,00 + 15,92 ha herunter auf 14,62 ha, wie die Zahl seiner Rebenbesitzer von 275 + 32 auf 26, den Wert seiner Reben von 490,000 + 232,000 auf 150,000 Franken.

Das Rebareal von Ins betrug 1917 nach dem ụụsschloo (ụụshacke) der Erlạchreebe noch 20 ha; das der Erlacher sank 1913 auf 30 und 1917 auf 27 ha, wie das von Schụgg 1913 auf 23 und 1917 auf 20, von Gampelen 1913 auf 10 und 1917 auf 2 ha.

Rebbesitzer sind in Ins noch der Spital Pourtalès (Pŭrtalę, Bŏrtạlee) zu Neuenburg und die ebendortige Familie de Pury (d's Büü̇ri's), in Tschugg die Epileptiker-Anstalt, in Gampelen zwei in amtlicher Stellung hervorragende Familien. In Siịsele ist eine stäialti Besitzerin von 6 1/2 Mannwerk ụs alter Liebi zur Sach und p'här see (per se) nid wägem Profit immer noch an ihrem Räbli g'hanget, bis es 1919 dem Schicksal des ụụshacke verfiel. Auch Vinelz und Lüscherz, Brüttelen und Gäserz, Walpertswil, Sụtz und Ipsạch, sowie im Bürenamt Meinišbärg gönnen in ihrem Bụụre-

[11] de P.

[1] Plan parcellaire de la commune de Gléresse (1855) 1: 500. Im Bieler Katasterbureau liegen ebensolche Pläne auf von Müller (1789) und Peseux (1833). [2] Vingelz wurde am 20. Nov. 1899 zu Biel eingemeindet.

land noch kleinen Räbli ihr Plätzchen. Im Jahr 1920 besaßen noch Rebareal: Twann 55 ha, Ligerz 54, Tüscherz 26, Neuenstadt 112, Ins 16, Tschugg 12 ha. Biel-Vingelz, Erlach, Büren und einige außerseeländische Blätzli ergänzten diesen Bestand auf etwa 300 ha im Kanton Bern.

Bloß in der Geschichte leben dagegen die Weinberge am Galserbärg (Jolimont)[3] und vollends am Räbwääg des römischen Petinesca.[4] Eine Reihe von ergangne Weinbergen wird uns noch unten begegnen.



Der Hof in Ligerz (zu S. 196 f.)

Nennen wir hier die Reben von Möntschemier, Träite, Feisterhénne, Siisele, Täuffele, Epsach, Jäiß, Stuude, Bällmünd, Madritsch, Mett, Dotzige, Pieterle, Längnau, Challnach, Wileröltige. Zu Spiez wurden 1917 die letzten Reben hinter dem Schloß ausgehackt.

Dieser allgemeine Rückgang auch des seeländischen Weinbaues stimmt mit dem des Bernerlandes, das noch 1902 doch 645 ha Weinland aufwies. Stabiler bleibt die Schweiz mit ihren 32·281 ha des Jahres 1902 gegen die 30·500 des Jahres 1885, einem allerdings verschwin-

[3] SJB. D 6. [4] Nach Bendicht Mosers schönem Plan zum Anz. 1906, Nr. 1.

denden Teil der 183 Millionen Hektoliter Weins, welche 1914 auf der ganzen Erde erzeugt wurden.[5]

Ausgleichend wirken die jährlich aus der Schweiz ins Ausland wandernden 37 Millionen Franken für Wein und Keltertrauben und die



Das Gersterhaus in Twann

300 Millionen für Alkoholgetränke überhaupt, sowie die beinahe 74,000 mit letztern beschäftigten Personen. Man tauschte nämlich — bim jetzige Läbszit sogar im Seeland, das vormals vor däm bloße Wort „Bier" uusg'spöüt het[6] und 1868 die Brauerei Geisler in Ins zum ergoo nötigte — die Gaben des Baachuß (Bacchus)[7] teilweis an die des Gambrinus, wie (für Magen und Gältseckel zuträglicher) nunmehr an den Most der Pomona.

[5] OW. 24, 62. [6] Favre 254. [7] Vgl. die Übermacht der Brauer: OW. 23, 378 ff.

Zum Rückgang des Weinbaues führten vor allem die verminderte Genügsamkeit der Konsumenten. „Die Zeiten, Brüder, sind nicht mehr", wo „d'Räbhalde zu Wynigen wirklich Wein lieferten, wie bis zur Stunde das württembergische Weiningen. (Auch im Ernteberichte aus Ersigen für 1872 figurieren noch mehrere Jucharten Reben.) Selbst ein simmentalisches Wimmis durfte gleich dem oberaargauischen Wynau seinen Namen zu vindemiae (vendange), nämlich Vindemis (995), Windmis (1276), Winmis, in Jauni Wimęs stellen, während auch der Berner Altenberg seinen Wein baute. Thorberg erhielt 1529/30 von den Reben zu Bern $2^1/_2$ Saum. An der Schoßhalde legte Daniel Rhagor um 1640 einen 4 Jucharten großen Weinberg an. Was vordem es stiiffs Wiinli[8] heißen durfte, gilt als „Chuttlerugger, wo man im Weltschland damit den Mäusen vergebe"[9] (Gift leg), der ei'm d'Zänd abfräß,[10] und der „ei'm fry d'Schueh mach z'giire".[11] Der „Erlacher Lagootte[12] (La Côte)", dessen Jahrgang von 1917 ein Gotthelf allerdings hätt sölle chönne chüste, ward verglichen mit den „Knallkügelchen, welche die Murtner in seltsamer Verblendung seit Jahrhunderten für Traubenbeeren ausgeben, ja selbst für solche essen".[13] Und in Böözinge, wo uns doch der greise Manndli Ritter einen Elfer äigets Gwächs von seltener Güte vorsetzte, wurden in einem schlechten Jahrgang Trüübel 'tresche. Under äinisch gumpet es Beeri under em Flegel dänne dur d's Baareloch i'n Stall u schloot ę=mene Stier es Horn ab.[14]

In gleichsinniger Gegensätzlichkeit lobte der Bieler Dichter=Pfarrer Molz[15] die obersten Bieler Reben, welche an die Chalberwäid (das heute so malerisch überbaute Beaumont) unterhalb Leubringen stoßen:

Bi'r Chalberweid wachst gar e chäche Wy;
Dä söll der Grund vo däm Guraaschi sy...
Es gilt, d'Falbringe, d'Chalberwäid soll,
U du o, Sydebuus (der Sidibuß)!
Sydebuusler, Bielschampanier, lebe!...
Tschärißer un uß em Chloos!

Die Bieler gaben denn auch die Kultur solchen schlecht besonnten und schlecht gepflegten Weines[16] fast gänzlich auf. Die Wahl zwischen ere gueten Uhr und ęmene schlächte Wii fiel ja auch den Produzenten beider nicht allzu schwer.

---

[8] Gotthelf SchM. 2, 303. [9] USt. 268. [10] USt. 123. [11] Geltst. 270. [12] NB. 1, 383. [13] Ztgst. 1, 184. [14] Vgl. Johannes Trojans Hyperbeln auf die Rheinweine des Jahres 1883. [15] 1, 26. 29. [16] Vgl. Morel 214; Meiners 1, 220 f.

III.

War es doch überhaupt ein Wagnis südwestdeutscher Klosternieder-lasse, die königliche Gabe des Vater Rhein selbst an das Bielerseegelände zu verpflanzen, geschweige denn an die Südgehänge des Thunersees. Wohl ist jenes in den ungefähr elfjährigen — mit den Sonnenflecken-perioden zusammenhängenden[1] — Jahresreihen so ausgiebig durchsonnt (S. 119 f.), daß z. B. in Vinelz zimmerhoher Kaktus füürb'broocht wird. Allein sein Wärmestand bleibt doch um etwa 2° unter dem Durchschnitt,[2] der für ein von Natur subtropisches Gewächs zu wünschen ist; und die Launenhaftigkeit des Klimas entfernt sich in allzu starken Pendelausschlägen von diesem Mittel. Auch das Wärme-Reservoir des Wassers in dem 2 m höher stehenden See und im Moos vor der Etsumpfig bewirkte keineswegs immer den ihm zugeschriebenen Ausgleich. 1779 ist dem Moos nag und selbst in dem vormals Weinbau treibenden Walpertswil alls erfrore, und die Kälte des 20. Mai 1803 setzte den Moosräbbärge hart zu. Das ganze Seeland war und ist an den Extremen beteiligt, welche im Schneejahr 1529 das Most die Büttine und Chupferröhre und chupferige Hahne durchfressen ließen, am Anfang Juli 1540 aber süeßi Trüübel und am Anfang September den Leset gewährten und auch 1541 zu einem ausgezeichneten Weinjahr machten.[3]

Über ein anderes Jahrespaar: 1740 und 1741 hinterließ ein Twanner auf fliegenden Blättern die folgenden Aufzeichnungen.

Ano 1740 Jst Ein kalten Winter Gsin er hat Angefangen Vom herbst ano 1739 ist al Zit kalt gsin Auf licht mäs 1740 hatt es Geregnet Alsbald ist daruff eine kalte bießen (Biise) kommen Sie Hatt 4 wochen lang Gewart Die Rebsteck in Vnßeren Räben Sind Von kelte Meistens erfroren in Sunderheit in denen niederen Räben Die Jungen Räbsteck Sind noch Gut blieben. — Den Gantzen Abrel hat es nit Geregnet den 3.ten tag mey hat es Starck Geschneiet. 2 zol den 4ten mey hat es widerum Ein handt hoch Geschneit in Vnseren Räben vf dem bärg ist Schu hoch schne Den 5ten Mey Noch einmahl Ein handt hoch geschneit es hat daruff kalte reiffen (Riffe) Gäben. — Den 7den vnd 8 Vnd 9 hat es abermal Geschneit das es Vnsere Räben bedecket hat. Jn diesem Vngewonten Schne Sind in denen Räben Vom kalten winter iber Blieben räbsteck Namlich die schon gewachsene scheslein samt denen augen Meistens erfroren. — Dan diesen Frieling hatte sich Verspätet Dan alle bäüm hätten noch ym Meyen Gebliet Vs Genommen die Epfelbeim hätten ym brachmonat gebleiet Man hat den 2den brachmonat angefangen rieren in denen räben. — Jn diesem iahr Hat es Viel obs Gegäben aller Hand genug. Auf dem alten Santi Hanstag hat man angefangen Hefften. Den 8ten Vnd 9ten Weinmonat hat es große reiffen gäben den 12. Vnd 13 hat es Stark geschneit daf es den gantzen erd boden bedeckt hat ist kalt gsin Vnd hart gefroren worden Vnd Eisß (Jisch) Gegäben also daf Vnsere räben aber mahl eine kälte haben

[1] OW. 24, 315. [2] Großrat Engel. [3] OW. 24, 315.

Leiden mißen Vnd die trieblen (Trüüble, Trüübel) in denen oberen Vnd in denen Neidren räben all mit einanderen Erfroren Sind dan sie sind nicht riff gewäßen man hat Viel in denen räben stehen laßen im läßen An denen reinachtigen räben Weil Sie reiffer Geweßen Sind hat es Minder schaden gethan Die trieblen sind so rot gewäßen wie buch laugen [Nachtrag:] nämlich die trieblen So nicht reiff worden. Den 21 Tag Weinmonat hat man angefangen zu läßen den 25. ist man fertig worten es hat gar wenig Wein gegäben. — Die trieblen yn der Kros Vnd [auf dem] kapf Sind so rot gewäßen wie rot geferbt Vnd hart daß man sie nicht hat müsten (mosten) kennen weil Sie nicht reiff waren Man hat kein berlein kennen eßen Die kelte hat ein monat lang Gewärt ist alletag Gefroren worden. — In diesem Jahr hat man der Wein nicht kennen verkauffen biß im Frieling 1741. Der neiwe Wein hat nach dem herbst Zächen Critzer Vnd ein fierer golten Darnach noch hat man ihn nicht mehr kennen verkauffen. Ein Jahr härnach ein Theil mit großer mieh. — Im Jahr 1741 hat es ein Guten Winter gäben Im Jenner hat es gar viel Geregnet ist an allen Orten Waßer auß der erden hinaus kommen daß alle obere Heißer in Vnserem Dorf sind Vol worden in den Triellen (Trüele, s. u.) Vnd ställen. Auch der se ist so Groß worden daß man die straß nicht Gehen kennen. Der se ist an Viellen orten in die räben kommen er ist auch Vnder dem rat haus biß zur kleinen tir kommen dar nach Hornung Mertz Vnd Abrel nit Geregnet. Der 2. 3. 4.ten mey hat es starck geschneit mit kalte lüfften der Schne ist allhier eine hand hoch schne gelegen Vff dem Bärg ein Schuh hoch schnee. Alle beim Sind in Velligen blust geweßen Vnd die scheslein in denen räben haben wir abermahl mit betriebten augen sehen mißen zu Grund Gehen Dann die oberen räben Sind gar al erfroren worden Das man nicht ein intziges Grien scheslein hat sehen kennen. — Ihm dießem Jahr hatt es den Gantzen freilling neit Geregnet biß mitten ihm Meiyen. [Da endlich] hat es Geregnet Vnd alles frucht bar gemacht. Auff dem alten Santa hans tag ist man fertig worden zu heften. In denen räben ein bar tag hernach zu rieren. Es hat Ihm diesem yohr Viell Hiw vnd Emt Gegeben auch aller handt obs Genug Auch ist es ein frucht bahren Summer Geweßen an allem. Es hat in diesem Jahr Guten Wein gäben.

Ähnliche Aufzeichnungen[4] erklären die Vortrefflichkeit des Weins von 1811 und die Güte von Johrgäng wie 1743. Gegenteilig lautende Notizen häi Aazuug auf traurige Jahre wie 1786 und 1787, 1809, 1910 (s. u.) und 1913, dessen Juli der cheltist eines ganzen Jahrhunderts gewesen ist. Do het mą d'Tolpihändsche^{ch} und d'Tschäggett aag'gläit fir go z'hefte, und di wullige Halsdiecher si alli i de Räbe gsii. Das gab tschuuderigi Daage, an denen es immer wieder 'trüebet het u gäng strüüber worten isch. Wi het mą doo g'sahnet na 'mene Bitzeli Sunne! Ähnlich wie 1879, wo d'Triibel o gar niene hii welle häi (fortkommen und gedeihen), und wo d's Most am Stock erfroren isch. Die Qualität solchen Weins kann man sich denken. Es hätt padänten Essig g'gää („der Patentierung würdigen").

[4] Krebs.

Naturbedingungen.

I.

Die Wetterkunde fleißiger Aufzeichnungen gilt, wie den Phasen des Moon (Jahre wie 1885 mit zwei Vollmonden i äi'm Monạt sind von der Göttin der Fruchtbarkeit beherrscht),[1] so auch den Eingängen eines jeden Monạt als Voraussagungen über dessen gesamten Verlauf. Gleich belangreich sind die Jahresanfänge. Wenn ụụsgänds Jänner und ịingänds Horner di Ruete zäige (Knospen treiben), welche am Katharinetag (25. November) g'schnitte un in e Fläsche voll Wasser g'steckt worte sịi, so isch das es guets Zäiche. Ebenso wenn d's Ääbi (der Efeu) rächt frịech und rächt vil Blueșt zäigt, und wenn a de Flieh u Mụụre rächt vil schwarzi Beeri ịber e Winter im Laub b'hange bliibe. (Vorzeichen allerdings, die im winzerlichen Unheilsjahr 1914 Lei g'laugnet häi. Sie haben nicht „Farbe bekennt,[2] die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt.) Kommt dann im Abrịlle oder Aprelle z'grächtem der Frịehlig und sị d'Tage scho rächt g'länget, so soll der Jẽrge- oder Jerietag (Georgi, 24. April) doch ja den vollen Vegetationstrieb no z'ruckhaa; die Reben sollen nach bekanntem Spruch no blind sịi.

Si z'Jörgetag di Rääbe no blind,
Soll sich freue Maa, Wiib u Chind.

Ja, der Abrilleschnee isch den arme Lịt ihre Mist. Es war z. B. 1755 nicht gut, daß schon zu Georgi „die Reben geschinnen" haben (g'schụnne, ihre Gescheine gezeigt, s. u.).[3]

Um so lieber sieht man schöne Tage und warme Nächte im Mäie, dessen 25. Tag dem St. Urban als verchristlichtem Dionys geweiht ist, dem Brachmonat günstig vorarbeiten. Dieser Juni, der nur in sehr wenigen Jahren (wie 1858, 1866, 1868, 1870, 1877, 1885, 1897, 1908, 1915) warm ist, ist der eigentliche Schicksalsmonat auch des Winzers, weil in ihn die Zeit der Rebenblüte fällt. Ihre Höhenpunkte sind der lengșt Daag und der Sandịhánsdaag (24. Juni). Wenn am Sankt Johannstag d'Gịịrschene (šš, S. 140) ịberschieße, so gäit der Wịị der Bach abb. Ferner sind Vitus, Veit, neu Tw. Vöit (15. Juni) und Barnabas (11. Juni) mit ihrem Wetter entscheidend für den Weinausfall. Wenn's a déne bäidne Daage nid schẽẽn isch, so cha^{nn} mạ d'Bränte verchehrt i de Räben ụmme draage. Aber weeni Wịị gibt es ebenso, wenn's vil

[1] „Anz. v. Saanen" 1885, 20. [2] Die gleiche „Art" der Spielkarten-Farben und -Figuren ụụsg'gää. [3] Herbst-Rödellein.

Bohne und vil Magglingerhäi gi[b]t. Das letztere begreift sich aus den gegensätzlichen Witterungsbedingungen, während z. B. 1915 zu Twann die ziemlich befriedigende Weinernte (wenig unter dem Mittel) sich mit der ausgezeichneten Bohnenernte wohl vertrug.

Ein interessantes Schaukelspiel scheint der Juni mit dem November (Wintermonat) zu treiben. Wie im letztern d'Wasser falle oder stiige, fallen oder steigen sie im Juni. Besonders der Martistag steht mit seinem Wetter zu dem der Rebenblütezeit im Verhältnis, aber im umgekehrten. Rägnet's z'Martistag, so darf mą d's Johr druuf mit der Mooßguttere i'n Chäller.[4] Wie dagegen i de chiirziste Daage (also des Christmonąt) d's Wätter isch, so isch es i de lengste.

Hundstage, wo schöön iigange, sind wiederum gute Vorläufer des Augste, Augstmonąt, an dessen 24stem Tag die Weinkenner wisse, wo der Baartli d's Most räicht.[5] Was aber nach ebenfalls allbekannter Regel der Bartholomäustag und Mariä Himmelfahrt vorbereiten, was überhaupt der Augste nit chochchet, cha'n der Herbstmonąt nit broote. Gerade am 1. September säit d's Vreneli nid weeneli mit sonnigem Antlitz zur Güte des Weins. In gleicher Weise ist der 21.: der Matthäustag, ausschlaggebend.

Denn nach Eintritt der Tage, wo d'Beeri lutere, bedarf es noch der Frist von sächs häiße u trochchene Wuche für die Traubenreife. Schmunzelnd erfreut sich drum der Winzer dieser journées fédérales, der von goldigem Sonnenlichte „satten Herbsttage",[6] wo nicht mehr wie im Hochsommer in glitzernder und zwitzernder Unruhe, sondern behäbig aus dem Vollen schöpfend die Tageskönigin ihre Strahlen sendet auf diese edlen Früchte, die so sonnendurstig daar häi aus dem mählich fahler und kahler werdenden Laubgewinde. Mag dann, wie 1915, ein in der ersten Hälfte (und damit auch noch am Galletag, dem 16. Oktober) verregneter Läset folgen: die uufg'schwallete Beeri geben in der Presse Saft und Farbe grad um so gründlicher ab. Doch sagt man allgemein: Galle-Wii, suure Wii.

II.

D'Räbe wott hundert warmi Sunnedaage haa. (1914 gab es deren selbst in Twann nid emol sächsedriißg.) Drastisch

[4] Rheingauisch: So viele Troppe, so viele Schoppe. [5] Laut „Bund" lebte im sechzehnten Jahrhundert zu Meißen der von weit und breit her aufgesuchte Weinwirt Bartholomäus Zimmer, der als genauer Kenner immer wußte, welchen Winzern er den neuen Wein abkaufen sollte. [6] Frey.

drückt man das so aus: Wenn d'Flieh dreimool aabrenne, so daß d's Gras verdooret, dénn gi^{b}t's e guete Wii. Die Sonne soll im Hochsommer förmlich brämse, so daß es im ausgedörrten Gefilde riecht, wi wenn von versengten Haaren, von unverbrannten Kohlensetzen im Schlot od. dgl. eppis brämseti. Dás gi^{b}t ihm (dem Wachstum) e Stupf! Dás gi^{b}t ihm uf d'Ohre! (Wie dem mit Aufwand des äußersten Mittels angetriebenen Pferd.) Allzu große Tröchcheni kann allerdings (wie 1782) die Trauben zimli dünn dünnbeerig) werden lassen. Sie arbeitet auch mit zweischneidigem Schwerte derart, daß der Winzer schlimmer Kälterückfälle muß g'wäärtiget sii. Besonders natürlich in höhern Lagen, wo die tiefere Mitteltemperatur zugleich die Traubenreife stark verzögert. So zu Schärnelz, welchem von der Wärme des Ligerz-Dorfes bereits 2° abgehen. (Es isch dert e Chutte chelter; vgl. S. 120.) Drum geht der Spruch um: Wenn d'Schär^{r}nelzer Trüübel 's im Dorf under g'chéére rumple (von den zum Leset gerüsteten Zübern), so föö si aafoo lutere.

Am unerträglichsten ist freilich fiechts Müderwätter mit seinem unbehaglichen Zwitterwesen, wie überhaupt nassi Chelti oder chalti Nessi auch für die Reben. Denn deren ihri Hauptforderung ist neben hundert warmen Sonnentagen: Trêchcheni. Si wäi Summer u Winter trochche haa — sei nun der winterliche Boden g'froore oder iberschneit. Numme nid es Winterg'flotsch! Sonst zeigen, wie 1777, die Trauben allerlei Mängel: es sin ere weeni, si si chlin u dünn, 'berchämme d'Trüübelfüüli oder der Riiser: si riiseren ab, „rieseln, rieseln aus, reißen aus"; ohne solche Umdeutung: sie riise, riisen uus. (Die Beeren fallen ab.)[1] Nicht ein Abfallen, wohl aber ein chlin bliibe wi n e Gufechnopf verursacht während der Blüte eine allzugroße Hitze bei wolkenlosem Himmel, indem sie die Befruchtung beeinträchtigt. Das ist der Riiser als la couleure.

Möge es übrigens, wie im Vorsommer 1916, gäng u ggäng rääagne („und der Regen, der regnet jeglichen Tag"): wenn's numme gäng wider trochnet! Und numme käi Biiseräääge! Sonst treten allerdings weitere schlimme Folgen ein. So sah man z. B. im Juni 1796 die „Samen" i d'Gable schieße, i d'Chrääile (s. u.) wachse oder falsch wachsen: verwachse. Diese spitzen, rötlichen (rootlächte) Kräuel (1782) lassen etwa noch es verschrumpfets Beeri oder zwei gedeihen, die jedoch in der Regel auch noch abfallen. Der Winzer sieht es schon ungern, wenn solche ausartende Gescheine erst im vierten oder fünften Gläich (Stengelglied) aasetze. Solches schwine

[1] „Risen" als senkrechte Bewegung auf oder ab: schwz. Id. 6, 1335 ff.; Gw. 34.

(schwinden) steht im Zusammenhang mit dem bleede Zustand auch des ungereiften Rebholzes und ist (wie anfangs Juni 1914) vom traurigen Anblick vieler dürrer oder halbdürrer Zweige begleitet.

III.

Während in Jahren wie 1719, 1779, 1780, 1782 der See beispiellos niedrig stand (1780: 6 Zol nideriger als der pfol, Pfahl),[1] veranlaßte er in Jahren wie 1711, 1718, 1722, 1778, 1851 (bloß in Ligerz für 50,000 Franken Schaden anrichtend), 1892, 1899 gewaltige Überschwemmungen. 1796 und 1829 het's Räben verfiehrt oder abg'fiehrt (der Humusschicht beraubt, s. u.). 1747, 1749 und am 12. März 1776 wurde die Landstraße (Strooß) dem See noo überschwemmt. Viele Seemuure stürzten ein. Das Wasser ist durch das Dorf Twann geloffen wie eine Zihl. Im August 1677 mußte man zu Schiff vom Raathuus zur Chilche fahren. Die Nidau- und Bielmatten standen 1748 einen Fuß hoch unter Wasser, 1801/1802 konnte man d'Wäidlige bei den Brunnen im Moos aabinde.

Ein fürchterliches Hochgewitter entlud sich Donnerstags den 7. August 1851 über Schaffis (Tschaafiz) und Ligerz. Der damalige Lehrer des Orts, Joh. Clénin, verfaßte darüber den folgenden, von Litnant Abraham Teutsch und G'mäinschriiber Karl Raclé ins Ortsarchiv gelegten Bericht.[2]

Schwüle Hitze schon von Morgen an drückte alle Geschöpfe, so daß sich ein banges Vorgefühl schon in den Tönen der Thiere kund zu geben schien. Der Abend aber sagte deutlich und mit eindringenden Worten, was die bange Ahnung zu bedeuten gehabt. Es entlud sich gegen fünf Uhr ein Wolkenbruch mit nie gesehenen Strömen. Zehn Minuten währte dieser fadenförmig strömende Regen und verwandelte den Tag in starke Dämmerung. Starre Blicke, ängstliches Hinschauen nach der Höhe beurkundeten, was Jedermann erwarte, nämlich einen Erdrutsch, der bei diesen gewaltigen Entleerungen unmöglich ausbleiben könne.

Und er blieb nicht aus. Er stellte sich ein, gewaltig, furchtbar, über alle Begriffe, keine Wehre, keinen Damm achtend, tosend, verheerend durch Gräben, Wege und Reben, wenn ihm erstere nicht bequem waren, ins Dorf, füllte Häuser, Gasse und Straße und fand endlich sein Ziel erst im See.

So entsetzlich die Katastrophe beim ersten Anblick auch war, fand man ihre unerhörten Verwüstungen erst bei stellenweiser Untersuchung des Gebiets, über welches sich die Fluth ergossen. .....

Die Entleerungen waren das Resultat zweier aus Südwest und Nordwest über der Höhe des Schaffisberges (Tschaafizbärg) zusammenstoßender Gewitterwolken und begannen herwärts Weißenrain (Wißeräin). Die sie begleitenden Donnerschläge (Chläpf) waren nicht sonderlich stark und folgten sich in gemessenen Zwischenräumen. Der Wind

[1] Herbst-Rödellein. [2] Abgedruckt im „Seeländer Boten" 1921, 116 f.

war unbeständig, d. h. er hatte keine vorherrschende Richtung, sondern blies sehr schwach nach verschiedenen Seiten, weßwegen die unheilvollen Gewitterwolken nicht auseinander gerissen wurden.

Je näher gegen Schaffis, desto gewaltiger der strömende Regen, der dort in den Rabenfluh- und Closreben[3] und noch weiter hinauf in den Großhaus- und Planschenreben (S. 177) solche Erdschwemmungen verursachte, daß namentlich der alte Weg unter den Clos-Reben bis an den Rand der untern Stützmauer mit Erde angefüllt war.

Im Dörfchen Schafis wurde am meisten das Haus des Jean Türler verschlammt, indem der Erdrutsch die hintere Thüre eindrückte, die Zimmer anfüllte, so daß die hausräthlichen Gegenstände herumschwammen, auch die Frau und ihre Schwester entweder erdrückt oder ertrunken wären, wenn nicht auf den Hilfe-Ruf eines Kindes aus dem obern Stocke beherzte Männer, Walser und Peter, die vortere Thüre mit Gewalt erbrochen und dem Strom einen Abzug gegeben hätten. Andere Häuser, wie das Wirthshaus (s. u.) usw. litten weniger.

Über die Bouillien und Werscheren (S. 178), dann über den Rebbezirk Ligerz mit gleicher Kraft verheerend, zog sich das Gewitter bis an den Twannbach, jedoch schon vor der Bannwarthäuslifluh und theilweise auch herwärts so wie auch über Schernelz weniger oder keinen Schaden mehr anrichtend, indem es sich da in einen starken und endlich sanften Regen auflöste. Den größten Schaden erlitt der untere und mittlere Rebbezirk, besonders die Umgegend der Kirche nach der Vesti und Champagne und bis hinter den Terrograben.

Durch die Halde des Vestiwegli wälzte sich ein trüber Strom mit donnerähnlichem Getöse, riß mehrere dortige Erdsammler (S. 183) ein und ergoß sich durch die Rebe des Aimé Fontaine gegen die Kirche, zertrümmerte die Mauern rechts und links vom Graben zwischen Ulrich Saufers Kirchrebe und vereinigte sich mit dem Strom des Karrweges, der auch die gewaltigen Quader von Gabriel Teutsch's Erdsammler beim Vestistegli ob der Kirche mit sich führte. Da im Vereinigungspunkt müssen die Steine im Moment eine Barrikade gebildet haben, die den Durchzug hemmte, indem das Wasser und der Schlamm über die hintere Kirchhofmauer lief. Aber endlich, dem Drucke weichend, stürzte noch ein Stück Mauer von Saufers Rebe, und die ganze Wucht stieß gegen die Mauer von Hubachers Clos de Rive Rebe neben der Kirche. Die Mauer fiel, und jetzt hatte der Strom keine Grenzen mehr. Er wühlte sich ein, nahm Erde, Stöcke und Stickel mit sich fort, als wollte er sich schadlos halten für den kurzen Aufenthalt bei der Kirche. In wenigen Minuten waren 4 Mannwerk Reben total verwüstet, einem Holzschleif ähnlich.

Aber daß Maß seines Grimmes war noch nicht voll. Er stürzte sich in die Häuser neben der Kilchstiege (Chilchestäge), in's Thorberghaus und in das des Jean Samuel Zigerli, drückte in beiden die Küche ein, füllte Stuben, Unterhaus und Keller mit seinem Inhalt an und tötete den Jean S. Zigerli, der, durch eine innere Treppe vom Unterhaus kommend, oben überworfen wurde, indem der Strom die Thüre gegen die Kirchstiege eingedrückt hatte. Er hinterläßt 5 unerzogene Kinder, von denen einige, die zufällig in der Stube sich befanden, auf keine andere Weise aus dem Hause gebracht werden konnten, als mit einer Leiter zum Fenster heraus.

Hier unter seinem Hause stand der Schutt 7 Fuß und 7 Zoll hoch.

In der Dorfgasse angekommen, theilte sich der Strom rechts und links die Gasse entlang und den Graben hinunter der Straße und dem See zu. Die Ströme der Gasse

[3] Die genauen Dialektnamen dieses Berichts folgen im Wortregister.

füllten die Häuser unten an, drückten Thüren ein und hätten das Vieh ersäuft, wenn nicht beherzte Männer sich in's Mittel gelegt und die armen Thiere ihrem gewissen Tod entrissen hätten. So in Tischler Begré's Haus und im Stalle der Wirthshausscheuer, wo der Stallknecht Schneeberger mit wahrer Aufopferung einer Kuh das Leben gerettet, da der Strom die hintere Thüre auch eingesprengt, die vortere zugeworfen, in dem sich immer mehr anfüllenden Pferdestalle sich der Knecht bis in den Bahren flüchten mußte, der Kuh mit einer Halfter den Kopf emporhaltend, bis auf seinen Hülferuf durch's Stallfenster Männer erschienen: F. Cortaillod und G. Beljean, die mit einem Sparren, dan mit einer Axt die Thüre zerhieben und die Gefangenen befreiten.

Der Schutt lag hier 8 Fuß und acht Zoll hoch.

Weiter hinunter bildeten sich keine großen Bäche mehr, wohl aber litten die untern Eichholz Reben bis zum Cormetanwegli mehr oder weniger starke Verrinnung, herwärts bedeutender als abwärts, indem das Gewitter nach und nach aufhörte.

Es bleibt uns noch ein fünfter Strom zu beschreiben, der an Größe, nicht aber Verheerung dem ersten gleicht. Es ist der, welcher aus den Reben unter der Vesti durch den Graben von der Scheibe (Schüübe), das Scheibenwegli und vom Durchbruch bei der Kirche den Karrweg herunter sich ergoß.

Schäumend, Erde und gewaltige Steine mit sich führend, toſete dieſer Strom daher, riß stellenweise den Karrweg auf; ein Stück Mauer von Johann Grabers Clos de Rive Reben stürzte, und die Masse warf sich gegen die Schützenhaustreppe, an deren Thüre sich drei Knaben: Adolf Christen, Jakob Pillu und Gottf. Züttel, auf dem Heimwege übereilt, angeklammert hatten. Sie wurden mit dem stürzenden Stiegengehäuse fortgerissen, einer bis zur Linde im Kalkofen, Christen und Pillu aber in den See geschwemmt. Alle drei waren gequetscht, Christen am gefährlichsten, doch alle am Leben.

Beinahe alle Häuser vom Kalkofen bis ins Loriol wurden im Erdgeschoß entweder verschlammt oder mit gröberer Erde 2—3 Fuß hoch angefüllt; so das Haus der Witwe Burkhardt, Gabriels. Das Kellerhaus, die Häuser des Zimmermann Pillu, Maurer Zigerli, sämmtlich in der mittlern Reihe, und von der untern Reihe besonders die Häuser des S. Beljean, Sohn, Schlosser Teutsch und Alfred Burkhardt.

Am meisten angefüllt war die Scheuer des Abr. Santschi: 3 Fuß 9 Zoll hoch, und die Thiere mußten von oben herab aus dem Stall gerettet werden. In seiner Schmiede (Schmitte) vor der Scheuer gieng der Schutt bis an die Eß, und der Feilenhauer-Geselle flüchtete sich zum Kamin hinauf.

Im Ganzen litten im Bezirk Ligerz mehr oder weniger große Beschädigung über 700 Grundstücke, die Häuser inbegriffen, mit einem eidlich geschätzten Schaden von nahe an 50,000 Fr. alte Währung.

Zehn Tage lang wurde mit vereinigter Kraft und fremder Hülfe gearbeitet, die Straße, die Dorfgasse und die Häuser zu räumen, und noch blieb viel Arbeit übrig. Alle nur verfügbaren Plätze wurden zur Aufhäufung der Erde und Steine benutzt, die Straße zu beiden Seiten durch das Dorf mit hohen Wallmen versehen, was auch bis weit gegen Schafis hin geschehen mußte.

Noch blieben viele merkwürdige Einzelheiten zu beschreiben; so z. B. wie der Strom in der Gasse hinter der Wirtshausscheuer einen dort angestellten Sandstein von mehr als 3 Fuß Länge, 2½ Fuß Breite und ½ Fuß Dicke fortschwemmte, ferner einen Weinzüber aus Jn. S. Zigerlis Unterhaus mit vielen Flaschen verzapftem Weine abwärts die Gasse entlang unter Gaberels Haus brachte; wie ferner ein schwerer

eichener Holzklotz vom Brunnen im Kalkofen bis fast ins Loriol die Straßen abwärts, und endlich ein tannener Trämel aus dem Karrwege weit gegen Schafis hinauf schwamm; wie man mit Leitern in die Häuser und aus denselben steigen mußte, weil die natürlichen Eingänge verschüttet waren. ....

Aber dankend sollen die Hülfeleistungen näherer und entfernterer Ortschaften: Twann, Geicht, Wingreis, Tüscherz, Alferme, Vingelz, Gerolfingen, Täuffelen, Neuenstadt, Erlach und Pregelz anerkannt werden.

Solche „praktische Anwendung des Christenthums" im Namen dessen, „der auch eines Becher Wassers, dem Mitbruder gereicht, nicht vergißt", verdankten in dem kernhaften Schreiben vom 25. August 1851 Namens des Einwohner-Rathes der Präsident David Gall, der „Sekretär" J. K. Rakle.

Im Juni 1886 suchte abermals ein Gewitter die Weinberge am See heim, das seit dem oben beschriebenen furchtbarste aber am Pfingstmääntig: 16. Mai 1921. Die neue Katastrophe schildert ein Augenzeuge[4] wie folgt:

Es ging gegen fünf Uhr abends. Einer meiner Begleiter arbeitete in seinen Reben, als eine plötzliche elektrische Entladung ihn zu Boden warf. Und dann ging's los. Direkt über die Crête des Berges kam das Unwetter und überschüttete eine Stunde lang das Gebiet von der Ligerzer Kirche weg bis Schernelz mit sindflutartigem Regen, untermischt mit Hagel. Das Dorf war fast vereinsamt; alles arbeitete in den Reben, als das Verhängnis hereinbrach. Von allen Seiten eilten die Leute herbei, und dabei raste und tobte das Unwetter derart, daß sich von der Halde herab eine wahre Sturzflut, mindestens 50 Zentimeter hoch ins Dorf ergoß und es in angstvoller Qual aus den Häusern und durch die Gassen gellte: Der Bärg chu̇nnt! Der Bärg chu̇nnt!

Man kann sich von den Verheerungen des entfesselten Elementes nur eine Vorstellung machen, wenn man sie gesehen hat. Der Anblick des verwüsteten Geländes macht das Herz schwer. Die herniederrauschenden Wasser haben ganze Stöcke mit den Stickeln weggeschwemmt, halbmetertiefe Furchen der ganzen Halde entlang aufgerissen, die Abzuggräben meterhoch ausgefüllt und zugedeckt, Mauern eingedrückt und andere zum Wanken gebracht, die Straße von Tessenberg in grausiger Art aufgerissen und mit Sand und Schutt zugedeckt, und auf der ganzen Länge des Niederschlagsgebiets, namentlich da, wo schon zum zweiten Male gerührt worden war, allen Humus weggeschwemmt und an seiner Stelle Geröll, zentnerschwere Steine und Unrat gesetzt. Ein grausiger Anblick. Am schlimmsten muß das Wetter unterhalb Schernelz gehaust haben. Dort reiht sich Furche an Furche durch den ganzen Rebberg metertief, und unten an der Straße liegt eine herabgeschwemmte Schuttmasse, deren Abführung tagelange Arbeit fordert.

Überall trafen wir Leute, die bereits wieder mit nie wankendem Mut und allem Unheil trotzender Unverdrossenheit ihrem mühesamen Tagwerk im Berg nachgingen, Schutt abräumten, Gräben säuberten. Ihr nächstes wird sein, sobald es geht, den heruntergeschwemmten Humus wieder hinaufzutragen, neue Stickel zu stecken und damit unverzagt die schwere, schon einmal getane Arbeit noch einmal vorzunehmen. Und wenn dann, nachdem die Verwüstungen wieder verschwunden sind und die Schreckensstunde einmal vergessen ist, der Bärg wieder chu̇nnt!

[4] Redaktor O. H. (Husy) im „Bieler Tagblatt" (und „Seeländer Boten") vom 19. Mai 1921.

Es ist eine harte Fron, des Rebbauers Los, und doch haftet er mit Leib und Seele an der Scholle; er teilt mit ihr des Wetters Gnade und Unbill und empfindet es fast als körperlichen Schmerz, wenn der Elemente Wut sie heimsucht...

Die Kantonsstraße im Dorf Ligerz ist stellenweise bis aufs Steinbett aufgerissen, ausgeschwemmt und auch wieder mit Sand und Schutt überdeckt... Der See bei der Länti zeigt noch nach drei Tagen eine schmutzig gelbe Farbe. Dort liegen wohl Hunderte von Fudern Erde, die die stürzenden Wasser vom Berg herunterrissen.

Auch die Reben von Twann haben etwas abbekommen. — Leider gibt es für solche Schäden keine Versicherung. Den Rebleuten bleibt einzig und allein ihre Kraft, auszudauern in der harten Arbeit und immer wieder ihre Scholle mit den dort ausschließlich gedeihenden Reben zu bebauen (s. u.), wie ihre Ahnen getan. Es liegt in diesem Mut eine seelische Größe, an der man nicht ohne hohe Achtung vorübergehen kann.

Als wir vom Berg herunterstiegen, da gewitterte es über dem obern Seeland schwer, und gegen Neuenburg stand eine schwere Wolkenwand. Mit einem gewissen Fatalismus sahen die Leute in das neuerdings drohende Unheil. Und es kam, acht Tage wartend.

Ein neues Unwetter ist am 23. Mai über das Rebgelände am Bielersee niedergegangen. Wie die Wildbäche stürzten sich die Regenfluten in den Reben von Alfermé, Tüscherz, Twann und Ligerz. In Alfermé schoß ein kleiner Strom die Tessenbergstraße herab. Auch beim Bären in Twann wurde Geschiebe angehäuft, und die Burggasse glich eine Zeitlang einem wilden Bergstrom. Arg gehaust hat das Wasser auch in Bippschol und Ligerz, während die Reben von Schaffis so ziemlich verschont blieben.

Der Schaden beider Unheilstage wird nicht mehr zu reparieren sein. Aber auch jetzt -- schrieb am 24. Mai 1921 Pfarrer Herdi in Ligerz[5] — sind die Leute — Sie kennen sie — nicht erschüttert. ... Sie sind bekümmert, aber nicht trostlos. ... Sie wissen wohl, daß der Peregrinus,[6] der das Unheil des 16. Mai brachte, im Volksmund hier Bäregrind heißt?

IV.

In ungezählte Formen kann des Wassers wohltätiges wie schreckhaftes Element sich kleiden: in ätherischen Dunst und in des Hagels Chiselstäine,[1] die, aus des Himmels schwarzem Gewölk mit messerscharfen Ecken und Kanten herniedersausend, liibermänts alls verhagle u verhaaghutte u verchrutte und z'Chrüppels schlöö und verchäibe (vgl. Ins 67). Ein solcher Hagel, der durch keinen Hagelableiter[2] und keine Hagelkanonen abg'wehrt werden kann und höchstens durch Versicherig sich einigermaßen wett machen läßt, fiel in den Jahren

[5] Dem wir auch die Vermittlung der Bieler Berichte von 1851 und 1921 verdanken. [6] S. u. Heilig.

[1] Kluge 188. [2] Irlet in Twann erwarb 1825 einen solchen für 28 Kronen.

1657 (zweimal),[3] 1747, 1748 (wi Baumnuß), 1784 (fürchterlich), 1786 (Li. bis Tü.), 1804, 1806, 1809, 1810 (12. April uf de hindere Bärge), 1855, 1868, 1870 (Li.), 1882, 1883 (Li.), 1892, 1900 (Anno Nüünhundert, am 27. Juli zwischen Vg. und Alf.), 1901, 1902, 1915 (am 25. Juli und Ende August zu Tü. wi Haselnuß, am 3. August zu Erl. und Ins). Bereits lindi Beeri litten natürlich weniger als no herti: si häi nqqg'gää.

Am 17. Mai 1921, also einen Tag nach der ersten Heimsuchung der Seebutze, ergoß sich über die Äänerländer, zumal die Jäißer, ein Abendgewitter mit Hagel. Bei der Wirtschaft Weber lagen die Körner einen halben Meter tief im Chällerhals, und noch am Mittwoch abend lagen deren ganzi Wälm um die Häuser. Gemeindearbeiter mußten vom Herrewald weg über den Underbärg bis ins Dorf hinab den Weg wider z'wägmache.

Einen Monat vorher, am 18. April 1921, hatte der starke Nachtfrost die seeländische und baslerische Kirschenernte so ziemlich vernichtet, auch die frühen Birnen, sowie die Frühgemüse und die Weinberge stark geschädigt. Die Ernte links des Bielersees ward bereits durch den Nachtfrost vom 16./17. April wenigstens zur Hälfte vernichtet. Das übrige besorgten jene Maitage.

Unzitige Schnee, am 17. Oktober 1730 wohl eines Werkschuhs[4] hoch, am 11. September 1774, 5. April 1775, September und Oktober 1809, Herbst 1867 bodiget junge Pflanzen und isch im Stand, durch plötzliche Belastung Bäum uusz'wüürze.[5]

Es chann bickelhert g'froore sii — wenn der See nid g'friert (Erl.: g'früürt) u der Bode schöön mit Schnee überdeckt isch, verfriere d'Räbe nit (Erl.: niid). Sie vertragen noch $^{9}/_{12}$ C, und obendrein kommt ihnen der Untergang zahlloser Parasiten zugute: Gjätt, Pilze, Raupen, Schnägge, Müüs. Im Notfall lassen sich übrigens für besonders sicherungsbedürftige Stöcke Frostschirme anbringen, sei es auch nur ein weiblicher Riesenhut us der G'rümpelchammere. Wenn dagegen der See g'friert und damit auf eine lange Kälteperiode deutet, dann können bereits $^{9}/_{10}$ den Weinstock töödе. Er verdrochchnet und spaltet und stirbt ab, wenn es nicht gnädiger abgäit mit Zerstörung der Saftgänge, Hinausdrängung des Saug, uuf- und abspränge der Rinde; also mit dem Chrebs oder Mager. In solchem Falle mögen Stöckuusschleeg, welche under uusschlöö und sonst als Räuber beseitigt werden, sich zu neuer Nachzucht bieten. Besonders trocken kaltes Frühlingswetter (von $^{9}/_{9}$ wie am 13. bis 16.

[3] KJB. 4, 105. [4] Schwz. Id. 8, 487. [5] Irlet.

April 1913), wo's zwischen ine aafoot u̯u̯ftaue oder u̯u̯fdue, schädigt die Reben wenigstens derart, daß sie chru̯u̯s wärte und d'Schößli abfalle oder fi^ch rööte, wi wenn d's Füür d'rüber (dartu̯u̯r) wäär. Besonders gefürchtet sind die Mäiefröst, zumal wenn sie mit raschem Temperaturwechsel zusammenfallen, der gewisse Pflanzen zum Blühen lockt. Wenn d'Wißdörn blüeije, so verfriere d'Räbe gärn. Dabei werden in denkwürdiger Abweichung von der landläufigen Meteorologie die Eisheiligen: di chalte Helde (Tü.) oder die drei böse Buebe umgangen. Die letztern sind übrigens nicht sowohl Mamertus, Pankraz und Servaz (11. bis 13. Mai), oder die letztern mit dem „Peregriner", wenn nicht der bösen „Sophie" — als vielmehr Georg, Albrecht und Markus (23. bis 25. April, vgl. S. 237).

Georg und Marx
Bringen viel Args.

Die Chronik nennt eine Reihe solcher verderblicher Frostjahre, wie 1758 (am 16. Oktober 1 Zoll Zi̯isch); 1775; 1779; 1798 (28. August: „Wenn es nicht bald eine Bodelindi gibt, so machen wir nicht mehr Wein als fern", fäärn, in Tr.: fäär^n-t);[5] 1805 (u̯f Zü̯übere ½ Zoll Eis am 1. November); 1826 (am 21. März alle Stöcke getötet, die nicht uf e Chnopf g'schnitte g'si̯i si̯i); 1830 (eine Kuh ging am 28. Januar über 12 Zoll Eis sicherer als u̯f em Land); 1854; 1862; 1873; 1881; 1882; 1883; 1885; 1893; 1897 (am 15. Mai die bereits 1 dm langen Schoße verbrüeijt); 1910 (11. Mai: der Räste dem falschen Meltau aufgespart); 1913 (am 12. bis 14. April ⁰/₀. Viele Stöcke hatten die inneren Auge verchröpft, so daß sie nicht mehr austrieben und nur magere, unfruchtbare Nebenaugen boten).

Stürme schädigen, selbst wenn sie chu̯tte, u̯u̯schu̯tte, u̯u̯schu̯tze, horne und die Fensterladen zum gi̯i̯re, ru̯gge und ru̯u̯re bringen, den Weinberg nicht direkt. D's Gü̯nträäri (ds Gäägedäil): wenn d'Bi̯i̯se wi d's Bi̯i̯sewätter bei trockener Zeit durch die Weinstockreihen pfi̯i̯ft und einen tüchtigen Du̯u̯rzu̯u̯g bewirkt, so bloost daas eine unglaubliche Masse perfid versteckter Schädlinge weg. Eine Gewalt allerdings, welche, wie am 5. Dezember 1760, bei 500 Twannwaldtannen fällte,[6] und am 22. Oktober 1806 Bäume und Dächer zerstörte, brachte am 2. Dezember 1806 auch die Seemu̯u̯re zwischen Bippschól und Ligerz zum Einsturz und verursachte im November 1841 eine 14tägige Räumungsarbeit an Steinen, welche der Wind von der Inselmu̯u̯re weggespült hatte.

[6] Herbst-Rödellein.

Ungern gesehene Windrichtungen sind der Friiḅergluft und der Albluft (S. 3). Beide bringen den Rootbrenner (s. u.). Der letztere hieß darum ironisch der Bräntedreeger.[7] Man schützte die Stöcke vor ihm, indem man ihnen auf der Südseite meh Laub g'loo het.[8]

V.

Ein Weinbergstück zu Tüscherz ertrug im Jahr 1915 nicht weniger als 24 (hundertliṭrigi) Zi̯i̯ber vom Mannwerk. Das war allerdings hauptsächlich mit Elsäßer besetzt. Auch die Hälfte dieses Ertrags, von Elsäßer- und viel Gutedel-Reben gespendet, konnte den gleichen Wert repräsentieren. Allein selbst ein Ausmaß von 8 Züber, wie streckenweise zu Twann 1920, ist selten. Eines bis zu 5 Züber hinab verdient das Prädikat sehr guet; und wer 4 Züber erntet, sagt mit Recht: es het no doll, es het no stiḭffuusg'gää. Oordeli, oordlech het 'berchoo, wer eine Mittelernte erzielte. Das ist duṵr u ddṵṵr, alls un alls gerechnet, a'ſó ung'fähr drei Züber vom Mannwerk; dert ụmme springt's, es wird dert duṵre rütſche. Aber auch wer bloß 2, ja nur 1 Züber einheimste, erklärte angesichts des schönen Preises (s. u.): Mi cha^{nn} z'friḭde ſiḭ, no z'rächt z'friḭde; oder aber: Es gi^{b}t käiner zwe (Erl.: zwöö) Zi̯i̯ber nit! Jedoch: Mi mueß däṅk z'friḭde ſiḭ. Wer an der freudigen Beobachtung des Herbstes teil hatte, daß es um e̥ne Drittel meh ụṵsgääb, weder daß mạ g'mäint het, schloß auch als Besitzer einer Ernte unter dem Mittel sich dem Vergleich mit der bisherigen langen Mißjahrreihe an und rief: He nṵ, es iſch gä^{ns} ſe̊e̊vel (so viel)! Es het doch äntligen ämmel wider eppis g'gää! — sozusagen als Handgält für künftige bessere Jahre. Und mit echter Weinbauern-Kollegialität, aus tiefem Solidaritätsgefühl heraus bedauerte der Seebụṵz die Neuenstadter und Äänerländer, denen auch das Weinjahr 1915 mit Hagel und mit Chrankhäit (s. u.) so übel mitgespielt.

Angesichts des größern Wertes eng lokaler Angaben notieren wir hier die Anzahl der im Twanner Buchsihụṵs (S. 203 f.) eingefahrenen Landfaß:

1694: bei 60; 1698: 45½; von hier ab Jahr für Jahr: (1699:) 66. 52½. ? 42. 30 + 2 rot. 48 + 2½. 71. 52½. 61½. 18. (1709:) bloß 5 Säum. 40½. 79½. 82. 6. 37. 63. 60½. 55. 48½. 79. 50 (also 1719 trotz starkem Hagel). 89. 33½. 36½. 108½ (also 1723). 115 (1724) + 9½ rot (sehr gut). 45. 24½ (sehr gut: 1726). 134 (1727: gut). 95½. 70. 69½ 80½. 51. 38 (ziemlich gut). 49 (gut). 33 (gut). 39 (gut). 105 (gut). 22 (mittelmäßig). 85 (gut). 24 (1740: kalter Winter und Oktoberschnee). 28. 55 (gut). 60. 82½. 35. 38. 25. 53. 36. 46. 54. 97 (1753). 58½. 42. 61½. 46½. 10½. 23. 59½. 56 (1761).

[7] Fäſi 6 (1768). [8] Ebd.

Die hier mit dem Jahr 1761 abbrechende Jahrreihe (hinder drii 1781: 118 Faß) findet einige Ergänzung in den Angaben von Saum und Maß des geernteten Inselwii von 1683: 540.67; 1760: 502.61; 1808: 492.74; 1827: 739.44; dagegen 1848: 53.24; 1813: 42.5; 1816: 16.50; 1817: 14.59.

Das Rebbuch des St. Johannsen-Guts verzeichnet in der Jahresreihe 1788 bis 1824 für Landeron als ganz besonders mager die Jahre 1809, wo der Zehnten (Tw.: Zähntel) einfach geschenkt wurde, und 1821, während 1791, 1795, 1808, 1820 sehr gut, 1792 und 1803 sogar glänzend uus g'ää häi.

Im Seebutze-Gebiet überhaupt werden als qualitativ und quantitativ guet geschätzt die Jahrgänge 1746, 1815, 1834, 1846, 1893, 1904, 1906, zum Teil 1915. In beiden Beziehungen als gar guet: 1804, 1807, 1811, 1874, 1893 (nach zwölf Mißernten), 1898, 1900. Sehr viel: 1781, 1804 (in Ins der Zehnten 552 Züber). Sehr guet: 1859, 1865, 1893, 1898, 1911 (aber grüüseli weeni). Viel, aber schlecht: 1847. Äxtra schlächt: 1816. Suur: 1829. Weeni u suur: 1805, 1809, 1871, 1879, 1891, 1912, 1913, 1914. So z'sääge nüüt oder gar nüüt: 1769, 1785 (Frost), 1786 (Hagel; in ganz Erlach 1 Maß), 1787, 1910. Da gab es in Twann aber doch von zwei besonders begünstigten Mannwerken — e Triibel u fiifzääche Beeri!

Nur schon aus diesen Jahrzahlen und ihren oberflächlichen, aller Reduktionsmaße und aller Analysen entbehrenden Schätzungen lassen sich mancherlei Schlüsse ziehen. So neben der bekannten Vertröstung: es het gäng gueti u schlächti Johr g'gää, die Beobachtung guter Johrgangpaar: 1848 und 1849; 1858 und 1859; 1865 und 1866; 1868 und 1869; 1870 und 1871; 1893 und 1894; 1895 und 1896. Von diesen Paaren gi^{b}t's d's erste Johr gärn guete Wii, d's zwäite vill. Man denke z. B. an den alkoholreichen Fiifesächzger und den Sibez'ger als den feinsten des ganzen Jahrhunderts. Wie geht das zu? He, das chunnt g^{l}só: Stellt sich zur Seltenheit wieder ein anhaltend warmes und trockenes Sommerhalbjahr ein, in welchem der Schutz („Schuß") oder Saug (Saftstrom) ohne Unterbruch kräftig die Blätter, Blüten und Früchte durchkreist, so können die rasch entwickelten jungen Pflanzengebilde den Schädlingen (s. u.) voorwachse und damit us de Zänd wachse. Die Trauben reifen vollkommen aus, und die unter ihrem Schutz gedeihenden Knospen speichern ungewöhnlich reiche Reservestoffe für das folgende Jahr auf.[1]

[1] Schaffner Fritz Stucki in Ins. Einen großen Teil unserer bisherigen und noch folgenden statistischen Angaben entnehmen wir dem außerordentlich schönen und reichen

Wägen und wagen.

I.

Die weitere Beobachtung, daß über e Bank ęwägg gute oder schlechte Jahre es für einzelne Gelände nid sii, ist ein wichtiger Faktor der Preisregulierung. Was gult (gälte, coûterait) der Drei- und Füüfenüünz'ger (von 1893 und 1895), der Nüünhunderter (von 1900), der Sächser (von 1906) und der Endlifer u Füfzääächner, wenn es ną an allne Orte z'Schwettine-wiis gääb? Es ist die B'süechęgi, die dem Kleinbauer wenigstens d'Chöschten ummegibt und auch bei magerer Ernte ihn mit der Mathematik tröstet, daß drei mol sibe gliich vil ist wi sibe mol drei.

Wie stand das früher? Da waren für den Weinproduzenten auch gute Jahre schlechte Jahre. E Huffe Wii u ke Gält! 1631 kostete e Maß Wii ęs Äier (ein Ei), 1608 im Waadtland 1 sol (Süü), 1719 e halbe Chrizer. Wer im letztern Jahr drei lääri Faß het z'etlehnne g'gää, het e volls vergäbe z'ruck 'berchoo. 1426 het man im Wiirtshuus under äinisch zwo Mooß miesse trinke, um mit dem Heller als der kleinsten Münze zahlen zu können. Da hat man wohl auch, wie noch später, der Wii i Zifere i d'Rääbe g'noo, um mit dem Gätzi statt mit dem Glas daraus zu trinken. An Geld erhielt man Anno 1301 einen Schilling für den halben Saum, 1399 für 4 Maß. Sehr guter Wein ward 1741 um 3 Kreuzer, der berühmte Eilfer (von 1811) anfangs um höchstens 17 Kreuzer ausgeschenkt. Desto mehr isch der Wii uufg'schlage in Teuerungsjahren wie 1816.

Aber wie alt war der so hoch oder niedrig g'schetzt Wii? Natürlich isch daas en ápropoo, ob er neu oder alt, under der Rääbe als noch untrüelets Most mit dem Dräck, im Oktober als „Suuser", im November mit samt der Truese, im Frühling ab'zoge verkauft werde, ob ferner in Nachjahren nach gutem oder schlechtem Blüeijet usw.

Wie der Tax (Thax 1804, vgl. „der" Preis) des Neuweins numme scho seit 1851 auf das Sechsfache uufe 'driibe worten isch, zeigt abermals die bis auf 1782 zurückgreifende Tabelle der Räb-g'sellschaft. Wie sprunghaft aber die Steigerung sich gestaltete —

Tabellenwerk der Rebbaugesellschaft Twann-Ligerz-Tüscherz, das an der Berner Ausstellung 1914 preisgekrönt wurde; sodann den Weinverkaufsrodel der Familie Gerster in dem nun von Küfer Krebs in Twann besessenen und bewohnten Haus.

wi si Schütz g'noo het — zeigen schon die Ansätze gewisser Jahre zwischen 1851 bis 1915: 1851—1854: Fr. 9, 16. 60, 30, 45; 1866: 18. 50; 1873: 50; 1880: 56. 50; 1893: 16; 1900: 10 bis 12 (Tschugg), 20 (Insel); 1901: 17; 1909: 38; 1911 bis 1915: 57, 35, 57, 48—50, zirka 50; im Mai 1918: di hange"ti Äärnt z'Grissach 150 Rappen! (Um fifz'g umme zirkuliert's.) Die von den Frühlingskatastrophen 1921 verschonten Reben links des Bielersees gaben einen Rekordwein, der 75 bis 85 Grad nach Oechsle 'zoge het und als Most Fr. 1. 70 bis Fr. 1. 80 galt. D's Roote gilt, gleich den Waadtländerweinen, ungefähr d's halb meh (d. h. das Doppelte).

Interessant ist die Schätzung, welche die Berner Regierung in ihren amtlichen Weinpreisen von 1622 den Weinqualitäten ihres Gebietes angedeihen ließ. Da durften gelten: Der best Neus Thal und Lacôte 18 Chrützer; der mittelmäßige Wein von Äälen, Vivis, Lausanne, Morsee, Neus 16; der Wein von Yserten, Orbe, Grandson, Neuenburg und gleicherweise der von Ligerz und Twann 15; die „übrigen" Weine von Biel, Erlach, Insel, Tschugg, Gampelen, Weißenbach, Murten: 14 Kreuzer, d. h. sow. die des ökonomisch-politisch hinterhaltenen besten Waadtländerweine: alter Ryff Wyn 14 Krz., alter Landwyn 12 Krz.

So sprunghaft gestalten sich die Einnahmen d'Loosig. Mit unheimlicher Stetigkeit wachsen dagegen d'Chöste. D'Täglöhn betrugen für Unterhalt der Muure 1851: 1 Franken; seit 1903: 4. Schniide: 4. Hestermäitschi 3 Batzen (1827) bis 2 Franken (1915) und Essen, so daß nun das erbräche und heste vom Mannwerk (Mannert) auf 3 Franken kommt. Läser-Lohn 1792—1794: 10 bis 15 Batzen; vom Mannert zwischen 1851 und 1915: 3 bis 4 Franken. Dem Trüeler neben Kost per Tag: zwischen 1790 und 1794: 15 bis 18 Batzen. Ähnlich stunden z. B. 1825 di chliinne Taglöhn für die Bräntedreeger, Zehnder, Schifflit und d'Herbstchechchi für das Buchsihuus (S. 203). Häärd trage vom Mannert: 1 bis 3 Franken zwischen 1851 und 1915. In den nämlichen Jahren für 100 Stöck z'gruebe (s. u.): 2 bis 8 Franken. So verdiente überhaupt, wer i d'Räben isch go daaglöhne — a'n Daaglohn g'gangen isch — vor 1896 vom Mannwerk 75, nachher 80 (alte) Batzen; zwischen 1851 und 1915: 12 bis 32 Franken. So kam damals bei einer Arbeitszeit vom füüfi am Morge bis zum vernachte der durchschnittliche groß Däaglohn (ohni ässen u schlooffe) für irgendeine Rebarbeit ussert dem spritze (s. u.), welches noch anderhalbe bis zwo Franke meh chostet, auf 5 Franken. Dazu bedangen sich aber un-

entbehrliche Arbeiter noch d's Oortinääri aus: so und so mängi Fläschen im Daag, oder aber alli anderhalb Stund zwei Mol der Chehr mache mit dem Glas (s. u. „Trinken"). Wie rasch ist so ein Arbeitstag verflossen! Wenn man öpperem am Daaglohn het, so schloot d's Zit gäng! Heutige große Taglöhn (vgl. S. 222), aber ohni Wii: im Winter Fr. 8—10, im Sommer 10—12, spritzen aber 14—15.

Zu allem kamen aber erst noch die Materialkosten: der Bund (zu zehn Hampfele) abg'rüstets, flegeltröschens Roggenstroh als Heftstrau: 50 (1851) bis 180 Rappen; der Zäntner 5 Franken. Es Hundert Stickel (früher allerdings aus Twann ganzi Wäge voll ins Neuenburgische geliefert) stieg von 2 auf 6 Franken, 1921: 16 Franken. Mist (Stalldünger): 30 Kubikfuß von 9 auf 16. 1921: Der zur Rebe gelieferte Kubikfuß Mist 1 Franken. E Wäidlig voll schwarze Härt vo Lüscherz zum chehre und schapponiere (s. u.) kostete 1828 1 Krone 20 Batzen. 1 Halschorb: 1829 10 Batzen, heute 5 Franken. 1 Räbmutz 1825: 5 Batzen; eine Schnidschääri heute: 7 Franken.

So erklärt sich, wie 1915 ein Vinelzer herausrechnete, daß der Liter Wii äigets G'wächs ihn auf 3 Franken zu stehen komme. Solch gewaltig negativer Reinertrag bezifferte sich im Gebiet der Räbg'sellschaft, vom Mannwerk gerechnet, in den Fehljahren 1896, 1901 und 1902, 1907, 1909 und 1910, 1912 und 1913 auf Franken 19. 50, 25, 10, 27. 70, 22. 30, 70. 70, 15. 20, 63. 95. Ihm stand als positiver Reinertrag gegenüber in den Jahren 1859, 1861, 1911: Fr. 139. 90, 109. 70, 1. 40. Damals also het man eppis darvo g'haa; jetzt het ma müeße drus legge.

Zum Glück sind das absolute Zahlen, die der echt seeländische, nicht von der öden und blöden Gliichmacherei[1] des Achtstundentages angesteckte Arbeitsgeist mit sälber verdiene schwer oder nicht verdingbarer Taglöhne und mit sälber mache der einzig recht in die Hand dienenden Geräte in relative Zahlen umwandelt. Wo ne Heer mit de Händ im Sack langisch verlumpet wäär u d'Stoorzen obsi g'streckt hätt, da haut der Seeländer mit dem Charst i der Hand u dem Sprützli us em Rügge gäng no duur (Tw.) oder düür (Ins).

II.

Der nüchterne Haushalter macht dabei den Spruch zuschanden: Wenn der Wii wohlsäil ist, so versüfft der Puur d'Chueh; ist

[1] Es gibt Achtstundentage, die eine brutale Quälerei sind, Achtstundentage, die an Faulenzerei gemahnen, und Achtstundentage, die zum eisernen Bestand einer Geschäftsordnung gehören.

er tüür, so versüfft er d's Roß darzue. Oder: Wenn der Wii tüür ist, so verchaufft er d'Chueh, wenn er wohlfäil ist, no d's Chalb darzue.

Wie die alten Ligerzer schon durch Not zur Enthaltsamkeit geführt wurden, zeigt ihr Pfarrer Uriel Freudenberger (1709—1768)[1] in seinem „Gutachten über die Bevölkerung des Kirchspiels Ligerz" im Jahr 1764.[2] Da führt er zunächst aus, wie die innert 20 Jahren von 150 auf 80 verminderten Hushaltige (1764: 306 Einwohner gegen 436 im Jahre 1920) auch immer mehr an Arbeitskräften einbüßen, welche zur richtigen Kultur des bloß zum Rebbau geeigneten Bodens so nötig wären. Es gab innert zehn Jahren bloß 19 Trauungen und 86 Taufen neben 16 Beerdigungen. Die jungen Leute weilen eben bis auf volle Lebenshöhe bei den Eltern. So ersparen sie sich u. a. die Primizien an den Pfarrer (jährlich je 21 Maß Wein): familiäre Bodenertragszinse, welche sich durch gescheidtere Besoldungsart ersetzen ließe. So entfallen von den 1600 Mannecht Reben statt bloß 30—40, oft volle 60 Mannwerk auf eine Haushaltung. Die arbeiten darin zu jeder Zeit und Unzeit, schädigen den Ertrag und damit ihren einzigen Brotchorbb empfindlich. Die 40 Jucherte Wald müssen unangetastet die Reben vor dem Nordwind schützen, und der sehr einträgliche Ligerzerbärg im (damals fürstbischöflichen) Amt Erguel ist in Kuhrechtbesitze aufgeteilt. Allmänd ist keine; und weder für Handel noch Kunsthandwerk und Fabrigg ist Ligerz günstig gelegen. Einzelne Ligerzer wohnen als Rebarbeiter oder als Indiäne-Fabriggler im Neuenburgischen, um, wenn sie alt und arm geworden, uf d'G'mäin z'choo (abgeschoben zu werden). Wären nicht wenigstens die erstern z'ruggz'rieffe und in den leerstehenden Häusern, deren jüngst in Bippschól drei abgebrochen wurden, primizfrei anzusiedeln? Die würden auch die auswärts gelernte bessere Rebenarbeit im schniide, im „provnen" (provigner), gruebe (s. u.) der heimischen lo z'guet choo. Denn die wird zwar „flüssig" (fliißig), aber schrecklich im alte Trabb geübt.

Wirklich kennen die Ligerzer Bürger nur Arbeit, mit der sie möglichst

[1] Pfarrer im Inselspital 1738—1747, in Frutigen 1747—1752, in Ligerz 1752 bis 1768. Hier ließ er 1760 die anonyme Erklärung der Wilhelm Tell-Geschichte als „Ein dänisches Mährchen" (d. i. eine Sage) erscheinen, was ihm polizeiliche Fahndung und die öffentliche Verbrennung der Schrift durch Henkershand zu Altorf eintrug. [2] Als Antwort auf elf Fragen an die Pfarrämter, durch welche die Berner Regierung anläßlich einer Volkszählung sich über den ökonomischen und religiös-sittlichen Stand der Pfarrgemeinden erkundigte. Den Ligerzer Pfarrbericht verarbeitete der 1921 verstorbene a. Regierungsrat Alfred Scheurer (s. u.) in Gampelen 1920 in Grunaus „Blättern" zu einem lehrreichen „Kulturbild".

lang sich sälber dure schlöö; allein die nüütnutzigi Polizei der bischöflichen Nachbarstädte läßt Müßiggang und Bettel auch hieher dringen zu „drückendem Überlauf" des schönen und wohlverwalteten Kirchen- und Armenguts, das, wie noch in Twann und wenigen andern Orten, jeglichen Appell an die Obrigkeit unnötig macht.

Um das bei Regen schädliche Rebwerk zu hintertreiben und die Zeit voll uusz'nutze, sollte angesichts der reichen Schafzucht am See und auf dem Dessebärg die häusliche Wulleſpinnerei eingeführt werden. Männliche Beihilfe (z. B. durch verdraage) würde manchen abhalten, z'wirtshüüsele, den Wein no äinist so tüür z'trinke, wie er ihn verkauft hatte, und mit daheriger Lebensverkürzung die auch in andern Weingegenden so auffällig große Zahl der Wittfrauen zu mehren. Vielseitigeres schaffe würde gefördert, wenn es wenigstens einen Zimmermaa u Muurer, zwei Schniider u Schueſter im Orte gäbe. Der den Winter durch forterhaltene Arbeitsgeist der Frauen und Mädchen aber würde die Klage verstummen machen, d's Wiibervolch well nümme Räbe schaffe, sondern lieber die aus auswärtiger Anstellung heimgebrachte Hoffart triibe. Wie schade, wenn der alte Ligerzer Arbeitssinn nachließe, der noch auf nackten Fels het Häärd 'träit und Büürine (s. u.) am See errichtet, um noch çmene Stock meh Platz zu schaffen! Übernommen hat er sich allerdings darin, daß er sogar mängs Huus abg'schrisse het, um auf seinem Raume Reben zu pflanzen.[3]

Wenn nun unser Gewährsmann von 1764 dem Rebarbeiterfleiß der Ligerzer die Praxis entgegenhält, den wohlfeil verkauften Wein tüür umez'chaufſe, so stehen sie ungefähr so da, wie nach den Pfarrberichten desselben Jahres die Dwanner, die Düſcherzer und die von „Alfermen", die Erlacher und Schugger, die auch im „groben Schwören" nicht schwachen Eißer (Inser). Nach Walpertswil heiraten auswärtige Töchter gern, weil man dort auch den Frauen den Wein gönnt; und in Feisterhénne „gibt es auch noch Leute, welche die Mäßigkeit lieben".

Wenn aber Uriel Freudenberger heute lebte, würde er seinen Ligerzern das Zeugnis erteilen, daß sie mit vollwertig erhaltener Leistungskraft und Arbeitsbereitschaft sowohl Heimsuchungen, wie die S. 240 ff. geschilderten ertragen, als auch die in böser Weltkriegsfolgezeit fast erdrückenden Opfer für ihrers Bähnli (s. u.) auf sich nehmen, das sie einst in bessern Tagen aus der Verkehrsenge herausreißen wird.

Noch sind dort die alten, echten Rebleute heimisch.

[3] Nunc seges est, ubi Troja fuit, zitiert Freudenberger hier.

Mehr als einer gäbe allerdings, wenn's öpper wett, ji's Räbli gärn für 200 Franken d's Mannęrt (1/8 Juchart). Tüürs Land un tüüri Arbäit! hieß es auch um 1782, wo am Bielersee mittelmäßiges Rebland 3000, bestes 4000 Gulden kostete.[4] Die nachfolgenden schlimmen Zeiten setzten allerdings die Marktpreise herunter, so daß wir sie zwischen 1851 und 1855 bloß 700 Franken gelten sehen. Dann erfolgte aber ein neuer Aufstieg: zu 800 Franken (1858), zu 900 (1864), zu 1000 (1869), zu 1100 (1874 und 1875), zu 1200 (1873), für Reben bester Lage bis 2000 Franken. Dieser Höhepunkt vo Chauf u Lauf wandte sich aber wieder dem Niedergang zu. Als im Nüünhundert (1900) ein schönes Rebgut von 5 Mannwerk zur Versteigerung kam, ward einer der damaligen riiche Dwanner ermutigt, an den äußerst läbte (lebhaften) Angeboten sich ebenfalls zu beteiligen, um seinen Besitz abz'runde. Schon waren fiftuusig Franke 'bote, als es ihn juckte, zu überbieten. Der ganz Saal voll richtete Aug und Ohr auf den Mann, der zum entscheidenden Wort die Lippen öffnete. Hoch aufgerichtet stand die von der hemmenden Stuhllehne befreite Gestalt; straff spannten sich die Züge, hoch rötete sich das Gesicht; es kämpfte in diesen Mienen, bis ein Blitz im Blick des Auges die Entscheidung der Gedankenschlacht verkündete; und es donnerte in den Saal hinaus: Wätter, Wätter, iich nit!

Die plötzliche Ahnung künftiger Lage gab dem Manne Recht. So en iedere Stock z'vergulde, das het sich baald nümme g'räntiert. In rascher Folge sank der Mannwerkpreis herunter zu den 270 Franken des Jahres 1913, zu dem noch tiefern des Augenblicks.

Das scheint allerdings ein Tiefstand zu sein, der im Seebutzeland mit seinem fast bloß zum Weinbau geeigneten Jurasüdgehänge nur zu neuem Anstieg führen kann. Ein Anzeichen dafür ist die dringende Nötigung zur völligen Neuorientierung des ganzen schweizerischen Geschäftslebens im Gebiete auch der Nahrungs- und Genußmittelerzeugung, und zwar im bisherigen Sinn und Geist der Qualitätsproduktion zu dem Zwecke, daß möglichst vil Gält im Land blibt. Wer inskünftig, ohne seinen Handel beweinen zu müssen, sich beweinen (bewînen, go wiine, Wein einkaufen) will, möge wissen, daß die Schweiz noch immer bei 30 000 ha, das Seeland noch immer gegen 300 ha Rebland bebaut, und daß die Schweiz 's gar nid nöötig het, für 37 Millionen schlächts G'süff oder vil z'tüüri Etikettenweine (darunter für fast 1½ Millionen Schaumweine) iine z'näh. Scharfe Überwachung der Einfuhr und Verbot des Chunstwii sind zwei erste Schritte zur Besse-

[4] Meiners 1, 201.

rung. Große weitere tun die Kantone Waadt und Bern durch finanzielle Unterstützung der notleidenden Weinbauern. D'Bärner Regierig gewährte ihnen 1911 langfristige Darlehen ohne Zins (an Twann Fr. 18 700, an Ligerz 25 350, an Tüscherz 15 350, an Neuetstadt 16 800, an Tschugg 6000). Sie unterstützt ferner die Pflanzschuel Twann (s. u.) zur Regeneration des Rebbestandes und übernimmt an die hohen Kosten des Chupferviderіol zur Rebenbespritzung, sowie an den Räbeschwäfel (s. u.) d's Halbe. Die Twanner Burger-g'mäin ihrerseits zahlt die Grundstüür für die Rebbesitzer. So können die gäng u ggäng no fi̯i̯rchoo. Und nur schon die örtlich beschränkte Mittelernte von 1915 brachte neuen Mut in die schwer geprüfte Rebmannschaft. Wer in den selten schönen Jänner- und Hornerdaage 1916 durch Weg und Pfad wandelte, sah allenthalben fleißige Hände alti Räbe chehre (s. u.), damit auch hier aus Ruinen neues Leben blühe.

Seelenverfassung.

> Wer nicht mit des Lebens Nöten gerungen hat, dem sind auch des Lebens Freuden nur laues Spülwasser. Wie der Trunk aus klarem Freudenquell erfrischt, das spürt er nie. Er ist kein rechter Kampfsoldat, ist bloß ein Schlachtenbummler des Lebens.[1]

Schmerzenreiches Menschentum[2] ist seit Jahrhunderten die Existenz des Rääbechratzer, dessen Bodenbesitz und dessen gesamte Lebenslage ihn zwingen, si̯'s ganze Gäärstli i d'Räbe z'g'heie und mit deren Pflege si̯'s Läbe z'mache. Das heißt in vollem Wortsinn: es schwäärs Lääbe du̯u̯re mache (du̯u̯re fiehre). Denn auf halbe Menschenalter verteilt sich das Heben und Sinken der Schicksalswagschalen, das der Wi̯i̯bu̯u̯r mit den Sätzen kennzeichnet: D'Räbe zieh äin' ab bis uf d'Hemmᵈli, und deⁿⁿ legge si äi'm o wider e halbli̯i̯nigi G'chläidig aa. Oder: d'Räbe zieht dem Maa d's Hemmᵈli abb un läit ihm wider e Mantel aa. Oder (Erlach, Gals, Ligerz): D'Reebe zieht dem Maa d'Chu̯tten abb un läit ihm u̯mmg̯ n äini aa. Flacher: D'Reebe zieh der B'sitzer abb; aber si legge 'ng̯ u̯mme waarm aa.

[1] Gfeller, Geschichten aus dem Emmental 127. [2] Ebd. 151.



Studie von Anker

Die Varianten lassen durchblicken, wie bis zum Herbst 1915 mit dessen beschränkt lokaler Wendung zum Bessern die Fehljahrreihe links des Sees als eine geradezu katastrophale empfunden wurde und wird, während rechts des Sees der Ausfall größtenteils durch Betriebswechsel gedeckt werden konnte und gedeckt wurde.

Hier war und ist es also trotz den ebenfalls verdrießlichen Erfahrungen leichter als dort zu sprechen: Es hilft e käi Pfifferling, äi'm (sich) Blätzen abz'jammere! I pfiffe der nid druuf (emmentalisch: i pfif der druuf), daß du so mißmutig chuuderist (grollst). Düet dier d'Wält lo sii, wi si isch, so chunnts guet. Wozu die Rede: „Es isch mer erläidet (verläidet)! I schaffe wi der räinst Sindebock (Aschenbrödel), wi n en arme Sinder, un es battet niit u b'schießt niit u het no nie niit b'schosse. I mueß mich verwäärchche (durch Arbeit zugrunde richten) und meine Existenz verlochche. Meine Reben heißen d's Eeländ; sie tragen mir nichts ein als Fifliibertrëchcheni u Hitz. I mueß i de Räbe verräble. I cha niit erzwänge un ha no niit erzwängt, no niit 'zwunge (durchgesetzt)." Wär het dier däⁿ Idee („den" Gedanken) iⁿ Chopf g'setzt, „es sig alls iⁿ Grundsbóden ine verpfuscht und verderbt?" Und „du mießisch jauste (hasten) wi n e Raxihund un e b'hääbige (knauseriger) Gizchrage, dem der Bënefiß („der" Gewinn) vo si'm G'schäft Chimmi („Kümmel") iitraag, daß er Gält z'fräsße häig u sich chënn uufläg u sich bläääije wi n e fäißeʳ Chrott uf em Dinkel un wi di alte Bärnerheʳre (S. 208) e



Studie von Anker

Stuehl i der Chilche haa. Dä häimlich fäiß (verdrickt, schlaau) fremd Heer b'schummlet mi, wi n er chaam u maas un plqqget (Erl.: bloggt) mi wäge Zahlerei, wenn ig ihm scho mängs Jahr mi's Mostli (Rebenertrag) g'gää haa, für ihm entggääge z'choo un (meinen Verpflichtungen) noo z'choo un also's mit ihm z'rangschiere. Är chönnt z'früide füi über mi! Un wenn i no meh Bächch haa mit ihm, dem isch es dem uus'tubacket!"

Warum sollte nicht ein schuldlos ökonomisch Erkrankter, wenn der letzt Nootchnopf doo isch, seinem Unmut in solchem Tone Luft machen?

Allein, die Grundstimmung des echten alten Räbmq aus einer Zeit, wo no epper het mëëge Rääbe schaffe, ist das drum doch nicht. Als beredter Schweiger steht vor uns dieser Siebziger, dessen Handgelenk Näärve (Sehnen) wi Weschfäili aufweist und auf dessen abg'wätteretem G'sicht in eigenartig anmutendem Mienenspiel eiserne Entschlossenheit abwechselt mit entsagungsfähiger Sanftmut. Das sind Manne, die an der Seite gleichgearteter Frauen und an der Spitze geistesverwandt gebliebener Söhne und Töchter ein Geschlecht fortsetzen, dessen eine wirtschaftlich neuzugestaltende Zukunft dringend bedarf. Nature vo Jisen u Staal (Erl.: Staachel), deren alle Intelligenz und alle Sorgsamkeit auf den Plan rufende Arbeit sie Tag um Tag in anregungsreicher Spannung erhält, die letzten Fasern der Leibes- und Seelenkraft füre zieht und us enand nimmt. Gestalten sind das, deren Standhaftigkeit und Ausdauer, deren Ergebung in die Vorsehung und deren Dankbarkeit für jegliches Gute auch schon in schlimmen Krisen zu früechere Zite[3] ihnen het g'hulffe duure-haue. Aber si erzäige's nit; si rede nid darvo; si hocken uf d's Muul. Redet schließlich einer doch, so mag es lauten: Jää, d'Lit si eermer, weder daß mq mäint. Aber, käiner lqust verhudlet des umme, u d'Chind gange ganz u suufer i d'Schuel.

„I de Huudle erzieht mq d'Buudle", sagt der Seeländer; das mäint: schlecht (d. i. schlicht) und recht sich durchschlagend erzieht man auch seine Kinder zu anspruchslos unverwöhnten Daseinskämpfern. Die „Hudle" sind hier währschafte, allzeit ganze Arbeitsgewänder, die aller-

[3] Meiners 1, 217 (1782).



Studie von Anker

dings vom vornehmen G'staat sich wie Lumpen abheben; und die Buudle (Einzahl: der Buudel, das Buudeli, etwas ganz anderes als der Püdel) sind anscheinende Knirpse, an denen nüüt wäär weder Mittelleib,[4] die aber als tapfere Arbeiter sich ausweisen.

In gleich harschem und herbem Verein von Humor und Stolz fährt der Existenzkämpfer fort: Es bruucht niemmer d'Nase drinn z'haa, daß mier o grüüseli müeße huuse oder, besser g'säit: hüüsele u chuurz abbüsse u numme Gaffee u Brot haa alli drei Mool im Daag u von äi'm Tag uf der ander luege, wi mą mëg g'schlüüffe un, wenn mąn uf de Nesten ussе isch, sich wider b'chiimme („bekeimen"). Aber mi mueß gäng druf lós hoffe, u mueß hoffen u schaffe!

Aus solcher seelischen Spannung kommt ja überhaupt der Weinbauer nie heraus. Auch nicht, wenn die Reihe der Jahre, wo mą nid emol für ihn (sich) sälber es bär Trüübel z'ässe 'berchunnt, abwechselt mit solchen, wo n es Trüübel gibt, was mą mas abrupfe; wo n es n=ieders Gritzeli es schëëns, vollkóme's Beeri gibt und alle die Beeren ganzi Schwettine Wii, wo kein Stock leer bleibt und der Rebmann zum Spruch begeistert wird: Só rächt! Wenn jede singt, so gibt's e guete Chor! Auch wenn solche Jahre verheißungsvoll sich aalöö: Mier häi 'nąno nit! „Zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der dunkeln Mächte Hand." Bis nahe zur Ernte ist eine schlimme Wetterlaune z'erfoorge; und mi chann vo Gótt danke, wenn sie schadlos vorübergeht. Sonst aber: — He nü so deenn!

Winzer und Winzerinnen echten Schrotes.

I.

„Du hesch doch füst g'haa! U jetz nüüt! Was isch mit dir? Was soll das sii? A bă! Lueg, diir chehren i der Nordpol!"

[4] Vgl. Gw. 295.

„„Du Chchäibe Stock, dich ttrrääien i uus!““

Jene aus bewegter Seele heraufgeholte Strafrede des echten alten Walpertswiler Rebmannes Jóni Christe, wie diese gegensätzlich rohe, mit einem Stupf begleitete Apostrophe eines Seebutz, galt je einem der Weinstöcke, welche bei Besichtigung der Gescheine (s. u.) erstmals die in sie gesetzten Hoffnungen nicht zu erfüllen versprachen. Was aber der Mann lut däkt het, sagen sich seine währschaften Berufsgenossen hübscheli.

Denn der echte Rebmann steht mit seinen Pfleglingen auf Du und Du: sie sind ihm schier gar Personen, denen bloß wegen ihrer überaus großen Zahl noch d'Nääme zu fehlen pflegen. Doch gibt es Beispiele von solchen.[1] G'chenne tuet er drum doch en iedere von ihnen. So rasch er bim schniide, stickele, erbräche, hefte jeden einzelnen Stock „erledigen“ muß: es n=ieders Auge faßt er i d's Auge. Er kennt eines jeden Alter und Art, Tragfähigkeit und Dauer, Empfindlichkeit und Launen.

Ke Wunder: ist doch die Rebmannsarbeit die individuellste unter allen Landmannswerken! Da läßt sich nichts i d's Géneree, nichts ins blaue Allgemeine hinein abtun, wie im Ackerfelde, wo es heißt: e Härdöpfelstude ist e Härdöpfelstude; wie im Chleeacher, wo unter der rauschenden Sense Butz und Benz miteinander fällt: das zierlich rote Samtkäppchen und der miggerig, nüütrqqtsig Stängel. Denn nichts läßt sich mit irgend einer Máschine ausrichten. Selbst der Räbflueg, der zwischen den meterweit abstehenden Reie (Ráng=scheie, s. u.) der französischen Brachfelder die schwere Arbeit des Häcker vortrefflich ersetzt, hat im westschweizerischen Rebgelände mit einer dichtern Pflanzart ke Siin". Hätte nicht vor zwei Menschenaltern die längere Zeit als chrütz dumm verdammte Schniidschääri nach erbittertem Kampf das Räbmutzli (s. u.) aus dem Felde geschlagen: die noch heutigen Winzergeräte (s. u.) könnten samt und sonders den Spötter an die Zeit erinnern, „als Noah aus dem Kasten war“. Nicht einmal die elektrische Energie kann bisher (s. u.) dem Winzer als Chumm mer z'Hülf dienen; bloß das Liecht der Blitzkraft chan" ihm e chläi zünte. (Vgl. S. 273.)

Häb Chopf! und lueg uf d'Fingere! lautet darum die allstündliche, allminütliche Selbstmahnung des zur konservativsten aller Arbeitsmethoden genötigten Winzers. Folgt er ihr nicht, so verchlage 'na diese wehr= und hilflosen, mit dem Fuß im Boden wie in einem Block aag'chöttelete, aber die Ranken und Chrääile wie Arme

[1] Vgl. Bitzius Predigten 7, 200.

und Finger nach ihm ausstreckenden Kinder des Weinbergs. Sie sind ihm Anvertraute, Schutzbefohlene.

Nein, mehr: Gefährten des Lebens und darum auch Weggenossen des Todes. So jenem Twanner Eduard Gerster auf dem Kapf, der (1874) statt eines schablonenhaften Grabstäi und Rosestock sich einen währschaften Räbstock mit Trüübel auf sein Grab erbat. Der zierte denn auch lange Zeit, wohlgepflegt, die Ruhestätte des friedlichen Kämpen. Er redete von einem mannhaft nach voll vollbrachtem Tagewerk — wenn „mis Mätteli g'määit ist" — vorgesehenen Tod. Was aber antwortete jener augenscheinlich vom Sensenmann 'zäichnet Ligerzer Sigrist und Totengräber (Fritz Begré, genannt Schwizer, † 1914) seinem Dokter, der höchst erstaunt ihn auf den Beinen und mit dem Stäcke als drittem Beine statt zu Bett antraf und launig anredete: Jä, waas, dier furt? dier stäärbet ja hüt!? „I ha nit der Wiil z'stäärbbe; di Großi isch no nid g'stickelet!" Der Mann führte allerdings keinen einzigen Pickelschlag mehr; der Toohe (Erl.: Dooche) glomm letztmals eneersch auf und erlosch. Es blieb jenem das Lebensausmaß des andern Ligerzers Täviᵇ Gall († 1907) versagt, der noch vierenüünz'gjährig des umme g'schäichlet isch wi 'ne Junge. So arbäitet und tschiggeret und fuggeret (hantiert) flingg un tiifig und lüftig (spielend leicht) noch mancher bloß um ein Jahrzehnt ärmere Seeländer und manch eine scheinbar oder wirklich rääßi (Erl.: rääzi) Räbfrau (1774).

Eine Wäärchguege solcher Art war allerdings zu jeder Zeit wenn nicht selten, doch rar. Das mußte sich 1830 der Schaffner Wilhelm Irlet mit dem Bescheid aus Vivis bezeugen lassen: „Es seye sehr schwierig, einen geschickten Rebmann zu finden, der jede Rebarbeit genugsam kenne und zugleich ehrlich genug, um seine Kenntnisse und Erfahrungen jemanden anders mitteilen zu wollen, und der sich dazu notwendige Mühe gebe, jemand darüber genugsam zu berichten (z'brichte), und der zugleich auch in Hinsicht seiner Moralität, Mäßigkeit [und Genügsamkeit] mit einer hinlänglich gesunden Kost zu empfehlen wäre."

So vereinigten sich Oberland und Seeland zu einer gut ausgeglichenen Weingärtnerart, in deren Arbeitsweise sich Ausdauer und gegebene Eile nach dem Sinn der witzigen Sendung zusammenfinden: Es pressiert nüüt, aber es sött scho g'macht sii. Die Seltenheit guter Arbeitskräfte verlangt ein täglich regelmäßiges stramm dranne sii, sich darzue haa und sich tummle; eine stille Erklärung: joo, es isch mer äärnst, und ich bin äärnst; ein chnuuste bis äänen uuse (sich zu schaffen machen). Ab und zu pressierigi

Sache fordern hinwieder ein äxtra i d'Häṇd speue und das scheinbar überhastende zwasple, fiſpere, hüſtere und juṇfle, d'Sach juṇfle und alls verjuṇfle, alls im Juṇfel mache, wie in Wahrheit gern es rääßes Wiib es übt. Zu solchem paßt nicht und versteht sich nicht der gäng im gliiche Trapp arbeitende schaffig, wäärchlig (verschieden von wäärklig, d. i. seltsam), g'wäärbig Maa, vielleicht zugleich ein Tröchchni, dem man alli Wort mueß ṇuſezieh. Aber wie trefflich paßt der zum hacke auf einem Bode wi Flue, der zudem trochch isch wi Chääfers Fiidle! Sähe man den Kraftmenschen nicht mit dem Chaarst hiṇderaa ṇuſzieh und mit einer Wucht nach dem Boden führen, daß es chrääschelet, man ließe sich durch seine Bedächtigkeit zwar niemals an es fuṇls Tääsch, wohl aber an eine pläästig dicki Plättere erinnern, oder gegenteils an die Art eines dicken und kleinen Büṃmerli, das seine Schṛitteli zellt.

An das ṇmme schloo[2] auf steiler Emmentaler Berghalde möchte den unkundigen Beobachter die Arbeit eines Häcker erinnern. Diese aus den hiṇdere g'litzten Eermel hervorwallenden Arme, diese mit Wunden und Winden (zumal der Biise) verketteten Schrämme (Schränne) und Chleck (Hautrisse) auf der nicht mehr glimpfige (g'schmäidige), sondern rööste (spröde trockenen) Haut scheinen auf rauhes und rohes drischloo zu deuten. Allein, wie peinlich muß unser Mann, muß die an chrafte es ihm gleich tuende Frau Soorg haa, daß der sausend geführte Schlag keine der jungen Bollen abschlööi oder sogar einen ganzen Stock blind mach! So exakt und brezis muß der Schlag grad auf diese von den Augen zuvor ersehene Stelle treffen.

Es ist dem Grade nach die gleiche Vorsicht, wie die später beim b'soorge der Fruchtranken (s. u.) geübte. Diese, namentlich ihre Blätter, sind i der Nessi, und zwar schon, wenn d's Tạu druff liggt (Erl.: lịt), vor jeglicher Berührung streng zu bewahren. Ja, bereits die Alkalizität der menses wirkt unter Umständen auf Blätter und Blüten der Reben (wie auf die Gartenblumen) nicht weniger zersetzend, als nachher auf den gegorenen Traubensaft.

Sobald es daher i de Räbe rạuchnet u ddämpft, ist das Arbeiten darin Gift. Alte Rebbesitzer kommandierten in solchen Fällen: Ụf d'Mụụre hocke! Oder sogar: Häi[m]! Dier verdienet mer meh, wenn dẹr im Bett ligget, als wenn der mer i de Räbe chaflet u mer d'Blätter gälb (Erl.: gääl) machet! Wie schädlich

[2] Lf. 99.

jegliches Hantieren im nassen Blumen- und Gemüsegarten ist, loot mą si^{ch} g'säit sịị; wie schädlich es erst recht im Weingarten als des Winzers Brotkorb ist, het mą schịịnt's vergässe. Und man wundert sich über die zunehmende Empfindlichkeit der Reben gegen ihre Krankheiten![3]

Aber manches Übel ließe sich durch sụ̈ụ̈ferli (Erl.: dụ̈sselig) mache (leise tastend zulangen) unter abwechselndem stoo und grụppe (kauern) verhindern? Warum nid gär! Das ist weder Rebmanns- noch Gärtnerart. D'Hüenner grụppe, aber d'Lüt niid.

Für echte Winzersleute gibt es also, besonders wo man stundenweit entlegene Rebstücke zu besorgen hat — das günstige Wetter ängstlich auszukaufen. Wie leicht kann plötzliches anders Wätter mit hụ̈tze und chụtte die trocken zur Arbeit Ausgezogenen pụdeldräcknäß heimschicken! Darum fort schon in der roten Morgenfrühe, ja noch i der chịịdige Nacht, wo mą no käis Chịịdeli g'seht, käi äinzigi (Erl.: enzęgi) Broosme, käis Brööśmeli! Es sei denn, daß die Umstände vor em z'Morge ein Arbeiten in des Hauses Nähe gestatten. So ist das bei gutem Wetter ein dụsse wäärchche von äi'r Daaghäiteri zur andere, von äim Daag zum andere. Und so wird — ohne Gefahr eines Streik — der Arbeitstag zweimal achtstündig. Am Abend aber heißt es: bị Zịten undere! i'^{n} Chroorbb! oder i'^{n} Chratte! Denn die Morgenfrühe ersetzt das chilte (die späte Nachtarbeit) des Handwerksmannes und der Hausfrau.

Das ist so festgelegte Rebmannsart, daß fast nur absoluter Arbeitermangel einem da und dort den traurigen Anblick einer verg'jättete und gänzlich ungepflegten, einer „abandonierten Rebe" aufzwingt, die ihr Eigner het lo g'heie, het lo verhi^{n}lääßige. Wer die Leutenot manch eines wie ein Wild gehetzten Arbeitgebers nicht kennt, ist geneigt zu rufen: Wi het dää g'ändret! Dää dänkt nid vịl vo ịne Räbe! Dää isch schịịnts o am liebste dert, wo d'Arbäit scho g'macht isch. Er isch e Fụ̈ụlhụnd oder doch e Glünggi, wo fụ̈ụ̈fi loot graad sịị un alls loot tschäädere. Är het's wi d'Chind im warme Heftet, wo gärn der Lammlinger ịberchämme (faul werden). Er verplampet oder verplämperet sị^{n} Zịt. Es mangleti, ihm e Stụpf z'gää. Wirklich? Er hat es ja bei Nacht und Tage eilig. Er het's gäng u ggä^{ns} böös. Wer sieht ihn je schwerfällig cho z'drappe, cho z'tschalpe, cho z'schlaargge, wie der und die Drappi, Tschalpi, Schlaarggi (Tw.) tut? Wer auch hätte Grund, ihm zuzurufen: Dụ bisch jetz o dalpig! Was hesch

[3] Die 82jährige Twannerin Frau Gerster. † 1917.

dụ für ne Tatze! Hesch öppe Dolpihändsche (Faustthandschuhe) aa?

Es ist also, wie in der gesamten Landwirtschaft, die Leutenot, welche da und dort ein Grundstück loot verhootschet ụụsg'seh. Es ist eine bekannte Rede: Es wott niemmer meh Räbe schaffe.

An einen Hauptgrund dieser Not scheint zu wenig gedacht worden zu sein. Jeder richtige Arbeitsmann sucht sicheres Auskommen Jahr aus Jahr ein. Das bringen ihm in normalen Zeitläuften u. a. Handel und Gewerbe. Darum wanderten auch Seebutze in Masse ab nach Biel, wo 's Summer u Winter z'verdiene ggää het oder sie holten dort sich Arbeit für dạhäime z'schaffe. Die Rebarbeit aber bringt Ferien: kürzere vor em Läset, lange vor em Schnịịdet. Wie soll der beruflich gebildete Rebmann die mit Gewinn verbringen, wenn nicht mit Arbeit, die zu seinem Berufe wenigstens in einiger Beziehung steht? Da hat die Burgerg'mäin Dwann den rechten Weg zu beschreiten begonnen, indem sie durch winterlichen Verdienst in Weg- und Waldarbeit den rechten Rebmann ermutigt, auch im eigentlichen Berufswerk bi'r Spritze z'blịịbe, durch die ihm zur andern Natur gewordene Arbeitsamkeit schlechte Werkgenossen aber mitz'schläipfe. Es gilt auch hier, daß korporativer Haushalt nicht privates hụụsen ist.

So mag sich allmählich wieder der Zustand herstellen, wie für 1782 der Deutsche Meiners[4] ihn beschrieb: „Keine Weinberge werden so fleißig bearbeitet und tragen so gut wie am Bielersee." Warum? „Auch der reiche Bauer arbeitet mit seinen Leuten und geht einfach, wie sie." (s. u.) Dem Beispiel folgen selbstverständlich Dienste und Taglöhner und Jịständ (Hilfspersonen) bis zum alte Hụsbäse („Huschääs"), der sị'r Läbtig zum Hausstand mitgehörte und durch den Takt, womit er im richtigen Augenblick äi'm e Hand aahett (Handreichung tut), mängisch no chụmmlig g'nues chụnt.

II.

So sehen wir denn nach alter Weise an schönen Morgen, falls wir früech gnue sịị, hier einen Mann, dort eine Frau, wenn nicht ein Trüppeli oder Paar zum Tagewerk ausziehen. Sie gangen i Pantschchläider, gut für e Pantsch, aber für bis am Oobe noch rein und ganz: ohni Pflaartsche oder Pflaatsch (häßlichen Fleck) und ohne einen gerissenen Dreiangel. Die Frau und Jungfrau trägt als Oberkleid den Schlụtti, der sie nid ängt und nid ịịduet,

[4] 1, 280. 322.

in den sie auch leicht und rasch iineschlüft (Erl.: schlifft) oder die witi Bluuse, oder den Tschoope: den äxtra hergerichteten Räbtschoope, der rechts und links über d'Hust ab gäit. Den Anzug vollendet, wenn nicht d's Fürtęch, für besonders stark dem Gewand zusetzende Arbeit der grob tuchene Schuurz, Rääbeschuurz, dies sonstige Berufsinsigne des Räbmą. Der trägt unter diesem quasi Mantel, welcher, hinten mittelst möschiger Schnallen, Ringe und Haften zum iidue eingerichtet, Hose von Zwilch oder Trilch, wenn nicht ääberhütigi Chläider. Die sind für den Winter mit dickem Baarchęt g'füeteret. Die männliche Kopfbedeckung ist ein Huet oder ein Tschäppi, Tschäppel mit Schirm, die weibliche der Summer-Huet oder aber der sehr charakteristische Chopflumpe, der mit iig'läitem Chaartebapiir zur Chappe gesteift werden kann. Jenen legge si aa a häiße Daage, diesen binde si um bei kühler und regnerischer Witterung. Wer Gotthelfs Elisi auf dem Heufuder zu spielen begehrt, hilft dem Anzug nach mit gwichste Schueh für i d'Räbe.

Zum Auszug auf den Arbeitsplatz gehört ganz selbstverständlich der Häimątschiin des Seebutz: d'Hutte. So charakteristisch dieser tiefe und schmale Rückentragkorb zum Härt und Mist trage durch den Halschorbb (s. u.) ersetzt wird: zum Mittragen jeglichen Arbeitsgerätes und Mundvorrates ist er unentbehrlich. Reizend ist es anzusehen, wie gewichtig selbstbewußt das rotbackige sechsjährige „Mannli" und das muntere gleichaltrige „Fraueli" das in passendem Maßstab verjüngte Traggerät für anvertraute Kumissione uf e Rigge nähmme und, als berge es einen ganzen Staatsschatz, g'strackt darmit dahär chämme.

Die Hutte des Rebmannes birgt vor allem der Wäärchzüüg in dessen Gesamtbedarf für das Tagewerk — zum Unterschied gegen das einzelne Wäärchzüüg, das uf der Achsle oder in der Hand 'träit wird. Entsprechend der echt rebmännischen Oornig mit dem Wäärchzüüg ist dää derart im Wäärchzüügchämmerli versorgt worden, daß er ihm blindlige (Erl.: blinzlige) oder schlööflige entnommen werden konnte; mi grifft fiisterlig druuf.

Da aber der rechte Rebarbeiter hungerig wirt wi n e Wolf und Brot ißt wi n e Häärdtraager oder ässe maas wi 'ne Dröösčher (šš, „Tröösch"), wandert in der Hutte, wenn nicht in bloßer Hand, der Tagesbedarf auf den fernen Arbeitsplatz mit. Gehört hierzu auch das Mittagsmahl, so birgt der Liirum: das runde Chöörbbli (s. u.) auch die in Aluminiumgeschirr gefaßte Ggántine (Suppe, Fleisch, Gemüse), zu Hause vorbereitet und nun im Freien aufwärmbar mittelst

des Spritapparates, der ebenfalls mitwandert. Die Dechle der Kantine werden kurzerhand jedem als si's Täller zugeteilt. Kleineren Bedarf für kürzere Arbeit faßt das aus Griß gefertigte Wattseckli (Waartseckli (s. u.).

Unter Umständen verlegt man auf den Arbeitsplatz sogar das tischiniere (š, nicht šš, weil der „Tischsch" noch nicht das „déjeuner" aus der Sprachkunde gedrängt hat), wie also auch das frühere z'Dobe,[1] das jetzige z'Midaag. In jedem Fall aber das z'Imbis, (z'Imis): das (je nach der Arbeit auch im Winter genossene) z'Nüüni und das z'Vieri. Das Brot wird durch festes iiliire im Broottüechli vor dem uusdrochchne und Bitterwerden bewahrt. Ein Straufläschli, appetitlicher als das schwer zu reinigende alte Loogeli (s. u.), birgt etwa füüf bis zääche (Ins: zeeche) Liter Hauswein (s. u.) für ein mehrhäuptiges Drüppeli. Getrunken wird der eher aus holzigem Bächer als aus Glas, weil solches auf dem Transport gärn zerheit (Erl.: verheit).



Mädchen aus Vinelz
in Bernertracht, die im Seeland sonst nicht getragen wird

Das ist des Seeländer Rebmannes und der Seinigen Sommerfeldzug. Er bietet uns den Anblick eines eigenen Schweiß statt fremdes

[1] Gb. 381; Gw. 496 ff., Ins 419.

Blut vergießenden Eroberervolkes, von dessen Geistesgehalt der bummelnde oder autelnde Müßiggänger auf der Heerstraße wenig ahnt. Wer aber das „Volk" nicht in seiner zu strammem Pflichtbewußtsein, zur Nüechteri und zum — schwiige langsam erziehenden Arbeit kennt, ist ein — vielleicht vieles wissender — Nichtswisser.



Große Wäsche im alten Twann 1868

Des Weinstocks Natur.

Wein und Rebe.

I.

Was ist daas: Wii? Wiihändler und Weinwirte antworten: He, g'jääsne Drüübelsaft, was suusch? Genauer: vergorener Saft von Wiidrüüble. Den durch Abtöten der allermeisten Gärpilze „alkoholfrei" (d. i. höchstens noch ½ % Alkohol enthaltend) gemachten Wein nehmen sie nun allerdings mit in den Kauf.

Die Sprache freilich kennt noch aller Gattig andere Wii und -wii. So den Chunstwii, z. B. den als Bärletta ausgegebenen und als Barletü („parlez tout") verspotteten. Solchen und andern seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts in der Schweiz verbotenen Kunstwein kannte man in Eiß bereits 1818. Am 28. Februar dieses Jahres forderte der Erlacher Oberamtmann und Statthalter Probst (Ins 139) ein Verzeichnis der Fabrikanten und Verkäufer von künstlichen Weinen zu Ins.

Hohen Kredits erfreut sich heute mit vollstem Recht bei vornehm und gering sogar im Wiiland als dem Heim der Wiibuure, das seit Jahrzehnten seine lohnenden Erträge verweigert, der unverkünstelte und unverdorbene Apfel- und Birnen-, also der Obstwein, obwohl er bloß noch der Most heißen darf. „I wott mer nid der Most mit Wii verdeerbbe!" spaßte ein angesehener Erlacher, der auch weiß, was es guets Tröpfli ist, indem er die Einladung zu einem solchen höflich ablehnte.

Solch alkoholarmer, aber eben doch -haltiger Apfel- und Birnenwein wird einstweilen ausschließlich auch von den Mostereie Ins und Umgebung, Aarberg und Umgebung, Diesbach b. B., Großaffoltern, Schüpfen, Biberen, Ramsei usw. (s. „Aarwangen") hergestellt und kam an der Berner Ausstellung 1914 zu so hohen Ehren, daß seither eine eigene Moststube im Berner Gasthof zu Pfistern im Betriebe steht. Nicht mehr in gleichem Maß also wie zu den Zeiten des Sonderbunds-

krieges würde jener Spott eines Thurgäuers („Mostindiers") Geltung haben: Di ttumme Bärner! si häi Wii 'drunke un das guete Most lo sii. So der Twanner Veteran Feitknecht, der die ihn belustigenden Worte in eigener Sprache wiedergab und darum ánstatt „der Most" „das Most" sagte. Der Seebuz überhaupt kennt eben nur das Most der Weintraube. Obstwein als der (Klär- oder Scheid- u. a.) Most chunnt ihm nid i d's Muul (weder sachlich noch sprachlich). Semasiologischer Feinsinn einzelner unterscheidet allerdings auch innerhalb der Bedeutung „frischer Traubenwein" das und der Most. Jenes ist ihm der werdende, dieser der gewordene Neuwein. Gang mer nid dur d's Most! heißt es während der Lese zu einem, der durch ein noch unabgepflücktes Stück des Weinberges geht und damit das Most: die noch hängenden Trauben unachtsam streifend, um Duft und Frische bringt. Durch das Erntevolk (s. u.) wandert d's Most zunächst in die Züber, wo es mittels des Moster g'mostet wird, in die gewaltige Mostbütti. Von hier wandert, frei abfließend, wie nachher vom Trüel ausgepreßt (s. u.), das oder der Most in die Fässer, um hier Wii zu werden.

Im Worte selber liegen solche Unterschiede nicht. „Das" Most hat seinen Grund in der lateinischen Vorlage mustum (moût) als auf „das" vīnum bezogenes Beiwort must-us, -a, -um, d. i. frisch, jung.[1] „Der" Most dagegen lehnt sich an „der" Wein in dessen oben (S. 267) dargelegter, vielfacher Bedeutung. Auf „mustum" beruht aber auch die vormalige Schreibung „Must" (1750, 1762), „musten" (1766) und der Name des Mustgrabe (Tw. 1750). Dagegen lauten wieder auf o die alte Mehrzahl „Möste" (Mosterträge) und die launige Verdrehung der Schelte „Sackermänt" auf „Sackermóst". Ein Tausendsassa aber ist halt e Sackermöster.

Bricht hier Bacchus in das Gebiet der Pomona ein, so in das des Gambrinus durch den Malzwein (s. u.). Besser schon als dieser schmeckt der Beerenwein aus den allerdings in Form von Gumfertüre (confitures) und steriliert vorteilhafter verwendeten Holderbeeri, Mërtrüübeli oder Chriisseli (Johannisbeeren), Chroosle (Stachelbeeren). Ihm reihen sich an: der Häiti- (Heidelbeer-) Wii; der Rübaarbere-Wii (oft genug ahnungslos als Schámpanier, Tschämpis getrunken); der (antiseptisch wirkende) Birchewii.

Andere Güümme (Gaumen) häi friili das Züüg lieber sterchet: durch Destillation g'lüteret. Die Stadt Cognac in der französischen Charente liefert kostbaren gebrannten Wein, Bránntewii, Branntwein;

[1] Walde 505.

allein unter dem Namen Gŏniagg segelt nun alles mögliche G'sŭff. Was der Bauer dagegen als Destillat aus zuckerhaltigen Haushaltsabfällen eigenen Gewächses prennt, heißt einfach „Gebranntes": Bbrannts (Oberhasli), Bbrönnts (unterbernisch). Die Bätzi (Butzen) und andere Abfälle des Kernobstes geben das Bätziwasser, Weinpresserückstände den Dreeber, Weinhefe die Drueße (s. u.), wenn nicht nach spaßhafter Benennung „Chĭĭrßewasser i Form vo Drueße" oder „vo Dreber", in vornehmerer „façon" (Fassoon, -ó-): vo Flüümli- oder Zwätschgewasser. Alle „Branntweine" aus zuechegʼchąuffter Rustig geben infolge des schweizerischen Alkoholmonopols „Bundeswasser", Bundessprit, kurz: Bund, Helveziamilch. Vom Bundeschäib redet, wer ihn wäge sĭ'r Tüüri nicht mehr z'Zwäier- oder z'Dreierwĭĭs verma⁸ z'bstelle oder häimlifäiß im Winkel z'chalätze. Humoristischer heißt er Stäihąuerssĭrup oder Stäiöl. Eine Mischung von Branntwein und Sirup (gomme) ist das Omnibus, Omnibüß, Onnibüß, welches etwa vor der Morgen- oder Mittagsfahrt auf dem Omnibüß (mit dem omnibus, allen erschwingbaren Fahrpreis) gʼnoo wird. Es kann sich aber unter dem Spaß — ähnlich wie unter dem als Glesli äxtra umgedeuteten Gleesli Extree (extrait d'Absynthe) die verpönte „grüne Fee" verstecken, welche vormals auch Dwanner no der Bredig als Appeditmacher („apéritif") sich zu Gemüte führten.

Was als Branntwein vornehmer liqueur und Likör heißt, nennt sich in ehrlichstem Deutsch der Schnapps oder das Schnäppsli, weil der Schnappser so n es Gleesli i äim Schnapp (i äim Schlungg) verdrückt (wie die zueg'schletzti Düüre in den Schließhaken schnappt). Mit obligatem gränne (d's Muul verzieh) anerkennt der Wackere die Sterchi des Getränks. Er nennt es aber nach seinem gluckseuden Doon im Hals auch das Güx. Als Nachtchäppli hinwieder muß es ihm den Tag beschließen — wenn nicht bereits eröffnen, wie ja auch das Schloofwässerli an keine Zeit und Stunde gebunden ist. Chirsch und Härdöpfler kommen auf sympathetischem Wege selbst dem kranken Menschenfuß zugute, wenn man diesen mit dem Fueß des leergewordenen Gläschens rĭĭbbt.

Alle diese Abarten des „gebrannten Weins" und Branntweins sind neuere Kulturerzeugnisse. Die „alten Deutschen" kannten nur auf Weinhefen (weinig) gegorene Fruchtsäfte, und zwar „weinige", d. h. zum Weinen" zahlarme: wenige, weeni, weeneli. Noch im „Nibelungen"-Zeitalter verarbeiteten sie das Hųnk (Tw.), das Hųngg (Tü.; Erl.), das Huņ'g (Ins usw.): den Honig, wie erst wilde und dann primitiv im

Korb gezüchtete Beiji, Beieli ihn gaben, zu Met. Es gab als Herrentrank und „Damenlikör" Wasser-, Wein-, Bier-, Lid-Met[2] auf der Metbank zu genießen. Der Lid-Met war versetzt mit Lid[3] (Wein: das oder der lît, ahd. lidu). Nachmals gab es Versetzungen des Honigs mit Gewürz und Saisonkräutern: Wärmuet (Wärmuetere, Erl.: Wärmüete), Schoofgarbe, Betúnia, Buttle; mit (Trauben-) Wii aag'macht gab das oder den lütertranc (den Klaret).[4] Ein Twanner empfing 1774 vierzig Maß Wärmuetwii. Es gab ferner Salbeiwein (selbenwîn), Beifuß-, Rosmarin-, Schlehenkirsch-, Rosen-, Brombeer-Wein. Mit Nelken (Nägeli), Ingwer, Muskat erzeugte man Malwasier, aus Most, Fliederblüte und Zimmetrinde: Muschgidäller. Während des 12. Jahrhunderts galt in anspruchsvollen Kreisen als sehr beliebtes Getränk der mülberwîn, der oder das mûraß, môraß, môrat, afrz. morêz, lat. vînum moratum, moretum, moracêtum. Das war zunächst (in den Mittelmeerländern bereiteter) Wein aus Muulbeeri (s. u.), dann aber auch aus Främbeeri (Brombeeren) und schließlich Traubenwein, der über Maulbeeren abgezogen wurde.

II.

Die dargelegte, reiche Bedeutung von Wein und -wein ist indes nicht die ursprüngliche. Sie ist gleichsam ein vielverschlungenes Rankenwerk aus einem Wortstamm, der selber „Ranke" bedeutet.[1] Man denke an den wilde Wii oder di wildi Räbe (vgl. „Rebe" S. 207): die Ampelopsis quinquefolia als die gewöhnliche, die hopfen-, die efeuartige Jungfernrebe; an die vigne blanche (Clématis vit-alba): die Niele oder Gundelrebe, altdeutsch gund-rëba, gunderëbe, Gunteräbe;[2] an

[2] Das allgemein idg. Wort Met bedeutet süßes und berauschendes Getränk (Kluge 312 f.) [3] Zu l. lîbâre (tröpfeln, ausgießen) stellt sich ahd. das lidu (Graff 2, 192) als Flüssigkeit. Näher aber bezeichnete schon got. der lithus den Wein (Luc. 1, 15). Vgl. Walde 427. [4] Aus frz. clairet („hell"-roter Wein).

[1] Ein uraltes, mittelmeerländisches Wort für Ranke und Rebe konnte sowohl ins Semitische einwandern z. B. als hebr. „der" jajin, wie ins Gr. als „der" oinos und — ebenfalls verwandt mit l. viêre (flechten), vîtex und vitta (Binde, Band) vîmen (Flechtrute, vgl. die Salix viminalis), vitus (Schildrand, Radfelge) und namentlich die vîtis (Rebe, Ranke, zumal als Vîtis vinifera) — ins L. als „das" vînum (sächlich substantiviert wie „das" mustum (Most) neben mustus, s. o.). Die germanische Entlehnung aus l. vînum im 1. Jhd. v. Chr. lautete auch got. „das" wîn, während volkslateinisch „der vinus" als „der" wîn, Wii, Wein ins Deutsche überging. (Prellw. 325; Walde 839; Kluge 487.) Über die Heimat des Weinstocks (die Mittelmeerländer): Schmeil 106 f.; Seil. 1, 105 f.; Schrader RL. 943 ff. [2] Die Gundelrebe diente als Heilkraut; mit ihrem Saft wurde Kranken vergää; er war vergiftig iSv. Gift (ahd. gunt) als Gabe, und zwar guter (vgl. die Mitgift) oder schädliche. (Kluge 174. 184.) So konnte ja auch die l. potio (der Trank) la poison werden.

den Jasmin oder die Veilchenrebe. Mit ihnen eines botanischen Baues ist die eine eigene Pflanzenfamilie (Rebengewächse) ausmachende „weintragende Edelrebe“ Vitis vinifera. Sie betätigt ihr wunderbares Schlingvermögen selbst noch in der von der strengen Barmherzigkeit des Winzers ihr aufgezwungenen Däumlingsfigur, wie dann erst in der vom Südländer ihr gelassenen Freiheit! Ihre Nest (Äste) und Ranken vermögen nicht die eigene Last, geschweige die ihrer oft riesigen Früchte zu tragen. Drum das Stützbedürfnis, das noch in unserer Stummelform Stock und Stickel aneinander bindet. In des Weinstocks wahrscheinlicher Heimat aber: Mingrelien, südlich vom Südrand des Kaspisees, windet sich im Dickicht der Waldung die Rebe mit armsdickem Stamm bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone und läßt lockend die schweren Trauben herunterhängen. Zu den Friedensbildern des jüdischen Landes aber gehörte das Wohnen unter dem Weinstock und dem Feigenbaum als dessen Stütze. Diese gewähren hinwieder in Tessin und Oberitalien der Pfirsichbaum, wo wild i de Räben errünnt, ferner der Nußbaum, d'Chestelebäum usw. Fehlt die Stütze, so schnooggen u ggroogge die Reben am Boden umme wie Brombeerranken. So noch in Südeuropa und den uralten, schlecht gepflegten Reben des Oberwallis.

Klimmend oder kriechend aber tastet sie nach jedem möglichen Anhalt so z'säge mit Mentscheverstand. — Wi macht si's? Si drääit sich langsam z'ringed um wi der Zäiger am Zit, für eppis Fest's z'sueche. I han ere (halte ihr) es Hölzli dar, oder e chliinne Nast,[3] oder o nummen es Nestli u hänke's uuf. I luege na drei Stund, un was g'sehn i? Der Chrääiel (das gegabelte Rankenende, vgl. den Klimmhaken des Hopfens) het's erlickt. Er het scho äinisch umg'liiret. I luege wider no drei Stund. Drei, vier Mool isch es z'ringed um, äis Ringli am anderen aa. No mene pär Daag isch der Chrääiel scho so vil g'wachse, daß er sich jetz het chönne z'sämmezieh, exakt wi n=e Zapfezieijer. Dä Wääg het si d'Räbe änger u fester an ihri Stützen aa'zooge. Aber dä „Tirebuschung“ isch nid eppa g'stabelig wi dää vo Stahl. Er isch glimpfig un gibt noo wi n=e schwachi Uhrefäädere. So chamm käis Lüftli un käi Luft di bäide Früend von enand rißе. Aber wenn doch e rächt e starche Luft chunnt un huudlet un zerrt u rißt mit aller G'walt? Jää, do wirt üüse Zapfezieijer ó sterche! D's Maarch

[3] Die uns schon aus „Ins“ geläufige falsche Wortgruppentrennung: „en Ast“ wurde e Nast und danach der Nast, wie umgekehrt z. B. der Nacken: e Näcke (vgl. engl. neck) en Äcke, der Äcke. [4] Dies choo (S. 272) statt „werden“ im Laupenamt auch zum Mittelwort der Vergangenheit (vgl. it. venire).

wirt (in Vinelz: chụnnt)[4] fester un d'Rinde holziger, un am Änd (Ins: End) wirt das Züügli so fest wi n en Iisedroht. Mi bringt di bäide fast nid von enand.

Das wär afangen äi Chrääiel. Aber wil (Ins), währe"t (Tw.), derwiile (Erl.) dää g'wachsen isch, häi sich vo dene „Chlaaue" zwoone, sächse, zwänzge vo de Nest uus no allne Site hii usg'streckt, un jetze wachse die der ganz Summer in äi'm furt wi d's Wäärch (wie der Hanf). Si wachse bis zur Stubeslengi un chläähere un chlättere gäng u ggäng, wo's nummen eppis Fest's z'ergriffe gi[b]t.[5]

Läßt man der Rebe diese ihre Schlingnatur gewähren, so ist sie bis Norddeutschland verpflanzbar. Die für ertragreiche Kultur einzig in Betracht fallende zwerghafte Zwangsform dagegen läßt sie bloß bis ins Süddeutsche vordringen. Überall aber verbleibt ihr der eine, aus der armenischen und pontischen Heimat vererbte Name, der eben auf dieses Schlingen hindeutet.

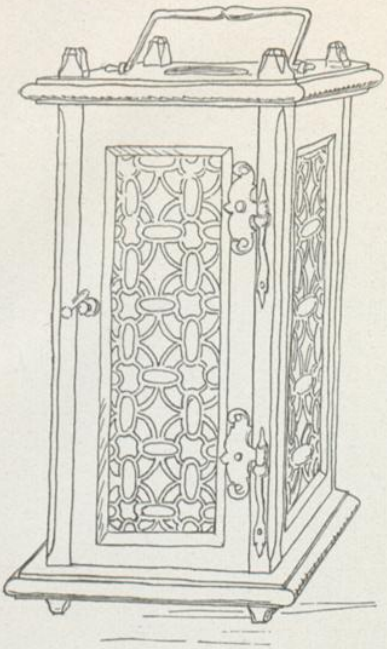
Als wilde Pflanze kam der Wein schon zur neuern Steinzeit in die Westschweiz. Das bezeugt die Schicht von Drüübelchäärne (etwa von der Art des unveredelten Elsiißer?) aus der unter Paul Vouga aufgedeckten Pfahlbaustation zwischen Auvernier und Colombier, wie die schon früher durch Neuweiler bei Samm Blääsi (Saint-Blaise) aufgefundenen zwei Kerne. Dagegen kam einigermaßen kultivierter Wein als Getränk und als Pflanze in Sache und Namen erst durch die Römer auch zu uns, und zwar unter anfänglichem Widerstreben der Führer unserer Urväter.[6] Als später auch sie das neue Getränk numme z'fäst g'estemiert häi,[7] durchsetzten Weinbehandlung und Weinhandlung der Römer das deutsche und deutschschweizerische Gesamtleben in dem Maße, daß eine unglaubliche Zahl daheriger Ausdrücke auch in ganz andersartige Tätigkeitskreise hinüberdrangen. Urchig deutsch sind dagegen die allermeisten Benennungen, die dem Weinbau (s. u.) gelten, sowie die der Pflanzenteile.

III.

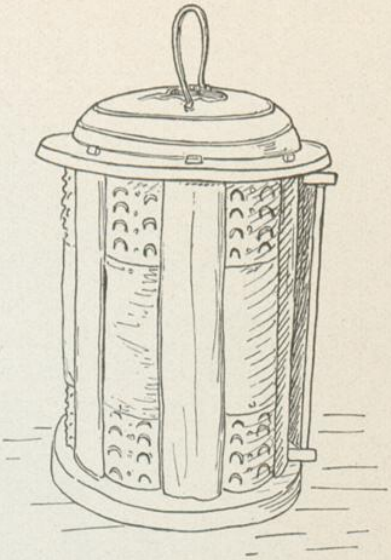
Man denke nur an Wüürze, Stock, Blatt, Auge, Söömme (Gescheine, Traubenansätze), Blueſt, alles Namen für Dinge, die einem so intelligenten Menschen wie dem Winzer und der Winzerin viel zu beobachten geben. Wie bergen gerade das so schmächtige Gutedelstämmchen und seine Äste mit ihrer graubraunen Rinde, die in bandartigen Streifen abbletteret, um sich immer wieder zu erneuern, so aus-

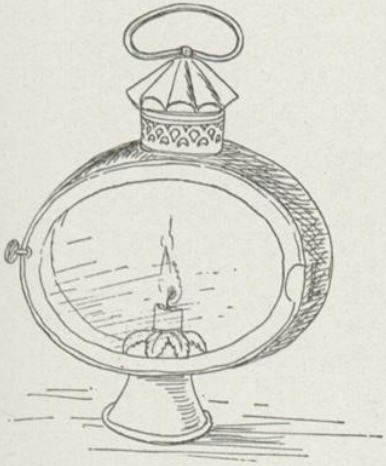
[5] Schmeil 107 f. [6] Seiler 1, 105 f.; vgl. Tac. Germ. 22 f.; Caes. BG. 2, 15; 4, 2. 6. [7] Tac. Ann. 1, 50 f. (die im Festrausch unter dem Tisch liegenden Marsen durch Germanicus zusammengehauen).

1

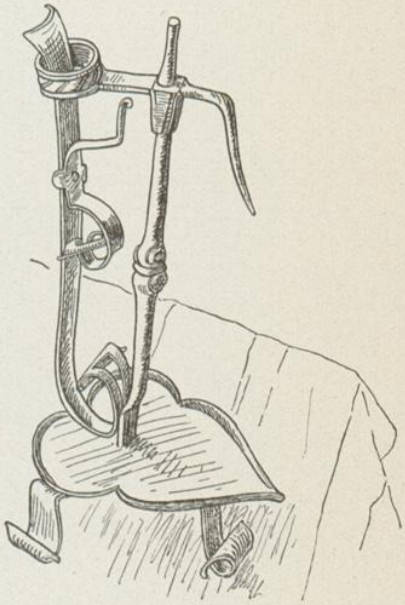


2





3



4

Laternen aus 3 Jahrhunderten aus dem Thormanngut Wingreis

Abb. 1. Laterne aus dem 17. Jahrhundert mit farbigen Gläsern
Abb. 2. Laterne aus dem 16. Jahrhundert mit Horn statt Glas
Abb. 3. Laterne aus dem 18. Jahrhundert
} (Vgl. S. 259.)

Abb. 4. Kienspahnhalter und Unschlittkerzenhalter aus dem 16. Jahrhundert. Noch heute im Keller in Gebrauch. Der Sporren zum Einhacken im Faßbalken

giebig den ungemein starken Bedarf an Feuchtigkeit! Und mit welchem Aufwand von Energie decken die Wu̯u̯rze diesen Bedarf, indem sie durch Spalten festen Gesteins bis zu zääche Meter Tiefe vordringen! Die mächtigen Bletter oder Blatt aber, die das an sich Unschöne ihrer Riesigkeit durch den so mannigfach und für die Rebsorten charakteristisch drei- bis fünflappig zaggelete Rand aufheben, figurieren als wahre Sonnenfänger. Sie kommen damit dem Charakter der Rebe als einer Su̯nnepflanze entgegen. Mittels ihrer schreeg u̯u̯fe gerichteten Stiile und der schreeg aabe gesenkten Flächen lassen sie die Sonnenstrahlen sänkrächt, also im Winkel auffallen und löö si̯ enand schöön das volle Liecht. Nach jedem hefte und u̯u̯fhefte (s. u.) aber stellen sie die gestörte Anordnung bereits über Nacht selber wieder her. Mit ihrem zweizeiligen Wechselstand aber setzen sie (gleich der Pflaume, dem Reps u. a.) mit ihrem Wachsüberzug zugleich die Verdunstung herab.

Zu den lieblichsten Wonnen des Winzers gehört das Wimmeln von Söömme, welche zwischen den eigentümlich weißlichen Jungblättern an den graulichen und der Kegelform sich nähernden Schossen im Mäie hervorbrechen.

Die Vorbereitung hierzu bringt allerdings schon der Horner. Da hört der Knospenschlummer noo di noo auf, und es chunnt Läben i d'Räbe. Sie fange fü̯ü̯ferli, fü̯ü̯ferli aa, der Chnopf u̯u̯fdue wie ein Kind, dessen latente Entwicklung eine augenfälligere wird. Bei klarem Wetter und voller Sonne schi̯i̯nt's rootbrächt u̯s dene Zäpfe (s. u.) fü̯ü̯re. Wenn dann nach dem Rebenschnitt (s. u.), ungefähr u̯u̯sgänds Aberelle oder i̯i̯ngänds Mäie — das isch gäng no früech g'nue! — d'Räbe drücke (schieße) und die jungen Schößli als noch blattlose Stoorze e halbe Schueh läng worte si̯i̯, da wartet des Winzers ein erst recht erbaulicher Anblick. Da grüentschelets! Bei Sonnenauf- und -untergang fangen die Reben an, eine grünliche Farbe zu zeigen: die frisch ausgebrochenen Blättchen schi̯i̯ne. Dann brechen auch die Fruchtansätze hervor: der Aaschi̯i̯n oder die Aazäig der Sööme lockt zum Beschauen: d'Räbe föö aafoo (Erl.: föö aa) zäige. Nur lieber nicht allzu reichlich! Denn: „e große Schi̯i̯n, e chli̯i̯ne Wi̯i̯n" lautet ein alter Spruch, und umgekehrt: Klein Geschein, großer Wein, oder: weeni G'schi̯i̯n, vil Wi̯i̯n. Wenn darum z. B. am 8. Juni 1779[1] geschrieben wurde: „der Anschein (Aaschi̯i̯n) der Reben ist sehr Schön", aber am 4. Juli desselben Jahres: „In dem jetzigen Anschein haben wir nicht einen so früchen

[1] Inselschaffner Irlet.

und reichen Herbst zu hoffen, als Mann geglaubt", so zeigt dies das Ungewisse der Hoffnung, die sich am 25. April in den Bericht kleidete: „Die Anzeigung der Reben ist durch und durch (duur u dduur, im Durchschnitt) sehr schön", und auch am 23. Mai: sie ist „schön". Am 2. Juni 1782 hieß es: „Die Reben zeigen (zäige) recht schön."

Man ersieht hieraus, wie die Augenweide den Schatten der Sorge voraus wirft: wie wird das blüeije, der Blüeijet sich gestalten?

Die, der oder das Blueſt („der" z. B. 1829, „das" z. B. 1776) bildet eine aufrechte Rispe (s. u.). Über dem napfförmigen, fünfzipfligen Kelch bildet die Blumenkrone eine Haube oder ein Chäppli, indem die fünf Blumenblättchen eigentümlicherweise in ihren obern Teilen feſt z'ſämmehange. So deckt d's Chäppli auch die fünf durch sie eingebogenen Staubgefässe („Staubblätter") und den wi n=e Fläſche aussehenden Stempel. Ist die Zeit für die Bestäubung gekommen, so ſtrecke und ſpräite ſi^ch die pfriemenförmigen Staubblätter, heben allmählich die Haube empor und werfen sie schließlich ab. So schimmert es vom Blühen eines ganzen Weinbergs dirękt wiß. Dank solcher Beweglichkeit sind sie auch imstande, ſi^ch z'chrümme und ihren Staub auf die Narben sogar benachbarter Blüten fallen zu lassen. Das iſch guet für Fälle, wo die fünf gelben Honigdrüsen am Grund des Stempels und die andern an den übrigen Blütenteilen infolge langer Regentage keine oder zu wenig Insekten zu ihrer ungewollten Staubübertragung anzulocken vermögen. Hierauf ist aber die so unscheinbare Weinblüte mit ihrer miggerige, grüentſchelig wiße Blumenkrone doppelt angewiesen. Drum ihr herrlicher Duft, der an Vanille, Lilie, Geißblatt, Hollunder (Holder) und Rose zugleich erinnert. Er kann freilich so stark werden, daß er nervösen Arbeitern im Weinberg Chopfweh macht. Dafür entschädigt er z. B. mit der unzitige Blueſt amerikanischer Reben, welche einen trefflichen Mäidrank gewähren. Als reguläre Konsumenten aber werden Käfer, Fleuge und wespenartige Insekten glöökt, glööklet (Tw.: g'lęckt, g'lęcklet). Nicht zwar d's Wäſpi sälber, welches sich erst zum uverſchante verbiße der edelsten Früchte meldet; wohl aber d's Impi oder d's Beieli, und dann die Hummel: d'Umle (Erl), der Mummel (Tw.) oder d's Humpeli (Tw.), dessen Versteck die Kinder in dem Kanon besingen:

I wäiß a men Ort es Humpelinäſt,
I ha ſi g'cheere ſuure
Un tätätä un tätätä usw.

Ihrem G'ſchmack als dem Geruchssinn (odorat) muß der G'ſchmack als der Geruch (odeur) der Weinblüte um so wirksamer zu Hilfe kommen,

da die dem Blüeijet förderlichen Tage recht rar sind. Es bedarf hierzu doch ämmel zwäi, drei Tag lang stilli Weermi eines etwas bedeckten Himmels und einer trockenen Luft, die höchstens am Abend durch ein leises Fächeln bewegt wird. Erst da vermögen die Staubgefässe auch sich ihres erwähnten bisherigen Beschützers, jenes nun der Bestäubung hinderlich gewordenen Chäppli zu entledigen: si ch z'bütze. Bei anhaltendem Regenwetter bleibt dieses wi n-es schwärs roots Ziegeldechli auf den Antennen hocke, so daß diese und der anfänglich winzige Stempel versoore und die Befruchtung unterbleibt. Denn ist der guet Tropf, la goutte d'or, wider für n-es Johr g'haa. Der Winzer mag sich dann mit dem Hüdeltrost abfinden, daß es auch dem Imker schlächt gang. Denn wenn's käi's Hung (Hünk) gibt, so gibt's ke Wii. Wenn dagegen d'Mërtrüübeli (Johannisbeeren) schön blüeije u nid riise (abfallen), so blüeit der Wii ó schön. Er tut dies gleichzeitig mit den Akazien. Zwüsche de zwee Sand-Jhannsdaage, nämlich dem alten und neuen, sollen die Reben verblüeije, wenn sie die Hoffnung erwecken wollen, es chönn e guete Wii gää. Das ist allerdings eine Frist, die nach alter Vorstellung für den einzelnen Stock genügen sollte. In Wahrheit erstreckt sich die normale Blütezeit auf zwäi bis drei Wuche. Die vierzääche Daag sollten nach alter Vorstellung mit dem wachsente oder ufgänte Moon zusammenfallen; nicht z'abgäntem Moon sollte es blühen. Trüübel, wo im wachsente Moon blüeije, wachse bis i d's Faß. Die modernen Winzer frooge bloß no'm Wätter. Sie halten den Blüeijet auch dann noch für g'rate, wenn bloß di halbi Bluest sich zu Geschein: zu Söömme entwickelt. Erst wenn der Ausfall größer wird, bekommt die andere alte Rede Recht: Wenn d'Trüübel no'm Blüeijet abnähmme, so nähmme si ab bis i d's Faß. (Twann 1776, 79.)

Der Neuling im Rebbau mag freilich solches „Abnehmen" sogar in guten Weinjahren vermuten, da er nach dem Abblühen kaum einen Traubenansatz zu Gesicht bekommt. Über den Weinberg sind nämlich jetzt die Prozeduren des erbräche und hefte (s. u.) ergangen, und die sehr empfindlichen Söömme verbergen sich unter dem wie an einer Chunkle dicht anliegenden Laubgewinde; sie „halten" sich dort versteckt: „gehalten sich" oder g'chalte sich dort, sind dort g'chalte oder, mit mechanischer Anlehnung an chalte (kalt werden): sind dort g'chaltet. Sie schützen sich damit vor dem aabrenne (Erl.: aabrönue). Sie kommen deshalb ebensowenig zum Vorschein wie Jünglinge und Männer, welche zu eben derselben Zeit, da der nider oder der ditsch Häiet in der

Niederung zu Ende ist, sich für etwa drei Wochen i'n wältsche Häïet des Tessenbergs und des übrigen Berner und Neuenburger Jura verdinge. So gange nach hübschem Twanner Witz[2] auch d'Trïïbel, wenn s' verblïeit häi, drei Wuchen i'n wältsche Häïet.

Aber wenn sï de^{nn} ümme chämme, sï 're de^{nn} drei Mool meh: sie überraschen den Neuling, wenn sie in unvermuteter Zahl aus dem Gewirr der Riesenblätter d'Häls füreſtrecke. Sie wachsen dann und wuehle um die Wette mit den ebenfalls wuehlige Schossen, deren Gläich (Stengelglieder zwischen zwei Auge) in dem Maße, wie sie holze, auch länge. Nach Laurentius (19. Juli) aber, sagt ein alter Spruch, wachset d's Räbholz nüt meh, während die Trauben nun erst sich entfalten. Bei Biel wurde 1884 eine 60 cm lange Traube gezeigt. Bald trägt der Trauben-Stïïl die bisher schreeg üüse gerichtete Last nicht mehr, sondern loot sï hange: der Trüübel chehrt sich. Oft lampe d'Söömme vor Schwere schon im Juli. Zugleich überwuchern und verdecken die wachsenden Beeri den Traubenkamm, welcher wie ein Hoogge (Erl.: Haagge) gekrümmt aussieht: wie eine urgermanische krappa und daher noch toskanisch-lombardische groppa, frz. une grappe; oder wie ein fränkischer krappo, ein ahd. krapfo (verwandt mit „Krampf"). Wie nun die Mundart die Grappe zurückentlehnte, so auch als longobardische Einkürzung la rappa und il rappo, patois la rap: die Rappe.[3] Auch das rapple als Nachlese von Traubenresten mit verlornen Beeren (s. u.) gehört hierher. Mit Anleimung des Artikels endlich sagte man schon altdeutsch der drappe, trappe, der oder die Trappe.

Die ganze Frucht des Weinstocks aber heißt die Traube (als die „zu pressende")[4]: „der" drûbo, trûbo, trûbe, troube und der Trüübel, welch letztere Form jedoch mhd. „das" trübel heißt. So ist auch „das mertrübel" (swv. die Traube aus Rhodus) nicht unser Mertrüübeli (Tw.: Chrüüseli, Chrïïseli) als die Johannisbeere, sondern ebenfalls eine Weintraube; es ist e Wïïtrüübel, „wenn ma doch ‚holzigs Holz' un ‚ïïsigs Ïse' säge will". Es ist also bloß die Ähnlichkeit der Fruchtform, die uns auch vom weißen Mauerpfeffer (Sedum album und reflexum) als dem Muurtrüübeli, von der Arctostaphylē als der Bäretruube, von der Prunus Padus als der „Traubenkirsche" sprechen läßt, und wonach gewisse Fruchtstände als „traubig" bezeichnet werden. Im botanischen Sinne sind freilich traubig z. B. die Maiblume und der Räps mit der Hauptachse, welche langgestielte Blüten trägt, dagegen grad äbe nid die Weintraube, welche vielmehr eine Rispe ist nach Art

[2] Mitgeteilt von Albert Krebs. [3] Bridel 314: la rappa. [4] Kluge 462.

der Rispenhirse- und der Haferfrucht.[5] Das wird allerdings niemand hindern, als erste Tafeltrauben just im Weinberg go Brächtrüübel z'bräche, wie man Chiirße (Chrieße) und „wie man Äpfel bricht vom Baum" und gäit „go bräche Brombeereli ab". Im übrigen gäit man i d'Beeri: list (oder läst altwannerisch) Beeri, wie im Läset nun einmal Trüübel — so selbstverständlich, daß man ganz einfach — lis't. Zuerst allerdings müssen die Beeren g'luteret haa, sich g'lüteret haa, durchsichtig geworden sein.

Weinstocksorten.

Dem echten Seelandberner
Nur eigne Rebe frommt;
Er pfeift auf den Falerner,
Der aus der Fremde kommt.

Karl Jahn, Glossen und Reime 180.

I.

Den Mittelrhein- und Ungarweinen selbstverständlich nachstehend und erst in die dritti Klaß versetzbar wachsen im Berner Seeland, zumal im Seebutzengebiet Weiß- und Rotweine, welche in durchschnittlicher Güte denen der welschen Schweiz und des Bündnerlandes an die Seite zu setzen sind als hießigi Wiine. (Vgl. unten die Abstufung.)

Auf Jahrgäng wie den Endlifer (Ins: Ändlifer) oder Elfer, den Fünfzähner und Sibezähner (1911, 1915, 1917) hinweisend, darf der Seeländer unter strenger Wahrung des Rufes seiner Produkte sich berufen auf iise Tschaafisser, Dwanner, Ligerzer und Discherzer, üüse n Eißer, Gampeler, Schugger und auf den Erlacher Schloßbärger — den Obertöörler zumal. Der letztere mußte laut launigem Gedicht des Erlachers Robert Scheurer die Pfiile erst aafüechte, mit welchen die Jagdtrabanten des Burggrafen Kuno nach der Scheibe schossen; dann flogen Bolz um Bolz ins Zentrum, während zuvor „die Treffung, die Treffung scheußlich schlecht" gewesen. Den Triumph sicherte also das sorgfältig ausschließliche Befeuchten der „Geschosse". Wuchs auch dieser Wein wie sogar die mittelrheinischen (S. 282 f.) in naßkalten Sommern wie 1912 bis 1914, so wirkte er gleich solchem, der — suur wi 'ne Wiid — d'Löcher i de Strümpf z'sämmezieht. Auch mittelgute Jahrgänge sind freilich sauer, u so — soll's sii!

[5] Schmeil 411.

Ja, ſpettled numme, iehr Lagotteſchnäbel!
Gar z'ſieß iſch gwiß nid guet.
Suremus[1] git de Lyte tolli Säbel,
U mordios räſe Muet![2]

Uf d's Suure ſind überhaupt ſeeländiſche Güümme und Määge geſtimmt; und ſüüriez-vous! lautet ein dem entſprechender Spaß. D's Sieße verliert dabei dem alten Twanner das Abſolute ſeines Begriffs: ſchon was nid ſuur iſch, iſch ſieß. Wo darum nicht ſo exquiſite Jahrgänge wie die ſchon genannten es Loch drii mache, gilt der Grundſatz: Sauer iſt ſo viel wie einheimiſch und wie erfolgreich kriegeriſch!

Bloß Elſißer u Bieler häi ſi trungge
Bi Murten u Nancy;
U doch ſi d'Fremde dert vor ihm g'ſungge
Trotz ihrem ſieße Wy.

Am Bierebärty[3] aber g'heit es z'ſämme
Bi fremdem Wy u Witz.
Dert brielt me grad: Herr je! d'Franzoſe chemme;
Geet Bech, iehr tuuſi Blitz![4]

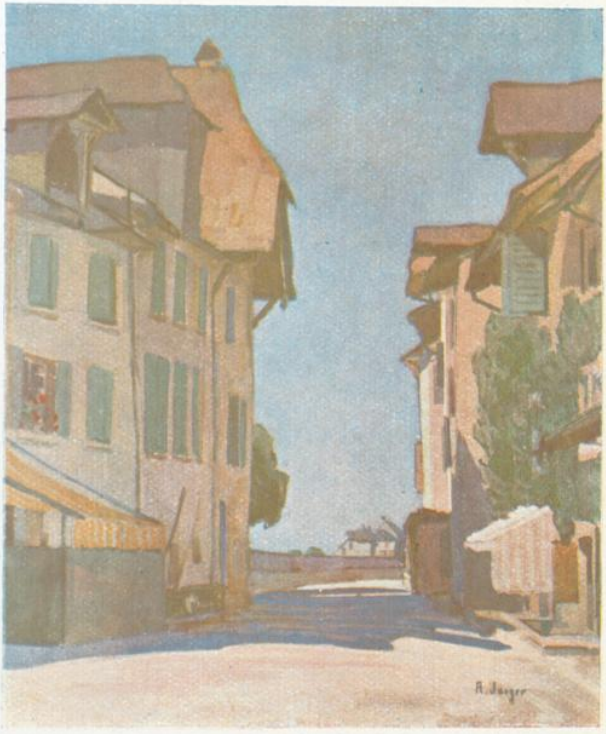
Der Seeländer verwöhne ſich weder an den Zwanzig-Marken-Schampänier (Tſchämpis) oder dem als ſolcher geltenden wiße Burgunder, noch an dem für ſich ja herrlichen, aber ihn chrank machenden Waadtländer und Walliſer, noch am bernſteinfarbigen Goldwändler. Auch trinke er roote Dwanner nicht als „Neueburger" oder irgend einen andern Neukomm (niedergelaſſenen Einwanderer). Vor 'tauftem Wii hinwieder ſchützt den Kenner die einfache Tatſache, daß echter Seewii zugegoſſenes Waſſer abſtoßt, ſchier wi d's Waſſer d's Öl. Darum werden ſogar ganz ſaubere Geſchirre, die zum Umgießen von Hauswein dienen ſollen, no äxtra ſuber uus-g'wiſcht. Obendrein unterſcheidet den Seewein ſein petit gris: ſein Graau wenigſtens im erſten Jahr von dem Gälb (Ins und Li.: Gääl) ſowohl der meiſten Waadtländer-, als auch der auf dem Kamm gegorenen (ſ. u.) Oſtſchweizer Weine. Später wird allerdings auch der Seewein mehr und mehr gelb, wenn nicht ſtarkes ſchwääfle (Ins: ſchwööfle) dies verhindert.

Das Übergangsſtadium zur grauen Färbung iſt aber d'Wißi: vierzäche Daag nach der Gärung wird namentlich der herrliche Ries-

[1] Nach habēmus („wir haben") burſchikos umgebildetes (ſchwz. Id. 7, 1283) „'s ſuure Mues", wie man um Biel ſagt. [2] Molz. [3] A la Pierre Pertuis im Berner Jura. [4] Molz.

linger (s. u.) milchwiß, schneewiß, wie wißlocht, wißlochtig der übrige neue Seeländer. Dennoch heißt, gemäß dem allgemeinen Sprachgebrauch, jeder Wein wiß, der nicht entschieden rot (oder italienisch nero: schwarz) aussieht. Da aber im Seeland der Weißwein fast ausschließlich gepflanzt und ganz ausschließlich verhandelt wird, konnte z. B. 1778 Irlet melden, er habe 9 Faß mit Wii und 2 Feßli Roote dem Fuhrmann übergeben. Es lääse und trüele denn auch nur größere Weinbauern d's Roote abaarti (Ins) oder grpaartig (Tw.); die übrigen g'heie's id's Wiße, wo es, weil nicht am Kamme gärend, nicht abfärbt. Der Grund dieser Hintansetzung liegt im geringen Durchschnittsertrag, der im Mannwerk bloß etwa 2 Züber ausmacht, wenn der Weißwein deren 6 ergibt. Darum wurde der Rotweinbau schon von den altbernischen Rebbesitzern hintangehalten. Sie nahmen z. B. 1609 in Li. und 1698 von den Johanniterreben (S. 202 f.) bloß weißen Zinswii entgegen; und am 2. März 1760 beschlossen sie: „Die Zehnder und andern Herbstinspektoren sollen beeidiget werden, daß nicht rohtes für weisses Most verzehndet werde." Halbpächter durften bereits 1499 zwar den bestehenden Rotwein abgabenfrei für sich behalten, ihn aber nicht vermehren durch iilegge (s. u.) oder zweie („zwygen": veredeln, s. u.). Dagegen wurde allerdings 1284 vom Kilchherrn (Priester) der wiße Chilche von Rugerol (s. u.) für zwei Rebberge jährlich 1 Sester[5] Weißwein an Frienisberg und 1 Faß Rotwein an Rüeggisberg gefordert, an Bellelay aber vo bäidem gliich vil.[10] Auch Gampele pflanzte früher den Rotwein reichlicher und tut dies neuerdings wieder seit der Erfahrung, daß der root Stock den Verdeerbber (s. u.) und andere Krankheiten besser het (aushält). Der Versuch lohnte 1915 mit eme volle Johr (vollen Jahresertrag). 1909 pflanzte Gampelen Rot- und Weißwein bloß noch im Verhältnis von 0,45 zu 17,28 ha, wie Twann von 0,54 zu 66,51; Tüscherz-Alfermé 0,45 : 27,00; Ligerz 0,90 : 63,75; Ins 1,80 : 36,00. Bloß Roote pflanzte 1909 Feisterhénne (nämlich Savónierli, s. u.); bloß Wiße: Erlach, Brüttele, Vinelz, Lüscherz, Gals. In Gäserz entfielen 1,35 ha seines vorzüglichen Roote auf 2,25 ha Wiße; in Träite 0,18 auf 027; in Müntschemier 0,27 auf 0,36; in Siisele 0,4 auf 0,32.[6] Darum ist der root Seeländer so düür, aber auch so guet. Der nicht durch ehrliche Etikette belehrte Fremde beehrt ihn mit dem Titel „Neueburger".

[5] Der l. sextarius war als Flüssigkeitsmaß 1/6 congius (vgl. Goon), als Getreidemaß 1/6 modius (Mütt); daher der Sechter oder Sester. [6] Statistisches Bureau des Kantons Bern.



Gemalt von A. Jaeger-Engel, Twann

Dorfausgang Klein-Twann

II.

Dieſer Root gehört im Seeland nur zu wenigen der mehr als tuuſig Sorte der edlen Rebe, von denen übrigens nicht wenige zu ihrem Nachteil uusg'artet häi. Der Preis gebürt unter den seeländiſchen Rotweinen dem Savagner oder Sarwánier, ebenſo häufig der fiin Root oder der chliin Root, auch der Binoo (Pinot noir), der blaau Burgunder geheißen und mit dem Clävner identifiziert. Es iſt der überaus wohlſchmeckende, fein und edel aromatiſch riechende Saft ziemlich frühreifer, ſehr zuckerreicher Beeren, die in dichtem Stand chliinni Chnutteli vo Trüübel bilden. Daher gää ſi weeni uus und werden nur als Spezialität für 'ne fiini Fläſche gepflanzt. Der dem Seeland fremde wiß Burgunder mit ſeinen Triibel ſo groß wi Schoppefläſche würde das Quantitätsbedürfnis eher befriedigen.

Das iſt, aber ſehr auf Koſten der Güte, der Fall beim große oder grobe Burgunder, zumeiſt d's grob Root geheißen. Es iſt ganz e ſchlächte Wii, der immer ſeltener für ihn fälber (ſeparat) gebaut und gepreßt wird, und deſſen Trüübel erſt lütere, wenn er d'Wiizübere g'chöört rumple. Er erinnert an den importierten Franzoſe-Root.

Geſchätzter iſt der ziemlich ergiebige „gamin“: eine Umdeutung aus gamey, Gámee. Zugrunde liegen wird der Name des doppelfarbigen Edelſteins Kamäe, la camée, le camaïen, camaheus. Eine frühreife Tafeltraube iſt der am Spalier gezogene friech Burgunder (Tw.), root Äugſter (Li.) oder Portugais („blauer Portugieſe“), identiſch mit dem rooten Auguſter oder der Madeleine, dem Augſterli.

Ebenfalls am Spalier ſchwäärzlet frühzeitig die kleinaſiatiſche Fige-Truube Kadarka: ein österwin (öſtlicher Wein), wie der wirkliche Tokaier es auch iſt. Den Namen Toggeier, Tóggeier, Tóggeuer, Dóggeier uſurpierte aber der Ruländer oder „Rueßländer“, Pinot gris. „Grau“ nämlich, wenn nicht eher gelb wird der Wein bei Süeßdruck (ſ. u.), wie dagegen bei Kammgärung hell- oder gelbrot: ziibeleroot, ſchiller. Die in heißen Nachſommern wie Trockenweinbeeren am Stocke g'ſchmuurig ſchrumpfenden, hunkſiiße Beereli, welche ſich in der kleinen Traube förmlich ineinander drängen, geben einen wi Waſſer zu trinkenden, aber wie Portwein ſtarche, alkoholreichen Wein. Durch den Schaffner Irlet mittelſt Ruete eingeführt, wird er nun mehrfach im kleinen gepflanzt und gepreßt.

Einen Gegenſatz zu dieſen hochedlen Sorten bilden die unveredelten, aber meltau- und verderberfeſten Diräkt- oder Sälbſtträger wie

die Isabella oder der Egipter, welche mit ihrer reichen Bildung riesiger, harter, derber Bletter vorzügliche Gartenlauben abgeben. In heißen Sommern bieten die zähen Beerenhülsen (-hiltsche) einen glykosereichen, dicklichen Saft, der den einen gar nicht, den andern ziemlich gut mundet. Di Güü (goûts) si jo verschiide.

In der Mittelschweiz trank man um 1783 meist weißen oder roten Elsaßer, Elsäßer, Elsißer. Der scheint noch damals, wie dann erst recht im 13. Jahrhundert! der best Wii seiner Zeit gewesen zu sein. Dies geht hervor aus dem Hofrodel des Unterwaldner Klosters Engelberg, welches in unserm Twanner Ängelbärg (S. 201) eines seiner schönsten Räbeheimet besaß. Da gehörten, wenn die obersten Klosterbeamten ihre Inspektionsreisen nach den verschiedenen Hofbesitzungen machten, zum Ehrenmahl: spinwidrin fleisch[1] vnd bergins[2] vnd huenr gnuegü vnd enhein (kein) ander fleisch, vnd guoter Elseser vnd enhein lantwin.[3]

Noch 1631 muß dieser Elsässer öppis g'gulte haa. Sonst hätte der Wirt von Kleindietwil nicht über dem Einschmuggeln eines Feßli solcher Sorte sich ertappen lassen und die natürlich unfehlbare Konfiskation risgiert.[4] Lange vorher führte der Landvogt von Thorberg als Erbe des Klosterkellers massenhaft Elsiisser ein.

So 1560: Mitt unserm zug sampt zwöyen gedingten zügen han ich in fünff vertten sechszig söum lutters wyns im Ellßes eekhoufft und uffher füren lassen, thut mit der zerung und allem costen, so darüber gangen, einsümmig 543 ℔ 16 ß 7 δ, kumpt ein soum 9 ℔ 1 ß 3½ δ. Derselbe hat uf 8. Aprellen 1578 des closters zug ins Elsas geschickt. Der het bracht unsers meßes 13 söum [und] etlich maß, cost jeder soum mit allen umbcosten, zerung, zoll und was darüber gangen, 15 ℔, thut in einer summ 195 ℔. Ferner hat der Landvogt 1578 Elsißer gekauft von Kilchberg und dem wirt im Crouchtal und dem Fryweibel zu Öschfurt (s. Aw.), zusammen 7½ Saum. Im nämlichen Jahr kaufte er noch 21 Saum.[5]

So geschätzt war damals das Erzeugnis des elsässischen Weinlandes, welches dagegen der Landschreiber Pagan in Nidau als Bielersee-

[1] Wie überhaupt der Widder ursprünglich (vgl. Kluge 492) das höchst „einjährig" werdende Lamm ist (wie denn dem l. vit-ulus, veau der got. with-rus als das Lamm entspricht), so war der mhd. spüne-wider das noch saugende Lamm, und sein Fleisch war mhd. spünnewiderin. Saugen (süuge), zunächst aber säugen (säugge) als locken und ziehen (vgl. gr. spáō, ich ziehe) hieß altdeutsch spanan, spanen. Es lebt fort im Spanferkel, im Gespan (als G'spaane, Milchbruder), in ab- und widerspenstig, in Gespenst (als trügerische Lockgestalt) usw.: Mhd. Wb. 2, 2, 476 f.: ich span, ich spuon, ich habe gespanen: gelockt; Kluge 171. [2] Der Hammel heißt l. der vervix, vervex, berbex (la brebis), wie der vervicarius le berger geworden ist. Danach bergins vleisch: Hammelfleisch. [3] Grimm Weistümer 1, 1. [4] Grunaus Blätter. [5] Ebd.

gewächs[6] „unbrauchbar“ fand. Des Anbaus würdig erſchienen ihm bloß: 1. gute Chlepfer und „Bluzer“; 2. rote und weiße Muskateller; 3. kleine, und zwar rote wie weiße „Sarvanger“. Schlecht fand er „große rote Trauben“.

Eine Geringſchätzung des Elſäſſers liegt bereits im 17. Jahrhundert vor in der Bezeichnung „Elbele“, „Elmele“ (zu älb, älw = gelb), verſchriftdeutſcht als Elbling. Die Herabſetzung mag zunächſt daher kommen, daß man — analog wie weißen und roten Genfer — weißen und roten Elſäßer (Tü.), Elſęßer, Elſi̯ßer (Tw.) zum Tagsegebrauch als Hauswein und insbeſondere z'Imbiswii̯ z'ſämmeg'ſchi̯ttet, alſo dąrmit es G'nuu̯ſch, e Gu̯mpiſch (šš: mixtum compositum), ęs G'ſtel'aaſch (=á=), ęs G'ſchlüe̯der (Erl.) aag'ſtellt het. So ließ ſich auch hier d'Sach mit dem Name z'Tod ſchloo. Denn als eine offenbar gute, nur uns „unbekannte Rebengattung“[7] kam durch den Römer Columella die albuelis (Wißę) nach Deutſchland, insbeſondere ins Elſaß, woſelbſt aber der Elſäſſerwein der Olber (oder auch „Öſtri̯icher“) genannt wird. Dort wird er auch bis zur Stunde hoch geſchätzt; und da, heißt es 1632, „ſols Wein haben, der in die ſechzig Jahr austawre“.

Nun iſt freilich der Bielerſee kein Mittelrhein; und der vom Elſaß eingeführte Elſi̯ßer hat gewiß den Kloſterherren Engelbergs ganz anders gemundet, als ihnen der Saft der zu uns eingeführten Elſäßerreben ſchmecken würde. Der ſeeländiſche Elſi̯ßer iſt ſelbſt in guten Jahren und guter Lage e ſu̯u̯re Wi̯i̯ un ohni Bu̯ggee; darum wird er auch, einmal abgezogen, platt. Seine übermäßige Sü̯ü̯ri teilt er dem mit ihm gemiſchten edlern Eigengewächs ſo reichhaltig mit, daß dieſes uchąuflig wirt. Darum will kein an den Weinhändler gewieſener Rebmann der Name haa, är häig Elſißer i ſi̯ne Räbe. Er läßt dieſe Stöcke noo u̯ noo (in Li.: noo ti̯ noo) ergoo; u nu̯mme ſcho vo mier ewägg (während eines Menſchenalters), verſchwige deenn in einem Zeitraum, der auch für 'ne guet B'ſinnte ſich läng zieht (wenn nicht z'gri̯i̯sli läng wirt), iſt der Elſißer auch als Privathandelsprodukt ſtarch z'ruckgange. Bloß der — recht gute — Chlepferelſi̯ßer (mit Chlepfer, S. 287, gekreuzt) erfreut ſich weiterer Anzucht.

Für den Eigenverbrauch aber fällt auch der gewöhnliche Elſißer noch immer ſtark in Betracht. Mi mues 'nąo haa! Das dankt er ſeiner Wuehligi — er wachſet wi 'ne Wi̯i̯de —, ſeiner Ergi̯bigi und ſeiner Widerſtandskraft gegen nicht wenige Krankheiten. Und zwar iſt

[6] Handſchriften der ökonomiſchen Geſellſchaft Bern. [7] Georges 1, 215.

es unter seinen drei Spielarten: blau, schwarz und gelb, die letztere, die (als wiße Elsißer) unter den andern Rebsorten geduldet wird. Der gelbe („weiße") ist aber wieder äitwäders schéén gääl, oder de^nn grien. Die Beeren beider Nüancen locken im Reifestadium durch graugrünen Duft und braune, rostige, schwarz punktierte Sunnsite der in guten Jahren recht süßen Beeren. Ihr dichter Stand in den sehr großen Trauben drückt si i d'Lengi. Wie ein strotzendes Euter scheinen sie, nachdem sie zum riffe sich möglichst lange Zeit genommen, nach Entleerung förmlich z'blange (z'sahne). Dann quillt der sehr wässerige und aromalose Saft durch die dünnen und feinen Hiltsche so reichlich, so mostig, daß er auch eine sonst sehr schlechte Ernte noch zu einer annehmbaren aufbessern kann. Darum sagt man selbst da, wo von einem mindere Trüübel gesprochen wird:

Der Elseßerstock
Het der Maa im Rock.

Er läßt seinen Eigner „nicht fallen". Und wo seinen starken Holztrieben, wie auch seiner Spätreife Rechnung getragen wird durch Befolgung seines „Zurufs": Lo (laß) mer Platz für zwee, so dragen i für drei — da darf es erst recht heißen: Elsißer isch besser, weder gár käi Wii.

Zu seinem Qualitätsersatz nun aber gibt es allerläi für hießigi Stéck, alle natürlich doch seinerzeit ebenfalls importierte. Es war um 1850, als Inselschaffner Wilhelm Irlet und Notar Engel in Twann sowie Jungfer Beljean „im wiße Huus" zu Schaffis neben dem Tokayer (S. 281) auch Johannisberger und eine Gutedelsorte einführten. Seither haben verschiedene Ausstellungen von Tafel- und Keltertrauben auf die empfehlenswertesten Arten aufmerksam gemacht. Am vorzüglichsten bestellt war die mit der Landesausstellung von 1914 verbundene. Da erlangten denn auch die Räbg'sellschaft Twann-Ligerz-Tüscherz und die Société de viticulture von Néietstadt neben zwei andern Korporationen und einem Walliser Privaten die goldene Medaille. Fünfzig andere Weinbauern aus den Gemeinden Biel, Tü., Tw., Li., Nv., Erl., Tsch., Ga., Ins wurden ebenfalls mit hochehrenden Auszeichnungen bedacht.

Zu den ausgestellten Traubensorten gehören allerdings weder die Elsäßer noch die an Süüri, aber auch an Ergibligi ihnen nahe kommenden goujon, Güetsch, Gitsch. Der Güetsch oder Güetsch ist sonst der Fisch Gobius fluviatilis (S. 52), den man bloß als Köder (Richtfisch) verwendet; er lieh aber seinen Namen der Weinsorte, welche selbst auf magern Höhen mit eme bloße Schüümmeli

Häärt fortkommt und, der Stickel zu entbehren fähig, über e Boden ewägg ſchnqqgget. Dafür aber läßt ſie die früh reifenden Beeren gärn fallen u fuule, weil es chuum z'machen iſch, die — recht ergiebigen — Beeren für ſich allein z'trüele. In guten Jahren mag es auch etwa heißen: Was nüüt choſt, iſch nüüt wäärt — eine Volksethik, die in noch böſern Tagen eine heilſame Wandlung erfahren könnte.

Eine gegenteils ſehr hohe Schätzung erfahren, ſowohl als Tafeltrüübel wie als Wein, die verſchiedenen Sorten Muſchgadäller, Mutſchgidäller, Muſchgidäller, Muſchgedäller, z. B. der Wánillie-Muſchgedäller (Muscat vanillé) oder der root Muſchgidäller am Spalier (G'chääl) des Großhuus zu Schaffis. Es iſt dies ein Paradewein, der denn auch in Twann eigens als Chëërbeliwii oder Kanüünliwii entkorkt und ausgeſchenkt wird. Die ſorgſam dem Büteliee (bouteillier) enthobene Flaſche kommt hierfür in ein zierliches Körbchen oder auf ein Kanonen-Laffettchen von Kinderſpielwarengröße zu liegen, damit der Satz nid uufg'riehrt wäärd. In ſtarkem Gegenſatz zu ſolcher Ehrung ſteht die von eigenartigem (idioſynkratiſchem) Widerwillen gegen den Muskatgeruch eingegebene Bezeichnung Chatzeſäikerli für die großen und dickhäutigen, grüngelben Beeren, welche die an Elſäßer erinnernden großen Trauben ausmachen und den Liebhaber anlockend aus den zaggelete Blätter fiiregiggele. Muscatellum hieß römiſch ein ſtark gewürzter Südwein.[8]

Angeblich aus Transſylvanien (Siebenbürgen), wo er jedoch erſt ſeit ungefähr 1840 bekannt iſt, in Wahrheit aber aus Öſterreich ſtammt der Sylvaner. Von ſeinen 33 Spielarten kommt indes nur der grüen in Betracht: die Sorte mit den kleinen, walzenförmigen Träubchen: bloßen Runggeli, Mutteli, deren grasgrüne Beereli ſich dicht ineinander drängen und damit läng 'drückt werden. Sie moſte ſehr guet (ausgiebig) und entlaſſen einen hungſüeße (hunkſiieße) Saft, der infolge energiſcher Nachgärung gärn läng wird (Fäde zieht) und im Alter wie öölig auf der Zunge liegt. Er gi[b]t alſo vill oder wenigſtens gäng öppis, u guet! Zudem iſt die Pflanze zählebig und ma[s] bſunders der Verdeerbber (ſ. u.) am beſte haa, iſt auch gegen Blattkrankheiten widerſtandsfähig. Nur ſchießt ſie überſtark i d's Laub; ſi het gäng numme Laub, was auch ſchon ihre längere Gläich veranſchaulichen. Eine Abart mit beſonders ſtarkem grauem Duft der Beeren, die aber bei erlangter Reife leicht

[8] Arabiſch muse (Biſam) wurde ſpät l. muscus (Moſchus); danach riecht das ml. muscatellum (vinum); vgl. die Mutſchgetnuß.

fuule oder abdoore, heißt das Graaueli oder der Gröösieler. Die ganze grüne Sylvanergruppe dagegen nennt sich Riinpflanze, gros Rhin, gros plant du Rhin) oder nach dem berühmten Kulturmittelpunkt Johannisberg: Hänsibärger, Hanslibärger, Hansebärger. Durch fortschreitende Veredlung erzielte man am Rhein die berühmten feinen Sorten Moselblümchen (um 1865 in die Schweiz verpflanzt), Rüdesheimer, Liebfrauenmilch, Nierensteiner, Rieẹsling (petit Rhin), die nur in edelfuuler Riffi gelesen und nach längerer Gärung gekeltert werden sollten, dann aber auch die feinsten Weinhändler-Büggee abgeben. Wiße Rieẹsling, Rieẹslinger, Riislinger, Rischlinger, Riischlinger (šš), der aber nach mehrjähriger Reifefrist schiller wird, wurde auf warmen und gut gedüngten Boden in recht warmer Lage des Seelandes verpflanzt. Das Ergebnis kann natürlich die unsagbare Feinheit des Johannisberger Schloßgutweines lang nid erreichen; es ist immerhin so befriedigend ausgefallen, daß schon ein Glas des frischen, milchweißen Mostes mit seinem unbeschreiblich feinen, an Lilien erinnernden Duft und Bouquet, wie dann erst der nach Jahren gereifte Wein mit abgebauter Süüri zu den stolzesten Errungenschaften seeländischen Weinbaus gehört. Leider aber ist der Ertrag stark in Frage gestellt durch das Erfordernis, d'Edelfüüli noch drei Wochen nach dem allgemeinen Leset abzuwarten. Da diese Zeit über die Rebhut (s. u.) nicht mehr besteht, verfallen die Trauben allzugern vierbäinige und zwäibäinige Schelme — u do hört denn d'Wältg'schicht uuf.

Schaad, cha mạn o sust vom Stolz nid läbe. Wer, wie der Seebuẹ, vom Weinbau leben muß, mueß uf d'Gieti un uf d'Viili mit enand luege. Um dieser Doppelforderung zu genügen, hat man im Seeland den allerdings in der Blüte empfindlichen und auch sonst gegen rauhen Klimawechsel diffisiile, aber feinen weißen Krachgutedel — den fendant (Chasselas) der welschen Schweiz, den fädä von Landeron, Grisṣach und St. Blaise, den fedẹ, fedẹ am Genfersee zu höchster Leistungsfähigkeit herausgezüchtet. Es ist dies eine Rebsorte mit starkem und rankenreichem Stock und rötlich braunem Holz, stark hervortretendem Auge mit weißwolliger Spitze, langen und großen Trüübel an langem, dünnem Stiel mit dicht geschlossenen großen, kugeligen, durchsichtigen, auf der Sonnseite anlockend braungefleckten Beeren. Diese werden auf etwas lättigem, trockenem und freiem Standort in dem Maße hartschalig und fleischig, daß sie bei geringstem Fingerdruck von der Beerenstielseite her unter leisem chlepfe aufspringen. Es ist dies ein Zeugnis, daß die edlen Stoffe bis zu völliger gegen-

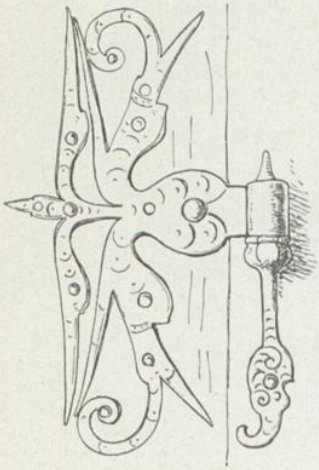
ſeitiger Durchwirkung bi n enand b'bliibe ſii und zugleich das Hauptmerkmal für die Ausleſe (das brächche) als Tafeltraube. Von den daher benannten Chlepfer (Tw., Erl.), Chlöpfer (Ins), Klepfer (Irlet 1784) unterſcheidet man als Abart mit hellrotem Holz, weiter auseinander ſtehenden Bollen, lockerem Stand und geringerer Haltbarkeit der Beeren den Spritzer, Sprützer, Putzer. Das lebhafte uuſeſpritze des Saftes leiſe berührter oder derber gedrückter Beeren charakteriſiert in vieler Augen den Spritzer als minderwertig.[9] Darum verdreht man den „Putzer“ etwa zum Blutzger. Man denkt dabei an das unwillkommene Hervorquellen — uuſe blättere — des halbflüſſigen Inhalts eines vermeintlich hart geſottenen, in Wahrheit blutzgerigen Eies. Auch die geringgeſchätzte Scheidemünze „Blutzger“[10] mag in die Benennung eingeſchloſſen ſein. Die Minderwertigkeit wäre dann zugleich eine Ausartung, entſtanden durch dumm tue des Chlepfer in Mißjahren. Die Rebgeſellſchaft hält Klepfer und Spritzer als Weinlieferanten für ungefähr gleichwertig. Innerhalb der erſtern Sorte aber unterſcheidet man nach der vom Bodenſtoff beſtimmten Beerenfarbe der grüen Chlepfer (Fendant vert), der faſt immer beſſere Erträge liefert als der an Ergiebigkeit ſtark wechſelnde gälb (gääl, Fendant roux), und den des längſten Hangens bedürftigen graaue. Als weitere Variante fügt ſich hinzu der chliin Chlepfer. Aber alle dieſe Klepfer und Spritzer unterſcheiden ſich gemeinſam als Wiſſi, als Edelwiſſi, als der Gutedel, der waadtländiſche Lágoote (La Côte) und der badiſche Marchgrääfler vom fremden roten Krachgutedel. Einen Übergang zu dieſem zeitigte das Seeland im Silbertrüübel mit den brüünliche Beeri, deren Saft den Fendant rose erzeugt: den Schiller, den Rooſeroote, den frühern roten Veltliner, den Königsgutedel. Es iſt dies zugleich eine der beſten Tafeltraubenſorten.

Den gelben Krachgutedel pflanzte man laut Rhagor ſchon 1639 zu Biel in einem Berritſch, Beritſch, Bäritſch geheißenen Weinberg. Sache und Name verbreiteten ſich dem Bielerſee nach, und der Name blieb nur in Tüſcherz für den Gutedel überhaupt haften. Ob auch die von Irlet 1775 als die ſchönſten Reben gerühmten Malliardſtöck hierher gehören? Von Erlach an rechts des Sees unterſcheidet man kurzweg der Grüen (Elſäſſer) und der Edel (Gutedel).

Eine als rougeasse, Rootholz, Roothölzler, Grobhölzer bezeichnete Weißweinſorte mit länge Gläich (Stengelgliedern), welche wenig Früchte trägt und gäng nummen i d's Holz ſchießt, erinnert

[9] Vgl. die Versdichtung „Mier Räbſtöck“ in Robert Scheurers „Seeluft und Rebenduft“. [10] Schwz. Id. 5, 299 f.

mit ihrem wuehle, ihrer wuehlige" Natur an die ebenfalls ungemein holzreichen, 5 bis 6 m lange Schosse treibenden Amerikaner (s. u. Rekonstitution). Nur sind diese zugleich sehr fruchtbar. Ein Besucher Virginiens, Franz Ludwig Michel von Bern, erzählte 1702: „Allhier hab Ich die Abscheülichsten (grüüseligste, d. h. unglaublich großen, unerchanntiste) Wilde Weinstöck gesechen, dero dicke und Höhe Vngläublich. Es gibt Vnderschidenliche arthen Thrübel, die besten aber sind groß wie ein kleine (Baum-) Nuß, namlich die beerlin. Es gibt zimblich guter Wein. Der anfang zu zahmen ist gemacht."



Altes Türbeschlagstück

Weinbau.

Des Rebbergs Grund und Boden.

Ist dir werken so guet leben,
So gang ze acker und hack din reben!*

I.

Die bereits auf S. 220 summarisch überschauten Räbwäärch mögen nun äis no'm andere statt mit Pickel und Karst und Schaber und Schere mit der Fäädere vorgenommen werden. Doch nit der Zit noo, wie eins nach dem andern aagäit un uufhöört, sondern ihrer sachlichen Bedeutung nach. Einzig dääwääg huufe mer mit Zeit und Raum und spannen wir zugleich ein Netz, in welches wir viele uns sonst entgehende neue und alte Winzerausdrücke und Eigennamen einfangen.[1] Und nur so gestaltet sich uns die Arbeit im Weinberg zu dieser unvergleichlichen Schule der Intelligenz, der Ausdauer und der Sorgsamkeit im kleinen und kleinsten.

In solcher Doppelabsicht tüe mer dergliiche, es biete sich in dem (in Wahrheit tüechtig uusg'chaufte) Landstrich zwischen dem linken Bielerseeufer und dem Waldsaume des Jurasüdgehängs noch ein Streifen Wildnis, Ödland, Wüste, der vom Wald zum Wasser abe recki. Er sei so groß, daß es Halbdotze fleißiger Ansiedler ihn binnen sechs Jahren zu einem voll abträglichen Weinberg umzugestalten vermögen. Wir beobachten diese Leute 1. in der fortwährenden Sicherung ihres Gutes gegen Einbrüche feindlicher Gewalten, und 2. in der Herstellung und Forterhaltung eines fruchtbaren und lockeren Bodens, de^nn darnocher (im folgenden Abschnitt) 3. in der Pflanzung und Forterhaltung eines gedeihlichen Rebenbestandes, und 4. im Heranziehen, Pflegen und Stützen der Fruchtzweige. Zeitlich weit auseinander liegende Werke werden damit sachlich zusammengerückt.

* Der Mönch Sebald Fläschenfuger in Niklaus Manuels Barbeli (Bächtold S. 157) zu dieser Bauerntochter, die nicht Nonne werden will.

[1] Vgl. „Bund" 3. Mai 1916 (Saisonztg.).

Unsere Mannen beginnen mit der Abwehr der Wellen, welche vom stark bewegten See i i n e s c h l ö ö. Eine R ä b m u u r e (Tw.), etwa wie die 1841 u f der I n s e l um 95 Franken neu erstellte, wird errichtet, muß aber wegen Beschädigung durch Wellen und J i s c h mit v i l C h ö s t e allzeit unterhalten werden. Eine solche S e e m u u r e genügt übrigens nur auf einer ziemlich erhöhten Bodenpartie. Tieferliegende Stellen i de S t r a n d b ö d e erfordern ein arbeits- und kostenreiches Auffüllen mit Schutt aller Art, ein u u f l ü p f e, also ein Heben: ein u u f h a a, ein b ü ü r e, b i i r e. So entstanden alle die bereits in „Ins" 145 f. besprochenen B ü ü r i n e, B i i r i n e, wie die c h l i i n n i und die l ä n g i B i i r i, die B a c h- und B a c h t e l e-, Ä n g e l b ä r g-, F u n t e l e-, G u f e l ä t t-, J u n k e r e-, H u s-, N a s e f l u e h-, R o s t e l e-, S c h ö p f i-, S t e d l i-, W i ß e r ä i n b i i r i, das R o g g e t e - B i i r e l i und die entsprechenden Levées des E p a n c h e u r s, de G r e n e t e l, de St. Joux, des L a r r u s, de P r a p i o n, de V a u x, de V i c h o n (Nv.). Danach benennen sich mehrere B ü ü r i r ä b e (Bippschól, Gals). Zu Schaffis bietet eine Balkenunterlage als G w ä t t i n e eine bemerkenswerte Seemauerstütze.

„Wenigstens einigermaßen" wehrt die B ü ü r i auch nächtlich heranschiffende T r ü ü b e l s c h e l m e und anderes Gelichter ab, wie längs der Heerstraße und dem öffentlichen Fußsteig die übermannshoch aufgeführte M u u r e. Auch mitten im Gelände aber ist der Rebmann froh, abgeschwemmte Erde (S. 240 f.) nicht weiter als am untern Saum des eigenen Weinbergs holen zu müssen und fängt ihn deshalb durch auch zu diesem Zweck errichtete M ü ü r l i, M i i r l i auf. Mit solchen, u f d e r o b e r n S i t e ½ bis 1 m hohen Mauern, welche eine Z i m ä n t b e t t u n g als Bekrönung, D e c h c h e l, M u u r d e c h c h e l tragen, wird der Weinberg i i g ' m u u r e t. Die untere Mauerseite ragt um so höher frei hervor, je steiler das Gehäng ansteigt, und gewährt an raubsicheren Stellen köstlichen Platz für Spalierpflanzen. Vom öffentlichen Zugang her mittels des steinernen S t ä ä g l i erreichbar, wird der Zutritt durch das i i s i g e D ü ü r l i, D i i r l i, R å b d i i r l i gegen unberufene Betreter gesichert. Bei starker Zerstückelung des Grundbesitzes stehen solche Schutzbauten recht dicht nebeneinander und geben zumal einem so steilen Rebgelände wie dem über unsern linksseeischen Dörfern einen überaus charakteristischen Anblick. Sie erinnern an die Geschirrgestelle (Tablare) der Küche und werden wirklich spaßhaft als C h a c h e l s c h ä f t bezeichnet. Ja, ein Rebstück o b e n a W i ß e r ä i n heißt nun im Ernst d e r C h a c h e l b a n k. Wie eigenartig gestaltet sich zumal zur Zeit der herbstlichen Blattverfärbung eine Überschau Twanns g ä g e ' n C h a p f u u f e von B i p p s c h ó l aus!

Ob solcher Augenweide vergaß indes der alte Bieler nicht die Gaumenweide des bekannten Weins vom obere Miirli als Befeuchter der Schiißseerneli.

Zur Wirksamkeit als Sonnenfänger bietet die Stotzigi des Gehängs dem Winzer auch den Vorteil, daß er gewisse Arbeiten wie hacke und schabe fast z'gradem Rigge ausführen kann. Um so übler daran ist er hier beim Häärd und Mist und Bränte traage. Wie leicht kann da auch der gewandteste Bäärgler uusritsche und d'Schueh oder gar e Fueß verdrääie!

Erhebliche Verumständungen konnten einzelne Rebstücke als Muurrääbe (Si.), Miirlirääbe (Kapf 1797) oder kurz als Miirli benennen. „Heute habe ich die Määrli geschnitten", trug 1806 ein Twanner in sein Tagebuch ein.

Alle diese Längs- und „Zwerchmäärli" (1793), welche durch Massengeröll leicht „schädlich" (1793 für schadhaft) gemacht werden, fordern viele Unterhaltungskosten. Am meisten natürlich die von solchen Muurer neu errichteten, deren einer nach Fertigstellung eines Stückes zum Gefährten sagt: Wart, i will d's Müürli haa, gang du go d's Gält iizieh! Besser dran sind in solchem Falle Rebbergbesitzer, die sälber e chläi chäi (chönne) pflastere, ohni z'chalche iSv. pfusche (šš) und bestehende gute Arbeit z'verchalche. Drum erhielt, bevor die Zementiertechnik aufkam, jeder Twanner Burger hin und har, hie un doo (dann und wann) auf Kosten seiner Gemeinde es Feßli Chalch zu neuer Speisung der niemals bei seinem Hause fehlenden Chalchgruebe, welcher bloß siebenjähriger und älterer Stoff zu Mörtelmaterial entnommen werden durfte. Eine Bedeckung der Grube mit vierzöllige Flecklig (1804) verhütete Unheil aller Art. Bloß in höchst gelegenen Weinbergen errichtet man aus riesigen Flüe Trockenmauern. Die bieten aber den Übelstand, daß sich in ihren Ritzen unvertilgbares Gjätt aasetzt, wo d'Muure versprängt.

Zum Unterhalt der Weinbergmauern gehört jedoch allgemein deren spätsommerliche Putzete von aller Gattig Vegetation. Solche wird sogar vo G'mäins-t-wäge befohlen und auf Kosten der Säumigen durchgeführt. Neben dem Schutz der Mauern vor Durchfeuchtung und Zerbröckelung soll damit auch die Verbreitung von G'jättsoomme gehindert werden. Denn der Regen verschwemmt z. B. die Samen der Muurtriibeli (Sedum album) und anderer Fettkräuter. Schad ist es freilich um manche Mauerzierde wie den so früh und so schön rosenrot blühenden Säxifrax (Saxifraga); das ebenso prächtig rot im Juli blühende Teucrium; das fleißig von Hummeln besuchte Mummeli-

chrụt (Lamium purpureum); die Stellaria media, das an Südmauern ganze Teppiche hinbreitende efeublättrige Leinkraut (Linaria cymbalaria): d's Aabehängerli, der Chäiserbart oder d's Frạuehạạr. Das Adianthum capillum Veneris, das Asplenium Ruta muraria oder die Mụụrrụtte, Mụụrrụttere, das Asplenium trichomanes oder der Haarstreifenfarn, und das Ceterach officinarum oder der Mauer-, Schuppen-, Schriftfarn werden zusammen als der Gäpileer bezeichnet, weil sie gleich dem eigentlichen capillaire (Frạuehoor) zur Bereitung des gääle Sịrụp dienen. Auch Ääbi (Efeu) und manch anderes G'wụụrz (Wurzelwerk) bewächst die Mauern. Auch wenn diese kahl geworden, belebt dann immer noch ein Stück Tierwelt die Mauerrisse, wenn nicht sogar ihr zunächst liegende, stark besonnte Steingeröllpartien. Auf diesen kann sogar gelegentlich eine Viper, wenn nicht ein mit ihr verwechselter Blinde- oder Blindstich (eine Blindschleiche, S. 143) ihre Brut absetzen. Lieblicher als sie und etwa das träge Rägemoori oder die Rägemöle (der Molch)[2] zu schauen, schießt pfeilschnell dahin die Eidechse:[3] der Heidochs, Äidochs (Erl.), Eidochs, d's Eidöchsli, d's Heidöchsli, in Tw. der Mụụrschlịịcher, d's Mụụrschlịịcherli geheißen. Im Frühling aber birgt sich wohl in trefflich gewähltem Versteck ein Spiegelmeusi- oder doch ein Zaunkönig- (Zụụnschnụ̈pferli-) Paar.

Wo verminderte Gefährdung der Sicherheit es zuläßt, sieht man vereinzelte Rebstücke, die bloß mittels Latte ịịg'lattet oder aber mit G'stụ̈ụ̈d (1669) als Läbhaag vermacht sịị. So die Haagräbe „zu Vesti" (Li. 1811), der Räbgarte zu Vi. (vgl. S. 178 mit Ins 293) und der Gart als Rebe zu Mornet (1310). Eine künstliche „Einfristung" (1669) aus Rutengeflecht, dessen Stützpfähle eines wuchtigen ịịschloo bedürfen, benennt nicht wenige Rebareale als Ịịschlaagrääbe (Br.), als Ịịschleeg vom Twannbach bis an die Schöreländi (1783), als Ịịschlaag auf der Gürlen (Ga.), als große" Ịịschlaag (1846) zu Schärnelz.

II.

Steine für Weinbergmauern liefert in Masse der Bruchch (Bergsturz) in der Roggete (S. 146), vereinzelt aber manch ein Weinberg,

[2] Der erst im 13./14. Jhd. als Mol-ch erscheinende mol oder molle war mhd. die Eidechse. (Wb. 2, 1, 27; vgl. Kluge 317.) „Das Moori" ist eine Umdeutung auf die dunkeln Flecken des braunen Laichzeitgewandes (Schmeil). [3] Nach Jakob Grimm (vgl. Graff 1, 129) das in der Ruhe starr wie ein Spinnrocken (eine dëchse: Graff 5, 123) aussehende, dann aber plötzlich in den zierlichen Wendungen einer Schlange: ahd. egi- (Ei-), l. anguis davoneilendes Tier

aus dem es bis zur Stunde Stäichëpf zu entfernen gibt. Große solche werden bi'm chehre (s. u.) g'sprängt, uusb'broche oder versenkt: vergrabt, verlochet. Wird solch ein Loch täiff gnue (2 m) und kommt es an günstigen Platz zu liegen, so gibt das Stück Flue den guten Boden ab für einen Schlamm- oder Erdfänger, Sammler, Häärtsammler.

Die von diesem gelieferte Erde ist besonders nötig zur „Beherdung" (1786) der Räine mit dünner Humusschicht. Dagegen ist der oft aus beträchtlicher Ferne, früher sogar z'Wäidlige voll us em Äänerland hergeschaffte schwarz Häärt, nötigenfalls durch fiibe räin (feinkrümelig) gemacht, schwer entbehrlich beim Rigolen. Dieses miniere, chehre, umchehre einer 60 bis 100 cm tiefen Erdschicht zweckt ab auf Durchlässigkeit des Untergrundes — denn der Weinstock wachset so wit aabe wi uufe — und gründliche Mischung der verschiedenen Erdarten. Der (vorzugsweise den grauen Wein hervorbringende) grienig Bode um Ins, der Lätt- oder Leimbode des rechten Uferstrichs und der (oder das) Chalch, dessen verschiedenartige Schichten in Proben uf der Insel mit der Häärdchust ihres Weins etwa 4 %, auf dem linken Uferstrich aber 50 bis 80 % des Bodengehalts ausmachen, würden bei weniger starken Transport- und Arbeitskosten eine ideale Erdmischung ergeben. Da diese praktisch unerreichbar ist, suchte der Seebutz längst den Ausfall an möglichster Güte des Kulturbodens mit dessen möglichster Ausdehnung zu ersetzen. Er griff zur Rütthaue, dem bräitzinggige Chaarst (alt Li.: Chärst), der Häärdschuufle (Stächschuufle, Erl.: -schuffle) und Grienschuufle (Schoorschuufle), zum Häärt- und Halschorb (s. u.) und suchte dem Waldrand, dem anstehenden Fels und der Geröllhalde wo irgend möglich noch den Platz für einen Weinstock oder zwei abzuringen (S. 262 f.) Mit Recht schrieb Meiners 1782:[1] Die Rebbauern geizen so mit jeder Handbreit, die sie dem Berg abgewinnen können, daß sie hohe Mauern aufführen und fruchtbare Erde hinauftragen, um nur drei oder vier Stöcke pflanzen zu können. Solche Stöcke stehen in Felsen wie in natürlichen Nischen und sehen aus, als wären sie in heiligen Kapellen irgend einer Gottheit des Orts gewidmet.

III.

Die Güeti des Bodens aber wird nicht nur mächtig gehoben, sondern der letztere wird vor em verhungere bewahrt durch das miste. Mi mueß d'Räbe miste. Wer sälber Mist het, mistet alli drüü

[1] 1, 281.

(drei) Johr, d. h: so häufig führt er den einen und selben Stöcken Stalldünger zu. Täte er dies häufiger, sogar alljährlich, so schadti's dem Wohlgeschmack der Traube und des Weins; beide dääti mistele (nach Dünger schmecken und riechen). Auch werden die Trauben zu mastig, so daß sie gäärn fuule. Die frühere Zeit hielt eine Düngung wenigstens alli sächs Johr für unerläßlich; i der Höödi jedoch mit der geringern Schicht guter Erde wünschten die alten Bernerherren eine Zufuhr im vierten Jahr. Sie übernahmen deshalb für Halbreben (S. 219), die an Vermögenslose verpachtet waren, die Dungkosten sogar ganz. Aus guten Gründen: Der damals einzig in Frage kommende Stalldünger mußte bei der äußersten Zurückdrängung des Futterbaus und der Viehhaltung um schweres Geld aus vielstündiger Entfernung, auch als wältsche Bau (1806) und über e See, hergeschafft werden. Noch heute ist dää Mist der best; namentlich wenn er, gelagert, durch die Salpeterbakterien[1] bereits in salpetersaure Salze übergeführt ist und im Spätherbst aufgebracht wird. Da chunnt alli vier Chrütz (in die 4. Kreuzungsstelle der Diagonalen vo vier Stöck) e Halschorb (s. u.) voll, und bei nachheriger Verteilung in es n ieders (Erl.: i jedes) Chrütz e Gablete. Dann kommen die besten und billigsten aller Knechte: die Regenwürmer (Wüürm) und zerren behaglich die für sie „warme" und weiche Masse in das volle Wurzelbereich hinunter. Auch d's G'schöör, d'Schorete, der Kumpóst oder der „Gümpisch" (das pêle-mêle), das G'hüüder (Ins, Li.), der G'chiider (Tw.) ist sehr brauchbar, obwohl seine ausschließliche Verwendung früher (z. B. 1800) verpönt war. Kunstdünger (Dünger), speziell Thomas (schlacken) mähl (Schlagge) als phosphorsaures Kali, bringt wohltätige Abwechslung und macht wuehliger; er holzet damit aber auch (fördert die leeren Holztriebe) und triibt Gjätt, weil er nit täiff abe dringt.

Die Schweizerische agrikulturchemische Anstalt in Bern[2] hat nun aber eine Düngungsweise vorgeschlagen, wo n ere nüüt meh wird füürz'haa sii: Vier Jahr nach enand (Stall-) Mist, 120 (Kubik-) Schueh uf d's Mannert (Mannecht); im 5. bis 8. Jahr nach Anweisung Schlagge, Kalisalz, Kalkstickstoff.

Ebenfalls bloß erwähnen dürfen wir hier: undere g'hacketi Äsche und guet g'jääsni B'schütti, erstere aufbringbar mittelst

[1] Schmeil, Botanik [27]409. [2] Vertreten durch den Vorstand Dr. Paul Liechti mit einem Vortrag am 29. Januar 1916 vor der Rebgesellschaft Twann-Ligerz-Tüscherz über Kunstdüngung der Reben als Kommentar zur gedruckten Anleitung. In Lausanne besteht seit 1905 die kommunale, seit 1921 die eidgenössische Weinbauversuchsanstalt der Westschweiz.

des Häärtchorb. Dieses kleine zweihändige Traggerät, das sich an den hornartig hervorstehenden Handheebi anfassen läßt, dient auch, um gelegentlich den Dünger in den Halschorb z'lade. Dieses, dem guggisbergischen Vogel[3] wesentlich gleich gebaute, drum auch panier à l'oiseau (in alt Neuenstadt[4] panié à l'ösẽ) geheißene Traggerät ist ein weiteres Merkmal der Gleichgewichtskunst, welche die zum Lasttragen genötigten Besiedler des Wein- und Weideberges nach übereinstimmender Grundidee



Halskorb (Walter Begre in Klein-Twann)

sich angeeignet haben. Wie relativ bequem tragen in der Tat die Schultern des Winzers an dem kürzern äichige und dem etwas längern wi̯i̯dige Stäcke (Ins: Stäck), welche beide vorn zusammenlaufen, an dem buechige Joch das beladene Gerät! Dieses ist, wie der Name besagt, ein Chuorbb, oder der Sache nach vielmehr ein unten enger, nach oben weit ausladender Chratte — welches Wort ja ebenfalls (wie lat. crātis)[5] Geflecht bedeutet. In das winzige, aber solide Bretterbodenstück bohren sich z'ringetŭm (Erl.: z'ringsẹdŭm) Rippen aus Esche

[3] Gb. 545—7. [4] Nach dem noch so rüstigen und freundlichen Greisen Eduard Cellier, bei dem die letzten Reste des Neuenstadter Patois zu erfragen waren. [5] Vgl. die Gruppe 2300/04 bei M-L.; Walde 191. 199.

(Äsche, šš, äschigi, šš, Rüppi), welche mit Schindeli umflochten sind. Diese bestehen aus Hasle, wenn nicht aus schlimbäimige (schlimpaumige) Wiide: den Zweigen der Waldrebe: des Schlingbaum oder der Niele. Ein Höübeli hat sie des Marks (Maarg, Maargg) entledigt und als zähe und g'schmäidigi Läderbänder zum Flechtmaterial geschaffen.

Der Halskorb ist ein altneuenburgisches und von daher auch gut seeländisches Traggerät. Es reicht darum noch ein gutes Stück in die neuenburgischen Seedörfer hinauf und ist am ganzen linken Bielersee-strich heimisch geblieben. Nur schleicht sich hier allmählich eine Pástgrd-form ein, welche das Geflecht durch Laadli aus Pappel- oder anderem leichtem Holz ersetzt. Rechts des Sees aber ist der Halskorb in die Rumpelkammer gewandert und durch den tiefen, schmalen Rückentragkorb ersetzt worden: die S. 264 f. vorgeführte waadtländische Hutte, hotte (crèche, crētsch).

Im Jurasteilgehäng ist dagegen der Halskorb schlechterdings nicht zu entbehren. Schon wegen der Nötigung, i der Stelli z'trage. Was mäint das?

Die obere und untere Grenze eines Weinbergstücks, sowie erst recht dieses Stück und der Düngerablagerungsplatz sind bisweilen so weit voneinander entfernt, daß das uufladе und das trage von Dünger oder Furchenerde (s. u.) ungleich viel Zeit und Mühe beanspruchen. Da hätte der Ladende, falls er nicht fälber ó darzue chunnt, z'traage, di halbi Zit nit z'die, und der Tragende würde übermüdet und überhastet, wenn seine Arbeit nicht auf zwei, drei, vier Träger verteilt würde. Jeder derselben nimmt seine ihm zugemessene Stellwiti an, der erste z'underist, der letzte z'oberist. Jener vor dem Lader stellt den Halskorb hin, indem er dessen Bäi (d. i. der lenger Stäcke) i'n Boden iisteckt und das Gerät zur Füllung daar het (hält), oder, wie zum Misttraage, es — ähnlich der Hutte — an ein eigenes G'stell (Bock, boc) anlehnt. Jetzt schlüüft (schlüpft) er mit der rächten Achsle under d's Bäi, nimmt auf die linke den vorn auf das „Bein" sich legende kürzern Stäcke: den Chrumme, i'n Äcke (Nacken) aber das Joch: das das Korbgeflecht tragende Querholz. So trägt er eine Last von zwei Kubikfuß durch die engen Reihen oder vielleicht auch das Gewirr (s. u.) der Rebstöcke, ohne — beim Misttragen vor em Riehret im Frühling — die zarten jungen Knospen oder Schosse zu schädigen, zur zweiten Stellwiti. Da gibt er seine Last dem Kumpanen ab, damit der sie dem nächsten ern'ggäge trag (Erl.: droog), und nimmt ihm den leeren Halskorb ab zu neuer Füllung. Der oberste Träger aber

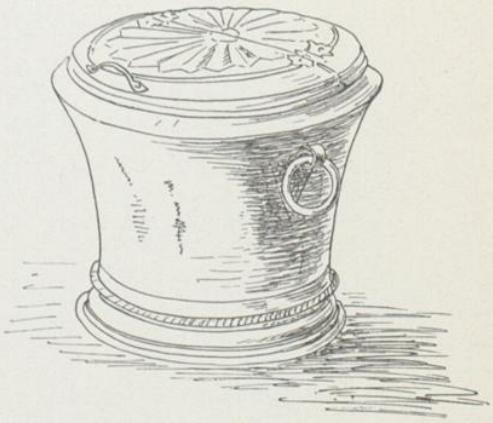
1



2



3



4

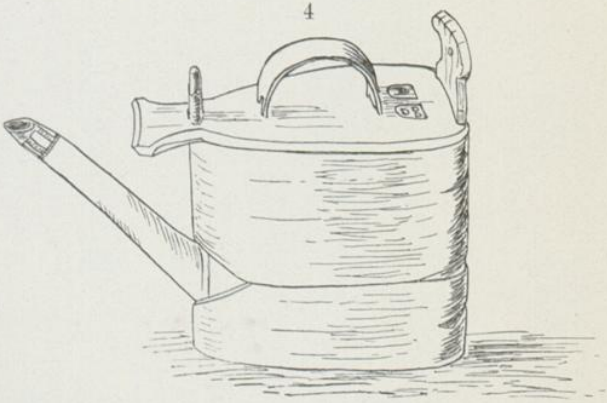


Abb. 2. Bronzener Kochtopf für offenes Herdfeuer, 16. Jahrhundert
Abb. 3. Kupferner Wasserkessel, zirka 1 m hoch, Anfang des 16. Jahrhunderts
Abb. 1 u. 4. Weinkanne aus dem 16. Jahrhundert mit Zinnausgußmundstück
Leicht eingebrannte Wappenstempel auf Deckel und Rückhandgriff

läärt mit geschicktem Schlungg (Schwung) die schwere Last über den Kopf hin uus: den Dünger schéén mitts i d's Chrütz (s. o.), die Erde uf ihrers Fläckli am obern Weinbergsaum. Seltener kommt es vor, daß zwei sich begegnende Träger von ungleicher Kraft den (kürzern) ganzen Weg vollenden.

Zueluege gäit ring! Und reizvoll ist die Beobachtung, wie mit Bärgler-Eleganz und kumódem G'schiir die schwere Last und das steile Gehäng zugleich bezwungen wird. Der Neuling täuscht sich (trumpiert sich) indessen sehr über die Leichtigkeit solcher Arbeit, die in Wahrheit eine rechte Mühsal ist. Er sieht nicht die fuustgroße herte Chnuppe im Äcke, auch wenn der äxtra brav Träger es verschmäht, sich ein einigermaßen schützendes Äcketuech umzubinden. Es sind riesig vergrößerte Schwielen, erzeugt vom tagelangen Druck des buchstäblich harten und schweren Joch.

Dem Neuling mag solches Lasttragen auch liecht vorchoo, weil er hie und da ein tapferes Wiibervolch (wie schon 1770 Letscho's Mäitli) die Arbeit leisten sieht. Heute seltener als zur Zeit, da der junge Winzer erklärte: Mi Frau mueß under e Halschorb. Aber sie ist auch guet under e Halschorb! Und z'frechere Zite het si's wélle sii.

Eine äußerst muntere, chräscheligi Twanner Wirtin mittleren Alters erzählte, wie sie, und ein Halbdutzend Schuelmäitli mit ihr, am Morge vor de siibne, der Halschorb häi uf em Schuelwääg mit 'ne g'noo, um nach kurzem Imbiß vo de zääne bis am zwélfi und darauf den ganzen schulfreien Nachmittag hälfe Häärt oder Mist z'trage. Und die läbe noo! Joo, was säägen i? Eine noch heute kerngesunde Ligerzerin, die als Schülerin zu Neuenstadt gelegentlich mit dem Halskorb das besonders liebe Franzéésisch-Biechli vertauschen mußte, stellte letzteres an es Miirli, um im Abwärtstragen des leeren Geräts hurti e chläi dri z'gugge und unterwegs memorierend die verlorne Stunde sich zu ersetzen.

Dieses Mädchen trug übrigens einen zum fergge leichterer Lasten eigens gebauten Buebehalschorb, an welchem keineswegs das Odium eines Buebeschinter[6] zu haften braucht. Jedenfalls ist das die jugendlichen Kräfte Entfaltende grad auch solcher Tragarbeit dem Zeit vergeudenden Sport — vom Gassebuebelääbe ganz zu schweigen — vorzuziehen. Ist es doch die zweckmäßigste Einführung in den gemessenen Ernst des echten Winzerlebens, das kein guet haa ist, aber äi'm guet tuet.

[6] Lengnau 111.

Der sichtbar genug zum Puggel oder Puggeli gebogene Äcke oder Rügge führte mit Grund zu den Ausdrücken Mist oder Häärt uufebuggle, und pugglige goo: do si si pugglige (zur Arbeit gebückt oder g'chrümmt). Auch der Ligerzer Pfarrer Dänzer hatte ein Auge für diese scheinbar leichte Beschwer, indem er[7] dichtete:

Wär es Brawurstück will wage,
Soll cho hälfe Halschorb trage.

IV.

Wir haben im obigen das Dünger- und Erdetragen miteinander dargestellt und brauchen hier, unter Verweisung auf das aafuhre eines ansteigenden Ackers,[1] bloß anzumerken, daß das Erdetragen ein Befördern der am untern Weinbergsaum ausgehobenen Erdfurche nach dem obern Saum: dem Anthaupt ist. Ohne solche Vorsicht würde ja beim tieff (Li. u. Erl.) oder täiff (Tw.) hacke des stutzige Geländes die ganze Kulturschicht mehr und mehr abeg'haagglet und den obern Stöcken entrissen, wie es beim schlechten hacke ohnedies geschieht.

Das hagge (Tü., alt Tw., alt Li.) lockert, durchlüftet und säubert die von Räge und Büüse und Menschenfuß immer wieder hert wi Flue oder hert wi n es Tenn werdende Oberschicht während der Vegetationszeit. Und zwar fordert ganz besonders das klebrig mergelige und feuchte Erdreich ein ersts oder täüffs (täiffs, tieffs) hacke (labourer, fossoyer, wonach z. B. 1703 das Mannwerk auch fossorier hieß) im Frühling, und ein leichteres zwäüts hacke, auch rüehre genannt, im Mai und anfangs Juni. Bei letzterm bruucht ma mit der eigens gebauten, zwei breite Zingge tragenden Rüehrhaue numme halb uufz'zieh: Gilt es doch hauptsächlich, d'Mutte z'verschloo und z'verääbne, welche der eigentliche Hacket etwa hinterlassen hat. Der Boden muß glatt (schön eben) werden.

Der im Frühling behackte Weinberg dagegen soll ein zehnfach verstärkter Wärmesammler und eine Sparkasse des Wolkensegens sein. Großi Mutte, großi Beeri. Drum darf er nicht einem frisch bestellten Flachsblätz gleichen, sondern eher der chruuse Oberfläche des von lebhaftem Wellenspiel bewegten Sees. Der Häcker legt daher ganze Schollen nur halb zerbröckelt um. Für das z'chönne, müssen die sehnigen Männer-, und wo man die meist sehr unwinzerlichen Arbeitskräfte von Sant Jhánns und Eiß zu entbehren im Fall ist, wohl auch Frauenarme mit dem Charst bolzgraduuf zieh. Da fahren

[7] Fiehrer 5.
[1] Lf. 105.

sausend wuchtige Schläge in das verkrustete Erdreich. Wohl, daas chụttet! Der erfahrene Zuschauer fühlt im eigenen Arm schon die Kraftprobe als solche mit, besonders aber ein Etwas, das nur der Winzer kennt: die im chrafte liegende Elastizität und feine Berechnetheit des Schlages. Wie bald ist ein Stock am Stämmchen oder Wurzelwerk vertüüflet! Wie bald bei verspätetem und darum doppelt eiligem Hacken ein eben knospendes Schoß blind g'macht (der Auge beraubt)! Diese Federkraft des Schlages ist obendrein zugleich eine solche Krafterspamis, daß der gute Häcker ohne Übermüdung von äi'r Taghäiteri zur andere schaffet. Das ist der Voortel bi der Sach!

Und eben diesen erfaßt mit einem Blick der kundige Zuschauer, welcher beifällig nickt: Dää (oder die) het e guete Sträich! Wogegen äiner (oder äini) nụmmạ chrääblet und — wo nicht das bloße dünne Schüümmeli Häärt (S. 284 f.) solch bloßes Aufkratzen erfordert — vom ernsthaften Meister scho am Morge Füroobe 'berchụnnt.

Die wachsende Seltenheit wirklich guter Häcker, die nicht blinzlige drịị chaarste wi i mene Härdöpfelblätzli bi'm umeschlạg, nötigt immer mehr die großen ausländischen Weinbergbesitzer zur französischen Arbeitsart mit dem Räbflueg. Der fährt mit nötigenfalls zwei voreinander gespannten Pferden durch die wenigstens meterbreiten Räume zwischen den Stockreihen. In ebenerm Gelände fahrt er ackermäßig hin wie her, im stotzige so, daß d's Roß oder d'Rẽsser den nur bergauf pflügenden Apparat an dem über eine Rolle laufenden Seil sehr ring nidsi^{ch} zieh. Es bleibt dann nur noch die empfindliche nächste Umgebung der Stöcke vo Hand zu umgraben.

Das kann, wie das vo Hand hacke in kleinen mụụrbe Stückline, mit der amerikanischen Grabgable geschehen, während für den lättige Bode rechts des Sees die Hạue, Hackhạue mit halbrunder Schneide besser paßt. Der Sträich gäit besser ịịche (Tw. u. Erl.: ịịne). Vorn spitz, dagegen am Ööri hinder etwa 25 cm breit und zum Stiịl senkrecht aag'macht, eignet sich für mergeligen Boden die Platthạue, Blatthạue. (Füeß wi Blatthạue: unförmlich und riesig große.) Das älteste Werkzeug dieser Art ist jedoch die Zwääüspitzhạue (hoyau, fochau, siarpa, tscherpei), deren in den Boden sich einschlagende Spitzen seitwärts von enand luege. Da indes die Schneiden dieser Werkzeuge die Wurzeln der Stöcke wi liecht verletzen, verbreiten sich von Ins aus immer weiter die Zwääüzịngg (crocs), die aus stärkstem Stahl geschmiedet werden. Die Zinken sind bräit und bewältigen so auch die zähe Erde (der staarch Häärt im Gegensatze zum

lockern: zahme). Eine solche Charsthaue, wie sie wohl auch jetzt noch (wie z. B. 1691) heißt, leitet gewissermaßen über zum heute links des Sees gebräuchlichen Dreizinggcharst (Amerikanercharst). Der verschloot aber gärn d'Stöck.

Das eine wie andere Hackgerät läßt der Berufsmann derart äigets für ihn (sich) fertigen, daß es ihm sich guet i d'Hand schickt. Der buechig oder eschig, öschig (šš) Hauestiil und Charsthalm muß vom Wagner kunstgerecht aus chrumm gewachsenem Holz verfertigt werden, und der Schmied muß das Eisen im passenden Winkel aamache: stark spitzwinklig hääg (häägg), so daß es nooch luegt („in die Nähe schaut"). Wenn dagegen das Eisen dem rechten Winkel angenähert: graad ist, so daß es wit luegt, wit aag'macht ist, so ist daas nit guet: der Sträich zieht nit.



Abraham Tschantre in Tüscherz
Hämmitschang

Der erste und eigentliche Hacket ist eine um so anstrengungsreichere Arbeit, da es bei ihm das warme und trockene Wetter zwischen dem Schniidet und dem Sticklet auszukaufen gilt. Nichts ist aber auch verdrießlicher als ein Hudel- und Sudel-Früehlig, bei dessen Voraussicht man schon i der Winterfüechti zu hacken beginnt, um dann durch beständige Unterbrechungen zur Bestätigung des humoristisch orakelnden Winzerspruchs gezwungen zu werden: Wär im Meerze hacket, mueß drei Monat hacke.

An Steilgehängen, wo n es bloßes dünns Schüümmeli Häärt sich über felsigem Untergrunde breitet: e Huurt drüber ist, welche der erste Platzregen abfüehre chönnt, da daarf ma bloß e chläi chräähle, um der Raust vom Häärt lugg z'mache und das Unkraut zu vertilgen. In der tiefgründigen Niederung dagegen gliedert sich diese Arbeit mit dem ganz leichten Karst (Chäärstli) oder Rüer-

haueli, der Schellhaue, dem Schabhauli, -haueli oder Schaber mit der breiten, geraden, messerscharfen Schneide, und dem „Jätthauli" oder Häckerli zu einer mehrfachen Sommer- und Herbstarbeit. Da muß, außer wo eine starke Hitze Boden und Rebwurzeln ganz uuströchne wuurd, ein zwei- bis dreimaliger Rüehret die Schollen (S. 299) zerkleinern und den von Regengüssen und Fußtritten z'sämmepätschgete Häärt lockern. Zwischen hinein wird bei ganz trockenem Wetter g'schäbt, um neue Unkrautansätze, die nicht doch wegen ihrer Verunkrautungsgefahr müeße druus 'trage oder 'träit wärte, an Ort und Stelle der dörrenden Sonne preiszugeben. Wenn so ein Dutzend Frauen- oder Kinderhände in einem schön trochene Weinberg an der Straße zu eintönigem Chor, der nur in Rhythmus und Dynamik wechselt, den Schaber führen, dás isch es loose! bchch, wch, ch, ch! ch ch ch ch, wch, bch! So tönt das und rochchlet das, als ob eine Herde lebenskräftiger kleiner Borsteriche das Feld behauptete un hie ganz alläini z'bifähle hätt.

Solches schabe und putze erspart sich der Winzer am allerwenigsten vor Mitte September, wenn er nicht di halbe un di beste Beeri, die bei leisester Berührung von den Trauben fallen, rettungslos im G'jätt versinken sehen will. Mit putze benennt man übrigens no äxtra das Entfernen allzu wohl geratener Unkräuter, welche obendrein durch versoomme den eigenen und benachbarte Weinberge vergeste oder verteste. Solche verderbliche G'wüürz (Wurzelwerke) sind: aller Gattig Döörn, Gluure (Galeopsis tetrahit), Winde, Nachtschatte, Taubnessel, Schnooggigraas (Quecke, Triticum sempervivum), die Männertreu oder das Trummelschleegeli (oder der Tuubechropf) als Blütenstand der Bisamhyazinthe oder des Räbezibeli (Muscari racemosa), Säüdistle (Säïdischle), sowie die von Frühling bis Herbst wuehligi Sinse (Senecio vulgaris: das übrigens als Heilkraut, wie auch als Kaninchenfutter sehr geschätzte gemeine Kreuzkraut) u. a. Die überaus stark wuchernden und weithin ihren Geruch verbreitenden Räbezibeli und andere Unkräuter werden uuse'trage oder 'träit.

Zu einer Zeit aber, da noch keine Bespritzung die Rebenvegetation vergiftig machte, ward ein großer Teil derselben grün als Rindvieh- und namentlich Ziegenfutter verwendet. Vom Regen gesäubertes Unkraut wird nunmehr zum doore an Ort und Stelle an Stickel gehängt oder zum Trocknen grüen mit heim genommen. Es darg'spräitets G'jätt- oder Chruttüechli, wenn nicht kurzerhand der vom Leib losgebundene Schurz wird mit dem ganze Wüüsch so, daß er nid us enand

zatteret, beladen und mit den vier Zöpfe über d'Chrützig 'bbunde. Recht milchigs Fueter dieser Art lieferte vormals einer Taglöhnerfamilie das Grünzeug für 'ne Gäiß, wenn nicht für zwoone. So jene in allnen Egge kriechende und sich verschlingende Winde mit ihrem schunderhafte Gwürz; der Sänf, Sämf; die Jakobea; das Büschligras (Rispengras); der Stäihirsch (Klebkraut, Galium aparine).

Von ihm sälber errünnt und wachset sogar über Winter im Weinberg das zum nüßle einladende Nüßlichrut (Valerianella dioica), verwandt dem Feldsalat (Rapünzchen, V. olitoria). Gleich dem Fluesalat (Lactuca perennis) verkürzt es das Warten auf die ersten Gartenerzeugnisse. Nur veranlaßt solches Suchen (wie auch das von Schnägge) wegen Beschädigung von Stöcken und Mauern zeitweilige Ortspolizeiverbote. Si gange richtig gliich (allerdings gleichwohl)!

Den eigenen Reben aber entnimmt man nicht bloß sälberg'wachsnigs Grünzeug, sondern eigens g'sääiti oder g'setzti Zwischenpflanzen. Die waren, zumal in den Pachtreben, allerdings früher bei Buße verboten. Am allerwenigsten wurden hochstämmige Frumme-, Öpfel- und Birebäim, sowie Wiidestöck (1787) geduldet, und an überhängenden Bäumen häi di underste Nest furt müeße. Wenigstens zwei Jahre nach frischer Düngung durften auch Härdöpfel, Chüürbs, Lilien (Ilge, 1784), Wärmuetere (Tw., 1784) gar nicht gepflanzt werden; auch Ärbs nicht, und Bohnen und Böhnli bloß in der 1784 von der bernischen Vennerkammer auf 25 Stuben oder Stöcke im Mannwerk beschränkten Menge. Vielfach galt die Beschränkung auf d'Überreie oder Überfuhre (mit Überspringen je einer Reihe von zweien). Der Übersetzung Schuldige, auch G'richtssäße und 1792 die Ligerzer Pfarrfrau wurden b'büeßt, wenn nicht gar mit Lehensverwirkung bedroht. Heute nun, wo sogar Pfälzer Weinbauern zur Hebung des Notstandes Zwischenpflanzungen außer in den absolut zu schonenden Neuanlagen mit chapons (s. u.) selber vornehmen, gelten wenigstens solche, wo nit täuff würze, als durchaus erlaubt. Und wer nicht vollends d'Witine, d. i. die durch Absterben und Entfernen von Stöcken leer gewordenen Stellen mit Gemüse bepflanzt, ist ein Platzvergeuder. So kultiviert man in schlechten Jahresreihen etwa im Äänerland — nur ausnahmsweise auch hienooche — Tee- und Würzekräuter (Aärdrauch, Wärmuete (Li.), Chöörbbelichrut, Chümmi, Pfäfferchrut, Chölm (Erl.: Bchölm), Meieraan (in Li.: Meieroon, ó), Selleriі, Zibele (Erl.: Züübele), Lauch, auch Spinat (Tw.: Spinelz). Schon eher wagen sich in linksseeische

Reben etwa verschiedene Sorten Chrut, darunter das Gürteloochrut (Ins, aus Cortaillod). Diese Kohlgewächse (Krauskohl als Chöhli und Weißkohl als Chabis) werden im Rebland so chüstig, daß Inser Winzer den Satz geprägt haben: Reebechrut ohni Späck isch besser weder Mooschrut mit Späck. Dem Moos aber entnahm man mit Vorliebe Möösser (=Kartoffeln) als Soomme (Knollen als Stecklinge) für die Verpflanzung i de Räbe, um diesen alsdann ausgezeichnet mundende früechi Härdöpfel zu entheben. Si si grad g'sii wi n en uusg'hungerete Schluufi, wo, z'wäägg'fueteret, e feerme Chnächt gibt. Gleich vorzüglich schmecken, wenn mgn si bindt (an Stickeln aufbindet), daß si nid a'n Bode troole und häärtele (nach Erde schmecken und riechen), die Reben-Erbsen. Eine völlige Lieblingspflanze der Winzer waren aber zu allen Zeiten (s. o.) die Bohne: Söibohne (fèves), Gruppli (Buschbohnen), Stangen- oder Stäckebohne und besonders die in Reihen gesteckten Mues- oder Suppeböhnli, die eine hochgeschätzte Böhnelischwäizi geben, und welche als Stäckeböhneli bloß es Räbstickels höödchi Stützen verlangen. Diese letztern wollen aber unbedingt im wachsenden Mond g'setzt sii, wenn sie anders äi'm i'n Stock stiige sollen. Im abnehmenden Mond gepflanzt, wäi si äifach nid d'Stäcken uuf, doo chann mg lang! [Nämlich: warten, sich abmühen oder dergleichen.] Hatte man daher die Vorsicht geübt, sie im uufgänte statt abgänte Moon z'setze, so ersetzten sie wohl gar einigermaßen den Wein der Fehljahre. Vollends aber waren 1915 und 1917 Bohnejohr erster Güte. Schmunzelnd sah man die zugleich mit Weinertrag Beglückten, wenigstens einigermaßen zufrieden die neuerdings mit leeren Stöcken Geschlagenen ganzi Buurdine vo däm G'huursch (šš: Erl.) oder dem Schnqqggizüüg häim fergge, um an langen Vorwinterabenden dä Gumpisch i d'Stube z'näh und gemütlich am Familientisch Bohne z'hültsche oder uusz'mache (Erl.); in Li.: uusz'loo: die Samen „aus" den geöffneten Hülsen zu Tausenden in Chöörbbli oder Chachchle fallen zu „lassen". Vormals veranstalteten aber die Hausfrauen im Chehrum eigene Hiltschoobenbe. Da beschäftigten sich Augen und Hände mit dem erlääse (nach Größe und Intaktheit sortieren) der ihrer Hülsen (Hiltsche) entledigten Bohnen. Nicht zu kurz aber kam dabei das Mundwerk. Es erwies sein einnehmendes Wesen an Neuem u Nuß winzermäßiger als an Chuechen und Gaffee. Sein Gefühl hinwieder für die Pflicht des billigen Ausgleichs befriedigt sich im dampe. — Die Böhnli aber helfen in bitterböser Zeit no äinisch so guet durch den langen Winter.

Zum Berufsstolz des Weinbergbesitzers gehört es freilich, daß er in guten Jahren bloß klaffende Lücken mit Nebenpflanzungen bestellt, sonst aber dem Grundsatze lebt: dą han i Räbe, u nüüt dąrnäbe! Schwer jedoch wird die Hausfrau sich von den Rebenbohnen trennen; und der auf seiner Ausschließlichkeit Beharrende könnte leicht einen Pyrrhussieg mit einem Festspeisezettel zu feiern bekommen, auf dem zu lesen stünde: Chiifel u Stierenąuge.

Des Weinstocks Anzucht und Pflege.

I.



Jakob Lehnen, Twann
alt Gemeindepräsident

Auf dem Boden nun, welcher mit den bisher beschriebenen Arbeiten allzeitig tiefgründig und durchlässig, mųųrb und lųgg, lucker, flųųger, flųųgerig, fruchtbar und sųfer (sųber) erhalten wird, pflanzen wir Reben. Diese werden, wenn nüüt dąrzwüsche chųnnt, öppe so lang dųųre wi n e Möntsch. Einzelne schon als Chappe (s. u.) sich als rächt zääch, zääi ausweisende Stöck leben sibez'g Jąhr u no meh. Ja, die Muschgidäller (S. 285) werden mehr als hundertjährig und föö erst recht in höherm Alter aafoo z'g'rächtem traage. Andere Stöcke erschöpfen sich ziemlich früh und holze denn nitmmę (Erl.), nümme (nicht mehr). Besonders d'Hąnsibärger (S. 286) wollen dann neu iig'läit (s. u.) werden.

Wir müssen daher nach einer gewissen Frist den Weinberg teilweise (s. u.) oder sogar ganz neu bepflanzen. Im letztern Falle wird er g'chehrt (S. 293). Das geschieht im rechtsseeischen Gelände äußerst vorteilhaft mittelst Kulturwechsels: di ųųsg'schlagne (in Ins: ųųsg'hackete) oder (sarkastisch gesprochen: täüff g'hackete) Räbe werden bis auf neue bessere Weinbauzeiten, wenn nicht für gäng, dem Acker- und Wiesenbau eingegliedert. Diesem kommt der unvergleichlich

guet Räbhäärt Jahre lang zustatten. Im Steilgelände links des Sees g'seht mą daas, trotz langen Studien und vielen Vorschlägen für Zwergobst- und Beeren- und Kunstwiesen-Anlagen, einstweilen bloß noch ausnahmsweise i chlịịne Blätzli z'mache. Da ist darum das chehre ein sofortiges Neubestellen des Bodens mit Weinstöcken.

Wi nähmme męr daas fụụr? Mier chönne's (Erl.: chäü's) mit Sąąmme" probiere: mit Wịịbeerichäärne, analog wie mit den Samen der Obst und Kartoffelfrüchte. Das ist, nach Vorschlägen aus der Ostschweiz, zu Twann geschehen, doch ohne Erfolg: es het zu nüüt g'längt. Vierzig Jahre blühten gezogene Sämlinge, ohne jemals z'traage. Man probierte es mit Herpflanzen (versetze) junger Stöck. Das gelingt höchstens mit Roote, was nid vil säge wott.

Man wird also vorderhand bei der Stecklingspflanzung verbleiben: den Setzräbe. Wie wir die langwierige oder durch Überkultur sogar unmöglich gewordene Sämlingszucht bi de Härdöpfel durch den sogenannten Soomme der Knollen als unterirdischer Stammteile, bei den Zwiebelgewächsen durch ebensolche Zịịbeli ersetzen, bei Granium und andern Zierpflanzen durch abg'hauni oder abg'chlemmti Stengeltriebe: so bei den Weinreben durch Chappe (Tw., Li.) oder chapons, Schäppung (Tü., Vg. usw.).

Wir merken uns zu Anfang der Traubenreife und zäichne vor oder bei der Weinernte insbesondere die guete Chlepferstöck (S. 287). Um die Zeit des Schnịịdet, jedenfalls gäb (Erl.: gobb) sị im Saft sịị, hąue męr die auserlesenen Ruten auf Ellenlänge und kappen sie: pụtze si, um sie als Blindholz, Blindräbe mit no nid ụụstrịb'nen Auge im Frühling zur Bildung eines neuen, recht kräftigen Gipfeltriebes anzureizen. Die deswegen so geheißenen Chappe stecken wir, in Bündeln zu etwa 50 Stück vereinigt, unter Belassung ihrer Winterknospen an frostsicherer Stelle bis zur Pflanzzeit in einen Züber voll Wasser. Dieses wird öppą n all acht Tag g'schangschiert. Weit einfacher und besser ist freilich das ịịlegge in einen Grabe, in welchem das Brunnenabwasser gäng lauft.

Im Mäie tüe mer Chappe setze oder schapponiere mer in dem durch chehre (S. 293) und miste sorgfältig vorbereiteten Boden.

Mit einer Mäßlatte werden zunächst die erforderlichen Distanzen für die einzelnen Stöcke abg'mässe und durch Stickel marggiert. Dieses Gęụmèter-Werk, abstecke genannt, wird gelegentlich erschwert durch die unten erwähnten Begrenzungsarten, sowie durch erforderliche Anschlüsse an bestehende Rebstücke. Jedenfalls vollzieht sich das Auspflanzen in exakt ausgerichteten Reie (Reihen, rangées, Ins: Ráng-

scheie) nach der Längi und Bräiti derart, daß en iedere Stock Gutedel vom andere 70 cm ewägg chunnt, und daß gäng ihrere vier es Chrütz mache (mit andern Worten: sich durch die Seiten eines Quadrats verbinden lassen). Sie stehen also nicht im Verband, wie die Bäume eines Obstgartens, was die sonst schon erschwerte freie Bewegung im Weinberg unerträglich hindern würde. (Mi schuß duur ewägg aa.) Nur die Amerikanerräbe, wo so g'waltig Holz mache, erfordern eine Witi von 80 cm; anfangs räumte man ihnen sogar einen Meter ein. Dagegen begnügt sich auf dem tiefgründig sandige und grienige Boden zumal um Ins der einheimische Gutedel dank seinem weniger wuchernden Wurzelwerk und damit im Gleichgewichte stehenden Blatt werk mit einem Abstand von 2×2 Schueh (60×60 cm). Der Elsißer verlangt wieder mehr Distanz (S. 284). A sunnige Räine mit fast oder ganz senkrechter Bestrahlung darf die Entfernung geringer ausfallen als i de Böde. Man pflanzt nun aber auch dort, wil es es lustigers schaffen ist, die Stöcke z'Reie (i d'Reie) und nicht mehr als Zatte- oder G'hüürschräbe (šš, Ins) in aufgelöster Ordnung. Diese glaubte man früher wegen des verrünne (S. 290) innehalten zu müssen.

Die Anordnung der Pflänzlinge wird auch bestimmt durch natürliche und sachenrechtliche Grenzen von bisweilen recht unkumoder Beschaffenheit. Krummlinige Grenzbäche wie der (in Neuenstadt als Stadtbach die Unreinigkeiten in den See schwemmende) ruisseau du Vichon, vom Croise-Vaux und Pont de Vaux überbrückt, sind ebenso starke Reihenstörer wie etwa le rond mur der zwei Wegbiegungen an der alten Straße Neuenstadt-Ligerz, wie die Fääl^bwääge zu Alfermé (heute ein Rebstück). Noch störender aber durchschneiden altererbte Fußwegrechte: „Ein-, Auß-, Ab- und Zugänge" (1609, 1728), wenn nicht sogar -fahrten (1752), die (wie schon 1665 zu Twann) auch durch Häuser gehen, für die Planmäßigkeit einer Anlage geeignete Flächen. Am schlimmsten jedoch steht es, wenn die Eifersucht zwei Anstößer veranlaßte, die Grenzreihen so nahe an das schmale, gemeinsame (und darum auch von niemand unterhaltene) Wäägli zu rücken, daß ein überlääse (1797 für Übergriffe im Leset) unvermeidlich wurde. Die alte Berner Regierung befahl in solchen Fällen sofortige bessere Grenzbereinigung.

Wie nun vollzieht sich das Chappe setze?

Nach bewährten Proben neuester Zeit erstaunlich einfach so, daß man die Chappe mit dem Gääbeli, das auch zum Auspflanzen der Veredlungen (s. u.) dient, ergreift und in den tiefgründig weichen Boden steckt. Von Wichtigkeit ist dabei, daß man nicht bi z'trochenem

(z'trochnigem) Wätter pflanzet, weil sonst d'Bolle gärn ii-trochne. Die alte und bis dahin fast einzig geübte Pflanzweise ist ungemein komplizierter und arbeitsreicher. Neben die die Distanzen anzeigenden Stickel werden Löcher g'stoche, öppa n anderthalb Schueh tief (Li., Erl.) oder täüff (Tw.).

Hierzu dient der Schappungpfohl, Chappepfohl. Das ist ein schön gewachsenes Stück Buchenstämmchen von Stickelgröße, auf etwa eines Fußes Länge wie ein Bergstock mit emenen iisige Spitz b'schlage, oben mit einem Querholz als Handheebi (d's Hefti) versehen. In jedes Loch bröösmet, ja bröösmelet man es Hämpfeli Sand und es Hämpfeli schwarze Waldhäärt, der zuvor (durch ein aufgestelltes Drahtsieb) g'woorffe oder g'siibet worden ist.

Jetzt wird der Pflänzling eingesenkt, fest aadrückt und durch iistampfe von Erde und Sand gegen faltschi Luft abgesperrt. Ein hartes Pflanzholz ist hierzu unentbehrlich, um nachmals an seinen Stickel geheftet zu werden. Die äxbräß e chläi unverääbbnet gelassene Eintiefung gibt einen kleinen Regensammler ab für die Zeiten der Tröchcheni.

D'Chappe g'rgäte nie alle. Im folgenden Frühjahr werden die fehlenden am besten durch Püdrette aus der Amerikanerschuel (s. u.) ersetzt: zwei- bis dreijährige Stöckli, welche durch Vortreiben im nassen Sägemehl, früher im nassen Sand oder „Staub" (poudre) zur Bewurzelung gebracht wurden. Die Auspflanzung solcher poudrettes ist überhaupt erfolgsicherer als die der Chappe, nur werden erstere ehnder (Erl: ennder, altländlich: eejer) alt.

Die Pudretten hießen früher barbus. Ihre im zweiten bis vierten Jahr angesetzten Wüürze gleichen nämlich dem Baart, welchen die Stecklinge infolge Einflusses der Sonne under em Bode duur wie einen grauen Vollbart über dem obersten Kreis echter Wurzeln hin aussenden. Solche Schmarötzer müssen durch barte entfernt werden. Sonst verkümmern die tiefern Wurzeln, und der Stock stirbt vorzeitig ab. Diese richtigen Wurzeln sind dagegen sorgfältig zu schonen, indem man z'erst nid z'täüff hacket. Einseitiges aawüürze ferner ist zu beheben mittelst ergrabe und uufrichte des Stöckli nach dem Abschneiden der unrichtigen Bewurzelung. Schuld an solchem Fehler sind Platzregen und Windstöße, welche zu schreegem uufwachse führen.

Hinterlassen auch g'fählti Püdrette bleibende Lücken: Witine, so sind diese durch gruebe (s. u.) oder Nebenpflanzungen auszufüllen, damit sie doch auf diesem Wege öppis abtrage.

Elsißer, wißi Burgunder, Augsterli, Muschgidäller und andere Rebsorten gedeihen trefflich am Spalier: „Gehälde", ghäld (1645), Geheld (1824), kält (1790), käl (1692), G'hääl, G'chääl. Solches g'chääle kann in seiner Wirkung noch gesteigert werden durch iinezieh guter Rebschosse in ein Guschefänster (šš, couche). Sie verschaffen dem Zimmer den Anblick und die Vorteile einer kleinen Reblaube und seinem Eigner den Genuß einiger frühzeitiger Trüübel. Eine rechte Finesse besteht im Stülpen einer grüene Fläsche, für die n es nüüt Schaad ist, über einen schönen Traubenansatz. Es gibt übrigens eine technisch ausgebildete Weinpflanzung unter Glas.[1] Diese wird einigermaßen durch solche Freipflanzung ersetzt, in welcher die Südseite einer Weinbergmauer oder gar eine Ladewand als Sonnenfänger die Wärme beträchtlich erhöht. Der beruflich ernste Weinbau des Seelandes ist jedoch der feldmäßige Freibau.

II.

Es gibt Pflanzen, die in einem gewissen Alter den Trieb oder das Vermögen besitzen, durch Ranken, welche vom Stamme aus über e Boden ewägg oder dur e Bode duur schnaggge, neu Wüürze z'fasse, neu z'wüürze, damit sich zu verjüngen und zu neuer Fruchtbarkeit sich aufzuschwingen. Bei gewissen Beerenfrüchten hindern wir diesen Trieb; bei den Nägeli und andern Zierpflanzen fördern wir ihn mittelst Märgotte: durch das margottiere (marcotter), und bei unabträglicher werdenden Weinstöcken, indem man Jungi macht: Proofene". Man proofenet oder pröfenet.[1] Daß Stöcke richtigen Alters, nid jungi u nid z'alti, fleißig und richtig „geproffnet" (1743) und ganze neuerungsbedürftige Strecken verprofenet werden (1792), galt als eine Hauptbedingung alter Rebenpacht.

Die neueste Weinbaukunde verurteilt allerdings solche Verjüngungsart als schwächende Inzucht.[2] Diese hat aber die Winzersprache mit interessantem idiomatischem Gut bereichert, das wir nicht umgehen dürfen.

---

[1] Vgl. Baron, Die Weinrebe und ihre Kultur unter Glas. Stuttgart, 1895.

[1] „Für" (pro) die Erzielung künftiger Rebstöcke muß man Schößlinge in der Erde „feststeckęn"; pa-n-gēre. Ein solcher Schößling ist eine prōpāgo; Schößlinge sind prōpāgines (im weitern Sinn auch Kinder). Die propago ist afrz. le provain, frz. le provin, propagines sind seeländisch Proofene. Aus dem Dingwort erflossen 1. propāgāre iSv. fortpflanzen, ausbreiten. Papst Urban VIII. gründete 1623 die Gesellschaft für die „auszubreitende": propaganda katholische Gläubigkeit; daher: für eine Angelegenheit „Propaganda machen"; 2. propāginäre, südfrz. probainar, neuenburgisch provaña, zu Neuenstadt und Lignières provannie, frz. provigner, seeländisch proofene, profene. (Walde 616; M-L. 6780; Gignoux 17 f., Rebmann Cellier.) [2] OW. 23, 89.

Zulässig ist bei erfrornen Stöcken ausnahmsweise das Heranziehen von Uusschütz („Chnächte"),[3] die als sogenannte Wurzeltriebe am Stamm under uusschlöö. Als richtige Proofene wählt man allerhöchstens drei, in der Regel jedoch bloß zwei der entwickeltsten Schoße eines Stocks: Zwillinge (1789), Zweylinge (1834), Döppel, unter Umständen auch nur ein Schoß. Freilich isch es sich fast nid der wäärt nummen äine" (dieser Zweige) z'loche.

Die Ruten werden beim Rebenschneiden (s. u.) sorgsam ausersehen, auf Armslänge oben abg'schnitte und bis zum Profenen stehen gelassen. An den Zäpfe (s. u.), auf denen sie verbleiben, werden nachher d'Augen uusbroche. Die übrigen Zäpfe des Stocks schneidet man radikal weg, so daß sie keine Triebe mehr entfalten können. So gestaltet man aus dem Rebstock einen Halbstock.

Zu gelegener Frühlings- und Herbstzeit nun, die ein Heranziehen auserlesenster Weinbergarbeiter gestattet, vollzieht sich das profene oder gruebe (Tw., Ins) an einzelnen Stöcken drinn umme, welche man vergruebet, wenn nicht das iilegge (i d'Reie gruebe, auch iinedue in Tw., iichedue in Ins). Durch das iilegge wird ein ganzer zusammenhängender Rebbezirk total erneuert. Die Reihen werden (wie beim Stöckliseze, S. 308) durch Dachlatte, auf denen d'Määs abzäichnet ist, derart bestimmt, daß die obligate Stockdistanz (S. 307) gewahrt bleibt. In die 30 bis 35 cm tiefen und breiten Fuure werden nun d'Muetere oder d'Mueterstöck samt den Zweigen so sorgfältig, daß sie sich ohne Schädigung löö chrümme, iig'läit, und zwar derart, daß die Zweige in entgegengesetzte Richtung zu liegen kommen. Dann werden sie iig'häärtet bis auf zwei frei herausragende Winterbolle. Die iiddeckti Rutenpartie faßt de"" Wüürze und ersetzt damit den Mutterstock, der im Boden allmählich abstirbt — nicht ohne diesen durch Anlockung des Verdeerbber (s. u.) gärn zu verseuchen. Bis zu solchem Ersterben ersugt aber der Mutterstock den oder die Suuger: er leitet seinen Saft in die freien Enden der Schosse, die nun rascher als die Stecklinge zu neuen Stöcken erwachsen und bisweilen schon im zweiten Jahr aaföö Trüübeli traage.

Die sofort beigegebenen Stickel stellen die Reie" her. Es kommt indessen vor, daß ein recht guter, aber noch zu kurzer Zweig hierzu nid längt. Man schetzt ihn aber sehr, weil er schööni Wüürzli z'mache und ein sehr guter Stock zu werden verspricht. In diesem Falle stellt man den seinem freien Ende beigegebenen Stickel derart schreeg,

[3] Schwz. Id. 3, 722.

daß er nach der inskünftig ihm definitiv anzuweisenden Stelle afange hii zaalet (zielt). E graade (senkrecht eingerammter) Stickel zeigt, wo n er denn hin föll. Bis der Zweig zu diesem Ende genügend sich g'streckt het, ist er gleich seiner Stütze e Schreege, es Schreegerli (Ins), der Schreeg, der Schreegstock.

Die d's Jöhr druuf an ihm geschehende Arbeit des witer zieh geschieht dann wie beim gruebe. Mit dem ziemlich großen und schweren (einhändigen) Gruebpickel wird, während es aus dem Boden dampfet und müechtelet, der vereinzelte Gruebestock umgrabt und samt seinen Ruten i'n Bode g'läit. Zum Graben bediente man sich sonst der zwäizinggige Gruebhaue, jetzt häufiger des Dreizingg.

Die Arbeit sollte vor em Hacket erledigt sein, wird in dieser Frist auch besser 'zahlt. Erst später vollzogen, stellt sie die Fruchtbarkeit der Gruebstöck um ein Jahr zurück. Das gruebe inmitten saftstrotzender anderer Stöcke setzt zudem diese der Gefahr aus, daß sie blind g'macht, daß wenigstens einzelne Ranken abg'schlage oder abtrappet werden. Die alsdann mit der diffisiile, chutzeligen Arbeit Betrauten müeße hinder u voor u no i de Fäärsere Auge haa. Sie entledigen sich denn auch sogar des Räbschurz, der durch unbemerktes fiegge Unheil stiften könnte. Das normalzeitige proofene und iilegge erfordert gegenteils mehr Sorge um das Gewand. Das vielleicht acht Tag lang chnäüle im nasse Häärt führt dazu, daß ma d'Hose verchnäület. Die Hausfrau sorgt daher für eigene Proofenehoose: alti halbliinigi Hose, an deren Kniepartie sie Blätz uf Blätz nääit, bis deren oberster es endlich erlebt, daß ma fertig worden isch z'proofene. Auch d'Räbtschööpe werden natürlich stark mitgenommen.

Um dem Verdeerbber zu entgehen, kommt man mehr und mehr dazu, den Gruebstock stehen zu lassen und bloß seine Ruten in ihr Gruebloch zu versenken. Haben die b'höörig Wüürze g'fasset, so trennt ein scharfer Schnitt sie vom Mutterstock, der alsdann uusdrääijt wird. Zur Erzeugung solcher Suuger im engern Sinn, Ableger, Sänker eignen sich besonders die in Gable g'schnittne Elsißer, Hansibärger und Burgunder.

III.

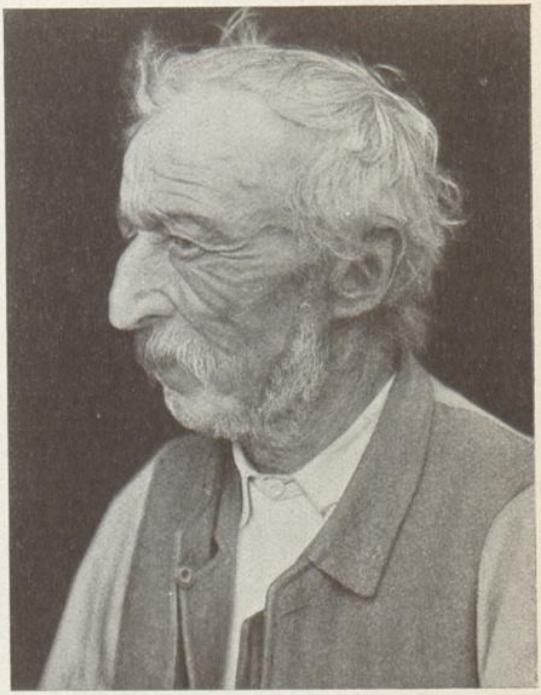
Chappe wie Púdrette und Proofene wie Suuger müssen, wenn's öppis us 'ne soll gää, tüchtig und äußerst kundig i d'Schuel g'noo wärte. I d's Aapeezee (ABC) g'schnitte hat man sie allerdings nach falscher Methode. Die heute als richtig erkannte vollzieht

sich wie folgt: Im ersten Jahr läßt man die zwei Auge der kleinen Zukunfts-Stöckli, wo über e Bode uus g'seh, zu zwei wechselständigen Schößchen sich entwickeln. Diese aber schneidet man im zweiten Jahr ganz nooch am Stamm abb. Aus den derart entstehenden Zäpfli (Zweigstummeln) wachsen zwei kräftigere neue Schosse. Sind diese zur Längi und Dicki einer normalen Säärmele, Schärmele (s. u.) erstarchet und hat man den höher stehenden Schutz (Zweig) abgegipfelt, um dem undere mehr Saft zuzuleiten, so wird nun dieser letztere zum neuen Kappenstämmchen bestimmt. Unmittelbar über seiner Ansatzstelle wird das ursprüngliche Stämmchen entfernt. In der Höhe desselben wird der neue Stamm gekappt. Im Vorsommer macht mą 'ną blind: man entfernt die Augen bis an die zwei obersten, die neuerdings Schosse treiben. Wieder kommt nun das obere derselben ganz ewägg, das untere aber bis auf einen Austrieb-Zapfe. Der erzeugt zwei neue Schosse, die im Folgejahr auf zwei Zäpfe geschnitten werden. Ist der Stock starch gnue worte, so lassen sich an ihm ein dritter und, wenn mąn ihm trauet, ein vierter Zapfen formieren, bei Amerikaner noch mehr. Sogar ihre sächs, wie man früher sie zuließ, gelten als unzulässig. Die drei oder vier Zäpfe sollen so gleichmäßig voneinander abstehen und in gleicher Richtung wagrecht luege. Der nach dem waadtländischen Weinbergschnitt an ihnen vollzogene Zapfen- oder Kronschnitt soll uusg'seh wine Mälchstuehl, daß mą cha druf hocke, oder: daß mą chan es Täller druf legge.

Beim alljährlichen Frühlingsschnitt aber, der ein Ggrageel unfruchtbarer, die Kräfte des Weinstocks für nüüt aufzehrender Ranken verhindern soll, chunnt's druf aa, die vorjährigen Schosse zu entfernen bis auf einen Stummel (Horn) je eines Zapfens. Von den wechselständigen vorjährigen Sproßkeimen (Auge) der Ruten, aus denen es Früchte geben kann, beläßt man jedem Horn zwei. G'rächnet wird aber bloß auf das Auge uf der ussere Site. Denn usse füür uufe gäit der Saft oder doch dessen Hauptstrom. Drum soll mą gäng ábeschniide u soll nid underschnide. Für den Fall jedoch, daß es sött fähle, bleibt auch ein gut entwickeltes inners Auge stehen. (Ein „Blindauge", erinnernd an den eventuell ins Spiel zu nehmenden Blind der Karten.) Nach früherer Vorschrift: z'mittst zwüsche zwäine Gläich (hier: Stengelknoten) wird der Schnitt so geführt, daß kein allfällig austretender Saft die Auge treffen und bei Spätfrost sie zum erfrüüre bringen kann. Das radikale Wegschneiden aller Ruete bis auf das äußerste jedes Zapfens verschafft den künftigen Blättern und Traubenansätzen Raum, Luft und Sonne.

Bei Hansibärger und Rißlinger wird anstatt des Kronder Schänkelschnitt (d's Baijoneet) angewendet, welcher das Stehenlassen von 4 bis 5 Augen zuläßt, und bei Elsißer der Bogeschnitt, welcher Raum für 16 Augen gestattet. Diesem Bogenschnitt muß währe"t dem drücke das böögle folgen.

Ein z'vil lade, ein überlade mit Auge, um nach früherer Methode statt es Dotze Trüübel zwei Dutzend an einem Stocke zu erzielen, gestattet man sich höchstens bei altersschwachen Stöcken. Die werden durch sogenanntes uf e Tod schniide (Ins) no hurtig zum Aufbieten ihrer letzten Kraft angereizt, um sie nachher das Schicksal des Mohren erfahren zu lassen, der seinen Dienst getan. Gnadebrot gibts do käis. Mi laadet sie chläi, si häi der Zit, no z'traage. Gesunde Stöcke aber z'höödh z'schniide, wohl gar den entstellenden Gabelschnitt zu führen, verboten schon alte Erlasse. Man soll, hieß es schon damals, der Stock i der Nideri haa, damit möglichst viel vom Boden z'ruckg'schlageni Weermi den Trauben, zumal den untersten und besten, zugute komme.



Schmied-Fritz, Brütteler

Wie beträchtlich aber diese reflektierte Wärme ist, beweist die Beobachtung, daß sie in der Humusschicht der Felsenheide[1] 47° betragen kann, während die Luft 1 m hoch über dem Boden bloß 25° warm ist. Die jährige Stöck sollten demgemäß bloß ere Handshööch (heute: di g'stellti Schniidschäärі hööch u de"n no es Auge höödher) sich über den Boden erheben und erst allmälig i

[1] Baumberger 24.

d'Rüṇdi 'zoge wärte, um „eine formliche Gestalt" (1782, 1789) zu erlangen.

Eine Hauptvorsicht beim Schneiden (welches überhaupt ein gaume der Stöck sein soll), gilt dem erfrüüre (Tw.: erfriire) der Auge und der Zäpfe. Darum die Vorschrift: d'Elsißer nid vor em Christmonat, die andern Sorten, und ganz besonders di Wiße (Gutedel) nid vor Liechtmäß (2. Februar) schniide! Der Meerzeschnitt isch der best, aber noch der Abrelleschnitt macht der Trüübel dick. Überhaupt zielt der spät Schnitt meh uf en Ertrag, der früech meh uf d's Holz. Große Rebbergbesitzer müssen aber bei der bekannten Arbeiternot so früh als möglich beginnen und ihren ganzen erstaunlichen Schick (ihre Geschicklichkeit) ins Feld führen, um ebenso häxemäßig flingg wie exakt die ganze Weinregion des Juraſüdgehänges im Meerze zu bemeistern. Solche ganz arpártigi Schule des Fleißes und der Exaktheit ist darum zugleich eine strengere Schule des Schweigens, als die von männlichen und weiblichen Klatschbasen besorgten andern Arbeiten, während deren auf Grund alberner Fabeleien d's G'frääs g'fuehrt und der Schnabel g'schüttlet wird. Man bedenke, daß bloß i der Tröchcheni geschnitten werden darf, so daß es schön uf e Schnitt trochnet. Und man schneidet zu Ins es Bitzeli schreeg, so daß ma von oben abe schön drufg'seht, links des Sees jedoch graad (wagrecht). Alte Winzer und Winzerinnen haben überdies streng uf d'Zäiche g'luegt: Zeichen des Tierkreises nach dem Kaländer (der „Brattig"). Sie schnitten mit Vorliebe im Fisch, im Wassermaa, im Stier (1762, 1811), ja nicht dagegen im Wider oder im Schgaf (Tw.). Solches Schneiden im Widder (Li.) macht nämlich d'Bletter chrüüs. Auch der Moon het gärn si Sach darzue g'säit: womöglich im volle Moon soll ma schniide, oder ämel im wachse"te Moon, lieber aber nicht im abgänte oder gar im lääre Moon (Neumond), wenn der Moon ganz läär worten isch. Das Ausschlag gebende „Zäiche" ist allerdings: schön Wätter. In der Ebene rechts des Sees schneidet man lieber so spät als möglich — eben noch vor Eintritt des Saftstromes, der ein verlustreiches blüete oder weinen (pleurer): griine, gränne, briegge (Li., Erl.) hervorrufen würde wie bei den so rücksichtslos g'strablizierte Birche: diesen weitern Zeugen des wunderbaren Wurzeldrucks.[2] Wie übrigens der Saft dieses Baumes edle Heilkräfte besitzt, so ist Räbesaft in dem hieher gehörigen Sinne guet für schwachi Auge und — „gäge Laubfläcke" (Sommersprossen).

[2] Schmeil 478.

Das schnüide als die wichtigste Kulturarbeit im Weinberg darf nur erfahrenen Fachleuten anvertraut werden. Bei diesen aber wird das Geschäft, bei welchem man g'höörig cha der Buggel wäärme (Erl.: weerme), so tifig vollzogen, daß man zeitweilig in den Reben das Klixen von Laubfröschen zu vernehmen glaubt.

Zu solchem Schneiden dient nämlich die Räbschääri oder Schnüidschääri. Insbesondere schätzt man die sibefränkigi Rüiserschääri aus Corcelles, deren Versteller sich aus den Randzähnen der Struube heben läßt, um diese mit dem stets bereit gehaltenen Struubeziejerli lugger oder fester aaz'zieh.

Die Täsche im Räbschurz birgt auch immer ein Schliifstäinli (Wetzsteinchen), welches sehr scharf aazieht (wetzt). Das läßt sich übrigens mit unübertrefflicher Einfachheit ersetzen durch einen — aag'fulete Stickelspitz. Die in ihn iigwachsnige Kieselkörnchen wirken wie Schmirgel.

Früher aber diente zum Schneiden auch der Rebschosse die Hippe: das Winzer- oder Räbmässer, das darum auch das Twanner Wappen schmückt und nicht weniger berufsstolz die einstige größeri Glogge der Ligerzer Kirche zieren half. Jetzt dient dieser im Mutzsack under em rächte Hosesack verwahrte Mutz, Räbmutz, das Mutzli, Räbmutzli öppa no für Stickel z'schabe. Der alte Winzer aber trug es Tag um Tag bii n ihm entweder als Bestandteil des vollwichtigen Sackmässer, oder aber im eigenen Mutzsack, Räbmutzsack, under em rächte Hosesack, um damit auch Stöckli z'barte (S. 308), Müürli z'butze (S. 291), Wäärchzüüg z'butze, hauptsächlich aber z'schnüide. Sein Vorteil vor der Scheeri bestand darin, daß ma wit darmit het chönne recke und in jeder möglichen Handlage haue. Do het es sich früili nid g'fählt, daß man sich tüchtig die Hand verletzte.

Die Alten häi richtig das nüüt g'achtet; si häi numme g'lachet: Es gibt äis käi Räbma, wo sich nid äinisch brav[3] d'Fingere verheglet u verhaut. Das geschah mängisch gnue mit dem Zeige- oder Schläckfinger und den andern Fingern der lingge Hand, zu deren verbinde man allzeit d's Schileetäschli voll Lümpli, wenn nicht einfach e Bitz Naselumpe ganz nach den „neuesten Forschungen" aseptischer Chirurgie bereit hielt. Zu solchen Verletzungen führte die Gebrauchsart: das abwechselnde stoße u zieh der halbmondförmigen Klinge dieses Sichelmessers.

[3] Diese Anwendung illustriert die Herkunft von „brav" aus frz. brave, it. bravo, l. barbarus: wild, dann tapfer, tüchtig. (M-L. 945.)

Diese Gestalt führte übrigens dazu, daß man Hippenfunde auf dem entsumpften Moos wohl als Sicheln deutete. Beide sind ja chrumm.[4]

Eine abgeschnittene Räbruete heißt bis heute rechts des Sees und hieß vormals auch zu Twann der Säärmel; in Twann, wie überall links des Sees, hieß sie nachmals der Schäärmel. Es ging jedoch mit dieser Einzahl ähnlich, wie z. B. bei den Namen der Früchte, die man fast ausschließlich in der Mehrzahl zu sehen bekommt.[5] Der vereinzelte Säärmel, Schäärmel verschwindet im Bündel: im Säärmelebüscheli (šš: Erl.) oder in der Weedele (dem fa^{got}-d^{e}-serma), welche man bindt mittelst Wiide, die man durch das wiide im Gesträuch gewinnt. Für solche Wellen wird Schoß um Schoß aufgelesen und herangetragen: mi säärmelet oder schäärmelet. So kommt es, daß „die Säärmele und Schäärmele" als Mehrzahl verblaßte und am Platze „des" Säärmele und Schäärmele in die Einzahl vorrückte.

So ausschließlich bedeutet die Säärmele oder Schäärmele das abgeschnittene dürre Rebschoß, daß das grüne am Stocke ganz anders heißt: das (ältere) Schoß und das (neu austreibende, ausschießende) Schößli oder die Ruete. Die Gesamtheit der Ruten heißt d's Holz oder, wenn es unter den großen Blättern der laubige^{n} Stockspindel verschwindet: d's Laub, d's Räblaub.

---

[4] Curvae (vgl. die Kurve), frz. courbes, woher die in und um Neuenstadt gebrauchte Bezeichnung le corbé (wie corbei, corbi bei Gign. 19) für das Rebmesser. Die nämliche Bedeutung „krumm" liegt in der Wurzel sar, welche erweitert wurde zu 1. sar-c-ulum (Jätthaue und Häckerli, vgl. sarcler jätte), und 2. sar-p, ser-p (vgl. serpens, serpent, die eine „Schlinge" bildende Schlange und die Serpentine). La sarpe (afrz.) = la serpe (frz.) ist das Reb-, Garten-, Faschinenmesser und der Geertel, la serpette: der Räbmutz. (Vgl. Walde 679.) Gemäß bekannter Sprachökonomie bezeichnet aber sarp auch eine Art des Schneidens: es ist nächstverwandt mit schaarpf = schaarff, mit schüürpfe und vielleicht mit schräpfe (schröpfen: Walde 679; Kluge 390. 414. 416). Ebenso ist sarp- ein Ergebnis des Schneidens: das abgeschnittene Rebschoß, bezeichnet als: 1. sardisch sarpa (M-L. 7612); 2. l. sar^{p}-mentum und ser^{p}mentum, woher frz. sarment, am Genfersee sarmé und sermé, am Neuenburgersee le serrmä und le sermü, zu Landeron und Neuenstadt als l'esermä aufgefaßt, im Wallis šarmé und šermé (š = sch. Gign. 17; Cellier.) Auf 3. l. sar^{p}-men, ser^{p}-men gehen die deutschen Formen zurück. Nur wird „das" sarmen, sermen vermännlicht (vgl. z. B. der Exame) und den so häufigen männlichen Dingwörtern auf -el beigesellt. Der Anlaut aber erfuhr eine Scheidung in das rechtsseeische S- und das linksseeische Sch-: eine Doppelheit, die sich auch in ahd. mhd. sarf und sarpf neben scarf und scarpf = scharf und scharpf zeigt. Vielleicht aus den zu schr-, schl-, schm-, schn- erleichterten alten sr-, sl-, sm-, sn- her zu deuten, vgl. Kluge 390; man denke aber auch an den inserischen Salleštäi = Schalenstein, Ins 52.) So gab es aus dem sarmen die Säärmele und Schäärmele. [5] „Der Öpfel" aus Äpfel; „das Chüirschi, Chriesi" statt die Kirsche, die Chriesa usw. Man denke auch an die äußerst häufige Singularisierung der Mehrzahl weiblicher Dingwörter.

Die heutigen Holzpreise bringen die abgeschnittenen Schosse zu alten Ehren wenigstens als Heizmaterial; um so mehr, da bloß mit solchem ein größerer Rebbesitzer seinen gesamten Heizbedarf deckt.

Die Äsche wird heute mit aller andern Asche vermengt. Früher wurde auch diese z'Ehre 'zooge. Als man die Wäsche noch bäuchte (wo mą d'Wesch no b'bụụchet het), bediente man sich mit Vorliebe dieser prächtig weißen, saubern Schäärmelenäsche. E Hampfele (eine „Hand volle") oder auch nur es Hämpfeli solcher, mit einem Spruẓ Milch aag'füechtet, heilte gleicherweise (als Gurgelmittel verdünnt) leichtere Kehlkopfleiden, wie sie die offeni Bäi alter Leute und die vom Viertel entzündeten Dille (Zitzen) am Ụtter (Euter) kranker Kühe zum bessere brachte. Die Asche lieferte ferner Fueßbeder bei Rümátis (aa: Rheumatismen), und sie desinfizierte Wunden aller Art.

IV.

E früsch g'schnittnige Stock i der halbtootnige Zịt: ein sonderbar anmutender Anblick! Nụụt als dieser fußhohe Stumpen, der in den grauschwarzen, rissigen und schlissigen Rindenmantel gehüllt, aus handflächenartigem Oberende wie knotige Fingerstummel drei oder vier Hörner und Zäpfe greedi ụụse streckt. Doch das geübte Auge erblickt in diesem ungestalten Leib des schlafenden Zwerges bereits die Vorzeichen erwachenden Lebens. Neben den Schlągsąuge (Blindaugen, S. 312), ụf die der Winzer nụụt gi[b]t, erfreuen ihn die lebhaft violetten Punkte, die als gueti Auge oder Bolle (bolons): als triebkräftige Fruchtknospen sich sicher öffnen werden — wi speeter's i besser[1] (S. 274)! Und wirklich: d'Räbe drückt oder (Tsch.) stooßt (pousse), dṛibbt (Erl.). Äis Schoß no'm andere wachset, mi g'sịẹchs (Erl.) oder g'sụchtis[2] fast wachse, wenn d'Sunne gäng schụn.[3] Einzelne Schösser gedeihen vor dem Blüeijet bis zur Armslänge. Auch einzelne der Blindaugen senden nun doch Triebe aus und gestalten den anfangs so kahlen Stock zum Boden eines winzigen Urwaldes voller Stämmchen und Blätter. Die würden ein Geschlinge bilden, welches die Traubenansätze rettungslos ersteckti. Der Stock wụụrd wild. De'n chönnt' mą de'n Drüübel noocheluege! Als einziger Pro-

[1] Vgl. „je länger, je lieber" > „i lengers (Adwerb), i lieber" gekreuzt mit „wịe lengers, wịe lieber." Das je > ie (eo) > ị: schwz. Id. 1, 20 f. Im Emmental wi > bị: Bi längersch i besser. [2] Umsprung aus dem Typus „geben" in dem Typus „nehmen" mit Verstärkung durch die =t=Form; angelehnt an neubielerisches i nụhmti, dir nụhmtit (ich nähme, ihr nähmet, je prendrais). [3] Umsprung aus dem Typus „reiten" in den Typus „nehmen" (vgl. emmentalisches weben, g'wobe). So auch zürcherisch.

ſit könnte bei heutiger Bapiirtüüri der Absatz der Schosse i der Bapiirmühli herausschauen.

Geübte und berufene Hände müssen also gewisse Schosse ausbrechen oder, um uns an der alttechnischen Sprache des Winzers zu beteiligen: erbrächche.[4] Und das zwar vor em Blüeijet, damit das zarte Gebilde der Bluest unberührt sich frei entfalten könne. Auch sind alsdann die vollsaftigen Schosse noch so völlig unverholzt, daß fast ein bloßes aarüehre, ja ein Windstoß, sie sauber und glatt vom Zapfen trennt. Darum ist auch ein Ausbrechen, wenn die Schosse no z'blööd (Erl.: z'gleesig) ſiį, zu vermeiden. Desto Söörgger haa mueß mą deenn zu den Schossen, welche stehen bleiben sollen. Wi vįli und weelchi?

Ämmel gäng zwäi Schöſſer a mene Zapfe müeße ſiį, selbst wenn sie nüüt häi, damit bei allfälligem abmache (abſchloo) eines Auge doch äis bliįb. Zwei aber dienen beim nächsten Schniįdet besser zur Forterhaltung der Krone. Uf jéde Fall muß d'ś uſſere Schoß (auf der Außenseite des Zapfe) bliįbe, während unter Umständen das innere durch ein dem alte Holz der Krone entsprungenes ersetzt wird. Sonst sind — außer denen, welche wider Erwarten trage — alle nicht an einem Zapfen wachsenden Schosse als wildi zu entfernen. Am fertig erbrochne[4] Stock sollen die bleibenden Schosse möglichst uųsg'gliįchlet uųsg'ſeh, so daß der Stock ſchön g'föörmt wirt.

Damit ist der Erbrächchet am alten Stock für n es Johr fertig — als das einzige Hauptwäärch, für das man keines Werkzeugs benötigt. Hat darum jemand für irgend eine Arbeit ųs Vergäßligi oder ſuſt kein Handgeräte mit ihm g'noo, so wird er zum G'ſpaß gefragt: Woſt dę (willst du) oder wäit er (wollt Ihr) go erbräche? (im Emmental: go Wäärch zieh?).

Nicht ist dagegen der eigentliche Schoßausbruch under äiniſch fertig an den Schappung und Gruebſtöck (S. 309 f.). Hier sind —

[4] Dieses er=, altdeutsch er-, ir-, ar-, ur-, ist die vor dem Tätigkeitswort tonlos gewordene Vorsilbe, welche vor Ding= und Eigenschaftswörtern den Ton behalten hat. (Das Ur=teil, Urteil ist das er=teilte Recht, ur=alt ist die Ur=ahne, welche er=altet ist.) Ur=sprünglich aber ist ur ein selbständiges Vorwort (man hob z. B. ein Kind ur deru touffi). Es ist geschwächtes us = aus (mit weichem s, wie z. B. in was = war: So dir geschenkt ein Knöpplein was, so tu es in ein Wasserglas; vgl. „wäs" in Gb.) So stellt sich altes erbrächche neben ųsbrächche und Ausbruchch: áusbrechen und Ausbruch. — Die Rebarbeiterin kennt allerdings das gewöhnliche erbrächche als vomir ebenfalls; muß sie doch, an schwülen Tagen in unangenehm ununterbrochen gebückter Stellung ausharrend, die Verwandtschaft beider Ausdrücke an sich selbst erfahren.

um schriftdeutsch zu sprechen — die Lotten mehrmals zu geizen. Auch die Achseltriebe oder Biischöß (Biischoos), Biischösser sind hier als Räuber fleißig zu entfernen. Bei den alten Stöcken vollzieht sich solches biischößle (in Twann auch biischööße le) hauptsächlich während des hefte (s. u.). Gleichzeitig werden di große Chrääile



Hefte u biischößle. Mädchen Andrey in Ligerz (S. 325)

(S. 271) ó g'noo, für daß es e chläi schöner (Erl.: schönner) macht. Auch di underen Auge müeße furt, für der Saft i d'Trüübel z'jage u der Stock mastig z'mache. Doch läßt ein bloßes Einkürzen der Geizen auf 1 bis 2 Blätter das Holz besser reifen und im Folgejahr tragbarer werden. Darum sagte man vormals: Mi soll nid so süber biischößle!

Unter mehreren Wiederholungen (Stööre), allerwenigstens zwoone, sind die den Stickel (s. u.) überwachsenden Gipfeltriebe abz'bräche und zwar dem Stickel äbe. Hauptsächlich hat das zu geschehen, wenn

infolge ihrer Schwere die Trauben sich chehre (S. 277), damit der Schutz nid ufegang bis zu jenen Gipfeltrieben, sondern den Früchten zugute komme. Dem nämlichen Zwecke gilt das letzte Auslichten der Seitentriebe: das verzwicke (Ins), abzwicke, abbräche, abputze (bei den Amerikaner all acht Tag).

Ein anderer Zweck des wiederholten Entgipfelns ist aber die Fernhaltung des falsche Määltau (s. u.), welcher mit Vorliebe die hier immer neu gebildeten, also zarten jungen Blätter befällt. Es ist überhaupt ein Jammer, daß wäge däm wüeste Gast die Blätter als Kohlensäurefänger und Zuckerbildner (s. u.) so auf ihr Mindestmaß reduziert werden müssen.

Außer bei solcher Arbeit, welche dem pängßiere (pincer) der Kernobstbäume entspricht, dürfen darum zumal dem Gutedel des Seelandes keine Bletter entzogen werden. Denn diese edle und zarte Pflanze het gäng ehnder z'weeni Bletter und z'weeni Wüürze. Im Gegensatz also zur Ostschweiz, die das „läuble" als eigene Weinbergsarbeit übt, und zur welschen Schweiz, welcher épamprer und effeuiller (durch die effeuilleuse) Synonyme sind, sowie zum alten Seeland, welches (z. B. 1691 und 1791) eigene Laubmässer brauchte, beschränkten schon altstädtische Erlasse das Entlauben der Weinstöcke. Sie verordneten bloß das abbräche der zwei underiste Bletter eines stehen gelassenen Schosses und verboten streng, Fürtüecher mit Räblaub für das Vieh zu füllen.

Die ganz jungen Rebschosse sind nämlich, wie eine heimlich gesuchte Näscherei für Kinder, so auch ein Labsal des Stallviehs und ganz besonders der Geißen. Ihnen verfütterte man daher, gob ma het g'spritzt (s. u.), ebenso die erbrochenen Schosse wie das noch grüne Unkraut (S. 302). Das gab den Tieren allerdings läng Zänd (reduzierte das Zahnfleisch) und machte sie wählerisch gegen alles andere Futter: schläärmig und schnäderfrääsig, schnöölig, schnëëlig, schläckig.

IV.

Der von unserm Klima geforderte Zwergschnitt schwächt des Weinstocks Schlingnatur so sehr, daß er höchstens in hohen sonnigen Lagen der Stütze entbehrt oder entbehrte. So um Savièse im Mittelwallis;[1] so überhaupt da, wo die „gold'ne Flut der Bergessonne"[2] die Rebe den Naturbedingungen ihres Ursprungslandes (S. 270) stark annähert und obendrein bewirkt, daß der Wein der Höhenlage mit den Jahren an Güte gewinnt. Wo nicht solche Ausnahmen eine Regel werden dürfen,

[1] „Alpenrosen" 1829, 319. [2] Engelberger 35.

muß der Weinstock an eine ihm künstlich geschaffene Stütze geheftet werden. Diese Stütze besteht in dem vorschriftsgemäß 1,5 m (1784: 5 Fuß) langen, etwa 3 cm breiten und dicken Stickel, alt: Stiggel. Räbstäcke säit mqn anderwärts, z. B. im Bürenamt gegen Lengnau hin. Aber auch die alten Erlacher nannten wenigstens familienweise[3] die Stockstützen so. Ein solch kleines Stück „Sprachinsel" inmitten der „Stiggeler" des sonstigen Erlach- und des obern Nidauamts reizte die erlustigten Umwohner an, sämtliche städtischen Erlacher als Stägge-, wie bis zur Stunde als Stäckespitzer zu betiteln, was diese natürlich mit Humor auch gegen sich selber wiederholen.

Reben wurden (z. B. 1705) und werden verkauft mit Grund und Boden, Stöck u Stickel, Steg und Weg, In-, Auß- und Zugang. In Frankreich und im Elsaß aus Akazienholz, in der Schweiz aus schön g'wachsnigem Weißtannenholz uusg'spalte oder nun auch uf der Sqggi (Sägemühle) uusg'sägt, hält ein Stickel öppe zääche Jqhr. Uusg'sagti schiifere aber gern ab oder werden i de Nest g'sprängt. Doppelt so lang duuret er, wenn er b'bäizt, d. h. imprägniert wird. Das geschieht bei allen trockenen Stickle mittelst Karbolineum (Karból), bei frischen durch vidrióle: sie werden i d's Viderióltoo, d. h. in eine 4% starke Kupfervitriollösung.[4] Oder sie werden 'theeret (Ins), in Tw. und Li.: g'gaaset (gleich wie die untern Außenflächen der Kähne): in den von der Bieler Gasfabrik bezogenen Teer 'tunkt (Erl.: 'dünkt).

Dies bringt indessen zwei Übelstände. Einmal fuulet der obere Teil, der zwecks füfererer Handhabung nicht imprägniert wird, unversehens oben abb. Sodann werden über dem offenen Feuer, welches den Teer erhitzt — und wi liicht dri fahrt! — die Kleider unheilbar verdräcket.

Man erspart sich darum die Neuanschaffung der immer teurer werdenden Rebstützen damit, daß man die alten, auch wenn sie bedenklich g'chuurzet häi, immer noch z'Ehre zieht. Man macht z. B. oben am Stickel no n es Band.

---

[3] Das ist ja der Weg, auf welchem fremde Sprachelemente in eine Ortschaft (und gelegentlich ganze Landschaft) eindringen: das zuerst Auffällige reizt zu erst erlustigtem, dann gewohnheitsmäßigem Nachsprechen. So erklärt sich z. B. das tschuggerische, bzw. einige tschuggerische ļ statt l in allen Wortstellen (Büebwi, Chrääwwęwi = Chrääļļeli, kleine Glaskoralle u. dgl.). Eine fremde Aufenthaltsfamilie in Mullen importierte (laut Gemeindschreiber Garo in Tschugg) dieses in einem Gebiet, welches das unterbernische ļ erst heute nach und nach eindringen läßt, doppelt auffällige Lautelement, das übrigens die zungengewandten Tschugger mit unnachahmlicher Grazie nachsprechen gelernt haben. [4] OW. 24, 47 f.

Die Erneuerung läßt sich indes kein Jahr umgehen. Es werden von den ungefähr zwölfhundert Stickeln eines Mannwerks alljährlich gegen hundert abgehende zu ersetzen sein. Die geben, regellos unter die alten graaue gemischt, mit ihrer Wiißi dem Weinberg das Aussehen eines grau und weiß gesprenkelten (g'spräägelete) Haarschopfes. Das veranlaßte einen Inser, seinen seit langem erstmals wiedergesehenen und nun leise angegrauten Freund mit dem Witze zu begrüßen: Du hesch schiints früsch g'stickelet uf em Grind oobe!

Über Winter hat und nimmt der Rebmann Zeit, seinen Stickelbedarf sich selber zu beschaffen. Denn auch den ausgesägten Rebpfählen muß er doch die Kanten: d'Egge näh, damit ihm keine Schüpfe oder Spriiße i d'Hand fahri. Die ausgespaltenen Pfähle aber nimmt er uf e Zügstuehl und züügget sie mit dem Züügmässer. Mit dem Mässer oder Räbmutz macht er 'ne der Spitz, glettet er sie alsdann und nimmt er 'ne d'Egge.

Die Stickel werden zu je 50 Stück als ein Bürdeli zusammengebunden. Zwei Bürdeli geben eine Burdi. Nach solchen Burdi wird gehandelt: 1920 kostete eine 16 Franken.

Als Achsellasten werden die Bürden in den Rebberg verbracht, wo zwischen Hacket und Rüehret der Sticklet fällig wird. Solches stickele (alt: stiggele, S. 116) ist allerdings nicht für den Rebarbeiter, welchem trotz den als Händsche übergelegten alte Fürfüeß d'Händ usööd wehtüe, und der am Abend toodmüed fast wie no'm hacke die Ruhe sucht, wohl aber — für den Vorbeiwandernden ein Konzert wi käis anders. Wenigstens under am Wald links des Sees. Denn da brielet der Gugger. Sein weiches, durch die Ferne gedämpftes hwl hwl! hwl hwl! mischt sich eigenartig anmutend in das chläffele und chlingele, das als hundertstimmiger Chorus häll in die reine Luft hinaus erschallt.

Bloß i der Tröcheni nämlich darf das stickele vor sich gehen. Und eben vor Tröcheni chläffele oder töone müssen die vollkommen röösst (dürr) erhaltenen Pfähle. Der naß Stickel zieht niid, weil der zu seinem ordentlich tiefen iischloo gebrauchte einhändige (leichtere) Pickel (1791: das Stickelbiel) ab der Stirne abschlüpft (abschliift, abschlüüft, in Erl.: abglitscht). Der Stickel het denn nit Zuug; mi het e käis rächts Trääf, käi rächte Sträich.

Lieber auf einen Regen aber wartet man nach dem Läset, um auf dem müürber gewordenen Boden im Rootfall e chläi d'Stickel z'waggele und damit den Stickelzieijet sich in etwas z'erliechtere. Denn dieses Werk verhindert das fuule im Boden auf viele Jahre.

Z'äi'r Hand ergreift der kräftige Rebmann, z'bäidne Händ die zum weniger gewohnten Werk vielleicht mit Händschęch bewaffnete Frau einen Stickel um den andern, zieht ihn schön senkrecht uus und vereinigt ihn mit etwa zwei Dotze anderer zu 'mene Hüffli, svw. einem Aarvel. „Einen Arm voll" erhält man durch das zieh gäng füüf Reien abą u füüfe überą. Solch ein Hüffli bleibt links des Sees bis zum nächsten Stickelet auf nicht zu steilem Gelände liegen, durch einen am untern Ende zwärisch g'läite Stickel einigermaßen vom Boden abgehoben. Besser dient, wie rechts des Sees und früher auch zu Twann, statt dieser Unterlage ein aus zwei sich kreuzenden Pfählen errichtetes Böckli, Stickelböckli; und die größte Sorgfalt übt, wer die Bündel über Winter an eine Weinbergmauer aastellt.

Zu eigenartig malerischem Eindruck vereinigen sich im schneelosen Winter, wenn die geschnittenen Stöcke ihr eintöniges Schwarzgrau über die Gehänge hin breiten, mit den Weinbergmauern die Stickelhüffli und -böckli, wenn sie sich mit ihrem schimmernden Weißgrau vom Untergrund in zwangloser Regelmäßigkeit abheben. Reizend aber wirkt das Bild, wenn sonst abgeschmolzener Schnee noch auf diesen Hüffli sitzen bleibt und am sonnenhellen Tag wie ein Sternenheer dem Tagesgestirn entgegenzwitzert.

Beginnt der Sticklet oben im Weinberg, so foot mą hingäge z'underisch aa hefte, ostschweizerisch: Räbe binde, welschschweizerisch: relever und attacher. Hefterfraue verdienen damit um 1920 täglich Fr. 4. 50 neben voller Kost und Wein. Das hefte verrichten nun auch Kinder, sogar sechsjährige, mitunter sorglicher als Männer, denen daas z'weeni isch. Namentlich Schulmädchen aber verdingen sich als Heftermäitli oder -mäidschi zu großen Weinbergbesitzern, um da während eines drei- bis vierwüchige Heftet neben dem Unterhalt täglich 1 bis 3 Franken (um 1840: 4 Batzen) zu erwerben. Der eigenen Familie arbeitende Kinder rechnen wenigstens es Pär Schueh z'verdiene. Das setzt freilich ein äußerst fleißiges Auskaufen schöner Tage voraus; denn der Brotherr rechnet bei jeder Person auf die knappe Bewältigung eines halben Mannwerks im Tag; ein Pensum, welches sich leichter beim Erbrechen erfüllen läßt.

Landschülern ist übrigens dieser Erwerb um so eher möglich, da er größtenteils mit den Häiet-Ferie zusammenfällt, welche aber im Wiiland zu vierwöchigen Heftetferie verlängert werden

Aber nicht alle sich Meldenden sind brauchbar! Vor allem nicht die lämaaschige, lääie, pflęgmatische Lütli, denen das Arbeiten

in der Hitze e z'wideri Sach isch. Aber auch nicht die Strüeline und Schutzgatterine, die wie Zwiirbel im Arbeitsgebiet umg hüüstere. Wohl aber schaffigi Buursch, deren jedes an seinem Platz bei besonnener und anhaltender Hantierung sich under enandere riehrt. Denn häufig gilt es, bei gutem Wetter noch einen Abend für die Erledigung eines fernen Weinbergs auszukaufen, der sonst einen neuen kostbaren Tag verschnätzleti. Da muß man ein altes Gampeler Mütterchen hören, dem i de längste Daage das Tagewerk vom halbi sächsi am Morge bis am nüüni z'Nacht noch zu kurz war, und das, von der Dunkelheit der „dritten Stunde" überrascht, einmal ausrief: Bi'm Tüüfel häi di Tage nüüt meh daar! Oder eine Ligerzere, welcher der Kirchturm nüüt macht, weder äi Stund no der andere schloo, und die ihm endlich Schweigen gebietet: Eh du Chchäibe Tuurn, wost du's Muul halte!

Ja, d's heften isch e pressierigi Arbäit! „Wär nid am vieri, füüfi uufstäit, isch e Fuulhund. U vo Mittag mache isch doo käi Reed! Bloß zu rascher Mahlzeit zieht die Meisterin der Schurz ab u hänkt 'ng an e Stickel, für e chläi Schatte z'mache." So hieß es ehemals. Heute stellen sich d'Hefterlüt um 6 Uhr zum z'Morge ein. Nach dem z'Mittag giebt's wenigstens eine Stunde Rast, wie eine halbe zum z'Nüüni und z'Vieri. „Es war einmal", daß man unwiderbringlich kostbare Minuten auskaufte. Heute reglementiert man oft zehnfach wertvollere Arbeit.

Die Heftetferie sind also selber wieder e Schuel, und zwar eine ganz ausgezeichnete Schule des Fleißes, der Ausdauer und der Sorgfalt. Denn daas will öppis sääge (öppis häiße), in v'licht zwänz'g Mannert zu angfährt zwölfhundert Stöck die immer gleiche Arbeit verrichten. Da müssen die in ihrer strotzenden Saftfülle überaus zarten, zerbrechlichen und wi liecht vom Holz sich lösenden jungen Schösser, die, vielfach von Wind und Regenflut gepeitscht, wi Frammbeeridöörn über e Boden uus schnoogge, schön im Boge voruuf g'noo und an die Stickel g'heftet wärte. Dabei ist die Vorschrift zu befolgen: gäng z'ersch di chliinne Schößli aabinde, u dénn di große Schoß. Ganz chuurzi Stümpli aber, die nicht den Stickel erreichen, sind an größere Schosse zu heften. Sonst werden die Traubenansätze (Söömme) mit iibbunde und in ein Gewirr verwickelt, ohne daß sie, wie erforderlich, hilb häi. E g'heftete Stock soll der Fassón nqq uusg'seh wi n es Chuderbälli am Chunkelstäcke; oder besser g'säit: wi n e Lantärne — so „luftig" und durchsichtig.

So belehrten uns, den äxbräß e chläi ung'schichte Lehrbueb, als unvergeßliche Lehrmeisterinnen die zehn und acht Jahre zählenden Ligerzer Mädchen Martha und Fanny Andrey. Sie zeigten uns aber auch die Manipulationen des Heftens. Obwohl auf dem beigegebenen Bilde (S. 319) die Kleinere eben biischößlet, trägt doch auch sie, gleich der Größern, und wie heftende Männer und Frauen tun, das eigene Heftsüürtech. Das birgt in halboffenem Sack ein Bündelchen füechts Heftstrau, das die Sonne nicht uuströchchne und brüchig machen darf. Sust wurd d's Band uusspringe. Das geschätzteste Heftstroh ist Roggestrau, welches vor vollendeter Reife der (mit verwendeten) Ähri geschnitten ist. Größere Rebenbesitzer legten sonst etwa selber chliinni Roggenachcherli an; das meiste Material kommt jedoch durch Handel aus dem Jura, in besonders feiner und starker Qualität aus Couvet in 16 Zoll langen Heftschaube (1825). Auch die Einfuhr deckt indes den Bedarf so wenig, daß der Ersatz durch Binsen und andere längi Lische, besonders Fimmele gedeckt werden muß. Daher gäit mo go binse, und zwar (trotz alten Verboten) uf d'Insel, uf d's Inselrohr (den Heidenweg: Ins 24) ins Hagni- (Hagneck)moos, ins Deßmoos. Statt das Bins oder Bims sagt man auch Stöörzli; mi gäit go Stöörzli zieh. Diese Ersatzgräser sind nämlich steif und hert. Sie werden daher i chochchigem Wasser z'wäiche too und glimpfig g'macht. In ganze Brunnetröge voll Wasser erweicht man auch d'Roggehälm. — So erhält der Weinbauer, wie er in launiger Litotes etwa sagt, für den vorläufigen Bedarf (ähnlich wie Brot) Strau i d'Tischdrucke.

Für ein Tagewerk bemessen führt seine Frau im Bogechorb am Arm und im Chindswäägeli an der zum stooße freien Hand nach dem fernen Arbeitsplatz die ganze Ausrüstung mit, welche sie als „Sammelsurium" selber lustig detailliert: d'Äs^s^ruschtig im z'Imm^b^is^s^chratte u d'Gäntiine u chliini Chind u d's (Wiigäist-) Maschineli u Strou u chalte Gaffee un e warme Tschoope un e Schiirm für wenn's rääget.

Die Arbeit beginnt. An jedem Stock wird z'erst b'biischößlet, darnoo g'heftet. Wir entheben dem halb offenen Seckli vor unserm Schoß die Halme zu einem zwei- oder dreifachige Band und schlöö's um e Stickel und das zu heftende Schoß um. Die linke Hand hält der (Tw.) oder das (Li.) link Troom (Ende) fest, die rechte Hand der rächt (oder das rächte). Jetzt fahrt di rächti Hand über di linki, und diese drääit mit Blitzesschnelle dreimol derart um, daß

rechts aufwärts eine Schlause (e Lätsch), links abwärts ein Stumpe sich vorstreckt. Äi Mol um! zwei Mol um! D's Sacker Tunner, drei Mol um! belehrte ein Twanuer seine bessere, aber in der Weinbaukunst noch unbewanderte Hälfte. — Der Bins-Heftel sitzt, mi bringt na fast nümme n ab. Kinder machen ihre Vorübung in dieser Kunst a mene Stuehlbäi.

Das hefte findet noch seine Nachspiele in wiederholtem uufhefte anläßlich des oben besprochenen abbräche. So besonders um den Jakobsdaag und im Augste. Denn d's spritze tribt d'Schoß und macht ein immer erneutes uufhaa nötig. Die fremden Hesterleute kümmern sich indes nach vollendetem eigentlichem Heftet bloß noch um den obligaten Schlußakt, der im Wiiland das bedeutet, was im Buureland d'Heuete und d'Sichlete. Da gab es in guten Weinjahren Änd's Heftet Hefterchüechli. Pfannkuchenteig ward löffelweise in heißes Schmalz gesenkt und nach Maßgabe des Kunstsinns in aller Gattig Naturformen (Vögel u. dgl.) gebracht. Wo das chönne und vermöge noch weiter langte, ging's zu wi a der Fásnacht: G'habni Chüechli oder Chneubläte, Hasenöhrli, Schlüfferli, wenn nicht Fotzelschnitte, Ziibele-, Spinelz- oder Chrut- oder Späckchueche marschierten auf: Da äsfet, daß ech d'Ohre chläffele u waggele!



Studie von Anker

Weinbergschutz.

Feindliche Kleinlebewesen.

I.

Die Rebe ist eine urgesunde und urkräftige Pflanze. Und sie wird es unter echt winzerlicher Pflege erst recht in der Notlage, in welche vielfache Ungunst des Klimas und die einer jeden Edelpflanze aussäßigen Schmarotzer sie versetzen. Die erschreckende Zahl dieser letztern ist also kein Beweis für die vielfach behauptete „Entartung" der Rebe,[1] sondern ein Erweis von deren Zählebigkeit. Wie es für ihre intelligentesten Pfleger heißt: Viel Feind, viel Ehr! so für den Pflegling: Wo so vili chäme cho sueche, mueß vil z'finde sii.

Hat darum der Rebmann mit all der oben dargelegten Müei un Arbäit einen Weinberg z'wägb'broocht, der ihm einen wenigstens annehmbaren Herbst sichert, so hat er afa d's halbe g'macht. Der ander Halbtäil seiner Mühsale und Chöste besteht in der Bekämpfung zahlloser Feinde. Die haben, ohni öppis g'wäärchchet z'haa, sich langist u langist vor ihm an seinen Tisch gesetzt und bereits wenn's aafoot drücken u gruene, an Wurzel, Blatt und Fruchtansatz es schöns Läbe aafoo füehre. Und die gueti Triftig: die Gelegenheit zum Naschen des feinen Saftes in der strotzendsten Zellenfülle der edlen Weinpflanze nutze si uus! So ist denn der Weingärtner drauf angewiesen, mit der rächte Hand z'pflanze und mit der lingge z'wehre — wie einst die Israeliten[2] beim Neubau ihrer Mutterstadt in äi'r Hand die Maurerkelle, i der andere das Schwert führten. Das ist um so unerläßlicher, da gewisse Rebenkrankheiten sozusagen periodisch wiederkehren und jeweilen als „die Chrankhäit" die Sorgen der Winzerwelt auf sich konzentrieren. Sie können denn auch (wie der falsche Meltau tat) einen kleinen Ort, wie z. B. Schugg, um ene Mil'ione (Franken) schädigen. Daß sie daher dem Weinbauer nid im Büechli sii (wie ein Geschäftsfreund), leuchtet ein.

[1] OW. 23. 103. [2] Nehemia 4, 10 ff.

Aber er resiniert nüd (ne raisonne pas), sondern schwigt u läit e Hand aa mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß es öppis batti un öppis b'schieß. Je bindender dabei die allgemeine Verpflichtung zur Abhilfe, desto größer natürlich der Erfolg.

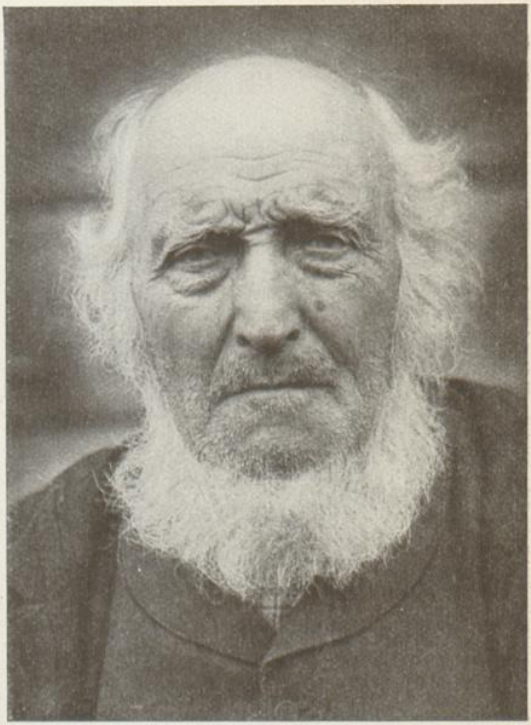
In eine erste Klasse fassen wir Krankheiten zusammen, die, wi's schiint, großenteils durch kundig angepaßte Weinstockpflege fernzuhalten sind. Alte und schlecht gedüngte Stöcke leiden gern am Bluestfall vor dem Fruchtansatz. In allzu lättigem (lehmhaltigem) Boden, in welchem wegen Undurchlässigkeit d's Wasser hocket, fuule d'Würze gärn, und leiden junge Anpflanzungen (besonders Amerikaner, s. u.) an der Chlorose oder Gälbsucht. Ein anderer Grund, bei dessen Unkenntnis die ersten Beobachter schmerzlich erstaunt riefen: d'Bletter si so gääl! liegt in der Rebenbehandlung bei nassem Wetter (S. 261 f.). Verschiedene Arten Trübelfüüli befallen die Trauben zur Lesezeit. Absichtlich herbeigeführt durch hinausgeschobene Lese ist allerdings die Edelfüüli z. B. beim Riesling (S. 286). Die durch brunnen Überzug der Beeren angezeigte Massenansiedlung von Weinhefepilzen fördert dann eine reichlichere Umwandlung von Zucker in Alkohol. E wüeste Gast dagegen ist als Weinverderber die eigentliche Füüli: die Grüen- oder Graufüüli. Der dahinter steckende Traubenschimmel (Botrytis cinerea)[3] befällt namentlich Elsäßertrauben vor em uusriffe derart, daß es im trochene Läset beim Bränten uusläärе zum stungge (beim moste, s. u.) von umherfliegenden Beerenfragmenten stübbt, wi wenn man Äschen uusläärti. Solche Fäulnis tritt namentlich bei anhaltig füechtem Wätter in nur zu mastigem Boden der Niederung ein, wo die Reife verzögert wird. Ausbrechen von Beeren fördert den Zutritt von Licht und Luft und damit gesundere Reife. Als schwaarzi Füüli (Blac rot)[4] beschreibt man die Physalospora Bodwelli, bei welcher die Beeren eerstes (zuerst) mit schwaarze Blööterli besetzt erscheinen, um denn darnócher hart, trocken, runzelig und schließlich faul zu werden.

In Tüscherz mit der Wirzefiili oder dem Verdäärbber (s. u.) identifiziert, bezeichnet sonst „der Sieder" eine Art Uuszehrig ganzer Pflanzen infolge überstandener schwächender Krankheiten, wie namentlich des falschen Meltaus (s. u.) oder mechanischer Schädigungen wie des Hagels. Besonders ungern sieht man den Sieder die Traubenkämme (d'Ggräät, S. 277) befallen und so den Saftstrom zu den Beeren hindern. Diese fallen unreif ab.

Als Sieder oder Brenner (Brönner) bezeichnete man 1776

[3] OW. 24, 240. [4] Vgl. Rott im schwz. Jb. 6, 1786.

und 1778 zu Twann eine Krankheit, welche bereits im Juli d'Räbe starch het mache z'gälbe (in Li.: z'gääle) und die Beeren zum rüüfe (S. 239; in Li.: rünne, rinne) brachte. Was übrig blieb, las man zu Landeron am 25. September. Es gab (wie auch zu Ligerz) einen schlechten, sauren Wein. Am 4. Juli 1779 aber sah man von den insgemein sehr groß und lang geratenen Trauben käis Beeri meh, zu Tüscherz und anderwärts bis an den See hinunter am 8. August bloß dann und wann es Grützeli (in Li.: es Grinzeli). Auch im Juli 1784 herrschte der Brönner.[5]



Adolf Dietrich, Landwirt in Gals

Aber welcher? Es gibt einen Rot- und einen Schwarzbrenner. D'Rääbe si so root! hieß es 1781 und neuerdings 1870 und 1883, als unter dem nun als Rootbrönner festgesetzten Namen ein Pilz unbekannter Gattung, oder vielleicht ein zusammengewürfeltes Heer von Miasmen die Reben ruinierte. Der Früjbergluft (S. 3) brachte als waarme Tröchchniluft (im Gegensatze zum kalten Abluft) über den See hin die verderblichen Moosdünste (Ins 102), welche am Rand des Mooses dem Weizen, den Bohnen, den Kürbissen hart zusetzten. Die Reben erfuhren die Schädigung derart und in dem Maße, daß d's Laub düür woorten isch, wi wenn d's Füür dartuur wäär; und di aarme Trüübeli si im Augste u Herbstmonat dog'hanget wi n e Schelm am Galge. Bezeichnenderweise fuhr dieser Brönnerluft schadlos über die Reben am linken Seeufer hinweg: de Räben a de Seemüürli het's nüüt

[5] Irlet.

'too. Dagegen ist der verderbliche Wind a den obere Müürli aa-'putscht und richtete dort um so empfindlicheren Schaden an. Nur die Elsiißer und Graaueli widerstanden ihm. Mit der Seelandsentsumpfung het der root Brönner unfg'höört g'haa, so daß dieses gewaltige Werk (Ins, S. 134 ff.) in dieser Beziehung auch dem Rebgelände für eine Weile zugute kam.[6] Allein, in den letzten Jahren ist der root Brönner wieder heftig aufgetreten.

Gleichzeitig mit dem durch spritzen im Meie verhütbaren Rotbrenner wurde 1781 im Mistelach der schwarz Brönner signalisiert.[7] Es ist dies der Pilz Sphaceloma ampelinum, der „Fläck“,[8] le noir anthracose, Acarus. Er betupft die Schosse, die Blätter und besonders die Beeren mit vertieften, schwarzbraunen Phünktli, Flecken oder Beulen. Die Blätter welken, d'Söömme chrümme sich und gehen, gleich dem wi Glas brüchigen Holz, halb oder ganz zugrunde. Die Ansteckung gilt als Geschenk des Albluft (S. 3), gleich wie man dem Föhn den Brand der Kirschbaumblätter zuschreibt, die Gelegenheitsursache mit dem Grund verwechselnd.

Handelt es sich hier wohl um einen der Rost- und Brandpilze, welche für sich eine Unterklasse der Fadenpilze ausmachen, so vereinigt man in der Bezeichnung Mucor Penicillum zwei Gattungsnamen aus der Unterklasse der Algenpilze. Mucor ist der Köpfchenschimmel, Penicillum crustaceum („Krustenpinselchen“) der Brotschimmel,[9] d's Graauen am Brot.

Als Mucor Penicillum aber, oder nunmehr Rosellinia necatrix, bezeichnet man den Wurzelschimmel oder den Verdäärbber, oder die Brächchi (Ins), le blanc oder le pourridié. Dieser dem falschen Meltau (s. u.) verwandte Algenpilz durchfeucht die Wurzeln namentlich der Gruebstöck (S. 310), macht sie brüchig und füült sie, so daß sie futsch gange. So macht er links des Sees 8% des Rebareals unproduktiv.

Wie Ölflecken uf eme Fließ- oder Flüüßblatt bildet diese Wurzelfäule inmitten eines Weinbergs einen Herd, welchen tootni Stöck kennzeichnen. Am Rand des Herdes aber werden die Holztriebe kürzer und schwächlich, die Traubenansätze arm, die Blätter klein und gelblich.[10] Nur minderwertige Sorten wie Graaueli, Gütsch und d's grob Root widerstehen dieser (nur mit Schwefelkohlenstoff zu bewältigenden) Krankheit.

---

[6] Albert Krebs; vgl. OW. 25, 137 ff.; 26, 152. [7] Irlet [8] Schwz. Id. 1, 1188. [9] Schmeil 372. 377; OW. 25, 247. [10] Näheres: Rebg. 1908, 44 ff.

II.

Herr, straf uns nicht in deinem Zorn!
Gedenk an deine Güte.
Den Weinstock und das liebe Korn
Uns gnädiglich behüte
Für Hagel, Frost, Sturmwind und Schlag,
Für Meltau, und was schaden mag
Den Früchten ingemeine.

So steht in Zollikofers Gebetbuch von 1691. Der Meltau erscheint aber bereits altdeutsch als militou, miltou („milchtou"), welches „grüenes loup machet toup.[1] Der graulich weiße, mehlähnliche Überzug auf Pflanzen im Sommer heißt mit einer bereits im Angelsächsischen vorgebildeten, amerikanisch englischen Form mildew[2] und danach frz. mildiou. „Der Mehlthaw", erklärt der gelehrte Colerus im 17. Jahrhundert, „ist ein Regen, so im scheinen der Sonne herunterfellet (fällt, fallt). Wenn die Tropfen des Regens von der Sonnen bescheinet werden, so zeucht die Sonne dem Regen seine natürliche Fruchtbarkeit, Jugend, Krafft vnd Wirckung oder animam (der Gäist) aus, und [es] bleibt nur ein scharff corpus, das eine sonderliche acredinem (Scheerffi), beißende, etzende vnd schädliche wirckung hat. Das fellet auff die früchte und verderbet sie also.

Es handelt sich bei dem rächte oder wahre Mältau, wie bei dem nachmals ihm entgegengesetzten faltsche Mältau (s. u.), um Pilze, die besonders den Blättern und Früchten zusetzen. Sie tun es, indem sie bei erstern durch die Spaltöffnungen der unterseitigen Oberhaut und durch die weiche Schwammschicht zum Gefäßbündel des Nerven- oder Aderwerks vordringen und weiter die Pallisadenschicht und die oberseitige Oberhaut durchfressen, um so den Saft der Zwischenzellräume ụụfz'ſuuge und das Blatt zu zerstören. Die aag'fräßnige Beeri aber zerplatzen (ſpringen ụụf).

Dieses wahre oder rächte Mältau, das sich gleich auch für d's nööchſt Johr vorzumelden liebt, greift vor allem die Spalierreben an; unter den Freilandpflanzen verfallen ihm am ehesten die Muskateller und grünen Sylvaner (Mụſchgidäller und Hanſibärger). In den Jahren 1850 bis 1855 verheerte es die ganze Ernte in Frankreich; die Twanner Reben litten unter ihm im August 1914 und 1916, die zu Erlach und Tschugg 1895. Warmes, trockenes Wetter und geschützte Lage sagen ihm besonders zu.

Es handelt sich bei ihm um einen der Schlauchpilze, zu deren großer Klasse einerseits die Moorchle und Trüffeln, aber auch die unentbehrliche Wein- und Bierhefe, anderseits das Mueterchorn des Roggens, der Schimmel oder Bart am graaue Brot, der Schorf der Apfel- und Birnbaumblätter gehören. Der Rebenmeltau aber ist deswegen

[1] Mhd. Wb. 3, 53. [2] Kluge 311 unter „Meltau" als einer zu gr. meli, l. mel, got. milith (Honigtau) gehörenden Form.

so gefürchtet, weil von seinem spinnhoppelenartigen Fadengeflecht Seitenzweige ausgehen, welche an ihrer Spitze unsichtbar kleine Söömmli (Sporen) abschnüren, die, durch den Wind verwääit, auf weitere Pflanzen flüüge. Der heutige Rebmann nennt diesen Pilz etwa den Äscherich (šš), weil er ausgelaugter Asche ähnlich sieht. Er kennt aber auch sehr wohl den Namen Oidium, weil er weiß, daß dieses vom englischen Gärtner Tucker erstmals 1845 beobachtete „Äierli" früher Oidium Tuckeri hieß. Unbekannt ist dem Rebmann nur, daß dieses bloß die ungeschlechtige Abart der Gattung und Art Uncinula necator (das „mörderische Höggli") ist, von der es auch eine geschlechtig sich vermehrende Abart gibt.[3]

Wie das Tau vom Himmel, „fällt" scheinbar wie ein weißer Schimmel urplötzlich auf Blätter und Früchte auch das faltsch Mältau. Es gehört, gleich einer der sechs Frankschen Härdöpfelchrankhäite, welche man als Phytophthora oder Peronospora infestans („verheerender Sporenstachel") bezeichnet, der Böndangße- oder Runggle- und Rooträätech-Chrankhäit P. Schachtii (Ins 216), der Manggold-, Spinetz- und Gartenmelde-Krankheit P. effusa ebenfalls zur Klasse der Fadenpilze, aber zur Unterklasse der Algenpilze. Diese bestehen aus einer einzigen, aber nicht sehr großen und sehr stark sich verzweigenden Zelle.[4] Die Sporen des faltsche Meeldau (Ins) oder Määltau (Tw.) überwintern im Innern der Räbbletter, welche vom herbstlichen Laubfall her am Bode ligge. Sind diese g'fuulet, so bringt feuchtwarme Witterung im Mai und Anfang Juni die Wintersporen zum uusschloo. Kleine bewegliche Schwärmsporen flüüge auf die frischen Triebe und Blätter nagch am Bode. Dort haften sie vom Mai an 15 bis 18 Tage (dann aber wi speeter wi minder lang) noch unschädlich und können durch spritze (s. u.) vertilgt werden. Unterbleibt dies, so schwemmt der nächste warme Regen sie auch under a d'Bletter, und dénn het's g'fählt! Die Schwärmsporen hocken ab an den Spaltöffnungen und senden Keimschläuche in das Innere des Blattes, dessen Säfte sie behaglich uusfuuge.

Im Gegensatze zum Oidium gedeiht also dieser Pilz besonders reichlich und sicher bei toppwarmer, schwüler Witterung nach Gewitterregen. Solche Schwüle wird begünstigt durch Räben im mastigen Uchrut und durch schlecht oder gar nicht erbrochene Reben, weil es da i der Täüffi (Tw.: Täiffi, Li. u. Erl.: Tieffi) e Dunst gibt, wo ewig nie trochnet. Eben wegen solchen raschen Trocknens

[3] Schmeil 373; OW. 22, 224. [4] S. d. Abbildung Schmeil 378; OW. 23, 183; 24, 26 ff.; 25, 96 ff.

chunnt d's faltsch Mältau nid a d'G'chääl und nicht so rasch an die Ränder der Weinberge. Es bleibt auch in dem glücklichen Falle fern, wo nach dem Gewitterregen 's hurti chuel (chüel) wirt, wohl gar ein tüchtiger kalter Luftzug dur d'Räbe fahrt. Seine Zeit sind also jene unheimlich schwülen Nächte, wo auf den S. 331 erwähnten Spaltöffnungen der Rebenblätter Millionen dieser Tüüfeli passe, um ihre Beute meuchlings zu überfallen. Der Seeanwohner sieht ein warnendes Anzeichen darin, daß der See fischelet, der Moosbutz daran, daß es uf em Mist Schwümm gi^{b}t und daß g^{l}só n en aartige, kuriose G'schmack (seltsamer Geruch) die Luft erfüllt. Dann wäiß der Inser, weß Lands und der Ligerzer, was Gattigs! Alle diese Vorzeichen erwahrten sich besonders verhängnisvoll an jenem drißigste Häümonat im Zääch^{n}i (am 30. Juli 1910). Weniger schlimm waren die Überfälle des 22. Mai 1907 und des 15. Mai 1905, schlimm genug dagegen auch die der letzten Achtz'ger Johr. Im Herbst 1884 waren die Blätter so gelb, daß Unerfahrne häi aafoo läse; i der Jakobstagwuche 1885 war die Krankheit drohend vorgerückt, und im August 1886 het si käis Blatt über g'loo. Man ersieht aus diesen Daten, wie die Seuche zunächst (wie aber auch wieder 1915) erst im Spätsommer auftrat, um nachmals in furchtbarer Verschärftheit bis in den Mai vorzurücken. Verfolgen läßt sich ihre Invasion bis in das Jahr 1870 zurück: eine Nachforschung, die freilich durch anfängliche Unkenntnis der Natur, der Bekämpfungsmittel und mangels scharfer Bezeichnung der Seuche erschwert ist. Kenner hoffen, daß auch diese nun bald ein halbes Jahrhundert dauernde Verheerung mit der Zeit ihre Kraft erschöpfen werde, wie der im Jahr 1845 so furchtbar auftretende Kartoffelpilz.

Einstweilen freilich ist der falsche Meltau noch immer „die Chrankhäit". Und seine Angriffe werden empfindlicher. Zunächst machte er sich verdächtig bemerkbar an den Biischösser, die man daher (auch schon zur Behinderung von Wunden und Saftfluß) nid früech gnue^{s} cha vernichte; ferner an den Gipfeltrieben und den abgeblühten Traubenansätzen. Nach dem energischen Ausbrechen der Beizähne wirft der Feind sich als Mildiou sur grappes völlig unbekämpfbar auf die Traubenkämme. Von den Blättern wandern die Pilze mitts i d'Gräät und durchfressen diese nach beiden Seiten, so daß infolge der Saftabsperrung die Beeren plump und schlampig, schwarz und innen faul werden, um schließlich abzufallen. Was noch geerntet werden kann, verschleppt dann die Pilze in den gepreßten Saft und vertüüflet d's Most, wie es 1915 wieder in Erlach geschehen ist. Vom Mark der

Kämme weg finden die Pilze aber auch den Weg bis i d's Holz, das sie ebenfalls verheerend durchsetzen.

III.

Die so dringend nötige Erforschung schon der pflanzlichen Weinverderber legte einem alten Erlacher Wirt den unwilligen Ausruf auf die Zunge: A ba! Wenn weniger Profässer wäri, so hätte mer minder Lüüs! Gerade die fleißigsten Weinbergschützer mögen zuweilen einmal kampfmüd innehalten, entsetzt vor den immer neu aus ungeahnter Tiefe auftauchenden Heeren von Feinden, die natürlich doch nur mit den von scharf vordringender Wissenschaft geliehenen Waffen zu bekämpfen sind.

Dies gilt in der Tat auch von den Lüüs und Wüürm, deren letztere in den Sommern 1776, 1779, 1780, 1790 in Gesellschaft des Brönner zu Twann die Traubenbeeren stark ertünneret häi. Der Kampf gegen solches Gelichter, welches durch Chääferkrankhäit, Obstbaumkrebs u. dgl. auch die Landwirtschaft schwer schädigt, ist wegen mangelnder Nötigung zu allgemeinem und gleichzeitigem Kampf in den zersplitterten Rebgütern außerordentlich erschwert. Zudem entzieht sich ihm der Insekt (Tw.; vgl. „der" Chäfer) durch seinen erstaunlichen Gägestand (in Gals für Widerstand) gegen Chelti, die in 26 cm tief gefrornem Boden noch bei 17° schadlos ertragen wird, und z. B. gegen den Schnee, der am 23./24. Mai 1908 doch d'Wäspi und anderes Gelichter 'töödt het. Dagegen erliegt ein ganzes Heer so winziger Schädlinge warmem Wasser.

Der fürchterlichste Würgengel der Rebgelände ist seit fünf Jahrzehnten die deutsche und die südfranzösische Räblüüs (Phylloxéra vastatrix, „verheerende Blattdürre") oder d'Fillóxęra, Filóxęra. Es ist dies, gleich der dem Apfelbaum zusetzenden, 1885 von den Böziger Oberschülern eigens scharf verfolgten Bluetlüüs, eine der Blattläuse und damit einer der Schnabelkerfen,[1] welche ihre gegliederten, zum stäche und süuge eingerichteten Rüssel mit den Stechborsten tief in weiche, saftige Pflanzenteile einbohren.[2] Sie sind verwandt mit den Tierläusen, den Grillen (z. B. Müühäime) und den Wanzen (Wäntele), z. B. den 1884 und eben jetzt wieder in der südfranzösischen Narbonne und da herum die jungen Amerikanerstöck heimsuchenden Traubenwanzen (Calcoris).[3] Diese scheußlichen Viicher vermehren sich so rasch, daß der Boden von ihren Massen ganz schwarz ist.

[1] Schmeil 394 mit Abbildung; OW. 22, 321. [2] Die Phylloxera. Von Dr. V. Fatio. Aarau, [2]1879. [3] „Anz. v. Saanen" 1884, 34.

Die Reblaus macht vier Verwandlungsstadien durch. Die d's ganz Johr duur auf den Wurzeln lebenden und durch krankhafte Anschwellungen (Chnuppe) sie funktionsunfähig machenden, flügellosen „Arbeiter" erzeugen die geflügelten „Legerinnen" oder „Ansiedler", welche zur Herbstzeit im überflogenen Weinberg unter die Blätter Eier legen. Aus diesen schlüffe die „Wiedererzeuger", deren Weibchen unter der Rinde des oberirdischen alten Holzes ihre Wintereier verbergen. Diese entwickeln sich im Frühling zu den „Urhebern", welche unter den Blättern Gallen erzeugen und bewohnen. Ihre zur Erde fallenden und zu den zarten neuen Wurzeln gelangenden „Abkömmlinge" beginnen aufs neue die viergliedrige Entwicklungskette.

Mit ihrer ungeheuren Vervielfältigung sind seit 1877 beide Ufergelände des Neuenburgersees und seit 1911 des Murtensees bedroht worden, und 1913 drang die Luus von Neuenstadt her bis in die Schaffiser Friese vor. Ende August 1917 entdeckte man sie under der Festi über Ligerz. 300 Stöck waren ergriffen. 1920 befiel die Reblaus zehn Mannwerke in der undere Roggete zu Tüscherz. Sofortiges Isolieren und Desinfizieren des befallenen Gebiets (s. u.) hinderte einstweilen ihren weitern Zug nach Osten. Da aber die Reben zwischen Neuenstadt und Biel allzu „schöön" in der Richtung des Westwindes liegen, auf dessen Flügeln sich die Insekten zu Millionen vorwärts tragen lassen, so ist die Gefahr weiterer Infizierung nicht ausgeschlossen. Zum Luftwege kommt obendrein der Weg under em Boden duur, in dessen Bereich ja die Wurzeln als Aufenthalt und Brutstätten des Ungeziefers liegen.

Kann der gänzlichen Verseuchung des Seelandes durch dieses Ungeziefer durch Hüehner, insbesondere aber auf dem Wege der Rekonstitution (s. u.) vorgebeugt werden, so ist der seeländische Weinbau seit langem, neuerdings besonders stark 1916 und 1917, einem andern Gezücht ausgeliefert, gegen das er vorderhand weder durch Verhütung noch durch radikale Bekämpfung aufzukommen weiß. Das ist der dem Rosenwickler und seiner in Akrobatenkünsten erfahrenen Raupe (Tortrix Bergmanniana)[4] verwandte Traubenwickler, Conchylis ambiguella, le cochylis. (Das gr.-lat. conchylium ist die Muschle, deren Gestalt die Larve annimmt; ein wenig zweifelhaft war die anfängliche Kenntnis des Tieres.) Es handelt sich um einen mit dem Apfel-, Pflaumen- und Erbsenwickler verwandten Nachtschmetterling.[5]

[4] Dr. Robert Stäger in „Natur und Technik" 41—46. [5] Zur Geschichte des Rebwurms. Aus dem französischen (Biel, 1847); Rebg. 1904, 36—52; OW. 23, 79. 151 ff. 194 ff. 239; 24, 22 ff. 170; Schmeil 346.

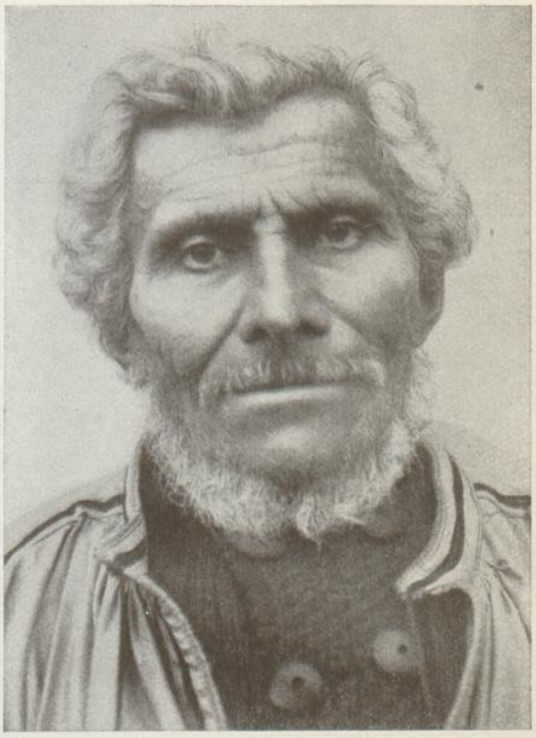
Dieser Räbwurm, oder einfach Wuurm, wie er sonst auch heißt, tritt während eines Jahres in zwei Generationen auf: als Heuwurm und als Suurwurm. Jede dieser Generationen („Bruten") macht alle vier Verwandlungsstadien durch als Ei, Raupe (Wurm), Larve, Schmetterling (Vögeli). Die Eier des Heuwurms werden nach Mitte April und im Mai uf d'Grappe (Traubenansätze) g'läit, die des Sauerwurms Ende Juli und anfangs August auf die Hüt der Traubenbeeren. Aus den mikroskopisch kleinen Äierli schlüpfen nach zehn bis zwölf Tagen die Raupen aus, um erstmals zwischen Anfang Juni und Anfang Juli, zweitmals im August und September als rächti Satane ihr Zerstörungswerk zu üben: eben als Heuwurm (zur Zeit des Heuet) und als Suurwurm (weil derselbe sich nun in unreifen Beeren gütlich tut, um höchstens eine kleine Ernte schlechten sauren Weins zu ermöglichen). Jener nistet sich in die Grappen ein, zieht mit den von ihm gesponnenen Sidefäde die erreichbaren Traubenblütchen immer näher an sich, bildet aus ihnen kleine, verworrene Büscheli und bringt sie zum Verwelken und doore. Dabei betätigt er sich als immer gewaltigerer Fresser. Endlich spinnt er, um sich zu verpuppen, sich in ein Näst ein aus ihm zunächst liegenden Blüten, wenn er nicht in den Spalt eines Stickels oder in die Rinde eines Rebstocks schlüft, oder ein Blattstück abrißt, es an einen Teil des Stockes hänkt und sich dri iiliiret.

Der Suurwurm dagegen bohrt durch ein Löchli, das durch einen schwarzblauen Fläcke chennbar wird, sich immer tiefer in ein Beeri, das er mitsannt de Chäärne ausfrißt, um eine leere und faule Hülle zu hinterlassen. Ein als Brüggli dienendes Sidefädeli trägt ihn zur nächsten und zu einer ganzen Anzahl weiterer Beeren fort. Begegnet es nun, daß auf einer einzigen dieser Trauben bis zehn dieser Sauerwürmer sich eingenistet haben, so ist der Ertrag der Ernte baalᵇ uusg'rächnet. Gegen Mitte und Ende September wird eine düürᵉi Hültsche oder ein Räbblatt, ein Stickelspalt, ein Stück Rinde oder d's Miesch vo menen alte Stock als Winterquartier für die Puppe hergerichtet. Ende Juli oder anfangs August flüügt d's Vögeli der ersten Generation uus, zu Ende April oder im Mai des Folgejahres der Schmetterling der zweiten „Brut". Die Männli tummeln sich während ihres kurzen Lebens flatternd im schönen Abenddunkel, im Zwielicht des Morgens, indes die Weibchen durch Eierablage ihre Häuslichkeit pflegen. Beiderlei Schmetterlinge messen mit ausgespannten Fäckli etwa 1 cm, so daß der dunkelfarbig g'chrützt oder aber äibindig Flügelstreif des eben darum auch Polychrosis botrana geheißenen Insekts

sich eben sichtbar von der silberig schimmernden Grundfarbe abhebt. Dies geschieht besonders deutlich, wenn die Motte, vom Liecht angezogen, um dasselbe ụmme schwiịrmet.[6]

Heu- und Sauerwurm haben 1904, 1916 und 1917 stellenweise den größten Teil der Ernte vernichtet: fụ̈tụ̈ụ̈ (kabụ̈t) g'macht.

Ein gewisses Vergnügen böte dem Rebmann, wenn er diesen nicht allzusehr schädigte, der Eumolpus vitis. Diesen Namen des griechischen Weinbau-Erfinders und Obstzüchters trägt der Blattfallkäfer, Weinstockfallkäfer, Schriịber (écrivain, gribouri) ironisch etwa so, wie die Maulwurfsgrille (Wääre) la jardinière, der Springwurm (s. u.) der „Weingärtner", wie der Albluft der „Brântetreeger" heißt, und wie der Heuwurm zur Heuerntezeit nach seiner Weise ebenfalls „heuet". Wie des letztern Spätsommergestalt als Sauerwurm Ursache wird, daß die von ihm übrig gelassenen Beeren wegen der schwarzen und dürren, den Saft auffaugenden Beerenreste nid moste, so ist der „Schreiber" ein in der Tat ebenfalls gefürchteter Weinschädiger. Die Raupe dieses Kerb-



Joh. Samuel Schwab, Schuhmacher, in Gais

[6] Zur Wurzel swer (rauschen, sausen) gehört sowohl „schwirren" (Kluge 421), wie mhd. (Wb. 2, 2, 814) swirbe swarp swurben (sich wirbelnd oder in verworrener Menge bewegen), und der danach gebildete Zwangssystemsansatz i schwiirme, mier schwäärme nach dem Typus „geben". Das Nhd. kennt hierfür bloß „schwärmen" als Denominativ aus „Schwarm". Als Stammrückbildung aber bezeichnet „Schwarm" in städtischer Schülerinnensprache den Gegenstand schwärmerischer Verehrung: der Lehrer so und so „ist mi Schwarm".

tieres benagt im Boden die Wurzeln, bis sie faulen, durchfurcht dann die befallenen Blätter in mehr oder weniger regelmäßigen Zügen und erinnert so im Namen an den Borkechäfer als Bostrychus „typographus“. Dann macht sie sich an die Trauben und bringt sie vor der Zeit dazu, luter z'wärte. Während aber der Borkenkäfer erst krankes Holz besiedelt, kann der „Schreiber“ eine Urhaab ungeheuren Schadens werden. So in den Frühjahren 1835 bis 1837, wie am 15. August des letztern Jahres die Rebgesellschaft konstatierte. Ihre Ausgeschossenen: Dr. Engel, Statthalter Burkhard und Pfarrer Lemp in Ligerz, setzten sich mit dem Regierungsrat Dr. Schneider (Ins 125 ff.) in Verbindung und bewirkten, daß der Gripouri-Wurm als Engerling der Noctua aquilina durch uufläse bekämpft werde. Zudem sollten Ärzte und Pfarrer das Insekt weiter studieren und speziell damit den Neuenstadter Schmetterlingskenner Coullerue, seines Berufs Zeichnungslehrer,[7] damit beauftragen.

Interessant ist das Benehmen des ausgebildeten Chäfer: bei der leisesten Berührung fallt er äxbräß auf den Boden, von dessen Farbe er sich kaum abhebt, und stellt sich muustood. Er gäit an es Chrugeli wi n en Igel u loot sich z'sämme wi n es Ärbsli.

Wi n e Pfiil schießt dagegen, und zwar zwecks unaufhörlicher Beobachtung des Feindes hindertsich, der kaum berührte Springwurm. Das ist die Raupe des mit herte (chrospelige) Flügeli begabten, dem Rebenstecher oder Bycticus betulae (L.)[8] nahe stehenden guldig grüene Brẽwattli oder Brãwattli, brewât (Landeron), attelabe, Atelabus betuleti: der Rüsselkäfer.[9] Das weibliche Güegli wird als cigareur zum Schädiger der Birken und der Reben, indem es die zur Eierablage ausersehenen jungen Blätter ansticht. So werden diese lampig (Li.) oder schlampig (welk), wi wenn d'Gäiße dri gsi wäri, und liire sich z'sämme wi ne Siggaare. Nur gehen die Windungen periodisch bald links, bald rechts um. Um solcher Schädigung willen heißt er im Waadtland ironisch le vñolā[10] (Weingärtner; vgl. S. 337). Die Gänge der Windungen aber führten zum Namen urbère, urbẽ (Bevaix), urbẽc (Grissach), orbet.[11]

Nach oben löffelartig eingerollt sehen die klein bleibenden Gutedel-Blättchen aus, welche vom Chruus oder der Chruus- oder Chrüüselchrankhäit befallen sind. In wahrscheinlicher Verbindung damit steht die Blattbrüüni (brunissure). Urheber ist der Court noué: ein der Weinblattmilbe (Phytoptus vitis, l'Erynose) ähnliches Tierli. Wegen

[7] Gefl. Mitteilung von Dr. Groß. [8] Fabre 1, 63—66. [9] Schwz. Id. 5, 1033 nach Stalder. [10] Gign. 9. [11] Weitere Namen: Bridel 179. 183. 399.

des weißlichen Überzugs an den untern Blattseiten und des chrüüselige Aussehens der Oberseite wird die Krankheit etwa mit dem falschen Meltau verwechselt.

IV.

Ein großer Teil der Rebenkrankheiten oder doch der Empfänglichkeit für solche wird in dem Maße verschwinden, wie eine wieder dem Landbau zugewandte wirtschaftliche Neuorientierung auch einer sorgfältigern und strenger berufsmäßigen Rebenarbeit zugute kommt.

Zur direkten Bekämpfung der fast unzähligen Weinbergfeinde hilft da und dort das Heranbringen feindlicher Konkurrenzpflanzen und -tiere. So scheint es, daß die in den Weinberg gepflanzten Tomate ein für die Rebläuse verderbliches Gift enthalten. Der noch im Anfangsstadium steckenden Traubenwicklerraupe aber würde das förmlich gezüchtete Gigetierli (Li.), Liebgottchalbeli (Ins) oder Annebääbeli (Tw.), Anneli der Chrieg mache.

Dieses Marienkäferchen heben Twanner Kinder auf die Zeigfingerspitze und laden es ein:

Annebääbeli, flüüg uuf,
Der lieb Gott tuet es Diirli uuf!

Ligerzer Kinder aber lassen es sich vom Finger ụf en Eermel laụffe und verabschieden es dann:

Gige-Gige-Tierli,
Flüg mer uf di höödhe Bäärge!
Froog em[1] Liebgott,
Was für Zit daß 's isch.
Wenn de uma chunnsch,
So giben der e große, große Bitz Brot
(Un e große Bitz Chääs).

Das Marienkäferchen ist ja auch ein wirksamer Bekämpfer der Blattläuse (s. im „Aarwangen") und damit auch noch eines Pilzes (Capnodium salicinum), der als Rußtau der Reben von Absonderungen der Blattläuse lebt[2] und also mit den Ampäiße vom „Ertrag" dieser „ihrer" Milchkühe sich nährt. Etwa wie Kalifornien durch Kultur der Ichneumonwespe seine Äpfel vor dem Codlingwickler rettet.

Andere Schädlinge wären flißiger, weder das[s] es g'scheht, durch unermüdetes Wegfangen der schädlichsten Individuen zu bekämpfen. Wie Kinder d'Chäfer als Meiechäfer (Ins: Mäiecheefer) in deren Flugjahren abschüttle un ụụfläääse, um damit d'Chäfer

[1] Vgl. S. 113. [2] OW. 24, 201 ff.

als deren Raupen brav mache z'mindere, sollte man durch Zerstören der Raupen dem Traubenwickler-Gezücht zu Leibe gehen. Ein französischer Vorschlag von 1847[3] lautet dahin, uusgänds Broochmonat oder iingänds Häümonat mit dem Uhrimacherzangli (Brüssell, bruxelles) die Grappen auf die S. 336 erwähnten Büscheli abzusuchen und die jetzt am sichersten erwischbaren Tierli z'verdrücke. Auch Tubackwasser z'spritze wird mehr und mehr empfohlen — jedenfalls wirksamer als die Fackle oder Cherze oder Lämpli, an deren Liecht doch nur die flatternden Schmetterlingsmännchen sich verbrönne. Auch mit dem riibe der Stöcke i der tootè Zit werden nur wenige Eier und Larven verwütscht.

Die hauptsächlichsten Kampfmittel liefert doch die Druggerii (so in alt Tw. für Drogerii, droguerie).[4]

Eine Anzahl derselben empfehlen sich als Bekämpfer mehrerer Krankheiten zugleich. So gegen die Reblaus und den Verderber die Renommée-Brühe und der mittelst eigener Pumpe im Boden verteilte Schwäfelchohlestoff. Schwefeläther und in heißem Wetter zu solchem verflüchtigter Schwäfel verschiedener Schwäfle (Schwefelarten), z. B. als Räbeschwäfel eigens g'mahle, zerstören ebenfalls eine Reihe pflanzlicher Schädlinge. Das schwäfle (in Li.: schwöfle, in Ins als schwööfle unterschieden vom schwärmerisch prahlenden schwääfle oder plagiere) mit der Schwäfelpumpe oder aus dem fein durchlässigen Seckli muß allerdings sowohl iigänds Mäie wie im zwäite Schutz (Safttrieb) des August geschehen. So wird die Kräuselkrankheit vertrieben. Die Gälbsucht der Amerikaner wird bekämpft durch schwefelsaures Eisen.

Dem falschen Meltau hoffnungslos überantwortet sind die einmal befallenen Traubenkämme. Dagegen lassen sich die Sporen, wenn sie bloß noch auf den Spaltöffnungen der Blattunterseite ihre Lauerposten besetzt halten, töödе. Dies geschieht mittels des Maagschen Pulvers, gewöhnlich jedoch mittels des Blausteins: des schwefelsauren Kupferoxyds (Chupfervideriol, Chupfer, Azurin). Wie dieses am b'bäizte Getreidekorn, am konservierten Holz u. dgl. die Miasmen tötet, so eben auch den falschen Meltau, aber freilich zugleich die zarten Gebilde der Rebenpflanze. Diese werden indes geschont, wenn man das Vitriol stark verdünneret und zugleich neutralisiert. Letzteres geschieht (zur Herstellung von Bordeaux-Brühe) mittels Chalch oder, weniger gesundheitsgefährlich und zugleich handlicher, mittels Soda (was die Burgunder-

[3] S. S. 338. [4] Drogue ist rom. doga (vgl. Strumpf = Stumpf) oder dogua aus arab. dowā oder dawā (materia medica). Seybold in der Z. f. dtsch. Wortf. 1909, 218.

brühe ergibt). Der oder die oder (in Li. u. Erl.:) das Soda[5] wird direkt aus einer Seifensiederei bezogen. Mit der Soda werden die gleicherweise als Chupferbitze erhältlichen Vitriol-Kristallstücke zu einer höchstens zweiprozentigen wässerigen Lösung verrüehrt. Sterchet träit nüüt ab und ist bei der Tüüri des Kupfers, welches ja Menschen statt Miasmen vernichten helfen muß, eine Verschwendung,[6] welche schon der vom Bund subventionierte G'staat nid tölet.

Zum Glück aber chostet ämmel d's Wasser gäng no nüüt, und verschiedene Gemeinwesen erleichtern sich sein massenweises Herschleppen. Die Erlacher errichteten eine gemeinsame Mischungsstelle, und Ligerz hat 1917 in seine hochgelegenen Reben drei Wasserleitungen vo der Festi abe geführt: bis nooch zur Chilche, vo Schäärnelz d's Täroo (terreau) ab bis zum (Dessenberg-) Stréészli, d's Rümbuu (rond bois) ab bis zum Bammerthüsli (Bannwarthäuschen). D'Chéste verteilen sich uf d'Mannert (Mannwerke).

Solche Transporterleichterung kommt auch dem neuerlich eingeführten Ersatz der genannten Brüejine[n] zugute: dem Peroxid als einem schwefelsaure Salze enthaltenden Abfallprodukt aus der Auerschen Fabrik von Gasglühlichtstrümpfen. Es enthält namentlich Cer, welches Pilze tötet.[7]

Sorgfältig also wird g'mischlet: für reduzierte Bordeauxbrühe 2 kg Vitriol, 2 kg Kalk und 100 l Wasser, bei längerem Stehenlassen mit etwas Zucker vor dem schäide bewahrt; für Kupfersodalösung 2 kg Vitriol, 2 bis 3 kg Soda, 500 g Ammoniak, 100 l Wasser und etwas Zucker. In ersteres Spritzwasser getauchtes Probierbapiir (Phenolphtaleinpapier, blaues Lakmuspapier) wird rooseroot, wenn die Lösung die richtige ist. Die „richtige" allerdings auch noch, um einer in bespritzten Reben oder Kartoffeln arbeitenden Person, die mit ungewaschenen Händen ihren Imbiß genießt, einen langsamen Vergiftungstod zu bringen.

Bei 250 l der Lösung sind für die fünfmalige Bespritzung eines Mannwerks unerläßlich. Es chunnt uf daas aa, daß bi trochenem Wätter die Blattunterseiten und die Blüten mittelst feinster Verstäubung durch den Vertäiler am Kalíber (Wendrohr) des Pumpli schön

[5] Die Dreigeschlechtigkeit erklärt sich auch hier aus der adjektivischen Natur des Wortes: „Salidus" (salzig) ist das kohlensaure Natron, das man anfänglich den Sodaseen Ägyptens und den Strandpflanzen und Meeresalgen zumal Spaniens enthob. Das mit solidus vermengte Wort wurde spanisch und italienisch soda, Soda (Soodaa, frz. soude). Seiler 4, 323 nach Diez und Körting. [6] Nach Dr. Liechti töödt schon destilliertes Wasser, das durch eine Kupferröhre geleitet worden, den falschen Meltau. Neuenstädtische Praktiker dagegen fordern bis 6 % Kupfer. [7] OW. 26, 36 f. 209—213.

gliichlig mit einer lückenlosen Schicht überzogen werden. Ganz besonders d's erst Mool: um Mitte Mai, muß richtig gespritzt werden. Und wichtiger ist, daß die grünen Blätter, als daß der grasgrüen Huet des Spritzers den Löwenanteil abbekommen. No vor em Blüeijet hat eine zweite und dritte Bespritzung zu erfolgen, und nachher je nach em Wätter noch drei bis vier weitere; ja, d'Pflanzschuel (s. u.) spritzt nüün Mol.

So häufig nimmt demnach (zu Tschugg seit 1889) der Spritzer — da und dort ist es sogar eine unsagbar tapfere junge Frau, welche den Taglohn von Fr. 15 (ohne Zugabe) im Jahr 1921 nicht zu erschwingen vermag, hier wieder ein achtz'gjährige[r] Ligerzer — die eigens konstruierte Räbespritze auf dem Rücken. Die läär etwa 5 kg wiegende chupferigi Spritze faßt 20 bis 25 l der iischchalte Flüssigkeit, welche vollends beim gluntsche und uusepletsche durch den undicht schließenden Techchel den nicht mit eme Sack oder mit wollenem Tuchstück gesicherten Rügge durchkältet und mit langwieriger Rümaatis bedroht. Wie sollten namentlich die Ungewohnten am Abend nicht wie verreederet (gerädert) das Gerät ablegen! Denn auch seine Handhabung ist mühsam. Das gleichmäßig rasche bumpe mit der lingge (neu Tw.: linke) Hand und die Führung des 80 bis 90 cm langen Kaliber[8] under de Bletter duur ist eine beträchtliche Kraftprobe. Erleichtert wurde solche ohne Zweifel durch jenen Zuruf eines Bözingers an seinen Sohn, der in beträchtlicher Ferne seine Spritze leergepumpt hatte und neue Füllung verlangte: Lauf numa mit dem Pumpli e chläi dartuur (durch die Rebstöcke), es isch grád e chläi guet. So guet ungefähr wie die „Arbeit" des auf 8 Bürostunden sich dingen lassenden Neulings im Rebwerk, der beim ersten Erklingen des Sechsuhrschlages die noch halbgefüllte Brente mit dem Inhalt, der fast nid z'erzahlen ist, einfach an Ort und Stelle, wo ner grad steit, uusläärt, um Firoobe z'mache. Gleich dem frischgebackenen Maurergesellen, der zur selben Minute mit dem halben Gefäß voll kostbarer Zementlösung den Standort seiner Füße bepflastert, um seinen „Standpunkt" zu dokumentieren.

Der echte Rebmann nimmt es schon schwerer. Die „Schweinerei" des Spritzens als Notwehr betrachtend, legt er seinen ganzen Berufernst darein. Ihm erscheinen, da leider das Spritzen bis zur Stunde nicht obligatorisch ist, diese Sommerfeldzüge gegen einen der gefürchtetsten

[8] Also das Rohr selbst statt seiner Öffnungsweite. (Gr. kálopūs, „Holzfuß", Schuhleisten, dann Gußform wurde arab. quālib, Gußmodell, romanisch calibo, span. frz. calibre.) Seil. 4, 62 f.

Rebenfeinde als eine um so achtungswertere Verteidigung heimischen Guts. Und kein noblerer Rebbauernstolz läßt sich denken als der des Halbmillionärs, der heute als Delegierter eine vornehme Versammlung besucht und morgen seine Reben bespritzt. Als Abgeordneten häi si ng uuse g'hoornet („ausgeschossen", in den „Ausschuß" gewählt), und wie einem gebornen Raatsheer sitzen ihm der in Gold gefaßte Nasechlemmer, der sauber gebürstete Schéwioo (cheviot)-Rock, der gesamte G'staat u Wix. Und z'moorderisch am füüfi reiht er sich dem Heerzug an, der nach fernem Weinberg durch die gepflasterten Dorfgassen schreitet. Wie des alten Feindebezwingers Habersack sitzt heute das



Rebenspritze

Pumpli auf dem behäbig breiten Rücken des „Blaauhüsler", wie der zum G'spaß auf seinen Hut und Anzug Weisende in drolligem Vergleich mit dem Korrektionshausinsaßen sich selber benennt. Und als „Blaaumacher" parallelisiert er sich mit dem Montagsmüßiggänger und Wirtshaushelden. Denn blaau macht er ja heute wieder in angestrengter Arbeit ein ganzes großes Weinbergsrevier, damit es nach reinigendem Regenguß wieder in sommerlich sonnigem Grün erstrahle.

Reblausgefahr und Rekonstitution.

I.

Mänger Gattig unlieplichi Begleitumstände mit in den Kauf nehmend, vermag also doch der Räbmą über die meisten Weinberg-

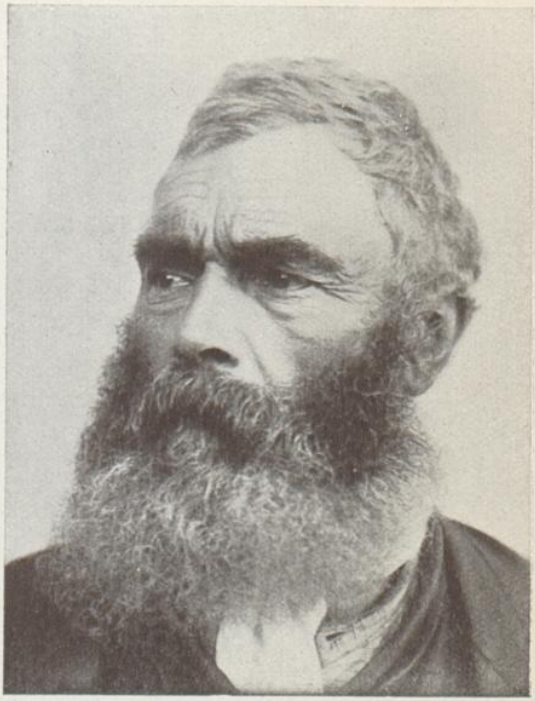
feinde sich Mäister z'mache. Nicht über alle. Bloß mit dem zweischneidigen Schwert von Mitteln, welche zugleich d'Räbe töödе, läßt sich die Räblüüs direkt i d's Läbige choo. Sollte (was dank energischer Vorbeugung nicht zu fürchten ist) dieses von den Gestaden des Neuenburger- und Murtensees bis ins Tüscherzer Gebiet vorgedrungene und seit 1920 auch das Erlacher Gelände bedrohende Insekt seinen Verheerungszug noch weiter ostwärts fortsetzen, so müßte wohl auch die praktisch denkende Nüchternheit des deutschen Seeländers in die anfängliche Verzweiflung seines welschen Berufsgenossen umschlagen. Konnte doch selbst das schöne Schübeli Gält, welches der Bund und die Weinbaukantone an das vertriibe des wüeste Gast wandten, zu nichts weiterem führen als zur Umspannung der aag'steckti Stöck auf fünf Meter Distanz mit ere Schnuer, üüsdrääie und verbrenne dieser Stöcke, Desinfektion des Bodens mittelst Schwefelkohlenstoff, Entschädigung für die hange"ti Äärn und Zahlung von 30 Rappen für jeden g'chehrte und mit Amerikaner neu bepflanzten Quadratmeter.

Man tat aber ein weiteres zu wenigstens indirekter Bekämpfung des Schädlings. Zunächst zum gründlichen Studium vo si'm Wäse im mundartlichen Sinn dieses Wortes: seiner Natur und seiner Wirkungsart. Die Berner Regierung wählte 1899 einen „Oberlüüser", amtlich allerdings: Räblüüskommissär (Fritz Cosandier in Schaffis), erließ 1907 das auf Eindämmung der Seuche abzielende Räblüüsg'setz und het zähetüüsig Franke erchennt als Jahresbeitrag an die Vorbeugungskosten. Aber mehr: man schritt zur versuchsweisen Rekonstitution. Dieser in so kurzer Zeit jedem Rebmann geläufig gewordene Ausdruck bedeutet die „Wiederherstellung" eines gegen die Reblaus widerstandsfähigen Rebenbestandes. Es handelte sich also um die Einführung fremder Rebsorten und um die Frage: wohär näh? (Wo näh u nid stähle?)

Unser Erdteil bezieht seit langem aus Amerika Zierreben in 13 Arten, welche außer der Vitis Labrusca[1] sich sämtlich als reblausfest erwiesen haben. Das wies den Weg, auf welchem die neue Welt, die uns neben ihrem Danaergeschenk des falschen Meltaus just die Reblaus zugesandt,[2] auch kampffähige Stöck chönn zuehaa. Es war Frankriich, das nach jahrelangen, außerordentlich verdienstvollen Studien Amerikanerräbe heranzüchtete, wie die glatti Riparia de Montpellier, die ganz besonders zur Anzucht geeignete Riparia rupestris,

[1] Hehn 6, 502. [2] OW. 23, 103.

Mourvèdre (Mürweder) usw. usw.[3] In Twann gründete unter besonders hingebender Mitwirkung des Twanner Sekundarlehrers (nunmehrigen eidgenössischen Lebensmittelinspektors) Schwab-Engel die Räbg'sellschaft (S. 224 f.) 1902 die Versuchsstation für amerikanische Reben und unterstellte sie der Leitung des bis 1907 in Twann, seither als Schaffner der Stadt-Bärner-Räbe (S. 214 f.) in Neuenstadt wohnenden Eduard Louis-Ballif von Ligerz.[4] Mit staatlicher Hilfe erstand 1906 am Platze des Rueff-Schiirli oder des Brennhittli und als Ersatz eines verlassenen Üürler- (iirler-, Uhrenmacher-) Atelier das von Franz Hirt in Tüscherz gebaute Propfhaus. In dieser Räbschuel wird im Frühling das amerikanische Blindholz veredelt und verschult. Die Räumlichkeiten sind für eine Maximalleistung von dreihundertduusig Veredlungen eingerichtet. Diese kommen vorderhand in die beiden Pflanzschuele „Moosgaarte" (die Umgebung des Pfropfhauses in Twann) und (seit 1903) „Bégiine" (S. 205, im ligerzischen Kleintwann), wo etwa 40% gragte.



Numa Meister, Landwirt im Moos bei Gampelen

Von Anstalten lernend, die ihrq wit voor sii, betreibt die Twanner Räbschuel Studien und erteilt die Belehrungen hauptsächlich nach vier Richtungen hin.

Zunächst frogt si: Welche Vorteile bieten die Amerikaner

[3] Näheres im Manuel du Viticulteur von der Versuchsstation Auvernier (Neuchâtel 1907) 7 ff. [4] Ihm verdanken wir die sachliche Zuverlässigkeit dieses Abschnitts, wie auch vielfache sonstige Belehrung.

überhaupt? Die Frage bezieht sich natürlich nicht auf Wildlinge, die, wie die Drahtspaliere im bisherigen Twanner Holzfäld zeigen, nu̇mme holze und für das beständige erbräche (S. 318) und u̇ufbinde vil Zit nähmme. Aber die Frage het Aazu̇ug u̇f die Unterlagen (porte-greffes) für geeignete Edelreiser, die dem veredelten Pflänzling den speziellen Charakter ihrer Sorte mitteilen, während der Wildling ein gegen die Reblaus widerstandsfähiges Wurzelsystem bildet.

Für falschen Meltau dagegen sind die Amerikaner mit ihrer raschwüchsigen, daher porösen, fläischige und wässerige, brüetige Natur nicht weniger empfindlich als die einheimischen Reben.

Meltaufeste Amerikaner, die zugleich erheblich große und angenehm schmeckende Trauben liefern, harren noch der Herauszüchtung.[5] Dagegen bietet sich schon jetzt der Vorteil, daß man dem Amerikaner meh taarf laade. Er erträgt, ja fordert, um nicht im äigete Saft z'erstickе oder bloß i d's Laub z'stoße, vier bis fi̇be Zäpfe (S. 312). Er liefert demgemäß reiche Ernten.

Aber weeli Blindholzsorten ertragen solche Ausnützung, und wi lang? Und welche Bodenart sagt der oder der Sorte zu? Das ist alles erst no z'probiere. Ebenso das Maß, in welchem die Triebkraft z. B. eines Murweder sich durch Veredlung bändigen lasse.

Ferner ist z'frooge: Welche Edelreiser lassen sich aufpfropfen? Gewiß vor allem der Chlepfer-Gutedel und der chli̇i̇n Burgunder, Hansibärger, Mu̇schgidäller, Dóggeier. Die meisten der gepfropften Sorten zeigen dickere, chreftigeri Schösser.

II.

Wie nun vollzieht sich die Veredlung? Wie der ganze ihr nachfolgende Teil der Rekonstiduzion? Das lernen wir am besten, wenn wir im Meerze und Abrelle der Pfropfanstalt Besuche machen und über die ganze frostfreie Zeit hin u har in die Pflanzschuele i̇i̇ne gi̇ggele.

Zunächst luege mer zue, wie ein Schuljunge aus amerikanischem Blindholz etwa 30 cm lange Si̇i̇schee (sujets, Unterlagen, Undersätz) schni̇i̇det. Ein anderer Schuljunge schneidet die Edelreiser (greffons, im untern Nidwaldamt: Greiff)[1] auf je äis Auge. Die so zugeschnittenen Rebhölzer werden — natürlich arpaartig — vor die Zweier (die mit der Kopulation, s. u., Betrauten) hi̇i g'läit. Geht diesen das Holz aus, so rieffe sie geschäftsmäßig kurz: sujets! greffons! Je ein sujet und ein greffon von rasch zusammengesuchter gli̇i̇cher

[5] OW. 23, 104; 25, 99.

[1] Vgl. graphium (griffelähnliches Pfropfreis) und greffe.

Dicki werden mittelst des englischen Zungenschnitts[2] z'sämmeg'steckt. Die Zingli werden so stark gemacht, daß die Veredlungen fest halten ('s häi), ohne daß das früher angewandte verbinde mit Raffia (=Bast) mehr nötig wird. Um so erforderlicher ist dann freilich die nachmalige Behandlung der diffisile Dinger mit sidige Fingere.

Bei einiger Fertigkeit bringt ein Zweier im Tag bis zweitusig Veredlungen z'wääg, ein geübter dreitusig u nó meh. In den ersten Tagen werden allerdings die Finger durch Ermüdung und Schmerz ziemlich starch hääreg'noo.

Ein Aufzug befördert die Veredlungen in den Vortreibraum. Dieser liegt etwa 1 m unter der Erdoberfläche (im Boden under). Hier werden die Veredlungen 'zellt und in stehenden Kisten mit fiechtem Sagmähl iig'läit. A'só 'ne Chiste faßt, je nach der Dicki des Rebholzes, 1200 bis 2400 Veredlungen.

Nachdem eine Kiste angefüllt ist, wird der (die Stirnwand bildende) Techchel eingeschoben und die Kiste umg'läit. So kommen die Veredlungen aus der ligglige in die ständligi Position. Nun wird die Kiste samt ihrem Inhalt starch g'netzt (durchnäßt), zur Verhütung von Schimmel (gäge d's graaue) mit Kohlenstaub bestreut und endlich mit Sägemehl zugedeckt. Darauf wird von neuem Wasser zugegossen.

Die so behandelten Kisten werden im Vortreiberaum aufgeschichtet, und das Vortreiben kann beginnen: vierzäche Daag gäb mą dänkt z'setze. Diese vierzehn Tage sollen sich so verteilen: 2 Tage zum Erwärmen auf 20 bis 25° C., 10 Tage zum Verharren in dieser Weermi, 2 Tage zum abchüele auf die Außentemperatur. Während dieser zwo Wuche sind die Veredlungen gewöhnlich 2 bis 4 cm läng gschosse; die Veredlungsstelle aber ist durch ein weißes Kallusbändchen überdeckt (iberwället).

Das setze richtet mą in der Regel uf uusgänds Abrelle oder iingänds Mäie. Die Pflanzschuele" wurden aber vor jeglicher Aufnahme der Setzlig mittelst Schwefelkohlenstoff desinfiziert, bis der Verdeerber (Wurzelschimmel, S. 330) druus gsi isch.

Zum setze wird eine Linie um die andere in einem Abstand von 40 bis 50 cm trassiert und bepflanzt. Die geißfußartig auslaufende Setzgable (fourchette) bringt Setzlig um Setzlig, so fiifferli und doch so beförderlich als möglich am underiste Chnopf ergriffen, in den Boden. Die Pflänzchen werden hierauf mit Wasser stark angeschwemmt und liecht mit Sand d'deckt. Letztere Maßnahme schützt die greffons vor Beschädigung durch Steine, harte kleine Schollen u. dgl.

[2] Vgl. Manuel 40 ff

Zuletzt folgt eine Bedeckung mit Häärt. Alle Pflanzarbeit wird uf daarg'läite Lade ausgeführt, um den Boden vor em fest-trappe und vor Schuhabdrücken zu bewahren.

Die zum Schluß mit dem ganz liechte Haueli gezogenen Wälmli müssen im Spätherbst für einen Augenblick wieder uftoo werden, um die Pflänzlinge z'baarte (S. 308): der Wurzeltriebe zu entledigen, welche die Edelreispartie unerwünscht aasetzt.

Die Veredlungen kommen gewöhnlich schon als jährigi zum Verpflanzen in die zuvor sorgfältig g'chehrte (rigolten) Versuechsfälder. Die Räbkummission überwacht, so wit si chaa, deren richtige Pflege und Reinhaltung sowohl von Gjätt wie von Zwischenpflanzungen. Das Meiste und Beste müssen freilich das Geschick und der gute Wille der neuen Eigner selber tun. Sie erzielen damit nicht nur reblaussichere Stöck, sondern auch solche mit kräftigerem und leistungsfähigerem Wurzelwerk, sowie stattlicherem und reicher verzweigtem Wuchs der oberirdischen Teile.[3]

Weinbergplünderung und Rebhut.

I.

D's Wäspi aus dem Kerfenreiche, sowie der Schnägge, zumal die Weinbergschnecke aus der Molluskenwelt führen über zu Weinbergschädigern höherer Tierklassen. Da sind zunächst eine Anzahl Fäcketreeger aufs Korn zu nehmen. Als diebisches Räbehuen deutete man sehr unsachlich das Räbhuen.[1] Auf gueti Triftig lauern dagegen der Räckoltervogel (die Wachholderdrossel), der Herevogel (Eichelhäher), der Chrääi oder Gaagger. Wie überall, meldet sich der Spatzg. (Vgl. Platzg, Plitzg in alter Sprache.) Aber wie erst, wenn dem d'Staaren iisetze oder iihänke! Der Rinderstaar schloot mit de Fäcke Trauben ab, um gemächlich Beere um Beere abzupicken (altseeländisch: abz'bigge), wie Kinder vom Strauch Chroosle usw. bicke. Aus nahen Gebüschen aber flattern in erspähten Augenblicken der Stille Amsle heran, um als windigi Bursche just die auserlesensten Früchte anzufressen. Daß no niemmer dra d'däukt het, in einer Art liberalster Gefangenschaft sich das herrliche Geflöte dieses Ersatzes der Nachtigall zu sichern, ohne es mit dem uverschantiste aller Raubzüge bezahlen zu müssen!

---

[3] Zur staatlichen Reblausbekämpfung: Gesetz vom 3. April 1922.

[1] Wahrscheinlich das „bunte" Huhn: russ. rjaboj, woher der Name rjabka. (Kluge 367.) Vgl. Goeldi 366 f.

Häimli fäiß schleicht der Igel sich an, um vielleicht seinem heißgeliebten und harmlosen Freund Reginhart (Reinhard, renard) z'ębchoo. Vor Fuchs und Dachs[2] sind die süßen Früchte an Waldes Rand nie sicher.

Die schlimmsten Trüübelschelme sind allerdings die zwäibäinige Herren der Schöpfung. Schon damit, daß sie auch Schädigungen bringen an Boden, Pflanzen, Einfriedigungen.

Alle diese höher organisierten, darum auch verwickeltere Kräftegruppen einsetzenden Eindringlinge in das so sauer erarbeitete Eigentum des Winzers muß dieser immer ausschließlicher der Abwehrkunst berufener Weinberghüter überantworten.

Schnäggen abläse lernt das kleine Kind, Wäspi vernichten durch Vernichtung ihrer Königinnen jeder Schulknabe; aber schon zum Fernhalten der Vogelschwärme, die ja unter gesetzlichem Schutze stehen, teilen sich die Gewalten. Wie vollends wehrt mą d'Dachse u d'Füchs ab, denen bloß der Jeeger den Krieg machen darf?

Unter den Vögeln scheut der Rebmann am wenigsten d'Chrääije. Gegenteils dienen sie ihm als Wätterprophete, indem sie ụf d'Stickel chämme (Ins: chöęme) cho abstelle, unverwandt i d's Wätterloch (den Creux du van für Ins, den Tschaafisbärg für Tw.) luege, u lụụse. Als Plünderer der Singvögelnester muß er sie gleichwohl verfolgen wie die gefährlichen Traubendiebe. G'chäälräbe werden unschwer durch Gaase (gaze) geschützt. Zweifelhafte Dienste leisten dagegen die Vogelg'schüüch (Popanzen), namentlich wenn etwa die durch Regen sperrig ausgebauschten Seitentaschen einer ụụstragene Chụtte von Spatzge als Einladung gedeutet werden, sich hier wohnlich einzurichten. Mehr nützen als weites Netz gespannte bąumwólligi Fäde. Doch d'Amsle schüüche auch diese nicht. Die schreckt man schon eher durch stinkigi Füürtüüfel (langsam fortschreitende Explosionen von Büchsebulver, das man naß verchnütscht hingestreut und aa'zụnte het). Fallen aber ganzi Schwäärm von Spatzen, Amseln und Staaren in die Weinberge ein, dass es schwarz wirt wi 'ne Wụlche, dem hilft nüüt als Füür gää, gäb si z'Bode chöme. Aber auch auf bloß schreckende Schütz hin empfehlen die Nündędię (die mit „sacré nom de Dieu" Verwünschten) sich bloß auf baldiges wider luege. Wenn ęre nid es baar am Bode ligge, so ist das durch Eintracht starke Feindesheer bald wieder da, und selbst ein großer Weinberg ist binnen kurzem Stübis u Rübis ụụs-

[2] Schmeil 66 f. und Tafel 7.

g'fräſſe. Erſt ein paniſcher Schrecken verſchüücht die mit lautem Gekrächze davon huſchenden Schwärme für die ganze Leſezeit.

Gegen g'luſtigi menſchliche Eindringlinge wird gleich zu Anfang der Traubenreife abb'ſchloſſe, vermacht. Döörn und Droht-g'flächt am offenen Heerweg, fern von dieſem mit Stacheldraht, umziehen die Eigentumsgrenzen. In Kalk eingelaſſene Glasſchiirbli hindern in welſchen Weinbergen das Überſteigen der Straßenmauern. Namentlich im Wiſtenlach aber ſchliirget mą Chalch, der im Stampfzüber unſchädlich ſich z'Bode ſetzt, an die exponierteſten Trauben.

II.

In all dieſen Selbſtverteidigungen wäre aber der einzelne hilflos, wenn nicht doch hier mit geſetzlicher Macht di ganzi G'mäin darhinder ſtiend. Solcher Schutz kam uf dää Wääg zuſtande, daß in der Nachahmung großſtädtiſcher Zünfte[1] auch Stedtli und Bauernſchaften während der Wirren des dreißigjährigen Krieges[2] zu gegenſeitigem Schutze ſich zſämmedoo häi. In den ſeeländiſchen Rebgebieten, die meiſt in den Händen geiſtlicher und weltlicher Herren lagen (S. 188 f.), legten ebenſolche Verbände einheimiſcher Rebbeſitzer Gält zſämme zu gegenſeitiger Wehrmanns-, Waiſen- und Armenunterſtützung und häi's i G'ſellſchaftsräben aag'läit. So die 1648 erſtmals erwähnten zu Ins. In dem Maße, wie die ortsfremden Beſitzer ihre Rebgüter an einheimiſche abtraten, erſtarkten dieſe Geſellſchaften bis zur faktiſchen Identifizierung mit den allmählig als politiſche Einheiten ſich herausbildenden Einwohnergemeinden. Dieſe verſammeln ſich daher im Seeland zu gewiſſen Zeiten als Räbgüeterg'mäine. Sie beſtellen auf eine Reihe von (etwa vier) Jahren die Räbekumiſſion und verhängen bei beginnender Traubenreife den Weinbergbann. Das mäint (das wott ſäge): das Verbot, eigene oder fremde Rebgebiete zu betreten unter Androhung von Bueß (in der Regel vo mene Füffränkler). Bloß für das bräche (S. 278) eigener Trauben und das Leſen i de Vorräbe (ſ. u.) wird in gewiſſen Stunden eine Ausnahme geſtattet, ſonſt ſi d'Räbe im Bann, im Baan, im Plan (Tw.) oder „i der Pahn" („Bahn"), wie auch anderwärts (z. B. um Bern vom Jagdbann ſprechend), das verdunkelte Wort umgedeutet wird. D'Baan gäit uuf: der Rebbann iſt aufgehoben (gleich einer Schranke). Die lange Reihe der letzten Mißjahre veranlaßte freilich z. B. in Twann und Ligerz zu ſtillſchweigender Unterlaſſung des Banns, ſoweit dieſer wenigſtens

[1] Vgl. Dr. A. Zeſiger in der BWW. 1912, 108 ff. [2] Mül. 187.

die Lesezeit betrifft: mi list jetz, we"n mą will. Ob spätere Reihen guter Jahre diesen Lesebann, diese „Herbstbähne" (1783) wieder bringen werden, steht dahin. Einstweilen gibt es, wo heute faktische wie früher (z. B. 1433 für den Ängelbärg)[3] förmliche „Bahn-Befreyung" statt hat, natürlich auch keine Aufhebung des Banns als Bewilligung des Erntebeginns. Es gibt keinen „außgehebten" (1730), „genommenen" (1790 u. ö.) Bann, keine „Reben Bahnnehmung" (um 1750), keinen „aufgethanen" (1732) oder „eröffneten Bann zum Läßet" (1776). Wie sonst, kann „Bann" auch hier den mit Bann belegten Bezirk bedeuten. So hat man am 25. Oktober 1821 zu Gampelen „angefangen Herbsten der erste Bahn auf der Seite gegen Gals".

Solche Aufhebung wie die vorgängige Auskündung des Banns: das verbiete oder vermache der Reben, wurden vormals durch öffentliche Ausrufer unter Trommelwirbel (ụụstrụmme) publiziert. Heute werden sie gleich andern örtlichen Bekanntmachungen durch den Dorfwäibel ụụsg'lütet, ụụsg'schällt, ụụs'tringelet.

Die Ausführung des Bannes ist undenkbar ohne Wacht. Die wurde früher als Ehrensache von Bụụresühn übernommen, die gegenseitig sich ablösten. Hützụdaag bestellt der Gemeinderat für die Zeit zwischen Traubenreife und Leset arpártigi (Ins: abártigi) Fäldhüeter. Je drei solche werden in Twann und in Ligerz aag'stellt. In diesen und andern ausschließlichen Rebgebieten heißen sie etwa Räbhirte oder Räbhüeter, teilen aber gewöhnlich mit dem Holz- (Wald-) Bannwart als Räb-Bannwarte sich in dessen Titel, der sich 1841 als „Bahnwart", 1825 als „Bannwärter" schrieb und welschschweizerisch zu brevard[4] wurde. Im Gegensatze zum staatlichen Waldbannwart aber bezeichnet er sich als Gemeindsbannwart. Den vollen Namen Bannwart hört man z. B. noch in Brüttelen und Gäserz, indes jüngere Inser und Erlacher vom Holz- und Räbbannercht oder bannęcht, ältere vom ebensolchen Bannęrch sprechen. Links des Sees gilt Bammęrt. Es liegt offenbare Anlehnung an die Formen für „Mannwerk" (S. 230) vor; nur die vollständige Parallelisierung mit dem enttonten Grundwort und dem von diesem infizierten Bestimmungswort ist unterblieben.

Jeder Twanner Rebhüter erhält nunmehr 9 Franken p'här Daag. Er wurde vor 1921 z'sämmethaft mit hundert Franken pro Herbst entlöhnt, aber (wenigstens uf em Bapịịr) mit Haftbarkeit für jeden Frevelschaden belegt. Früher zahlte die Gemeinde ihm vier Franken im Tag, legte aber, wie noch heute, die Kosten ratenweise als Räbetäll

[3] Schlafb. Tw. 54. [4] Vgl. M-L. 937; Favre 202.

auf die Rebgüter. Diese Telle wird nunmehr zu Twann als Bammertlohn (z. B. 1920 mit 20 Rp. per a) zugleich mit der Grundstüür von den Rebbesitzern erhoben. Ein Rebgut von 3½ Mannwerk zahlte noch um 1850 laut Verschreibung 2¼ Maß Wein und einen Kreuzer; das Tiirigerhuus (Thüringerhaus, S. 204) zu Tüscherz hatte 1840 60 Maß Wein und 15 Batzen zu entrichten. Laut Vorschrift von 1783 genossen die „Rebbahnwarten" das Vorrecht, z'erst z'läse. Fremde Besitzer großer Komplexe, wie z. B. der Buchsi- und Fraubrünne-Räbe (1824), wiesen zur Unterkunft am Platze bloßer offener Windschiirme (z. B. i den Egge der Dornreben, S. 182) kleine Gebäude an. So stand noch 1825 am Chapf die Bammerthitte oder das Bammerthüsli. Es hatte zur Umgebung die Hitteräbe, 1274: ze der Huton (S. 146), welche nordwärts von der Hitteflue begrenzt werden. Und das Ligerzer Schützenhaus steht auf der Bammerthüslisflue.

III.

Mit dem Schlapphut für schön u wüest und mit dem Stäcke (Ins: Stäck) zieht heute der Bannwart auf seinen nichts weniger als beneidenswerten „Posten", wenn die Verpflichtung zum steten lauffe so heißen darf. Häi d'Bammert scho aafaa lauffe? Und lauffe si? Haben die Rebhüter ihr Amt bereits angetreten? Und üben sie es? — Mit dem müeße g'lübde vor dem Regierungsstatthalter als Nachklang des landvögtlich verhängten Rebbannes steht in keinem Einklang der Respäkt städtischer Sonntagsbummler und selbst von Kindern, denen „gestohlene Wasser süß schmecken". Bedauern doch jene, wenn sie häi müeße füf Fränkli schwitze, bloß, daß sie wider das ängliste Gebot gesündigt und sich häi lo verwütsche. Und rufen letztere aus sicherer Ferne mit den entsprechenden Gebärden:

Räbbannech mit dem tüüre Huet,
Di Trüübel si gar tüüflisch guet!

Ein Nachklang aus früherer Zeit aber birgt sich im twannerischen Spottruf:

Bammert, Bammert mit dem Spieß,
Gäll, die Trübel si so süeß!

Nebst dem versteckt gehaltenen Sackg'wehr für auf raubende Vögel z'bulvere, und nebst dem Stäcke als Rudiment des Spieß trug nämlich der ehemalige Rebbannwart einen Respekt gebietenden Spieß erst als wirkliche Waffe, dann noch lange Zeit als stolzes Berufsinsigne. Ja, noch früher stand dem Mann ein Hund zur Seite; und mit dem Pfiffli konnte er so lut pfiffe, daß eine Twannerin beim

ersten Durchfahren des Eisenbahnzugs (1861) rief: Mi'r Läbtig han i no nie käi Bammęrt g'sjó g'chęęre pfiffe, wi di Máschine pfiffet het![1] Des Bannwarts Pfiff war also jederzeit weittragend genug, um zum Ergreifen eines Flüchtigen die nächsten Kollegen aaz'rüeffe: Häit 'nę (haltet ihn)!

Alte Vorschriften ergingen sich aufs genauste im regliere der Obliegenheiten eines Rebbannwarten. Hören wir, unter welchen Gedingen 1426 der Twingherr von Twann zum „behütten" seiner Reben einen „Banwart" zu Twann bestellte, die Rebenbesitzer von Twann ebenfalls einen, und die des eine Viertelstunde entfernten Weilers Wingreis („Wingrebs") einen dritten. Diese Abmachete fand statt anläßlich eines große G'richt von vornehmen Bernern, von Burgern zu Biel, Nidau und Büren zum Zwecke der Festsetzung der Twingrechte zu Twann.[2] Diese drei Bannwarte sollen, nachdem sie von jeder „Bursame" als „füglich" erfunden worden, von dem Twingherrn oder dessen Statthalter in Gelübd genommen werden mit einem gelehrten leiblichen Eid zu Gott



Helene Mürset, Twann

[1] Schwache Biegung neben starker: vgl. schwz. Id. 5, 1075 ff.; Gb. 488. 167, wo auch „g'singt" neben „g'sunge". [2] Schlafb. Tw. 3b; Pagans (handschriftliche) Beschreibung der Vogtei Nidau und des Tessenbergs, 1768. (Im Archiv der ökonomisch-gemeinnützigen Gesellschaft Bern.) Hiernach referierte der „Schweizer. Geschichtsforscher II (Bern, 1817) 308—312, und Grimm nahm dieses Referat auf in seine Weistümer (Göttingen, 1840) I 182 f.

und den Heiligen, die Reben zu hüten dem Armen wie dem Reichen, niemand zu Lieb noch zu Leid, keinen Dieb zu hehlen und sälber nit z'näh.

Das Faulende oder Abgehende ausgenommen, setzt der Twingherr oder dessen Statthalter den Läset fest. Das G'lääsne mueß der Bammert g'seh; und er soll als „Gezeuge" dienen, ob (wenn) der Twingherr ihm gehässig und feind wäre und die Abnahme nicht erlauben wollte. Widerhandelnde schulden 3 ℔ als Buße und die Tageslese zuhanden des Twingherrn.

Die Frevler soll der Bannwart fangen, die Nacht über im Schloß des Twingherrn hüten und z'moorndersist nach Nidau führen. Kann er das nicht, so hat er um Hilfe zu rufen. Wer dem Rufe nicht folgt, wird dreifach gestraft. Macht der Bannwart den Frevler leiblos (tood), so verliert er damit weder im Land noch in der Herrschaft sein Heimatrecht. Er sei aber vor des Getöteten Freunden auf der Hut.

Für Weindiebstähle über einem halben Sester waren die Bannwarte verantwortlich.

Über die Ausführung der Hut gab es weitläufige Vorschriften, aus denen wir hier (ohne aufdringliche Anführungszeichen) einige Ausdrücke wörtlich in unsere Inhaltsangabe einflechten:

Die Bannwardt söllend by ihrem Eydte in dhein (käi'r) haußröiche schlaffen. (Dafür 1628:[3] in keinem Geräukten Haus, welches g'räükt oder b'räükt, also bewohnt wird.)[3a] Wa sy der Schlaff angeth, da söllend sy ihr spieß zwüschen Ihr Arm vnd ein Kißling (Chislig = Stäi) vnder Ihr Haupt Leggen vnd Ihr schlaff also thun, vnd nach dem Schlaff vfstohn vnd hütten. Bedörffte auch ein (= der)[4] Twingherr eines Banwarts vff dem See vmb Fisch,- oder vmb Bottschafften gahn Nydauw oder gan Erlach, sölliche Bottschafft vnd Vert soll ein Banwart thun, doch alßo, daß er seinen g'sellen sag, daß sy dester bas hütten, vnd ouch by derselben tagzyt har wider kom, ob (wenn) er sein (officium) vsgericht habe.

Jeder Bannwart darf für sich drei Tage lang lesen. — Geluste auch die Banwart Trübel zeeßen, so mag ihr Jeglich drey Trübel in dem Nechsten stuck neben by im Nemmen, vnd deß Jahrs in dem (däm = diesem) stuck nüt mehr. Auf dem Hutweg angetroffene Birnen

[3] Tw. Schlafb. [3a] Der schwz. Gschforsch. (II 309) deutete diese Husröichi als Umkreis, innert dessen man den Rauch eines Hauses riechen mag. Vgl. jedoch (im schwz. Id. 6, 100, 805) die Hus-Räuchi und -Räuki als Wohnrecht im Wohnhaus und dieses letztere selbst. Auch der Zusammenhang fordert diese Deutung. [4] Ein so hervorragender Mann wie der Twingherr von Twann. Solenn wie „ein Eidgnossenschaft" u. dgl.

mag er dagegen eßen, so vill er will, vnd darzu Nemen als vill er In siner handt vor an syner brust getragen mag.[5] Wo Nußbäume sind, da jemand Sanfel (das Anfall- oder Überfall-Recht)[6] hätte, da mag der Bannwart sagen, daß er seinen Anfall (Überfall) hole.

Item näm ouch ein frömbder man an einem fürgang (im Vorbeigehen) Trübel vnd aber keinen sackete (vgl. i̯i̯sacke), den sollen die Banwardten nit pfänten, dann (sondern) ihn heißen fürbaß gahn vnd den rechten weg, ob (falls) er gejrret häte (veri̯i̯ret wär), weisen; aber einen heimschen mögent sy wol pfänden. Denne kähm ein Graff geritten vnd einem Banwart trübel hiesche (hiesch, vgl. g'heusche, šš),[7] der soll ihm sein hut vollen (vgl. die Hand „volle" = Hampfele) Trübel[8] geben, einem Ritter, was an dreyen Schoßen stath, einem Priester drey Trübel, einer Tragenden frouwen dem kindt ein Vndt ihra zwen (zwee) in der Nechsten reben by ihm, vnd deß Jahrs an dem stuck nit me.[9]

Sodane söllend die herren von Engelberg den dreyen Banwart eine pfiff (Pfi̯iffe) vnd einen hundt (Hund), [ferner] Jeglichem ein mahl gesotten vndt gebradtens, Neüwen vnd alten wein In dem herbst (Läset) zeßen vnd ze trinken geben.

Item so sol der, so den Hut [voll] Trübel[10] vff nimbt, ... den Twingherren vfnemmen guts, saurs vnd fauls an geuarde (ohne Gefährde, u̯u̯frächt u redlich) ... Der Hut soll auch in der maßen sein, daß ihn ein Banwart dem andern mit gestrecktem arm über ein gedörnten Zaun auß möge bieten.

Auch mag ein Banwart ze märkt (Määrit) faren vmb ein bar schu, doch daß er [als der] letzt[11] dahin vnd [als] der erst har wider sy.

---

[5] Vgl. I ma daas nit g'fergge; i ma nid g'choo, ma daas nid g'mache. (Meine Kräfte reichen nicht so weit.) Dagegen: I ma daas nid mache, i ma nid choo (ich habe keine Lust dazu). [6] Gschforsch. 2, 311; schwz. Id. 1, 738. Eine Agglutination wie en Ast = e Nast u. dgl. [7] Mhd. (Wb. 1, 425) ich eische und ich iesch, woneben aber ich eischete und ich habe geeischet (schwache Konjugation wie ahd. eiscôn sie fordert). Die starke Biegung ist wie z. B. die von „schreiben" analogistisch dem Typus „reiten" angeglichen. Im 13. Jhd. sodann trat, angezogen durch „heißen", h- vor das Verb. [8] Als Weßfall zu denken. [9] Vgl. den Artikel 49 der Ordnung für Landeron vom 22. September 1403: Si un chevalier ou un gentilhomme ou une femme enceinte errans par les chemins dedans le ban, désirent des raisons, en doivent demander au brévard; et s'il ne leur en veut donner, ils doivent entrer dans la vigne et iceux en prendre chacun plein son chapeau pour lui et son serviteur, et la femme tant comme enceinte elle peut en soutenir sur sa main devant elle. (Quartier 3, 339.) [10] Wieder Genitiv, wie „eine Kanne Wein[s], „es Glas Wii", wofür aber der alte Twanner es Glas voll Wii (es Chachcheli voll Gaffee u. dgl.) sagte. [11] Noch als Superlativ zum Beiwort „laß" (Kluge 288) gefühlt.

1628 erging das Verbot, vorm Herbst Trüblen ze brächen und ze rappen (rapple, S. 277), bei 4 ß Buße. Niemand soll dem rappen nachgahn."



Weinernte.

Leset.

I.



In genauer Zeitabgrenzung läßt unsere Sprache den Wein durch den Augste chochche, durch den Herbstmonat bragte, durch den Wiimonat zitige. So bestimmt konnte das alte Deutsch nicht reden. Ihm war unser Wiimonat (Oktober) der „Weinlesemonat": windumemânôt, windemânôt (aus lat. vin-dēmnia,[1] vendange, die ostschweizerisch-alemannische Wimmete, der Wimmet, Wümmet).[2] Er konnte aber in den mittelalterlichen herbest-mânôt hineinfallen, der eine Zeitlang alle Monate vom September bis zum Dezember umfaßte, und mußte später mit ihm zusammenfallen, da der „Herbstmonat" unsern Oktober bedeutete.[3] Dieser letztere alte Sinn stimmt denn auch zu dem des Wortes Herb-st als Zeit des „Pflückens" (carp-ĕre),[4] im Weinland speziell als Zeit der Weinlese, des Lääset, wohl mit Hilfe der Herbstschääri.

Noch herbstet man hier, spricht vom hüürige und fäärnderige Herbst, von der Zeit vor und nach Herbst, vom vollendeten (1795) und „vorhandenen" Herbst (1591), den der Rebmann no voorständs het, der auf den und den Tag fallt und an diesem Tage dinnen ist. Dann ist der „Rechtte" (1533) oder „vollkommene Herbst" (1533) da, an welchem die grundherrlichen Wiizinse entrichtet werden vom Herbst als Weinertrag, als Herbstraub, Raub, wie das Herbstbüechli oder Herbströdeli ihn verzeichnet. Verkäufe von Reben mit sannt dem Raub (Tw., Li.) oder Herbst (um Erl.) sind eine gewöhnliche Veräußerungsart.

[1] Vinum d-ēmere: Wein weg-nehmen. [2] Patoisformen: Gign. 26; Bridel 404. [3] Die verwickelte Bedeutungsgeschichte siehe im mhd. WB. 2, 2, 55 ff. [4] Walde 134; M-L. 1711 f.; Kluge 205.

Tatsächlich decken sich der heutige Wiimonat und der ehemalige Herbstmonat als der Oktober und damit als der Weinlesemonat in der Regel. Im Jahr 1825 wurde erst am 25. Oktober mit läsen aagfange; 1805 am 24.; 1481, 1743, 1785 am 21.; 1809 am 20.; 1783 schon am 2., weil die Trauben faulten. So geht es z'ruck in den September hinein: den 29. (im Jahr 1774), den 26. (1761), 25. (1807), 24. (1781). Auch in dem berühmten Weinjahr 1811 begann man den Leset zu Twann am 26., zu Ligerz am 25., zu Neuenstadt am 24. September, wie an letzterm Tag 1921 am See überhaupt. Ja, 1806 fing man am 10. an. Auch vom Jahr 1778 hieß es: Der Herbst überschleicht jedermann so, daß er bereits am 25. September beginnen muß.[5] Daran war das frühe riiffe (riffe) selbst der ganz spaatlochtige Trauben d'Schuld. Allein auch das „Leserfieber" kann, wie 1827, „auf einmal in die Leute fahren"[6] — sie chönne's fast nid erwarte, bis es ihm rückt — so daß sie gar noch g'mischleti Trüübel (reife und unreife) abrupfe. Das geschah z. B. am 24. August 1779 zu Twann. Und wenigstens zu Ligerz, erklärt die Rebgesellschaft,[7] hätte man in dem ebenfalls berühmten Weinjahr 1834 mit dem Leset besser noch einige Tage gewartet, da die Trauben an Güeti und Vili noch gewonnen hätten. Vollends „als Anno Elf gekeltert war", beichtete Rückerts weinender Trinker in herzbrechender Reue, was er z'gränne häig:



Daß wir zu früh gekeltert han,
Deß wein ich armer alter Mann.

(Nun, der wußte doch, was er oben abe g'schüttet het.)

Selten finden wir verzeichnet, wenn (wann) man isch fértig worte z'lääse. In Mißjahren heißt es auch hier: chuurzi Hoor si gliich bbüürstet. Sehr ergiebige Weinjahre dagegen können oder konnten doch auch bei Anstellung eines großen Leservolks bis drei Wuche duure. Und das gibt bei den Launen des Wetters e stränge Herbst! Denken wir an die Hitze und Wespenplage eines Leset, der in extremen Jahren wie 1637 am 29. August zu Aarberg Most[8] und 1610 am 7. September guet verjäsne Wii[9] zu trinken erlaubte. Denken wir umgekehrt an den 1. November 1860 und 1899 und ähnliche Lesertage, wo ma z'erst der Schnee mueß ab de Stöck schüttle, um zu den Trauben zu gelangen. Da tschuuderet's äi'm (einen)! Da möcht ma äberhutigi Tulpi- oder Tolpihändsche (bloß

[5] Irlet. [6] Ebd. [7] Am 11. August 1835. [8] Forer. [9] Taschb. 1900, 277.

für den Daumen gefingert) aalegge wi für i'n Wald, oder doch Fingerhändsche, wenn sie auch schließlich als Halbhändsche die vordern Fingergelenke frei geben, verbunden mit Händschli oder Mitli (mitaines).

Danach gestalten sich auch die Vor- und Nachspiele des eigentlichen Läset. Jedenfalls list ma gäng z'erst d's Roote, weil das meh im Abgang isch (eher fault). Früher (bis um 1890) gab es um Ins auch mit Lesefreiheit bedachte Vorräbe mit etwas früechere Trüübel. Ihr voor ewägg genommenes Lesen wird nun bloß ersetzt durch die Vorlese, Auslese, den Ausbruch oder das brächche, vor dem Leset unternommenes, alles aarüehre mit de Händ vermeidendes Auswählen und Pflücken besonders schöner und ausgereifter Chlepfer (S. 287), sowie anderer Brächtrüübel als Geschenke, Tafeltrauben oder Määrittrüübel. Solches voor ewägg lääse entbindet aber die Rebhüter (S. 352 f.) aller fernern verantwortlichen Aufsicht über das abgesuchte Stück.



Näh, was über blibt, d. h. was die Leserleute nid häi welle oder chönne finde, heißt rapple (grapiller, S. 277). Fleißige Rappler bringen mitunter eine ganz ansehnliche Rapplete heim — beträchtlicher sogar als der eigentliche Leset von g'fählte Johr in dem zu Lüscherz humoristisch als Rappetaal bezeichneten Rebberg. Frühere Zeiten gestatteten solche Nachlese als Gegenstück zum Ährenlesen im Getreidefeld. Da es aber zumal in städtischer Nähe zu einem zügellosen schnause oder schlüürme (Lü.), zu einer Schädigung von Stöcken und Mauern u. dgl. führt, ist nun alles rapple in fremden Weinbergen vo G'mains 'twäge verboten.

II.

Und wie nun vollzieht sich die Traubenlese? Vor allem durch möglichst viele Läserlüt. Denn bei der Ernte und Verarbeitung der Trauben größerer Rebgüter mueß es goo, wi d'Redli vo mene Zit in enand griffe. Das ist auch eine prächtige Gelegenheit für Schulkinder, nach Art der Hestermäitli (S. 323) e Batze z'verdiene: es Taglöhnli vo äim bis zu zwäine Fränkli (wie um 1820 von 3½ bis 8 Batzen) oder im Akkord es Feufi (Füüfi) für 4 Liter oder es Fränkli vom Züber voll, in schlechten Jahren: vom Mannert, geschnittener Trauben.

Namentlich Läsermäitli stellen sich aus dem ganzen weinlosen Seeland ein; heute auch ab em Dessebärg, dessen frühere Bewohner bloß für z'bättle sich zuechegloo häi.

Die Läserlüt bewaffneten sich vormals im voruus selber mit Schäärine oder (Räb-) Mutze für die zääche oder zääje Elsäßertraubenstiele; lieber nun doch mit handfesten hauige Mässer. Uus-g'lachet wird, wer einen schlechten Hegel, sogar eine Giige mitbringt, die (wie der Fidelbogen hin- und herfahrend) bloß sägt (Erl.: sągt) statt mit einem Hieb zu schneiden. (Es schlächts Mässer haut numme, was es g'seht.) In den Jolimontgegenden werden die Trauben stets mit dem Duummenagel abg'chlemmt.



Die Läser-G'schiirnli (Ins) für drii z'läse: d's Läserchübeli oder -züberli oder Chesseli finden die Witere (von ferne Gekommenen) am Ort; die vom Ort sälber bringen sie mit.

Und die letztern, namentlich Schuelmäitli und Schuelbuebe, werden natürlich doch z'erst aag'stellt. Man stellt sie unter die Führung einer längst bekannten und vertrauten Person aus Erwachsenen, die ebenfalls recht (in Ins: verfluecht oder gottsjämmerlich)[1] gern hälffe lääse.[2] Solche Führung ist ganz e Pflicht: sie ist frii, frei, frei e chlii (Erl.: frei e chläi) schwer. Gilt es doch, Oornig z'haa, ohne den Kleinen d'Fräüd z'verdeerbbe. Die si jo scho langisch uuf'gumpet und um enandere (Tw.: um enand) g'rennt wi nid g'schiid u häi das Kunzärt aag'stimmt: Hüderiii! am Määntig duet mą lääse!

Äntlige un äntlige chunnt der Määntig g'm Moorge. Mi züntet d's Liecht aa, stäit uuf u läit sęch aa, aber dick! Mi wäiß, wąrum. Mi zwängt öppąs wenigs z'Moorge zue n ihm (sich), p'hackt sini Sache z'säme u luegt, obb (Erl.: gobb) ämmel dem d's Zwänzgi (Zwanzigrappenstück) no gäng im Naselumpe iig'chnüpft (iig'liiret) siig. (Ins.) Dem nimmt mą d'Tüürfalle (Tw.: der Schlängge)

[1] Ein im flueche (vgl. Ins 560) so bewanderter Ort hat eine Reihe Ausdrücke, die anderwärts auch im Bernerland als sehr starke Kraftwörter gelten, zu Synonymen mit „sehr" (das ja selber einst „wund" und „krank" bedeutete) abflauen lassen. [2] Das folgende nach Lehrer Anker aus Ins. Die Mundart ist hier, der Sachlage entsprechend, ein Kompromiß mit dem modernen Twannerisch. Echtes Twannerisch siehe dagegen z. B. S. 115 ff.

i d'Hand, säit ädie uṇ gäit — zum Räbheer? Dem wohl! Aber z'erst jetze zur Chrääämmeri, sig es d'Salzdante oder süsch äini. Do zieht mą d's Naselümpli füüre u nimbt das Zwänzgi us em Chnopf u säit, mi well — Schöggelaa? oder Tääfeli? Warum nid gar! a męne Lääset? Do chąuffe doch Buebe, och wenn 'ne susch söttigs großhanse nie i'n Sinn chunnt, es häärtigs Pfiffli fer n es Füüsi (Ins und Tü.: Feusi) un es P'häckli Tübäck (Tw.: Tubáck) fer n es Zääächni (Tw.: Zääni), gwohnlich Büruß, Büüs oder Märiland (Maryland), u mit dem letzte Feusi es Druckli Zündhölzli, wem mą die nid dąhäime g'stibitzt het. So cha mą mit rüeijigem G'wüsse sich zu n ere G'chuppele Buebe g'selle, wo zimlich sicher im gliiche Rünzivall sii.[3]



Jetz chöömme (Tw.: chämme) us de Hüüser vo de Räbheere d'Uusseeijer (Tw.: Uussäher) u täile di Lütli ii. Die näh z'sämen e Joon (Arbeitsstreifen, wie auch zum hacke, hefte usw) vo zwo Ránggscheie (rangées, in Tw.: Reie). Bloß bi G'hüürschräbe (Ins, vgl. S. 307) cha dem daas es drii u druus gää: es drinn umme väspere (fispere).[4]

Aber g'suuchet (sähet) dier jetz numme, wi di Lüt das Züüg aap'hacke! Bi der Räben aachoo,[5] wirt sófort die Doornvermachig wägg'risse oder d's Düürli gläitig uustoo; u wi uf ene Festung, wo z'erstüürmen isch, gäit di tapferi Schaar los.

Äi Stock um der ander wird ergriffe. Der lingg (neu Tw.: link) Aarm wird vo voor um ihn g'schlage, u mit dem lingge Chnäü het mąn em vo hinder in Eegi. Mit dem rächte Fueß verstellt mąn im Bode. I der rächte Hand häi si d's Mässer u trönne (trönni[6]) dem arme Buursch Gliid um Gliid abb, biß er ganz blutt isch.

Jetz strecke si e chlei ihres Chrütz. Si g'seh darbii, wi d's G'schiirnli sich foot aafoo[7] (Erl.: sich aafoot) fülle, un der G'lust isch dąą. Si mache 's nid wi di Große, wo in allem läse vo jedem Trüübel d's schönste Beeri bicke. Äine um der ander steckt d's Mässer in e

[3] Im gleichen „Fall" (Ins). In Tw. aber bedeutet das Wort humoristisch einen Rückfall irgend welcher Art. So weit ging hier die Verflachung der ergreifenden Tragödie von Rolands Niederlage und Tod (778) im Tal Ronceval (Roncevaux) in den Pyrenäen. (Vgl. schwz. Id. 6, 1167.) [4] Vgl. z. B. schwz. Id. nach 1140 den ordnungslosen Lärm der Metti (Frühmesse, matutina) als Gegenstück zur Vesper (Abendmesse — besonders der sizilianischen von 1282). [5] Arrivé à la vigne (Ablativus absolutus). [6] Bemerke die Satzassimilation häi und trönni (statt trönne). [7] Einstülpung wie dụ geit er dụ ga-gą säge ...

Räbstickel u langet i d's Chüübli oder was es isch un äßt un äßt (Tw.: ißt un ißt),[8] biß[9] er fast b'bläät isch. (In italienischen Weinrevieren bekommen wenigstens die Leserinnen Mulchrätte vorgebunden.)[10] Dem wirt wider g'lääse u wider d's Muul u der Buuch g'füllt. Dem lange d'Buebe i d'Täsche, zieh d'Pfiffli füüre, füllen ii, zünten aa u rauke wi d'Riinbuebe[11] (in Tw.: wi d'Tiirgge), bis afange der B'ringst (der Schwächlichste) 's nüme het (aushält). Er wirt chriidewiß un wirt öppa dem Ueli rüeffe.[12] Mi macht 'na dem z'rapple (um Chur: „zsüechle); dem chan er dem öppa n i mene stillen Eggeli siner (Tw.: sini) Scheßte („gestes") mache.



Äi's wüssen o scho di junge Lüt: daß ma nid im Tau soll Trüübel ässe. Süst gid't's Buuchweh, öppis grüüsligs. U das[8] ma käini unb'rägneten ißt, ohni si brav z'schwänke (S. 341), wäiß man oo. (Schon eine Zwischenmahlzeit mit ungewaschenen Händen in den frisch g'spritzte Räbe brachte einer Frau nach zwei Tagen den Tod.)

III.

Aber müeß dem o grad alls i de Räbe g'ässe sii? Ißt ma d's Obs (Erl.: Obst) o alls ab de Bäum? Nääi, die tued man uf d'Huurd, für das[8] man im Winter ó het. Warum dem d'Trüübel nid? „Die b'häigi sich niid?" Friili, die b'häi sich u bliibe no im Mäien usse fast so frisch wi am Stock, wenn si ämmel i der Tröchcheni g'wachse sii. Mi mueß si numme i der Chüeli verchehrt, der Stiil nach unte, uufhänke u mache, daß si nid g'früüre, u si dem (zwecks Ausscheidung der aaggriffnige) gäng erläse (sondiere, d. i. sortieren),[1] u mache, daß si enand nid aarüehre. Di Alte häi si i Wasser g'läit, wo subere Lätt ohni Sand drin isch verrüehrt gsii; dem häi si si uf eme Lade tröchnet un

[8] Das neutral statt faktitiv gedeutete æßen mit (ich) iße aß åßen geßßen (mhd. Wb. 1, 759. 761) vermischt wie hangen mit hängen, verdärbe mit verderben u. dgl. Vgl. Ins 419. [9] Mhd. bi ze. [10] „Anz. v. Saanen" 1885. [11] Drollige Verallgemeinerung (vgl. tubacke wi ne Stier u. dgl.) des im Fluchen, Saufen u. dgl. sich übernehmenden Flößers (schw. Id. 4, 939). [12] Lf. 471.

[1] Das prüfende sub-undare (untertauchen), sonder (die Sonde = Senknadel einführen) wird umgedeutet als „aussondern" nach Sorten (frz. sortes).

in es Faß gläit. Oder si häi öppis Räblaub darmit g'schnitte u d'Beeri i Wachs 'tunkt.[2] E söttige Wachsüberzug häi si jo scho vo Natur; das isch ihres Tau, wo ma früili liecht cha abwüsche.

Das häi di alte Wiiheeren o gwüßt, wo häi Strauwii[3] g'macht. Si häi Trüübel uf Heu oder Strau (Stroh) g'läit, daß käine der ander aag'rüehrt het. So sii die bliibe ligge bis im Horner oder Meerze. Erst denn het ma si z'erst g'rappiert (der Kämme entledigt) oder g'strupft (daher auch der Name Strupfwii), u dem trüelet. Das het weeneli, weeneli Wii g'gää, aber starche! Mi cha dänke, wi do d's Wasser fast alls verdampfet (verdunstet) gsi isch.[4] Aus solchen, von Herbst bis Weihnacht auf Stroh gelegenen und alsdann mit Leintüchern ausgepreßten Trauben wurde um 1829 in der Mittelwalliser Gemeinde Savièse Malwasier g'macht.[5]



Der Irlet z'Twann het a der Bärner Uusstellig 1914 söttige Wii vo 1746 uusgstellt. Mi sött mäine, dää wäär luem u faad gsii, wi gstandnigs Wasser. Aber uhaa! Das isch z'trinke gsii wi Malwasier, aber starch wi ne Schnapswii.

Di Bärner, wo albe vo Schugg här ganzi Trüübelwäge voll vo dene süeße Frücht häi 'berchoo, wenn si der Schuggerheer (S. 210 f.) e chläi vorhär i rächt schöne Brieffli g'frogt g'ha häi, wi 's ihm dem äigetlich o gang, häi di Trüübel o nid alli i äi'm Tag möge. U der Landvogt vo Nidau die Trüübelchöörb voll o nid, wo n ihm zum Biispii 1790 der Schaffner Irlet „durch den ordinäri Trüübeltreeger Wilhälm Ruedi" (Wilhelm Küfer von Gerlafingen) het la zuechoo.

Wohl z'bruuche wußte sicherlich seinen Herbstraub auch der Meyer und Eigenmann Ruedi vo Ligerz, der von den Freiherren von Ligerz (S. 196) 1404 das Recht erworben hatte, in gewissen Weinbergen allherbstlich nii n Chëërb voll Trii bel zu brechen.[6]

Alle diese Traubenesser gewahrten und bewährten an sich die Gesundheitsförderung, welche das herrliche Edelobst bringt: den hohen Ge-

---

[2] Columella 12, 43. [3] Ins 513, wo falsch als „Strohflaschenwein" gedeutet. Vgl. dagegen Frey, Jungfer v. Wattenwyl 386. [4] Daher sp. vino seco, frz. vin sec, holl. sec, Sekt als Trockenwein. Vgl. Kluge 424. [5] Alpenrosen 1829, 319. [6] Grunau 15, 200.

halt an Nährsalzen und nährendem Traubenzucker, an erfrischenden Fruchtsäften, an nervenstärkenden Beigaben von Kalk und Kali, Natron und Phosphor! Mit Taten statt Worten kämpfende Alkoholgegner täten ein gutes Werk, wenn sie Wiibüürline, denen es si fast nit der wärt ist, ihre Traubenernte in Wein zu wandeln, die letztere preiswürdig abchiefe und um wenig Geld in Armen- und Krankenstuben lieferten.

IV.

Als en alti Regel het g'gulte: Bim läsen ässe, aber nüüt mit äi'm (sich) furtnäh.[1] Aber wenn's o mit dem ässe d'Chind e chläi z'guet mache, so säit der Uussäher öppa: Lą[s] g'seh, Büürsteli, singet äis! Natürlich: wen[n] öppis zum Muul uus gäit, gäit nüüt drii, un umg'chehrt.



U söttigs singe isch doch o hundert Mool besser, weder — was die Chliinne gar nid sötti g'chööre! — uf d'Tätschwiiberart z'tätsche u z'pralatzge u d'Müüler (d'Gfrääser, d'Lafeete) z'fuehre u d'Lüt z'verhandle un ihri Sache z'verlaafere un es G'chnätsch drüber aaz'stelle. Das macht e Seeländerläset zu n eren Ämmetaalerbrächete.[2] Es isch numme guet, daß d'Neuigkäite schangschiere un daß es nid so lang gäit, biß wider en anderi Glogge lütet un en andere n Esel mit no lengeren Ohre dur d's Dorf chunnt.

Zum Glück gi[b]t's für di Müüler un di Müüli no n es anders „uusmache": es uusässe (leer essen) vom Täller wi albęz früecher o im Seeland vom G'schiirn, wo n e ganzi chliini Tischete (šš) g'mäinsam drus het g'ässe. Mi het hie o der Bruuch g'haa, us der gliiche häärtige Schüßle (Erl.: Tărriine), Suppen u G'mües u Brei u Milch mit iisige runde Löffle z'löffle.[3] I Zinkblatte het ma d's Fläisch uusträit, i Zinkschüßle d's Voräsße (ragoût); u de het en iedere uuseg'noo uf sis Zinktäller mit dem schön kramänzlete Rand. Jez 'berchunnt es n iders sis äigete wiße häärtige Täller für d's ganze — rächt guete — z'Midaag mit Läsetwii (Herbstwii), we[nn] mą nąąch bim Huus lis't un e Räbe fertig het oder e Muur (Tw.: e Muure: ein unten und oben von Mauern eingefaßtes Stück). Lis't mąn e chläi witer dänne, aber doch g'só nąąch, daß mą d's z'Midaag cha warm's häre draage, so gi[b]t's Böhneli, u de[nn] nid numme d's Bödeli verdeckt! u g'schwelltni (ge-

[1] Vgl. 5. Mos. 23, 25 f. [2] Lf. 365. [3] Lf. 329; Bridel 328.

sottene) Härdöpfel (Ins: Hördöpfel) u Chääs. No n es chüürzers z'Midaag: Chääs u Brot u Wii nimmt mą sälber mit äi'm, wenn mąn e Stund wit oder no witer gäit go läse. Das isch denn gliich wi für d's z'Imbiß: 's z'Nüüni u 's z'Vieri. Aber item: wenn mąn ohni Brotcharte wi z'Wältchriegszite e feermi Jante Brot tarf abhaue, mags mą 's ó erliide bis zum z'Nacht. Für daas mueß denn der (männliche oder weibliche) Chuchimutz oder Schüttstäig'sell sich scho meh rüehre. Do mueß wär wäiß wi vill Milch erwallet wärte — wenn mą si het! — un wi vil Gaffee im Haafe (i der früechere Dreibäichanne)[4] aag'schüttet, für z'erst aafą di g'weermte (mit Schmalz aufgewärmten) Bitzli (Kartoffelstücke) oder — i der gueten alte Zit ohni Fettcharte — d'Rüebli mit Späckbröcheli (-möckli) aaz'füechte. Der Späck- oder Chümichuechе am Läsetmąhl no Herbst wird denn ehnder mit Wii abeg'schwänkt (hinuntergespült). — (Vgl. le ressat, reça [aus receptum] der Welschen.)[5]



V.

Öppą n ųf vier Läserlüt chunnt e Brantetreeger. U wenns dem Räbheer guet gäit, häi die böös! G'sehsch dę, wi die chüüche (Erl.: chiiche) u schwäänle! (Ins. Wie ein Schwan den Hals strecken, um Hals und Brust frei zu bekommen.) Si müeße grüüsli Sorg haa, für uf dene schmale Stägli, wo no'm Räge un erst rächt bi langer Tröcheni ganz g'schliiferig sii, nid ųųsz'rütsche. Drum waggele si mit langsamme Schritte darhär, wenn's nó so tifigi Manne sii; u das prächtige Büggee (bouquet) vo Blueme, wo öppą n e „Jemandin" g'stiftet het, stimmt nid gäng mit dem G'müet vo däm 'ploogete (Erl.: 'bloggte) Treeger. Dää hässelet öppą n äinisch oder anderisch: I cha doch nid alls im Schnupp näh! Lööt mi um der tųųsig Gotts[1] wille e chläi verschnuppe! Aber wenn er denn di rųųchi Site gnue ųųseg'chehrt het, isch er denn ó wider guet z'Gäggels u jųchzget (jųzget, jųtzet) äis, wenn er lauft, für äis Chübeli um d's andre i d'Bränte[2] z'läärе.

[4] Lf. 321. [5] Favre; Gign. 33.

[1] Verstehe „Christi" und ergänze „Wunden". [2] Über den Namen: Kluge 70; schw. Id. 5, 753—760; M-L. 1285; Gign. 26 f.; Wißl. Volksfr. 742. Der dreifache Wortausgang auf -ent, -end, -nz scheint auf vorgermanischen Ursprung zu deuten; die im Tirol und Trient als brenta, in Friaul als brente erhaltene Form drang mit dem Weinhandel

Dieſes aus Holz gebaute vierz'g- oder jetzt füfz'gliterig Rückentraggefäß von halbovaler (auf der Tragſeite abgeflachter) Form dient als Moſt- oder Trüübel- und als Wiibränte, im wohlbeſtandenen Alter etwa noch als B'ſchüttibränte (um „Brühe", d. i. Jauche) zu tragen. Seine ſchmale und hohe Geſtalt aber verliert es im Buureland an die nun meiſt zinnigi, bläächigi, um Aarberg: ſtuurzigi, aus Stuurz gefertigte,[3] „ſtürzerne" (Tw. 1829) Milchbränte von größerer Breite und reduzierter Höhe.

Dieſe ſeine Moſtbränte ſtellt der Träger auf eine eben gemachte Stelle und verſtellt ſie mit einem Stickel, füllt ſie noo t noo (Ins; in Li.: noo ti noo; in Tw.: noo di noo) mit Trauben und nimmt ſi uuf, wobei zwei nahe ſtehende, vielleicht auch „nahe ſtehende" Leſerinnen raſch oder vielleicht etwas „umſtändlich" ihre Hilfe leiſten. Mit drei Fingern nach dem im Boden iig'haunige Griif taſtend, rückt der Träger das Geſchirr zurecht und trägt es zu den Züübere (ſ. u.).



Etwa 8 bis 9 oder mehr gefüllte Züber laden Moſtfuehrme als es äiſpännigs Fueder uf d's Wiingüüfi (Tw.: Moſtgüüfi) vom Moſtwage (ſ. u.) u ſeege dem Brännetreeger, er ſöll vom Uufſeeijer (Tw.: Uufſäächer) en Moſtcharten häüſchen (šš: heiſchen). Es iſch das en Charten, wo der Uufſeeijer druf ſchriibt, wi mängen Züüber daß ſi häin i'n Trüel z'füehre, darmit ſi im Trüel nummą grad von der Charte chääü (Ins; in Tw., Li.: chënne) uf d'Taafele a der Wand uufſchriibe, wi mängen näüen Züüber Moſt ummą aachoo iſch, u das mą dem am Oben gäng wäiß, wi vill mą i däm und däm Rääbedag g'lääſe het u 's i d's Moſtbüechli cha iiſchriibe. Deeweeg (däärwääg) cha nüüt uf d'Site choo. D'Züber, wo nid voll ſiin, wärte mit dem Mäßſtaab g'ſtaabet oder mit dem Literchübeli uufg'mäſſe (Tw.), um g'naau als Bruchteil eines Hekto [hl] berechnet zu werden.

VI.

Großartig verlief das Einſammeln des Herbſtraubes in großen Hereräbe wie z. B. zum Buchſi- und Fraubrunnehuus. Da holte das große Herbſtſchiff in Gerlafinge (jetzt Gerolfingen)

um 1500 ins Schweizer- und Süddeutſche, während brënda in Wallis und Genf, brënd zu Griſſach, bränd zu Lignières und Landeron heimiſch wurde, trientiniſch brenz (Waſſerkeſſel) aber die dritte Form forterhalten hat. [3] Lf. 317 f.

die Läserlüt (die Herbstmannschaft) ab. Das zählte z. B. 1824: 5 (mit 6 Batzen im Tag bezahlte) Trüeler (s. u.), 5 Brännetreeger (zu 6 Btz.), 8 Zehntner (Tw. für Zehnder; 6 Btz.), 4 Schifflüt (6 Btz.) und eine Herbstchöchchi (5 Btz.). Ein Trüeler (Christian Christen von Törberg, d. h. im Toorbärg- oder jetzigen Witzighuus zu Ligerz, S. 200) diente zugleich als Sinner (s. u.). Dazu kamen 1800 drei Abtäiler, die zugleich als Uufsäher über das „Geles" (G'lääs, die aus Ortsbewohnern bestehenden Läserlüt) einstehen konnten. All dieses Herbstvolk wurde vom Landvogt vernamset; und der wurde, samt dem Amtschriiber, ebenfalls zum Leset in Twann erwartet. Das Thüringerhaus (S. 204, Tiirigerhuus) bestellte z. B. 1798 neben seinen 8 eigenen Läsern 2 Trüeler, 4 Brenten- und 2 Mosttreeger. Aufgabe der Abtäiler, Täiler oder Mässer war die richtige Ausscheidung des Ertrags der Halb- oder Drittelräbe (S. 219 f.) für die beiderseitigen Berechtigten, indes die Zehntner (Zehnder) die Rechte des Staates vertraten. Gleich den Brententrägern zu Nidau i d's G'lübd g'noo, kontrollierten sie die Größe der eigens beschafften Zehntner-Chübeli. Ein solches voll Trauben verabreichte man in schlechten Jahren als Lohnaufbesserung, wenn man diese nicht lieber ganz in Geld entrichtete. Auch nach der Aufhebung des Zehntel (Tw.) diente das Zehnterchübeli noch. An seiner Stelle dient heute der Zähntchibel, welcher in 10 l abgeteilt ist, zum Ausmessen der Reste in nicht ganz gefüllte Weinzüber. Dagegen braucht man fast immer das erste beste Gefäß als „Uusgliichi-Chübeli": zum vergliiche oder uusgliichle (gleichmäßigen Füllen) der Züber (s. u.) derart, daß bei allen der Hundertliterpunkt handhööch unter der durchgesteckten Züber(trag)stange (s. u.) erreicht wird. Dieser Punkt wird durch Mösch- (Messing-) Negeli markiert. Daher die Redensart: äi'm d's Negeli stecke: ihm ein „Bis hierher und nicht weiter!" gebieten.



Für all das Leservolk hatte die Herbstchöchchi zu sorgen. Alles dazu Nötige, selbst das Herbstholz, mußte durch den Schaffner nach dem Herbsthuus geschafft werden, wo das Leservolk aß, aber auch schlief und die freie Regenzeit zubrachte. Zum schlooffe legte es sich auf Britsche, die mit Stroh belegt waren. Die ließen sich in Twann beschaffen. Die zum schangschiere nötigen Gewänder mußte das Leservolk aus seinen Wohnorten lo ngache choo. Bis Gerlafinge

wurde es mitgetragen, hier aber vom eigenen Plunderschiff abgeholt.

Eine andere Behandlung forderten natürlich die Vögte von (München-) Buchsi (S. 202) und von Nidau, sowie ihre Begleiter. Die fuhren p'här Gutsche bis Gerlafingen und in eigenem schmuckem Schiff nach Twann, um im dortigen Räbhuus unter dem Herbsthuus bewirtet und wohl auch in eigens beschafften Better beherbergt zu werden.

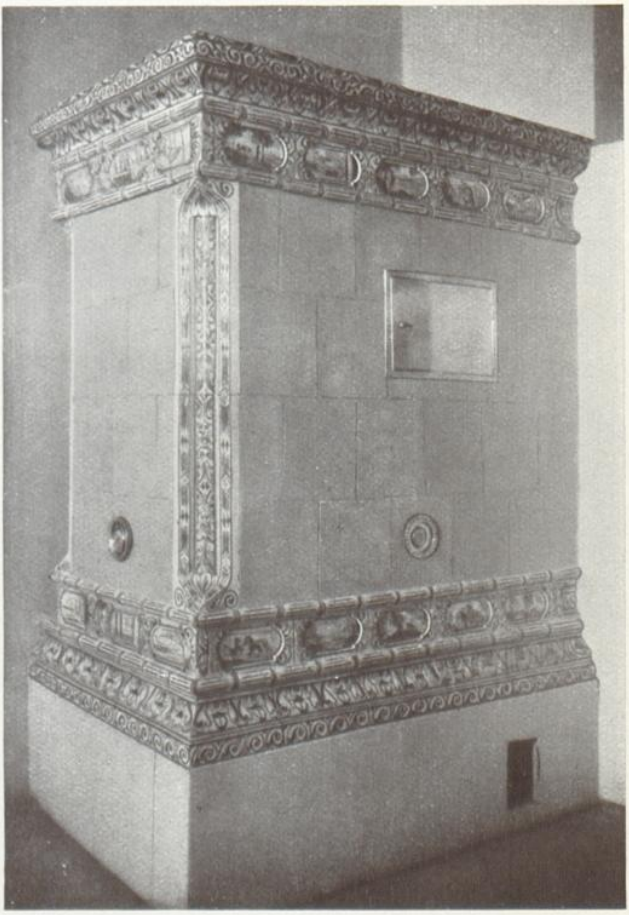
Eine ideale Stätte war der Gemütlichkeit bereitet im Tüscherzer Güfelätt (S. 201) für die St. Urbaner Mönche, welche alljährlich zur Weinlese her choo sii. Zehn bis zwölf dieser Pfarheere erschienen jeweils im Ornat uf zwo bis drei Wuche, die der äint u der ander vielleicht gerne mit sibezääche mudibliziert hätt. Es waren[1] „2 Herren, 1 Bruder, 1 Koch, 1 Beck, 1 Küfer, 3 Trüeler, 2 Ambeyler (Faßfecker, s. u.) und 2 Brütschenmeister". Diese Britschemäister waren possenhaft vermummte Männer, welche als Waffe eine wuerbritschartige[2] Holzschaufel schwangen, um unter der Maske geizlosen Scherzes allzu zudringliche Trüübelbättler (besonders aus der Umgegend von Landeron), uverschanti Trüübelschelme und müßige Gaffer den arg belästigten Werkleuten vom Halse zu schaffen. Die sechs Mosttreeger (Bräntetreeger) dagegen wurden aus Tüscherz bestellt. „Alle werden von dem Kloster gespießen samt dem Haus-Schaffner. Die Ambeyler haben 2 Pfund per Tag. Die Rebleute liefern alles in die Bütte (Bütti) und erhalten per Züber (Züüber) 2 Pfund. Im ganzen Guth glaubt der Schaffner (1798) 30 Faß à 6 Saum zu machen." Für das Lesen der Halbreben wurden als Lohn und zugleich als Ersatz eines Chlostermitschli 7 Batzen vom Mannwerk bezahlt. Lesende Kinder aber durften no Herbst (nach der Lese) es nieders 3 Pfund Brot holen. Zudem teilte der z'Gufelätt ständig wohnende Großchällner Helgeli aus. Dieser Pater Großkellner verschiffte im Frühling den abzogne Wii nach Aarwangen, von wo dieser p'här Achs nach St. Urban wanderte.



VII.

Ein reiches Herbstleben sah auch die Insel z'friechere Zite. Wo heute Qualitätsobst und Holländer Mertrüübeli einen Haupt-

[1] Laut Irlet. [2] Schwz. Id. 5, 1022.



Ofen im Pfarrhaus zu Twann
(Landoltofen)

ertrag der Bodenwirtschaft ausmachen, lockten starke Weinernten ein großes Leservolk von nah und ferne her. Der Schaffner selber besaß vierz'g Mannert um d's Chloster umma[1]; und 320 Mannwerk älterer Zeit, welche in Jahren wie 1900 gegen hundert tuusig Mooß Wein ertrugen, waren an ungefähr 30, später sogar an 52 Ligerzer und Twanner Winzer als Halbräbe (S. 219) verpachtet. Das gab mängs uf d'Insel goo, um d's ganz Inselmost go z'läse u d's halbe häi^mz'näh.

Versetzen wir uns in ein solches Herbstleben!

Der Inselläset isch aag'säit. Do chämme si am Moorge friech vo Liigerz u vo Twann här, ganzi Schiff voll, äis no'm andere. Das juuchzet u singt uf em See, es töönt z'ruck vo de Flie drei, vier,



fiif Mool. Hie läntet's u deert läntets, vilicht a siben Orte fast mit enand. Un jetze gäit es stracks zue gäge di Däile vo de Räbe, wo jedes Trippeli scho wäiß (g'chennt); si häi scho vorfäärn u vilicht scho mängs Johr dert g'läse.

D'Mäitli, eppa n ihre zääch^ni, stelle sich ii, nähmme d'Mässer us ihrne Bieter (nur alt Tw.) fiire u schniide druf loos. Lustig isch das friili nid grad! Der Näbel liggt no uf der Insel u het d'Stöck tropfe^ntnäß g'macht. Darvo wärte d'Chläider o duur u dduur naß u hangen am Liib wi n en Umschlag. Aber äntlige, gäge di Zääch^ni, chunnt d'Sunne dür de^n Näbel duurch z'fichchere.[2] Das isch es prachtvolls luege, wi si i dä Näbel iine schiint un 'na n a^lsó macht z'weefele,

[1] Die Schaffnerfamilie Louis in Schaffis erteilte uns schätzenswerte Auskunft über ältere Insel-Lesetfeste. Vgl. daneben die blühende Darstellung von Sigmund Wagner, l'Isle de Rousseau (1780) 33 f. [2] „Sickern" emment. füchchere" (von fließenden Geschwüren).

daß er i d'Hëëchi gäit schier g'so, wi wenn d'Ähri über n es großes Choornfäld ii im schwache Luft Wälle mache.[3] Do trochne d'Chläider; der Liib u d's Härz wirt warm, un i der Seel gist's jetz ó Sunne. Äis foot aafoo juchzge; es ibermietigs Dessęrli (aus Diesse) loot e Brïel uus, un äis vo Lattrige antwortet ihm. Und jetzt gäit's an es bradle, Dütsch u Wältsch dur enand. Äini vo Lamlinge säit zu äire, wo schiint's vo wit har chunnt: Du, Mäitli, tu nid gäng Trüübel frräß! Hesch du nüüte z'Moorgge g'haa? Duu sing, ii ó hälffe sing! Das gist umme: „O, wenn i nid besser Dütsch chönnt, i hielt mi Laafere!" „„Still, still!"" chunnt äine vo dene drei Bräntetreeger 's cho g'schwäigge: „„Mach mer jetz do käi Wueschi i d'Milch! Gib du mer dis Chiibeli! Aber g'sehsch, es isch bloß no halb voll. Jää, vo jedem Triibel es Muul voll, das zuunet, aber am lätzen Ort. Lueg ma do das tiifige Chrottli, das het scho g'huffet! Das isch drum äini vo Liischerz (šš), gäll? E, bisch du denn nid es Grimm-Mäitschi? Un eppa no gar d's Beetli? Es isch mer fast."" Das Mäidschi het der Chopf nid uuf; es list u list u tummlet sich; fast i jeder Sekunde fallt e Triibel i d's Chiibeli. Der Bräntetreeger luegt ihm en Augeblick zue un g'wahret, wi under em root u wiß g'hiislete Chopflumpe (S. 294) d'Backen e chläi, chläi sich rëëtele. Aber do rieft's: au brandard! dert: läärе! Aber niemmer het gäng wider so gläitig voll wi d's Beetli. E neue Blick vom Ruedi. Er chunnt dem Mäidschi vor wi ne stächchige Schiin vom Brennglas. Es chrimmt sich no äinisch so täiff wi vorhär u schaffet wi d's Biisewätter. Der Ruedi g'seht niit meh als der Chopflumpe vo hinder. „I ha voll!" tëënt's wider; „hurti, hurti!" Aber Beetli's Chiibeli stäit no vëller uf em Bode. Das Mäidschi het beräits der Schuurz ó no g'fillt; u dää gist ó n es Chiibeli voll. Der Ruedi chunnt: „„Läär mer dis Chiibeli!"" „Do stäit's." „„I cham doch nid mit der volle Bränte z'Bode recke, du Gganggeluuri!"" Chuum isch das g'säit, so isch äini vo Linieri (Lignières) doo u läärt Beetlis G'schiir: „V'là, M'sieur." „„Merßi, Madamoasell; wuus eesch descha wüü?"" „Böd ët, jê pä!" „„Brr, abb! Die mag äi'm d's Muul ó nid gënne. Aber Beetli, do hanget e Triibel hinder án der. Nääi, nummen es chliis, chliis Gritzeli, es het



[3] Vgl. Wifeli: Gb. 56. Eine prächtige Schwesterform zu „weben" als „in kleinen Bewegungen hin und her fahren"; vgl. mhd. Wb. 3, 611.

ſiſſ Beeri. Aber du wäiſch, d'Beeri gää der Wiſi!"" D's Beetli ſuecht. Un wi's der Schade g'ſeht, langt's darnoo. Aber Ruedi iſch ó gläitig u het d'Hand darvor: „Halt, jetz iſch das Triſibeli miis! I gibe 'ne, aber tſir! Wäiſch de, was er choſt?"" D's Beetli wäiß's; es het's täärn g'ſeh. Wi ne Späärber no'm Rootbriſteli, haſtets no dene pär Beeri. Aber Ruedi het gueti Wacht. Wi zwe Fächtmäiſter luege di bäide enand uf d'Auge un uf d'Hand in äi'm. Beetlis rächti Hand zitterlet; iber d'Auge ſchießt's wi ne dinne, luſtige Schläier; un e Blick wi us bitten u bbätte z'ſämmeg'ſetzt ſchiint z'ſääge: Gäll, naai! Der Ruedi loot blétzlich lugg, ſetzt haſtig abb, u d's Beetli nimmt das Triſibeli — ohni Chaufbriis.



Der Ruedi lauft u lauft u träit u träit u läärt i d'Ziſibere u ſtampfet u ſtunket u moſtet do drii, daß chuum vo dene tuuſig Beeri äis ganzes bliibt. Aber d's Beetli liſt bloß no i d's Chiſibeli u nimmebrn i'n Schuurz. D'Händ ſchaffe in äim iine, aber ſi verrichte nimme ganz, was ſuſt. U wenn der Ruedi der Chehr macht, ſo läärt es ganz oordli, wi wenn es dä Mentſch do vo Hut u Hoor niit b'chennti, i d'Bränte. Der Ruedi het ſi daar, u g'ſeht blétzlich dert am Schulimung ääne oder uf em Schalteräin eppis, wo 'ne ſchréckeli Wunder nimmt. Er lauft abb, u nid es Wéérteli hätt er g'redt. So macht er's zwäi Mool. —D's dritt Mool erlickt er e Blick us Auge, wo ſchiine z'frooge: „Züürnſch?"

D's nööchſt Mool iſch es, wi wenn es um das Miſili um grad a'ſó um d's meerke zucketi; un der Blick duuret e Sekunde lenger u ſchiint z'frooge: „Züürnſch?"

Un es dritts Mool iſch es, wi wenn doo epper mit emene fiine fiechte Diechli iber Beetlis G'ſichtli g'fahre wäär; un us den Auge luegt a'ſó n es wehmietigs lächle wi vo der Oobeſunne, wenn ſi no äiniſch dur n es liechts blaaus, halb verzuuslets Wilcheli duureſchiint; un us den Auge liſt der Ruedi uuſe: „Züürnſch?"

Aber der Ruedi ſäit niit, un was um ihn umme gäit, merkt er niid. Er merkt niit, wi doo hinder ere Nooſere (aus Nods) e große, ſchééne Triſibel hange b'bliiben iſch. Die giggelet zur Noochbari iſibere u macht uf nooſeriſch, was ditſch häiße wurd: „Dää g'ſeht doch niit, dä Lappi!" Wohl, wohl, der Ruedi g'ſehts ſchoo. Er gäit, rißt mit äim häſſige Ruck der Triſibel abb u bängglet 'ne der Nooſere in ihres Cheſſeli. Si wird ſiſirroot, u darnoo wi n es Bläikiduech. Si bißt d'Zänd iber enand, macht es Zännigfrääs, u z'letzt e

Mąuggere. Aber so n es Häärzeli bricht nid so hurti. Es gi[b]t no meh Bräntetreeger ...

U jetz g'seht si, was dert ääne loos isch. Äini vo Schĭire het ó äine lo hange. Ihre Bräntetreeger merkt, was Trumpf isch. Är het scho zum Vorums d's Muul b'bĭschelet (šš) wi n en ums g'schloffeni Tŭlipaa u nochhär g'spitzt wi ne Hurrlibuuß (Brummkreisel), u fahrt jetzt uf di Läsere loos. Die stäit uuf wi ne Schwick, loot Chĭibeli Chĭibeli sii u d's Mässer g'heie u bächchiert wi 'ne Wätterläich dur d's Most (S. 263) u dur d's G'lääsne, dur Rääben u Chiewäid wi 'ne Haas vor em Jaaghund. Wo 's i Stock u Stickel e Dĭnni gi[b]t, macht si Zickzackgĭmp un ertwitscht dem Verfolger, wo mit si'r Bränten am Rĭgge schwitzt u chiichet wi n e Tanzbär, gäng grad denn, wo n er si a däm wite Gloggeneermel vo der Bluuse het erwitscht u g'fasset g'haa. Aber si isch mied u gäng u ggä[ng] mieder worte, un am Änd — es isch no zum verwundere gläitig darzue choo — het si das „Strafe muß sein" lo iber sich ergoo; und daas jetze grad äxbräß drei Mool anstatt äinisch. Wo dä Schnąuz — der Kĕĕbel het's dennzumool g'wagt, e Schnąuz z'haa, är isch drum frisch us dem franzĕsische Sĕldnerdienst z'ruckchoo gsii — wi n e wandelnde n Urwald uf ihri Läspi zue g'fahren isch, het sie e Ggĕĭß uusg'loo, mi het's vom Bäärg (Jura) g'chĕĕre dĕĕne. Bi'm zwäite Mool isch si scho g'fasseter g'sii; warum o niid? Si het sich blĕtzlich an e P'hänsionsfrindin b'sunne, wo ihre i d's Ohre g'chĭschelet het, wi mąn afangen a Papa's Chläiderbĭirste chënn probiere, wi daas äigetlich e Sach siig. U d's dritt Mool — — lueget, lueget, dert isch ó eppis loos!



Der dennzumoolig Inselschaffner het ó gluegt, aber niid darzue g'säit. We[nn] mą vom Mannęrt dur u ddums acht Zĭiber zu sächz'g Mooß (zu anderhalb Liter) macht, wi dennzumool — im Nĭinhunderti (1900), wo mą drei Wuche lang g'herbstet het, meh als zächetuusig Liter — so loot mą di Lĭtli scho e chläi lo gąuggle u ganggle. Un är het sini Läspi o bbĭschelet — zum pfiifferle.

Taag fir Daag isch vorbii g'gange mit läse. Un äntlech isch der letzt doo gsii. Der Ruedi het sich g'stellt wi n e Held, vill g'wäärchchet u weeni g'redt; d's Beetli no strenger sich darzue g'haa u no minder g'säit. Aber wo n es ihm am letzte Daag d's letzte Chiibeli voll het daarg'streckt un äär ihm's het abg'noo, isch doch schiints eppis doo under

em Schilee un under em Bluusli voorg'gange — item, es gäit is gar niit aa! Un di Lüt um si umme häi sich ihrere o niit g'achtet; si häi vom Läserſunntig g'ha z'brichte. U mier häi ó niit g'ſeh u g'cheert, weder daß der Ruedi us em beklommene ſchwiigen uuſe under äiniſch frogt: Wäi mer d's Zeeri-Beeri[4] äſſe? D's Beetli ſäit niit, käis Wöörteli findt der Wääg iber di Lippen iibere. Un ach, iez fliigt dem Mäidſchi no 'ne Mugge oder wär wäiß was für ne verſpätete n Inſekt (S. 334) a däm Oktoberdaag i d's Auge. Es chehrt ſich ämmel



Weinleſe am linken Bielerſeeufer

um u zieht ſis friſch gwäſchnige g'hiislete Naſeliimpli us em Bieter. Derwiile ſtellt der Ruedi d'Bränten ab, liist der prächtigſt Triibel oben ab uuſe, het 'na daar u rieft: Wäi mer?

Do iſch di Muggen us em Auge n uuſe gſii. Klar u friſch wi d's Gfrääſeli vo mene häärzige Butzeli, wo rooti Bäckli g'ſchlooffe het, het d's Beetli z'erſt a ſis Liſcherzer-Häi ibere gluegt, un darnoo uf dä herrlich lieb blaau Bielerſee un a dä fründlich blaau Himmel uuſe un z'letzt i zwee Stäärne iine, wo z'mitts im Daag a menen andere Himmel g'ſchuunne häi. Un är nimmt d's erſte Beeri, un ääs ſófort

[4] D's „Maaß äſſe" am Thunerſee. Ihrer zwei zupfen Reih um Reih je eine Beere von der dargehaltenen Traube.

d's zwäite, un äär d's dritte; u so isch es g'gangen u g'gange, bis äär's schlaauer Wiis het g'wißt iiz'richte, dass ääs d's letzte 'berchoo het. Was het ächt dä Kärli im Sinn g'haa?

Lesersonntage.

I.

Wie der Summer als Futter- und Getreideernte, ist der Herbst als Weinernte eine strenge Arbeit. Allein die wältschi Art und die von ihr durchtränkte seeländische Lebhaftigkeit schafft der Mühsal ein Gegengewicht durch frohe Ausklänge jeder Tagesanstrengung. Nämlich wenn es sich der wärt isch und weder Mißwachs noch böse Zeitläufte allen Mut auf die Erfüllung saurer Pflicht zurückschrauben. Solches „Wenn" behaftet alle die blühenden Schilderungen glänzender Winzerfeste auch im Seeland mit einem wehmütigen „früecher". Einen schwachen Nachklang alter Herrlichkeit brachte der z'Blätze-wiis wieder ordentliche Ernteertag von 1915. Da bestiegen das letzte Mostfueder eines größern Rebbesitzers seine singenden Läsermäitli in Gesellschaft der von Kindern bekränzten Bräntetreeger. Fläschen und Trüübel schauten aus dem mit Sidebapiir-Schnitzereien geschmückten Tanntschuppli hervor, das die letzti Bränte voll krönte. Das durfte eine Miniaturausgabe des sonntäglichen Winzerumzuges z. B. vom 13. Oktober 1912 — um nicht zu sagen: des Viviser Winzerfestes genannt werden. Besser verglichen sich wenigstens mit ersterm die ehemaligen Ligerzer Umzüge, an deren Spitze ein Wagen den Gipsabguß eines kunstvoll geschnitzten, riesigen Baachüß (Bacchus) führte. Dieser gehört nun dem Pontonierverein Ligerz (S. 9). Die Staffage bildeten singende Trüübelbättler aus Landere und dem Dessebärg, welche Gegenden sich nun einer gehobenern ökonomischen Lage erfreuen.

Die Hauptfestlichkeiten wickelten und wickeln sich immerhin als die Läsersunntige zu Twann und uf der Insel ab. An ersterem Orte gingen zu den Zeiten des Trüübeljoggi (s. u.) die Fürnämmere zue n ihm in seinen damaligen Gasthof Räbstock, während dennzumal für di G'mäine der Bääre gut genug war. Im Bären aber häi am leżte Läsersunntig di alte Wiiber 'tanzet oder oder ämmel es Dänzli g'fiegget.

In weiten Kreisen bekannt sind freilich bloß die Läsersunntige uf der Insel. Unbekannt ist dagegen zumeist ihr religiöser Hintergrund, welcher an die Kirchweih als Urgestalt der anderwärts gefeierten

Chilbi, ſowie an das Auseinandergehen der kirchlichen und der kaufmänniſchen Meſſe (Mäß) erinnert. In Wahrheit liegt den großen Inſeltagen die vormittägige Ablaßwallfahrt nach der Ligerzer Chilche (ſ. u.) zugrunde.[1] Wer nach Erledigung ſeiner ſeeliſchen Angelegenheiten auf der herrlichen Südterraſſe des Gotteshauſes ſich erging, konnte unmöglich dem Reiz des Sees und ſeines idylliſchen Eilandes widerſtehen. Maſſen wälzten ſich am Nachmittag dorthin in leichten Gondeln, in ſchweren Barken. So entſtand der erſt Herbſtſunntig als der Sunntig no'm Bättag, alſo ein Septemberfeſt. Ihm folgte mit der Zeit der letzt Herbſtſunntig: vier Wochen nach dem erſten, alſo zu Ende Oktober. In dieſen Rahmen fügen ſich drei Lääſerſünntige als ſonntäglicher Ausſpann des Weinerntevolks, dem ſich aber „allerlei Volk" aus allen Berufsſtänden beigeſellt. Die Unterſcheidung der Herbſt- und der Leſerſonntage iſt damit zuſammengefloſſen in die fünf Sunntige, von denen bloß noch der letzte die auszeichnende Signatur trägt, daß man an ihm zu Twann i'n Räbſtock und Bäre gäit go der Herbſt vergraabe. Die auswärtigen Beſucher tun dies am Nachmittag, die einheimiſche Jungmannſchaft mit der ihr „zugewandten" Weiblichkeit am Abend. Und bloß die erſte Beſtürztheit des Unheilsjahres 1914, nicht aber das wieder erlangte ſeeliſche Gleichgewicht im Folgejahr verhängte über der Inſel und ihrem Umgelände den Bann des winterlichen Schweigens. Ja, d's Gäägedäil: die Inſel war der Mittelpunkt eines vergnüglichen Lebenskreiſes, der ſeine Radien nach allen bewohnten Stätten des Seeufers zu ziehen ſchien. Was ein Stedtli oder ein nennenswertes Dorf zu ſein beanſpruchte, bekundete ſolches Anrecht laut durch Rößliſpiil und Läbchuechereedliſtand: mi iſch go rößle und go reedle. Im goldenen Zeitalter dieſer beiden Künſte gab es zu Ligerz zwe Läbchuecheständ. Der eine gehörte der Käroline z'Ligerz, welche gäng ſo gueti muurbbi Sache g'cha het; an dem andern waltete ſeines Amtes das Beetli von Twann. Später het's bloß no äi Stand mögen erliide, wi jetzen vo. Unverkürzt dagegen friſten ihr Leben die Rößliſpiil. Da koſtet es Gutſchli es Fifi, wie ſonſt auch es inners Reßli. Auch das erheiſcht nun aber es Zääch̊ni wi n es uſſers. Das war zu allen Zeiten tiirer, weil es da Ringe z'ſtächche gibt. Wer der gääl erwitſcht, 'berchunnt es Fähndli und cha d's nööchſt Mool vergääbe rite.

Wie da d's Gält flääderet, beweiſt die einer erwachſenen Äänerländeri unter dem Siegel der Verſchwiegenheit noochezellti Ausgabe von ſibe Fränkli, die die Kavalleriſtin verrößlet und

[1] Wagner 30 f.

verläbchiechlet habe. Solches Nachrechnen war allerdings nur Genossinnen möglich, die di tïïri Zit zum bloße zueluege verurteilt hatte. Entschädigung bot solchen das 1915 in jeder Wirtschaft äinisch im Herbst erlaubte Tanzen. Bestreitet die Kosten doch hier der Kavalier, der als billigen Ausgleich einzig die in stolzes Schweigen gehüllte Einwilligung fordert, daß die als Schrïïs (Schrïïs) bezeichnete Aufforderung zum fahre für eine Tuur nicht ausgeschlagen werde.[2]

Die herbstlichen Danzsunntige müssen in den Seedörfern nunmehr auch die vormaligen, sit dem Nïïnhundert (1900) vergangne Tanzgelegenheiten auf der Insel ersetzen. Da steht am Kreuzweg auf voller Höhe über dem Hauptgebäude verlassen und geschlossen das ehe-

[2] Zu burschikosen Benennungen des Tanzens wie fiegge, schreegle gesellt sich schrïïße. Ein sich zierendes oder wirklich schüüchs Meitschi, das drum doch nicht d'Wand hälffe z'vertäfele willens ist, 'berchunnt Schrïïs: ein Bursche, der für eine Tuur „es z'fehre" (Lf. 636) begehrt, „führt" es zum Tanz: l'y „con-duit" mit der alten Bedeutung von l. con-dücere: „mit" sich „ziehen" — vielleicht unter etwas jovial ungestümem Laß g'seh, chumm! Und es beginnt der mehr oder weniger kunstgemäße Walzer: man walzet im Sinn des alten tûmôn (sich drääije), vgl. tumil-on (sich) tummeln, oder aber ein Ggalópp, ein Hopser im Sinn der gleich alten leichan (vgl. der laiks, Leich, Laich S. 62), oder des romanischen saltare (sauter), entlehnt mhd. salzôn. Solch kunstloses ggumpe, hopse ward aber durch das mit der Zeit auch volksmäßig nachgeahmte höfisch-ritterliche danser, danzare, dance ersetzt: das ebenfalls romanisch gewordene, aber urdeutsche und nun rückentlehnte danze, tanzen. Die aus „dehnen" erweiterte Grundform atthin-s-an (zu sich heranziehen, entsprechend l. ten-d-ëre) bedeutete ein „spannendes (vgl. „ge-dun-s-en") ausreckendes", aber nun rittermäßig feinfühliges zieh mit der zum und im Tanz „führenden" Hand. So gestaltete sich der hovetanz zum volksmäßigen Danz, z. B. auf den Danzmatten wie zum beruflichen des Dänzer, Denzer, Denzler. Durch den vormals glänzenden Prager Hof kam nach Paris und zu uns der im 3/8 Takt sich bewegende Nationaltanz der Masuren im ehemaligen Herzogtum Masowien: die polnische Masürek, die russische Masürka, die Mäsukaa oder der Masuka(-Tanz). Geradezu „Polin" (polonaise) bedeutet der Name der im 2/4 Takt sich bewegenden Bolka (des Polka-Tanzes). Von Nordwesten kam uns der Schottisch. Der Polka-Halbschritt erinnert an den „Kleinschritt" des Menu-ett. Diese bei richtiger Leitung so anmutvollen Massenbewegungen weichen nun mehr und mehr entweder kunstlosem trample oder nachgeäfften „Bällen" als anderm Extrem des „d'Bäi schlingge" (was das gr. ball-izein bedeutete). Von den alten Dänz unterschied sich der „gesungene und gesprungene", wohl auch „getretene" ('trappet) Reihen, Reigen, reige, reie als „der Hände lange Kette" einer Menschenmenge, welche ursprünglich zur Feier des Meie durch Feld und Wald zog. Heutige Nachklänge sind der Flurumgang, d's Maieli singe und der anmutig kindliche Ringeli Ringeli Reie (S. 164); ein solcher des 16. Jahrhunderts aber war der frz. viri-lai (-Tanz), der entlehnte vir-le-fanz, geleitet vom „Meister Firlefanz", dessen Titel und Kunst fortlebt im — Fïrlïfanz. (Walde 244. 771; Kluge 137. 370. 454; Ulfilas 244. 285; Graff 5, 424; mhd. Wb. 2, 1, 655 f.; 3, 13 f.; Seiler 2, 118; 3, 160 f.; Gertrud Züricher, das Ringelreienlied; Meiners 1, 315; Heyse 566. 720.)

malige Danzhuus, dessen Inneres dem Gwunderige auf sein fröögle nichts weiter zeigen würde als die Reste des Giigerstuehl und den abg'fieggete Tanzboden. Ihn beleben gelegentlich noch Vereine, die ihre eigene Musig, uf d's mindst doch ämmel o einen Handhäärpfeler mitbringen. — Die heutigen Lääserfunntige auf der Insel sind daher bloß in der Besucherzahl vergrößerte Wiederholungen ehemaliger Szenerien, deren eine wir im folgenden uns von Augenzeugen „in die Feder diktieren lassen." [3]



Weinlese am linken Bielerseeufer. Mittagsrast

II.

Dą isch ó scho früech alls uf de Bäi: im Chlooster un im Wald un im Danzhiisli. Was Händ u Füeß het, träit Chéérbb u Chéérbbli umme und aane. Bi allem un trotz allem si si scho süfer (neu: süber) u propper aagg'läit. O beräits am Morge chämme Schiff mit Lüt, wo der ganz g'schlaage [1] Daag uf der Insel z'die häi, oder settigi,

[3] Sachlich nüchtern und dafür um so zuverlässiger instruierte uns hierüber vor allem die Schaffnerfamilie Louis. Einzelne Züge lassen wir einfließen aus Sigmund Wagners blühender Darstellung (S. 35 ff.)

[1] Gleichsam so „gefüllt" als möglich wie etwa das Getreidemaß, dessen Füllung man durch Schlagen zusammenpreßt. Vgl. „gerüttelt".

wo jetz no chläi aläini wäi uf der Insel umme drappe u drampe, öb si dem i dä ganz Brägel üne g'roote. Müsig isch ó scho doo; z'erst eppa ihre drei; noo di noo rücken anderi aa bis ihre es Dotze sii. Epper von ne bloost uf em Flascholett, un es bär Päärli danze, wo's jetz no ohni G'stungg (neu: G'stunk) abgäit. Dert liggen es baar uf der Matte u p'hacken ihri Äßrustig uus, wo si häi vo dohäime b'broocht. Aber d'Gaststube wirt ó bi längem voll. Do hocken es pär Fründe bi n enand, dert es baar, wo hüt enand zum erste Mol g'seh, aber glii äinisch gägen enand tüe, wi wenn si enand scho lang g'chennti. Do nimmt e schwääre ditsche Wiibuur oder Änerländer mit sim Rigge so bräit wi n es Dennstoor mit bäärzen u chältsche (hüsteln), numme doch wills Gott nid mit lutem wueste, Platz. Er chunnt näbe 'ne slingge, läbige Wältsch z'sitze, soot aa, es Wëërteli z'rede, lost, was der ander dazue sääg un nimmt eppa sis Franzëësisch füre, wo n er uf em Määrit oder susch eppa g'lehrt het. Un der Wältsch verzieht im Versteckte d's Muul bi mene rächt lustige Verschuus, wenn der Ditsch vo sir Frau eppa erzellt, sie häig di (g'schäidni) Milch lo divorcer; oder si häig dä Morge no mieße peindre des haricots de café (Gaffeebohne mahle), gäb si häig chënne d's strodlig Wasser dra secouer (schütte). Aber der Wältsch verstäit 'na rächt guet; un i si'r siine Wiis nimmt er, was der ander wott sääge, i si äigeti schëëni, flissige Sprooch uus u hilft ihm däwääg uf d'Spur, ohni 'na lo z'merke, daß er 'na korigier. Jetz chunnt di langisch b'stelltnigi Mooßgutteren uf e Disch. E jede wott zahle. Der Wältsch zieht es hoffäärtigs Poortmenee mit vier arpártige Fächli füre. Der Ditsch nuschet an ere Sëëblagtere umme, so groß wi ne Tubackseckel, u säit: Do isch nüt Zahligs für euch, das isch mi Sach! Der Wältsch wott no gueter alter Manier halbiere, aber es träit ihm nüt abb. Z'letsch säit er i si'r Sprooch: He nu, d's nöchst Mol isch es dem a mier. „Zahlit dem, wenn's Schampánier gibt!" macht der Ditsch, u jetz mache mer käi Kumäärsch meh; „allons, trinquons!" Guet, si butschen aa, u d'Reed lauft wi n es Reedli.

Aber i der Gasch'stube, un eersch rächt voruse under der schëëne bräite Laube, un under em Nußbaum mit dem grüene Bänkli drum un im Hof un im Chäigelriis un under em Bäsebirlibaum un de große Obschbäüm, wi bradlet das dur enand; dessebärgerisch un änerländisch un (alt-) bielerisch u twannerisch un neueburgerisch: es ganzes Babylon. Mi verstäit chuum si's äigete Wort, verschwige den es anders. Und doch verstande hüt alli enand; d'Lüt si äis un äinig i der Fräid a mene guete Herbst. Es het wóhl uusg'gää! Drum ma n

es o eppis rächts erlüide a d'Gable un under d'Zänd. Ganzi Büügete Strüübli marschieren uuf u Schlüfferli (Erl.: Schlüfchüechli, aus bandförmig langgezogenem Teig, deren eines Ende man durch den Schlitz des andern macht duurez'schlüffe, „durchzuschlüpfen"), u Chueche. Do loot es Mäitli der ganz Daag der Trööelnagel (das Wallholz) nid us de Fingere, u d'Chüechlimueter oder d'Strüüblimueter (so säit man o ere n iedere dicke, feste Frau) het der Strüüblitrachter (Trichter zum Formen des spiraligen Gebäcks) gäng über der Pfanne. Si si guet, u di b'bachchne Fisch oo, numme für zum Büü vil z'hert g'schmutzget (mit zu viel Fett gebacken). Das gäit zum Muul uus un ü, daas suuret u summet wi i mene Imp.

Aber jetz ganget wider uuse n a'n See: gäge Dwann oder Gerlafinge oder Lüschere (šš) oder Erlach oder Nöietstadt oder Tschaafiz oder Lüügerz oder wo der wäit: e ganzi Flotte vo Schiffli schwimmt darhär. E simpeli Fischerbaarche isch g'stacket voll Döörfler; es nimmt äi'm (einen) numme wunder, wo si Platz häigi zum stoo. En äinzige (enzige) tumme Dritt (oder dumme Tritt) von äi'm, und di gänzi Musig gieng z'nüüte. Aber di Lüt häi Verstand u häi Oornig; u dem waggelige Stand z'Trutz singt daas u johlet u holeeiet über e ganze See. — Dert chämme Stedtler. Die wäi Grüens g'seh u Grüens haa um den äigete Lüüb: Räblaub un Ääbi un wilde Büü. Täili häi Fräid, mit G'wehr u Bistole d's Echo (der Widerschlag) am Bärg z'wecke; zwischen üne töönt ihri Musig. — I mene chlüinne Wäidlig, wo di rooti u schwaarzi Faarbb under Sideband loot füüre gugge, u wo mit faarbbigi Diecher überspannet isch, hocke[2] Herrschafte. Es si vornähmmi Jumpfere us de Heerehüüser am See mit ihrne Ggawälie; äini von 'ne het, wi's schiint als „Drach", ihri füfz'gjährigi Jumpfrau (Magd) mit ere g'noo — oder mieße näh. Täili si Bäärner u Bäärneri, täili Nöieburger u Nöieburgeri, wo jetz dem wider in ihri stedtlige Winterhüüser hälffe züügle. Z'Nöietstadt si si i Gutsche z'sämmechoo, u jetze zuuge si vom Schiff gäge'm Pavillon zue. Deert häi si ihres Rendez-vous. Was wette si o für n es anders u gäbigers chönne finde?[3] Dert chönne si ihri Menuett tanze u susch alli di füüne Dänz, wo 'ne ganz en uuserläsnigi Musig uufmacht.

Alli andere zieh u züügle gäge'm Chlooster zue. Dert isch's sider fertig g'ässe. Mi het abg'ruumt u d'Tische z'sämmeg'stooße u het uuf-

[2] Erst geleckt neutwannerisch durch sitze verdrängt. Vgl. gut altdeutsches hüchen (kauern, sich ducken, d. i. gruppe, saanerisch: si grüppe). [3] Die Insel ersetzte alle die heutigen Modebäder, Sommerfrischen, Luftkurorte u. dgl., wie sie das noch heute zu tun in der Lage wäre.

g'stuehlet wi zum wische. D'Spilssääl si Danzsääl worte.[4] D'Musig setzt ii. Jede reckt na der Hand vo si'r Neechsti. Die macht e käini Fläns! Si trittet aa, un e flotte Walzer schließt di Lit zu mene läbige Ring. Aag'schlosse! riest der Danzmäister vo Zit zu Zit, u brätschet darzu i d'Händ, wi wenn zwo huushëëchi Wällen im See z'sämmeschliegi. Es gibt e Drinkp'hause. See, chumm! Lag g'seh, Rëësi, zueche mit der! säit hie u dert e vierschrëëtige Bursch zu n ere währschaffte (šš) Buuretochter. „G'sundhäit allne Ledige, u mier z'eersch!". riest äine lut iber e Disch emwägg, u darnaa zu sir Tänzeri: „Gäb dü no z'haa wäär'sch, wäiß i nit. Darf i der neechst o mit der haa?" „Mier wäi luege; wenn d' vordli tuesch, wi bis jetz ..."

Aber am läbigste zue gäit's bi'm Danzhiisli (vgl. S. 377) uf der Hëëchi obe, wo der Wääg angänds i'n Wald iine gäit. Uf dem Giigerbank het di fiirnähmsti Musig sich postiert (S. 378), un jetze setzt si mit eme Volka ii:

Ach, ich bin so müde, ach, ich bin so matt!
Möchte lieber schlafen gehn
Und am Morgen früh aufstehn.

Isch daas wahr? fraage di Blicke vo dene junge Here ihri Dulzinee. Un wi wenn die Ja siege, schwänke si di Dëchterli gli so ganz hibscheli, hibscheli wi i nere Waagle hin u häär u mache darzue: Bsch, bsch! srr, srr! Nunneli, Butteli, Äugeli zue. Wo daas dene „Chind" afangen e chläi z'dumm wirt, schlöö si noo ti noo e läbigere Schritt aa u rissen am Änd di Here in e Wiirbel iine, daß das numme so hasplet u zwasplet u zwiirblet. D'Musig merkt's u setzt mit eme Galopp ii, daß ma mäinti e Schwadron Traguuner z'g'chëëre. Un am Änd underschäidet sich das gar i niit meh vom Chnächtedanz im Tenn under. Dert möge si der Schottisch danze oder der Mássukaa[5] — der Schlaarpidanz, wi si n ihm spöttisch sääge —: Das isch es uufschloo mit den Absätz, wi wenn es ungiduldigs Roß im Stall der Bode stampfet. Die Here g'schweigge ihres G'wisse: „Gäng vordli tue isch doch o längwilig."

Doch, si dien e Blick uf di fiirnähmme Matrone, wo da im Freien uf Stüehl u Bänk im Kräis um zueluege, un en andersartige Blick, wo schiint z'sääge: sit ier ó äinisch jung g'sii? uf di alte Here, wo täilwiis ständlige e zwäite Kräis um der erst um mache. D's Auge von äi'm liichtet u glänzt ganz arpaartig. Warum? Wenn sis Dëchterli im Ring um an ihm vorbii chunnt, so fählt es sich nit, daß 's ihm mit

[4] Heute also wird auf der Insel gar nicht mehr getanzt. Das wäre angesichts der Besucherschaft, welche die Dampfschiffe heranführen (vgl. S. 38) gar nid z'mache. [5] S. 376.

drei b'biſchelete (šš) Fingere ęs Mį̈ndſchi zuebängglet; oder wenn es gar z'raaſig vorbiiſchnüßet, ſo ſuecht es 'nę n ämmel hurti, hurti mit den Auge u grïeßt mit eme Nį̈ckli.

Jez ſtande dert es păr Jungi, wo z'erſt ſëlli lehre i der Oornig d'Naſe ſchnį̈tze, gäb ſi tue welle wi di Große. Aber was macht dert äini vo dene fiïrnähme Jumpfere, u grad no di dëllſti von 'ne? Sį nimmt ęlſó ne Chniïßer am Arm u ſäit: Lue, ſó gäit's. U ſi het 'nę i der Luft: p'ſuuu! u walzet mit ihm u ſtellt 'nę n alben äiniſch a Bode



Heimkehr der Leserleute

u lehrt nę der Schottiſch. Aber jetz mach, daß dę furt chunnſch! befį̈hlt ſį, und d's Biïrſteli folget.

Vor em Chlooſter ſtande derwiile jungi Puurechnächten u Jumpfraue, oder trätſche dęs ųmme u wiſſe nid, was ſi mit ihrne Arme u Bäi un ihrem Läſerſunntig wäi aaſęą. Sį ſį wi verïireti Schëëſſli, wo zu käi'r Heerd g'chëëre. Das g'ſeht äine vo der Muſig im Tenn inne, wo grad e chläi uuſe n iſch go erchuele. Was macht er? Gäit u nimmt ſis Gŏrnee u ſtäit vor d's Dennstoor uuſe u ſchmätteret e Schottiſch i d's Freien uuſe, daß es o dem g'ſtaabeletigſte G'ſtaabi i d'Bäi fahrt. Ohni z'wiſſe, was 'nę n aachunnt, ſchrißt äine nę'm andere di erſti beſti, wo n er grad am Eermel erwitſcht, u macht: Lą g'ſeh, Anni!

oder: chumm Bääbi! oder: zeig, was de channsch, Triini! U g'chlopfet u g'stungget wirt jetz, daß der blutt u bblooß Äärdbode zitteret, wi wenn's äärdbebneti.

Aber di Müsig lëëkt no anderi hääre, wo ganz g'wunderig chämme cho loose u luege. Da isch e Moosbutz vo Schüsi (Süschi, Sugiez). Si's runde Hietli, das chuurze Schilee vo bruuner Wulle, di wite, wiße, zwilchige Schlotterhose standen ihm gar chäibisch guet aa. Un är wäiß, daß er eppis vorstellt! Är luegt im Ring um, ob ihm epper guet gnue siig für das[s] er mit ere fahri. Da stäit es (Gast-) Stubemäitli, wo grad e chläi uusen isch ga verschnuppe. Es feerms, dolls Mäitli. Är fasset's i d's Auge, un äs wirt es Fäärbbeli, Fäärbbeli rëëter. „Wottsch?" frogt si Blick, und der Gägeblick isch nid Nääi. Dás isch es luege, wi di zwäi z'sämme dräääije! E mene Danzlehrer u sir beste Schieleri z'Drutz. E Guggisbärgeri mit chuurzem Röckli u chunstriichem G'stältli 'berchunnt ó äine u schließt sich aa.

Nid wit darvo ritisäile chliinni Mäitli im Chehr um a de Nest vo mene Baum, un dert gigampfen ihre zwäi.

Aber blëtzlich foot es si aa tschuudere. Di große Dänzerinne in ihrne wite wiße Hemmdli 'berchämme Hiennerhut, u d'Jumpfere u d'Herre leggen underäinisch Mänteli aa u Pélerine. Was isch das ämmel oo?

Aha, lueget d'Sunne! Si stellt joo scho ab uf de hëëchste Danne vom Bärg! U d's Blaau vom See verfäärbt sich: es foot aa rëëtele.

Scho Oobe? Der Tag het ja chuum z'grächtem aag'fange! Aber da nitzt jetz alles chlëëne nitt. Marsch, uf e See, äb blëtzlich der Bärgluft chunnt! (Ins 64 f.). Auguste! Kaariii! wo sit er? Dépêchez-vous! Niit doo! Allons, allons! Vorwärts jetz! Ab Stett!

Was z'säme g'cheert, findt sich z'säme. D'Schiff wärte los'bunde; d'Chettine cheßle; mi g'cheert Ruederschleeg. D's Wasser gluntschet, wi wenn's bb'richte wett u daarlegge, was es hit alles g'chëërt häig u g'seh un i aller Stilli erggiggelet. Un i dä still, schëën, rieijig Ooben[d] iine zintet hëëch iber e Gästler ii e blanki silberigi Sichle.



Weinbehandlung
und
Weinhandlung.

Das Most im Trüel.

I.

Im Waadtland, aber auch auf arrondierten Rebgütern des Seelandes, wie z. B. uf em Chapf über Twann, werden die gelesenen und zum wiinle (Li. 1609) bestimmten Trauben i der Bränte (S. 365) gleich i'n Trüel (s. u.) 'traage oder 'treit. Auf so mannigfach verbitzlete Weinbergbesitzen, wie sie am bernischen und neuenburgischen Jurasüdgehänge die Regel bilden (S. 231 f.), wäre das kompleet nid (radikaal nid) z'mache. Da müssen umfänglichere Transportgeräte die zuweilen stundenweite Entfernung zwischen Trüel und Rebe vermitteln.

Hierzu dienen in erster Linie Züübere von gleicher, auf 100 l geeichter Gröösi. Trotzdem der voll Züüber dementsprechend viel wigt (Ins: wägt), macht oder ist, muß er möglichst liecht, dazu handlich und solid gebaut sein. Er besteht daher aus uusg'spaltnem, d. h. der höödh Wääg oder ständlig gespaltenem (nicht ligglig oder der läng Wääg g'spaltnem) roottannigem oder fiechtigem (Erl.: fichtigem) Holz: aus Fiechte, ahd. fiuhta. Nur wenn's sii mueß, ist er wißdannig und damit etwas schwäärer (schweerer). (Äichig sind bloß die im Keller verwendeten Chällerzüübere.)

Einige Zeit vor dem Leset werden die Züber und übrigen Mostg'schiir (Ins und alt Tw.: -g'schiirn) aus dem Trüel, dem Chäller oder dem Rémiise füüreg'noo und neuerdings uus'putzt. (Einen „Essuie-tine" z'räiche schicken dabei etwa neckische Welsche einen ungewitzigten Jungen, der dann eine mit schwerem Stein beladene Hutte an den Rücken gehängt bekommt.)[1] Darauf werden die Geschirre

[1] Gign. 31. Vgl. das „Tuurnersalb" Gw. 397, den „Habermutz" im Emmental zum „Zerfasern" der Hafer-„Ähren" (gleich dem der Dinkelähren) usw.

z'g'schwalle too, damit sie verschwalli. Denn i der Tröcheni si si erlächchet (erlächnet; vgl. sich erlicke, S. 6); si si rünnig woorte; si rünne wohl sogar wi n es Süüb oder wi 'ne Haberritere (Tw.: -riter).

In tunlichst erreichbarer Nähe des Leseplatzes nun, am liebsten natürlich an offener Heerstraße, reiht sich in stolzer Züületc, die Namensinitialen des Besitzers dem Beschauer zukehrend, Züber an Züber. Selbst ihre beträchtliche Zahl säit früülich (früüli) no nüüt gegen die mehr als 900 Züber, welche es bloß im Erlacher Weingelände während der Lese von 1834 mit ihrem köstlichen Inhalt über Nacht im Freien zu bewachen galt. Dą isch mą mängisch acht Tag nid us de Chläider choo.[2] Zur Hut des so sauer erworbenen süßen Guts kam aber noch die Sorge um seine Bergung. Es galt, mit Aufbietung aller List leere Züber z'verstecke, z'er"tlehnne, wohl auch z'stibitze, weil es immer und immer an „Holz" (Ins) fehlte.[3]

Stattlich fällt die Reihe immerhin auch heute aus bei größern Weinbergbesitzern und zugleich Weinhändlern, welchen kleine Besitzer, wo nid sälber trüele, ihren Leseertrag ab der Räbe im Züber verchąuffe.

Auf den Mostplatz, wo Brente um Brente in die Züber g'läärt werden soll, wurden diese hergefahren uf dem Mostwaage. Und nun wird mit bereits (S. 371) geschilderter Kraftentfaltung g'mostet. Die Trauben werden verstampft, g'stungget (neu Tw.: g'stunket). Jede neue Brentenlast wird abeg'stampft, um einer weitern Platz zu schaffen. Das tut in kleinerem Betrieb der Bräntetreeger, in größerem ein eigener Angestellter: der Moster. Er ergreift z'beedne Händ an den ausgedrechselten (d'drääite) Handheebi die Keule: den Moster, wie dagegen zwecks Nachfüllung der Brente auf dem Leseplatz bloß z'äi'r Hand das Mosterli, Bräntemosterli. So heißt (in Ins) aber auch der (Hördöpfel-)Stungger oder -Stämpfel (Kartoffelquetscher), wie hinwieder der Traubenquetscher auch der Stungger, das Stunggerli (neu Tw.: Stunker-li) ist. In Lü. sagt man: der Stünggel.

Als Trüübel stampfe travestiert man in Tw. das bekannte Kinderspiel, in welchem der Kopf des ausersehenen „Opfers" zwischen die Knie seines „Peinigers" geklemmt wird, indes des letztern Fäuste auf des erstern Rücken das Sprüchlein sekundieren:

Tippis Tappis
Äierlappis (statt: Haberlappis)!

[2] Großrat Stucki in Ins († 1915). [3] Drastisch geschildert: Favre 200. 202.

Wie män'ge Finger han i uuf? (statt:
Wi män'ge Finger streckt der Bock
Auf seinem Kopf?)
„Drei!" (oder irgend eine Fingerzahl.)
Hättisch (z. B.) vier erroote,
Chönntisch de under em Böckli duure schnoogge! (statt:
Chönntisch Tüüübeli broote!)

Der im Erraten Ung'fel'ig muß weiter erroote, bis er endlich ihm druf chunnt, ihm druff isch und unter Faustgetrommel auf dem Rücken, das eben Trüübel stampfe heißt, entlassen wird. „So schlöö mer alli drii, drii, drii!" lautet dabei der Bescheid auf die getroffene Wahl des Inquirierten unter drei zur Sühne anerbotenen guten Dingen: Chääs, Broot, Wii (statt: Hammer oder Bißzange). Der (in der Regel gewählte) Wein muß eben zuerst als Most g'stampft werden, wie das Brot als Getreide 'tröschе (šš), der Käse mit Gewalt gepreßt.



„Brentenleeren"
Transport der Trauben vom Weinberg in die Züber

Käi G'spaß verstäit dagegen der z'äärnstem die Trauben quetschende Mann an häiße Daage eines just guten Erntejahres, wo d'Bättler u d'Schelme und d'Wäspi sich melden und er begreiflich zur Abwehr der letztern nid emool taarf rauke. Denn der Räbmą mueß süüfer (sűber) sii wi ne Chääser. Bloß der Bräntetreeger erhält grad no äxtra guete Tuback geschenkt, damit er darob das üüseläääse der goldensten Beeren vergääs. — Einen außerordentlich profitlige" und förderlichen Ersatz des Moster bietet in größern Betrieben die Mostere: die Trüübelmühli, Trüelmühli, Trüele, welche vom Trülle-zieijer (Ins) in Bewegung gesetzt wird. Von dieser Traubenmühle lauft meh abb.

Sowohl zur Eigentumskontrolle des Rebherrn wie auch für den Kauf und Verkauf werden die Züber mittels irgend eines als Vergliichschüübeli gebrauchten Lesegeschirrs ng'm Määs verglichche: Ihre Füllung wird ausgeglichen auf das obligatorisch schweizerische Maß hin, welches das Chüübeli als das heutige Literchüübeli (das alte Zähntchüübeli), den Züber als den hundertliterige" Züber bestimmt. (Die 99 l fassende gerle der Neuenburger.)[4] In diesem letztern geben inwendig eingetriebene Messingnägel mit breiten Köpfen die obere

[4] Favre 196. Gerle ist ger-ula (Traggerät).

Grenze von 50 und von 100 l an. Nun sollen beim Füllen mit Züber-most diese Negeli d'deckt sii, oder sie solle schwümme: die neue Füllung auf dem Mostplatz soll nicht bloß die Mitte des Nagelscheibchens — wie die Norm erfordert — sondern den höchsten Punkt erreichen. Worum?

Das uusespritze und die Entweichung von iig'mosteter Luft während der Wegfahrt wird die Füllung erst auf das genaue Maß zurückführen. Aus z'volle Züübere wird also uuseg'mässe, in zu wenig gefüllte iineg'mässe.

Acht bis zehn derart volle Züber gäben es Fueder, Mostfueder. Man ladet also mit ihnen den Mostwaage, dessen vorgespanntes Roß geduldig g'wartet het — vielleicht schon sich freuend uf e Mäie (Strauß), der zur letzten Saisonfahrt sein Chometschit zieren wird. Die Züber kommen in stolzer Reihe auf das Mostgüüfi[5] des danach auch Güfiwage geheißenen Mostwagens zu stehen. Dieses Güüfi besteht in der Hauptsache aus zwei flach g'sägte Bäüm, welche verhööchti Randliiste tragen, um das seitliche abrütsche der Züber zu verhüten. (Beim Faßgüüfi sind diese Güüfibäüm rund, d. i. zylindrisch.)

Das Züber lade ist aber ein Erweis von Kraft und Gewandtheit, der gelernt sein will. Zwei Männer fassen eins ums andere der schweren Geräte an je einem der beiden Horn oder Ohre: der je drei heraufragenden Lochtaue (Lochdauben), deren mittleri, äxtra bräit geschnitten, so durchlocht sind, daß sie eine sichere Handheebi gewähren. Die beiden andern Hände fassen den Züber under am Gaargelchopf (s. u.). Ein selbstkommandiertes auf! oder hoor![5a] sichert die Gleichzeitigkeit der Griif, und in elegantem Schwung (Schlungg, schlingge) ist die Ladung vom Boden uufg'noo und veröörteret. Der Mostfuehrmą besteigt das Mostgüüfi, um die Züber fahrbereit zu rücken.

Also vo Hand, wie ein ganz äxtra starche Räbmą, ein Simson, der a'läini auch es Fueder abz'lade imstande wäre, indem er so 'ne Züber i der Stemmi nimmt: mit wagrecht ausgestrecktem Oberarm und senkrecht aufgestrecktem Vorderarm. Kräftige Glieder erfordert aber auch das ablade mit der durch die Züberloch duurg'steckte

[5] Güfi aus l. cophinus (Tragkorb); vgl. M-L. 2207. [5a] Zu Erlach rufen die Kinder beim schlittle bergab: Oor, oor, oor! Süst nimm i di bi de Hoor! Das kann gekürztes hors route! hors voie (us Wääg! us dem Wääg!) sein, dessen Anlaut h in hoor! mitgesprochen wird. (Zu frz. hors aus l. föras: ad foras: zur Tür [hinaus]! vgl. M-L. 3431.) Hieraus abgeleitet: Fort aus der für euch gefährlichen Bahn! Achtung! Haltet euch gefaßt! Jetzt!

Züberstange (Most-, Laadstange), womit man im Neuenburgischen auch uufladet. (Es ist der neuenburgische téneri.)[6] Die besten dieser, wie ein Turnerreck langen und dicken Stangen sind eschig oder äschig: sie bestehen aus Esche oder Äsche (šš), besonders dem von Lüscherzern gelieferten Moosäschli; sie sind liecht, und sie fäädere, ohni z'verheie. Sehr brauchbar sind auch die Stangen aus (Weiß- oder Schwarz-) Dorn.

Die Züber werden in die riesige Most- oder Trüübelbütti, wenn nicht in die zwoo, drei Büttine[7] eines sehr großen oder in das Bütteli eines beschränkten Preßraums uusg'läärt. Es folgt ein sorgfältiges uuswüsche, um nichts von dem kostbaren Stoff ą z'nüüte z'goo.

Die Bottiche behalten ihre süße Belastung e Zit lang, damit d's Most sich setz. Nachher loot mą d'Bütti ablauffe, indem man den Auslaufhahn dräät, wi wenn mą Wii abzuug: mi zieht d'Bütti ab.[8] Ist die Preßvorrichtung von der Bütti etwas entfernt, so tritt der Chällerzüber in den Dienst. Auch Räselierzüber (S. 30) geheißen wird derselbe, wenn er aus dem Bottich g'füllt ist, über den genügend langen und sehr glatt gehobelten Räselierlade geschoben, oder gut seeländisch: g'räseliert. Sind dagegen Bottich und Presse nooch bi n enand, so tritt der Mostchaarst mit seinen drei oder vier sehr breiten, dünnen, aus weichem Eisen bestehenden Zingge (Zinke) in Aktion. Er heißt eben so häufig d'Mosthąue, weil man damit tüchtig in den Inhalt des Bottichs iihąut, um ganzi Schüüble in ausgiebigem Schlungg auf die Presse zu werfen. Auf diese kommt auch der bereits tüchtig im Jääs (s. u.) begriffene letzte Inhalt der Gäärstande, wovon in Bälde zu reden ist.

II.

Die Qualität der Trauben, die Beschaffenheit der Presse und die Art ihrer Behandlung entscheiden gemeinsam darüber, äb's guet oder schlächt trüeli. Im erstern Falle trüelet's achtz'g bis füfenachtz'g Brozänt, wenn nicht 's Dünne sogar auf 88% ansteigt. Der Räste ist Treeber.

Der neu Wii ist größtenteils Voorschutz, kleinstenteils Uusdrückete. Jener „Vorschuß", Vorlauf, die „Essenz", mère goutte, Malte, Malten (Li. 1592, 1609)[1] ist das untrüelet Most, welches

[6] Zu tenêre (tenir: halten). [7] Vgl. Lf. 322; schwz. Id. 4, 1138; Kluge 67. 81. [8] Eine der so mundartgemäßen Objektsverschiebungen.

[1] Gr. maltha war das weiche Schreibtafelwachs, l. maltha Bergteer, deutsch Malte 1. Mörtel, 2. schlammig weißer Vorlaufmost. Vgl. schwz. Id. 4, 213 f.

aus der Mostbütti durch deren geöffneten Hahn aus- und aus der Preßmulde vor deren Arbeit als Schwall und Schwetti abfließt in das unter der Presse eingesenkte Mostbütteli. Frisch aus diesem getrunken, schmeckt er gar chäibisch guet, und sein noch unvergorener Zucker ist eine Hauptquelle rasch erneuerter Muskelkraft. Das merkten sich klösterliche und städtische Rebenbesitzer, welche häufig weiße Malten (von Weißweintrauben) als Abgabe forderten. Aber auch das schlaue Mostroß vor dem Mostwage wäiß öppis dᾳrvoo; mit bemerkenswerter List trachtet es e Mostzüber z'errecke. Eine in Tüscherz zum Ersatz eingespannte und losgewordene Kuh holte sich damit den Tod: d's Most het im Mage g'jääse und het si versprängt.

Allein, solch untrüelet's Most ist z'mastig für sich z'bhaa. Es lᾳuft öölig u̯u̯s: schwäär (nid lääbig), und wird bald bru̯u̯n von Farbe, lind im Geschmack. Es würde in kurzem umstoo, wenn sich ihm nicht, vom Weinproduzenten gliichlig vertäilt, konservierende Stoffe beimischten, namentlich der Gerbstoff: der Tannin (-Stoff). Solchen aus Traubenkernen zu gewinnen, wird von Fachmännern sehr empfohlen.[2]

Hieran besonders gehaltreich sind eben d'Chäärne, sowie d'Hültsche; auch d'Gräät (Tw.) oder Grappe (Ins, vgl. S. 277) bergen sie. Sie mit G'walt z'berchoo, ist eine Hauptaufgabe der Weinpresse.

Eine zweite tritt hinzu: den zerquetschten Fetzen der Rotweintrauben, deren Farbe man dem aus ihnen gewonnenen Wein erhalten will, die Farbstoffe zu entreißen. D'Farb liggt (Erl.: lit) i de Hültsche. Schon deswegen wird d's Roote a'läini und vorab g'lääse, wenn es nicht (S. 280) wegen zu geringen Ertrags i d's Wiße g'heit wird, das es nid fäärbt. Soll es dieses tun, so mueß d's roote Most öppᾳ vier bis füüf Daag jääse (gären, s. u.). Länger nicht, sonst teilen die Kämme dem Wein auch ihre mißbeliebige chratzigi Süüri mit. Zum Zwecke solcher Auslaugung des Weinrots bleiben kleinere Quanta im Züber stehen, größere kommen in die eigene Gäärstande. Da sich hier zunächst Cholesüüri vom Traubenzucker abspaltet, so stigt (wallet) d's Most und muß täglich zweimal abeg'mostet (abeg'stampfet) werden, bis Dicks und Dünns gliich schwäär geworden sind, so daß es vo sälber fallt (sich setzt). Ein als Sänkbode beweglicher Dechchel der Gärstande hindert, daß der Jääs oder der Wall über den Rand des Gefäßes u̯u̯se chaa. Ein überg'spräitets Äschetuech wehrt alls Us̱u̯u̯sere ab.

Auch der Tóggeier („Tokayer", S. 281) erhält auf diese Weise

[2] OW. 25, 342 f.

sein eigenartiges Rooserοot oder den Schiller; ebenso ihri rächti Faarbb die als Graau oder sonstwie aufzutischende Sorten. Was hier hauptsächlich um der Farbe, geschieht in der Ost- und Mittelschweiz um der Haltbarkeit auch der Weißweine willen. Der Muschgidäller (S. 285) hinwieder muß von den Hülsen seinen eigenartigen Muskatgeruch und -geschmack bekommen, die aber von den mitgärenden Kämmen teils absorbiert (iigschlückt), teils verderbt würden. Daher sind die Muskatellertrauben vor dem Verbringen in die Gärkufe z'strupfe oder z'grappiere. Solches Abkämmen besorgt im großen eine Máschine. Im kleinen vollzog es sich vormals an Oobesitze, an welchen gemäß dem Satze, daß, wenn öppis zum Muul uusgäit, nüüt drí gäit, der Hausherr zu fleißigem singe animierte. (Wie im Leset, S 364.) So wurde das einträgliche Entbeeren zum erträglichen Entbehren.



Züber tragen
Transport der eingestampften Trauben nach der Presse

Der Muskateller würde aber Gräätchust auch dann abbekommen, wenn er so stark wie die übrigen Weinsorten gepreßt würde. Drum wurden und werden seine Beeren da und dort gar nid d'drückt, sondern i d's Feßli too, halb u halb mit gutem, frischem Most anderer Sorten übergossen und im Frühling abgezogen. Die Beeren geben dann eine äxtra gueti Trueße.

Die Weißweine werden dagegen in der Westschweiz durch Süeßdruck gewonnen: sie kommen sófort nach der Lese und der Quetschung unter die Presse.

III.

Als Presse elementarster Art dienen — d'Füeß, von Menschen nämlich. Die werden damit doch o wider äinisch suufer, und si gäbe dem Wii g'só n es äigets Chüstli; ja, sonst gehaltlose Weine werden damit chüstig. Im Seeland ist freilich (richtiger Wiis) diese Art so alt wi di chliinne Stäine; seit ihrem Bestehen isch scho mängi Muus in es anders Loch g'schlosse.

Allein das „Treten" mit der Ferse (Fäärßere) ist doch so bodenständig deutsch, daß es in seiner ablautenden Intensivform „trotten"

frz. als trotter entlehnt und schon älter deutsch als trotten und die Trotte zurückentlehnt wurde. Man konnte unter letzterer die Baumpresse verstehen: den Stamm einer kleineren Fiechte (Fichte) oder einer (Wiß-) Tanne, dessen nicht befestigtes Ende mit einer Winde niedergedrückt wurde; oder es konnten, wie am uralten Trüel zu St. Niklaus bei Bellmund, sowie im Feld zu Steffisburg, zwäi Bäüm in ähnlicher Weise wirken. Mit solcher trota, truta, trutta, trote,[1] Trotte hat man z. B. 1390 zu Ligerz „den wyn getrottet". Zu Bern stand 1364 „Ougers trote";[2] noch hat Brüttelen seinen Trottewääg, und der trottebaum manch einer „alten Trotte zu vier Mann" beschlug ein eigenes trottehûs.

Solch hinter der Kultur nachhinkendes Sprachgut, das an einer neuen Einrichtung die Bezeichnung der verdrängten haften läßt, begegnet uns auch in der durch Luther schriftdeutsch gewordenen Kelter, der ostfränkischen Kalter, dem altlothringischen chauchoir aus calcatorium und der hieraus entlehnten ahd. kelktra, zu calcare (treten, wie z. B. der Orgeletrapper als „Calcant" tut), und dies wieder aus calx (Ferse, eigentlich: die Stampfende).[3] Daß man aber noch vor einem Menschenalter, z. B. auch im Badischen, die Trauben uustrappet het, sagen Augenzeugen. Sehr früh trat jedoch neben diese Arten des Pressens die Anwendung des drehbaren Hebels. Nach solchem drääije[4] benennt sich die Torkel, graubündnerisch: Toorggel mit dem Torggelbett und -baum, gehandhabt vom Toorggelmeister,[5] sowie der Trüel,[6] Triel, zum trüele, triele dienend.

Zur nämlichen Lehnwortsippe gehört die Drehwalze z. B. als Äichhorntrülle und als Strafmittel (Ins 566, auch Tw.), sowie als die Trülle zum trülle des vor dem Lagern zu bewahrenden Getreides, um Biel als die Troole und das troole bezeichnet. Auch das „sich walzen" und das „kollern" ist ein troole, das „wälzen" ein tröle. Ein Rundholz ist ein Tröli, die Teigwalze ein Trölholz oder ein Trölnagel, das Schieben einer Gerichtssache auf die lange Bank eine Tröölerei. Der Rekrut (Regerutt) wird zu gewandtem „sich chehre" erzogen: trüllet, und Fertigkeiten werden itrüllet.

[1] Graff 5, 522. [2] Font. 8, 582. [3] Walde 117. Näheres: Jud in Z. f. r. Ph. 38, 39; M-L. WB. 1491. 1493. 1534; Kluge 237. [4] Als l. torquēre, frz. tordre, vgl. „davon torkeln". [5] Luck; vgl. Gign. 33 f. [6] Drehen heißt gr. tréchein. Die Laftwinde der Griechen und Römer: die trochalia, tróchlea wurde auch, und schließlich bloß, als Weinpresse gebraucht: als der frz. treuil (M-L. 8929), als der westschweiz. Trüel; der trui und tru wurde als vermeintlich herzustellendes trou das trou des Nonnes als die Kelter des Freiburger Klosters Magerau (Maigre auge) zu St. Blaise nahe der Station der Biel-Neuenburg-Bahn. Ung trüll pour trottier le vin de la Diemerie (Zehntwein, Zähntewii stand 1492 zu Twann.

Die ersten zur Weinbereitung dienenden Trüel waren Schraubenpressen als Differenzialpressen. Sie nahmen mit der Schwerfälligkeit ihrer Holzkonstruktion einen so gewaltigen Raum ein, daß sie sich in keinen Wohnraum einfügten. Sie beanspruchten einen eigenen Schäärme und konnten damit nach sich Flurstücke benennen. So die Trüelere auf dem sonnigen Abhang über Gümmenen; die Trüelachere zu Gampelen; Burgers Trüelwääg zu Erlach; Reben zu Burgers Thrüll ebd. 1573. Die bernische Regierung besaß um 1731 einen Trüel zu Suncort (in der Sụnkẹrt ebd.) und ein Trüelhụụs am Stad, also am See, der bis i d's Stedtli Erlach reichte. Auch die Landschaft Ins besaß einst ihren Trüel; das alte Müeterli desselben (s. u.) wurde 1798 verkauft.[7] Erst so umfängliche Gebäude wie das Twanner Bụchsihụụs (S. 203) umfaßten auch den alten „Trüel sammt Bütti und Zugehördt" (1728) und setzten ihn in Verbindung mit dem freien Trüelhof, der um 1727 für etwa 25 Fässer Raum bot. Der mit einer B'setzi belegte Trüel zu Engelberg herbergte auch noch einen Bachofe (1770) und ein Bụụchööfeli (1800) zum Bäuchen (bụụche) der Wäsche, sowie das Trüelchemmi (1836). „Trüel" bedeutet also hier überall zugleich den Raum für die Weinpresse und deren Umschwung; und es verbleibt dieser Name auch, wenn die Presse längst weg ist. Der zu ebener Erde liegende und mit der Gasse verbundene Raum dient in solchem Fall als Vorratsraum oder als Werkstätte z. B. für Stickel z'mache u. dgl., und bietet vollgenügend Platz für si ch z'chehre, ohni daß mạn an allne Orte (Ecken und Enden) aa ist. Nicht wenige solche Trüele aber wurden zu Verkaufs-Läde oder Gaststube umgebaut.



„Zübertragen"

Echte alte Weinbauern indes, die ihren Wein vom Faß (s. u.) oder ab em Trüel verkaufen, nachdem er vertrüelet oder ụụstrüelet ist, beschäftigen nach wie vor im Trüel (Preßraum) am Trüel (Preßapparat) ihre Trüeler (1634: Trüller),[8] welche unter dem Trüelermäister stehen.

Angetan mit dem allzeit weißen halbriịstige Trüelerschụụrz oder Trüelerfụ̈ụ̈rtẹch (1771), genährt mit währschafter Trüelersuppe (1841), mit magerem Chääs oder gesalzenem Fleisch neben nassem Zubehör, heute bei taghellem elektrischem Liecht arbeitend, statt bei der frühern Trüellantäärne oder gar dem als Pandụ̈-

[7] LBJ. 64. [8] SJB. B 431.

derli bemitleideten Notlämpchen spiegeln sie mit ihrem ganzen Gehaben die Hablichkeit ihres Brot- und Weinherrn.

IV.

Beobachten wir sie an ihrem Werk! Wir lernen damit zugleich den Aufbau alter und neuer Trüel kennen. Alle lassen sich als kleinere, tragbare Tragtrüele und als fix eingebaute Trüele[r] unterscheiden. Die kleinsten alten Trüeli werden etwa als eine Nußdrücki oder ein Nußchnütscher bemitleidet. Sie werden in kleinen Betrieben denn auch vorteilhaft ersetzt durch die praktische und handliche Schaffhuusere (von Rauschenbach). Zwei riesenhafte alti Möbel dagegen lagern ungebraucht zu Erlach. Fünf Ungetüme ihrer Art arbeiteten miteinander im Tschugger Inselhuus.

Auf den uufg'rüstete, zwägg'machte, g'rangschierte, g'schlagne Trüel (I mues däm go der Trüel schloo) wird der Bäck uufg'schüttet. — „Der Bäck" ist ursprünglich svw. „schneidender Hieb" und ist ein Verbalabstrakt aus „bäcke", welches z. B. im Simmental und Oberhasli „schneidend schlagen, schlagend zerhauen" bedeutet.[1] Wie aber z. B. „der Baach" im Emmental 1. das Backen (bachche) und 2. die auf einmal in den Ofen geschobene oder zu schiebende Menge Laibe, Kuchen usw. mäint (es ist die Bachchete oder der Schutz) — wie ferner der Druck sowohl das drücke wie das uusd'drückte und das zu Pressende ist, so ist der Bäck das Gemengsel von Saft, Hültsche und Grappe, das nun der folgenden Behandlung unterworfen wird:

Die mit der Mosthaue (S. 387) schön gliichlig verzogeni Masse erleidet die erste Pressung, und es wird ihr sodann zum uus-lauffe Zeit gelassen, bis sie vertropfnet het.[2] Dann wird der Trüel uuftoo und der Bäck seiner Packung entledigt, um die kostbaren weinbildenden Stoffe, zumal die Gerbstoffe, auch dem Innern der Masse zu entreißen. Man schniidet oder (zer-) haut der Bäck z'zwäine Mool zu etwa vier Prismen und preßt ihn neuerdings. Eine dritte und letzte Prozedur dieser Art ist das Zerschneiden und Auseinanderrücken der Teile, so daß kleine Chänel oder „Kanäle" (Ins: Karnääl) als Abflußrinnen entstehen: man chäänlet, chäärnlet, chäärnet (in Tw.: spaltet) den Bäck. Es werden nämlich bei dieser Gelegenheit mit dem als eine Mostschroote in Dienst genommenen Häüschroote am Platz des ehemaligen Schrootiise (Tw. 1791, 1823)

[1] Verwandt mit picken; vgl. schwz. Id. 4, 1111. [2] Über solche Inchoative mit -n- s. Braune, got. Gr. § 194; Wrede § 126.

oder der Traubenschrote (1829) die riesigen Preßkuchen auch z'ringsetüm g'schroote, abg'schroote. Gerade, wenn's guet mostet, verlauft nämlich der Bäck gärn: er flieht unter der Presse weg; d's üssere flieht, nämlich under den Lade füüre. Dieses G'flohnne und Abg'haune wird mit den Händen zerzupft: verrupft — mi rupft der Bäck — und verrüübe, so daß er körnig



Weinpresse alten Systems im Hause Max Engel in Klein-Twann

oder chäärnig sich anfühlt. Dann wird es über den neu z'sämmeg'stoßne und verääbenete (verääbbnete) Bäck hin verstreut.

Vom ersten uufdue bis zum definitiven abdue eines Bäck soll solcher uf d's allerimindste vierezwänz'g Stund unter der Presse liegen. Bei kärglichem Leset, wo es die möglichste Ausnutzung des Stoffes gilt, gäit's lenger, bei sehr reichem und demgemäß rascher zu bewältigendem Leset minder lang, bis e neue Bäck uufg'schüttet wird und der alt ab chunnt. Wenn mg pressiert ist, muß man darum der Bäck e chläi jaage, indem man ihn in kürzern Fristen preßt. Es heißt dann: er mag's no äinisch erlüide; mir wäin ihm no äis gää! mir zieh no äinisch oder no ne Chehr;

mir wäi 'ng no äinist näh. Aber hübscheli, er chotzet süst (zerläuft)!

V.

Der quadratische, etwa 1½ m lange und breite Hohlraum, welcher den Bäck aufnimmt und am Boden oder seitlich die Flüssigkeit entläßt, heiß der Trüel im engern Sinn oder die Trüelmuelte, auch d's Trüelbett. Das ist nach heutigem Bau ein durch sorgfältiges iischaale mit Brettern glattwandig gemachtes Betonstück mit einem 10 bis 15 cm hohen und breiten Rand, d's Boord oder d's Böörtli oder d'Verhööchig geheißen. Der Holztrüel älteren Baues läßt sich zum tröchne usenand näh. Seine Einfassung, der Chaste, Trüelchaste, besteht aus vier Brettern von 4 dm Höhe, welche mittelst Höögge oder Struube mit Schließe zusammengefügt und wieder gelöst werden. Durch große Löchli fließt d's Dünne ab. Während der Pressung müssen die Schließe durch umlaufende Iisestange, wo e chläi Spiis häi (nachgeben können) oder wie früher (z. B. 1852) durch Spanntrogchöttine, wo z'sämmezoge häi, gesichert werden. Vier eigene iisigi Struube (Schrauben) erhöhten vormals die Sicherung.

Die holzige Trüelmuelte erlächche über den Sommer und bedürfen des Stopfens (des vermache) der Ritzen. Hierzu dient der dreistrangig 'züpfet oder 'trütschet (zu Trütsche geflochtene) Chnospel oder die Chnospe (Tw.), in Vermengung mit dem zum Verstopfen der Schiffsritzen gebrauchten Bast, früher vo wilde Linden im Wald (S. 23), auch etwa d's Lint geheißen. Dieser Chnospel — oder d'Chnospe — ist der Rohrkolben: Typha angustifolia und Shuttleworthii, dessen weibliche Exemplare die fingerslangen braunen Cholbe oder Trummeschleegeli tragen. Diese faltsche Chnospe taugen nicht zum vermache, sondern nur die wahre: die männlichen Exemplare mit den schwertlilienartig oben auseinander gehenden schönen Bletter, welche mannshoch und fast armsdick, glatt wi n e Sabel, weich, elastisch und haltbar gewachsen sind. Die Äänerländer enthoben vormals dem stillen, fuule Mooswasser ganzi Wäägeli voll dieser Pflanzen, um sie links des Sees an Mann zu bringen. Links des Sees holte man den seltenen Stoff sogar ob em Füürstäi hinter dem Gästler.

Die Mulde wird getragen von dem sehr stark gebauten ächig Chlötz als der Schwelle, Trüelschwelle.

Diese heißt auch das Rößli. Die Teile der uralten Keltern, welche in verschiedener Aufschichtung zur stärkern oder schwächern Pressung aufeinander lagerten, trugen ebenfalls Tiernamen mit symbolischer Deutung

und heute vielfach verdunkelter Bedeutung. Wie der Welsche von einer „chèvre“ (tsevra) und einem „poisson“ (peso)[1] sprach oder spricht, so die alte Seeländersprache namentlich in und um Ins von der Chatz, namentlich aber von Baarge in der Grundbedeutung junger Eberchen[2] (vgl. unten) als kleinen Balken, über welchen quer gelagert die halbi Moore (Mutterschwein) und die darauf placierte Moore eingetrieben werden: g'schlaage. Die Stücke heißen zusammen d's G'schlächt, dessen Umdeutung zu „sexus“ solche Benennungen der gebräuchlichsten Haustierzucht entlehnt haben kann.[3] Noch in den heutigen Weinbau und von hier aus tausendfach verzweigt in das übrige Gewerbsleben hinein reichen zwei Ausdrücke, deren Herkunft aus der Schweinezucht ma nid wụụrd glaube: Schraube und (Schrauben-) Mutter. Aber „Strụụbe“ und „Strüübli“[4] geht über „Schraube“ und scröba[5] zurück auf die lat. scröfa.[6] (Vgl. die Umwandlung des Skorpion in den Storpion.) Und die Bezeichnung des Müeterli als des „Muttergewindes“, innerthalb dessen das „Vatergewinde“ seine Spiralen zieht, ist durch die technische Sprache gegeben. In die nämliche Symbolik der Weinbausprache gehören Schloß und Schlüssel, schlüßle.

VI.

Die Teile des Ụụfsatz, mittelst dessen die moderne Pressung vollzogen wird, tragen nun durchwegs prosaisch bildlose Namen. Da legen sich über den Bäck zunächst vier bis sechs gewichtige Latte von der Art der die Ziegel und Schindeln tragenden Dachlatte. Über sie kommen chrütz wịịs, für daß es rächt guet z'sämmebindt, dünnere und breitere (Trüel-) Laade. Es folgen, wieder über Chrütz und also gleichlaufend mit den Latten, je nach dem Druckbedürfnis in ein bis drei Schichten zu je vier Stück ,und zwar nach oben immer dünner (und dafür hertholzig), die (Trüel-) Lääger. Diese an Orgelbaßpfeifen erinnernden Holzstücke sind, damit man beim daartue und dänne näh si[ch] nid gäng chlemm oder sụsch blessier, mit Grịffe versehen. Das nämliche gilt vom Leist: dem wieder über Chrütz auf die Lääger gelegten massiven, harthölzernen Klotz von etwa 150 cm

[1] Gign. 37. [2] Mhd. WB. [3] Wie aber „sexus“ (zu secare: Walde 707) und gr. typos, Typus (zu typ-t-ein, schlagen), ist „Ge-schlech-t“ zunächst eine Zusammengehörigkeit von „Schlägen“, die nach Art des Jischlaag von Zaunstützpfählen die Bildung eines „Verschlags“ (Verschlacht, Underschlacht) und damit die Absonderung von in der Reinzucht zu erhaltenden „Schlägen“ (Rassen) erzwecken. Diesen soll das g'schlacht bleibende Individuum naag'schlaa, es soll nicht ung'schlacht „aus der Art schlagen“, soll nicht gleich dem verwilderten Zuchtgenossen vom Näst g'schlaa. [4] Mit Explosivstütze wie bei S-t-rom usw. [5] Walde 690. [6] Kluge 413; M-L. Wb. 7748 ff., vgl. 7747.

Längi, bis 50 cm Bräiti und 25 bis 30 cm Höödhi. Er wird oft noch mit Eisenschrauben verstemmt, für daß es 'ng nid verjaagi (bei zu starker Pressung verspräng). Es kann dies auch verhütet werden durch die untergelegte Sohle, welche die oberste Läägerschicht ersetzt.

Die Pressung erhält ihren Aasatz, sowie ihre Lenkung ụụfe un aabe in der Struụbe, Trüelstruụbe (S. 395). Die besteht beim Holztrüel aus Nußbaum. Das Nußholz ist nicht spältig, poliert sich gut und lauft gäärn, weil es nicht wie andere Hölzer ruụch ist. Im Nootfaal läßt es sich ersetzen durch Bergahorn oder Ulme (Ilm). Solche Schrauben von etwa 25 cm Durchmesser können gelegentlich mitten in strenger und dringender Arbeit lo goo — das chlepft! — (das könnte bei schlechtem Guß auch den ältesten Eisenschrauben passieren) und das Werk aufs verdrießlichste unterbrechen. Nun sind alle Kelterschrauben guẹßiịsig (bestehen aus Guẹß) und gestatten, obwohl dreimal kleiner (10 bis 15 cm im Durchmesser) eine viel flinggeri Arbeit. Unvorsichtiges forßiere kann sie allerdings chrümme; denn sị sị nüt meh.

Auf dem Boden des Trüelraums verstemmt und in der zementenen Mulde iịzimäntet, bedürfen die eisernen Schrauben weder der alten Struụbezwinge (1791) noch der Verfestigung an der Trüelraumdecke. Eine solche Sicherung gegen das ụụsschlüffe (Erl.: -schliffe) oder ụụsrütsche verleiht dagegen der Holzschraube das Müeterli, Struụbemüeterli, Holzmüeterli. Dieses „Schraubenmütterchen" ist ein ganz gewaltiges Balkenstück aus Äiche (z. B. 1803) oder Nußbaum von 3 m Länge und fast 1 m² Stirnfläche, verbịsset mit dicken Verschlußkeilen. Das Klotzige dieses „Mütterchens" wird aber im Trüel der alte Länti zu Kleintwann (Haus des Großrats Max Engel) künstlerisch behoben durch das geschickt angebrachte, schöne Wyttenbach-Wappen.

Die Standfestmachung der Kelterschraube durch das a d's holzig Müeterli aag'schruụbet iịsig Müeterli verlegt den Schwerpunkt des Hebeldrucks nach oben; die erhöhte und dafür einzige Verfestigung im Boden und in der Mulde verlegt ihn nach unten. So wird die Presse alten Stils zum Oben-ábe-trüel, die Presse neuer Bauart zum Uṇden-ụụf-trüel.[1]

Auf und ab nun dreht sich am G'winḍ der Schraube der einarmige, lange Preßhebel. Als Aasatz dient ihm ein dreifaches eisernes, früher auch möschigs (šš) Gebilde, bestehend aus dem Chraage, dem Chranz und der Pfanne. In letzterer lag z. B. 1829 die Nuß,

[1] Vgl. die „D's-under-obe Schweli" Lf. 63.

ähnlich dem runden Scharnierstück am Flintenschloß, welches den gespannten Hahn hielt. (Die Nuß ist überhaupt es Gläich, welches aus Gelenkkopf und Gelenkpfanne besteht; in dieser dreht sich jener.) Die wie eine Kuppel aussehende Pfanne stützt den gezähnten Chrage, welcher in seinen beiden außerordentlich starken Schlaufen (Öhri) den durchgesteckten Trüelspaare aufnimmt.

Sehr einfach arbeiten nach diesem System neue kleinere Pressen, indem der etwa 2 bis 3 m lange eiserne Hebel des Hebeltrüel bei



Weinpresse aus neuerer Zeit im Hause Hubacher, Twann

seinen hin und her vollführten Bewegungen von etwa 30° bis 40° in die Zänd des Chrage eingreift, bis erstens (zuerst) links und denn rächts unter lautem Klixen eine der beiden Schließe (ein Versteller) iifallt. Denn het es's (es hält)! indem der Sparren nicht uusrütscht. Nach ähnlichem Prinzip scheinen alte kleine Spanner (1804) am Spanntrüel (1827) gearbeitet zu haben.

Für die Bewältigung großer Ernten dagegen wachset der Trüelspaare oder -spaate (Balancier, oder Darm, 1827) zu 10 m Länge an. Er trägt am freien Ende einen Eisenring mit Schlaufen zur Aufnahme eines Trüelsäili, an welchem mehrere Männer zieh. Es gab 1776 im Twanner Ängelbärg riistigi Säil von 25 m Länge, ja,

zu Tw. 1797 solche bis zu 119 Bärnschueh. Auch kürzere Seile älterer Pressen lassen sich bloß anwenden mittelst des zum Doppelzug ausgebauten Rollensystems. Eine an möglichst weit entfernter Wand angebrachte Schiibe, Trüelschiibe, nimmt das Seil auf. Sein noch freies Ende liiret sich spiralig um die mitten im Trüelruum senkrecht aufgepflanzte und in starker Fassung drehbare Wälle, Trüelwälle (den Haspel 1797, die Winde 1797). Zu ihrer Handhabung bedarf es der heißen Arbeit von vier Männern, welche durch die zwei Loch des durchbohrten Trüelbaums zwei sehr starke Stangen duure-stecke und nun jeden dieser vier Trüelaarme als eine Handheebi zum drääije brauchen: als eine manivelle, woraus das Mäniwell und schließlich glücklich der Mänuel geworden ist.[2]

Kindern dienen diese vier Manuele etwa als Rößlispiil zu dem — allerdings recht gefährlichen — rößle.

VII.

Mi sött mäine, die so gründlich ausgetorkelten Traubenrückstände wären nur noch guet für uf d's G'schöör. Aber uhaa! Noch sind die Chäärne nicht völlig ausgenützt. Was sie als es g'wüsses Chüstli noch bieten, liebt zwar der Weinhändler nicht, wohl aber seit dem Anhalten der langen Mißjahrreihe derjenige kleine Rebenbesitzer, dessen Bedürfnis nach wenigem Haus- und Feldtrunk mit den Ernteerträgnissen sehr wenig Schritt hält. Er übergießt darum den Bäck mit Wasser und wirft in die neu ausgepreßte Flüssigkeit Staubzucker (alt: Zugger). Er gewinnt mit solch nochmaliger scharfer Pressung den Nachpreßwein, Nachwein, Tresterwein, Treeberwii, Spülwein. So heißt die lat. „lav-ura“ [1] oder lūra, lōra, ahd. auch lurra, mhd. lûre, liure, leur, lohr, glûre, der Lauer, die Lurke, von welchen Peter Suchenwirth behauptete: Trebern und glawrn sind peßßer vil denn chriechisch wein.[2] Da man mit solchem Nachwein französische Rotweine verschneidet (pique) oder biggiert, heißt er auch piquette, rechts des Sees Piggett, linksseeisch aber Piggette (=wii), mit welcher Wortform das noch Ungewohnte dieser Prozedur angedeutet ist. Das nämliche besagt die sarkastische Umstellung des Grund- und Folgeverhältnisses: Wo si Pigget g'macht häi, het's käi Wii meh g'gää. Ein anderer

[2] Vgl. die nächtliche Kelterszene zu Spiez in Robert Scheurers, des Seeländer Dichters, herzigem Büchlein „Heinrich von Strättlingen“, Kap. 16.

[1] Walde 441; Columella 12, 40. [2] Mhd. Wb. 1, 1054. Wohl in der gleichen Meinung, wonach das Kosentbier (Klosterbier) als nachgebrautes Getränk zuträglicher ist als Vollbier.

Sarkasmus liegt in der Korrektur: Dier müeßet nid säge: Piggette; dier müeßet säge: Bŏschŏlee (Beaujolais) oder Hal'auer oder Grenoble. (Er wirkt „schnällziehend" wie der aus Grenoble kommende beste Zemänt) Zum Trinken alli Stund konnte allerdings eben nur die Piquette verführen. Die frühern Weinbauern verbesserten verdorbenen Wein, indem sie ihn auf den bezuckerten Trestern neu preßten. Solche Umgärung behebt namentlich den Schimmelgeruch (das grääiele).[3] Für den bernischen Weinhandel ist indessen dieses Manöver (gleich dem Gallisieren) verboten; nur Piggette (Piggétte) z'berchoo (zu „bekommen" = zu erzielen) ist erlaubt.

Aber auch nachdem der Trüel abprotzt[4] (1834: „aufgeräumt") ist, sind die Träber oder ist der Treeber[5] noch vielfacher Verwendung fähig. Er liefert Grünspan (spanisches Grün für Siegel, Spägrüeni, Spanngrïen, Erl.: Spanggrüen), Potasche, Essig, besonders aber den Treeber als Branntwein.

Zum Treeber brönne bestand vormals beinahe in jedem Haus eine Brönnerei mit einfachstem Brönnhaafe, dessen Bedienung im Winter mit dem Stickel mache u. dgl. im Trüel in äim zue g'gangen isch. Heute dienen hierzu kompliziertere Appąräät, mit welchen auch edlere Schnäpps (S. 269) sich herstellen lassen. Ein solches Großgeschäft samt einem Apparat für 'bbrönnte Trääsch und Treeber z'tröchne betreibt eine Aktiengesellschaft beim Nußhof zu Gampelen.

Zum vorgängigen įįbäize (um die Gärung hervorzurufen) dienen Treeberbüttine von 6000 bis 7000 l Wassergehalt, welche früher im Boden uf Lätt įįgg'loo gsį sįį, heute frei in stolzer Parade zwäg stande. Bitze wie Quadersteine, von den Bäcke abg'schroote, werden įįg'macht, įįp'hackt, įį'bbanket, uf enand 'tischet (šš; nur leichte Gegenstände werden 'bbįįget) und fest g'stampfet, so daß kein Luftzutritt das graaue (die Schimmelbildung) hervorrufen kann. Eine das Ganze deckende Lehmschicht hilft nötigenfalls dieser Abwehr nach: mi verlättet der Techchel.

Der im Brönnhaafe oder -chessel entwickelte Dampf muß vor seiner Entlassung noch Kochdienste leisten. In ere Halbstund wird als

[3] Schellenberg: die Behandlung der schweizerischen Weine (Frauenfeld, 1905) 124. [4] Der „zwei-räderige" Karren: l. bi-rotus wurde it. biroccio (wie caroccio Karosse), venez. birozzo, deutsch militärisch der Protzwagen und die Protze (Seil. 4, 9). Im (gelegentlich stürmischen uf- und abbrotze) mischt sich das protzig tue des Protz, Brotz (bayr.-östr. sww. Kröte: Kluge 357) ein. (He, i cha jo goo!) [5] Setzt ein verlornes trast voraus als Parallele zu „der Trääsch" (ostschweizerisch) und der Traast (bernisch) — d. h. Geruch und Geschmack fauliger Gärung — woraus Trester geworden ist. (Kluge 464.)

spezifisch seeländischer Leckerbissen der Treeberwuurst (Ins)[6] gar: eine ganz gewöhnliche, aber von Träberdunst durchsättigte Wurst. Sogar Katzenbraten soll bei dieser Bereitungsart so trefflich herauskommen, daß es keiner Tschingge bedarf, um ihn als sehr gut zu taxieren. Ein in dieser Beziehung erfahrenes Landeskind erklärte bei Anlaß eines solchen „Zweckessens“: I ha scho Chatz g'chá, aber dás isch nid Chatz![7]

Keine Räätęch (Randen) ferner schmecken so gut, wie die zugleich mit den Trestern übertoonne und uuseg'noonne. Zum Herausbefördern dient die eigene Treeberzange (gebaut wie eine doppelte Grabgable, deren Zinken aber gegeneinander greifen).

Die bbrönnte Treeber dienen, gleich warm mit Runkelrüben (Erl.: Bűndangße, Ins: Bódangße) vermischt und mit Salz aag'macht, als milchreiches Viehfutter. Die raue (rohen)[7a] dagegen machen die Tiere schnääderfrääsig und wirken vill z'hitzig: sie erzeugen Uusschleeg. Erkaltet, geben die erstern noch guten Rebendünger oder auch, zu Chääsli gepreßt, torfähnliches Brennmaterial. Es brönnt aber besser weder Tuurbe.

Auch trefflichen Wiesendünger liefern die Abfälle: si gäbe guete Wase. Die twannerischen Besitzer von Matten äänet dem See und zu Nidau (S. 36) kauften darum b'brönnti Treeber z'Wäidligewiis für zehn Franken, führten sie wohl auch gelegentlich (z. B. 1769) wider altes Verbot us em Amt uuse, um jedoch mit de bloße Chöste ab der Zetti z'choo.[8]

So lehrt mą bi'm Räbmą d's chliinste Dingeli z'Ehre zieh, zumal wenn so viel Schweiß und Fleiß dranne (d'raa) hanget.

---

[6] Vgl. „das“ brâtwurst (mhd. Wb. 3, 827). Das sonstige Deutsch sagt nur „die“ Wurst. „Der Hanswurst“ ist der Hans, welchem alles „Wurst“ ist: dessen „absolute Wurstigkeit“ alles nur vom Standpunkt guter Eßbarkeit aus beurteilt. [7] Vgl. hierzu „du“ porc, „du“ veau usw. [7a] „Roh“ ist rou, rau, rąu, „rauh“ ist ruuch. Von diesen total verschiedenen Wörtern ist rauh, altdeutsch rûch sww. haarig, ghoorig („haarig auch im übergetragenen Sinn von „widerhaarig“, unangenehm befremdlich), wie noch das „Rauchwerk“ und der mit ihm betriebene „Rauchhandel“ besagt. Auch „struppig“ und „runzlig“ ist sww. rauh, ruuch. Roh = rau dagegen, altdeutsch rô, ist ung'chochchet wie im Ursinn des Wortes das blutige, rohe Fleisch und das rohe, dicke Blut: der l. cruor, welchem die ahd. Grundform hrawēr für „roh“ entspricht. (Walde 203 f.; Kluge 366. 376.) Wie nun aber usööd (eigentlich: was sich nicht „sieden“ läßt) zu der Bedeutung „unbehandelbar“ (intraitable), unhandlich, uhantlig gekommen ist, so „roh“ zum Sinn von „ungebildet“, indes man sich durch rau eher an rauh (ruuch) als „unfein“, „unsanft“) erinnern läßt. [8] NB. 3, 248.

Das Faß im Keller.

Auf dem Wege der Gärung (s. u.) soll das Most im Trüel zum Wii im Faß werden. Er kommt zu diesem Zwecke bei großen Weingeschäften in den bis auf 20° erwärmten Gärkeller, von hier in den schön chuele Wiichäller von gäng gliicher (gliichliger) Weermi (7—10° R) und, ab'zoge, in den Fläschechäller. Schon mittelgroße Geschäfte vereinigen alle drei als Abteilungen in einem G'halt oder G'chalt, das aber als ein Hauptgegenstand ihres Berufsstolzes



Am Zeugstock. Studie von Anker

der Rede ruft: I ha meh Fräüd a mene schöne Chäller, weder a mene schöne Sälong.[1] Warum auch nicht bei peinlicher Chällerordnig, wo man alls fiisterlige a si'm Platz findt? Wo auch kein Suurzüüg oder dergleichen die (allzeit erneuerte) Chällerluft verdeerpt? Zumal links des Sees, wo die Keller fast zu ebener Erde liegen müssen (so daß es auch kein abeschluuche des Weins gibt).

Die guten alten Keller si alli g'wölbt und stoßen etwa noch an das G'wölbli für Erdfrüchte, wenn nicht dies als Flaschenkeller dient. Ein von Zeit zu Zeit wiederholtes b'schieße mit Chiislig erhält sie chüel und vermittelt den so nötigen energischen Luftaustausch (d'Ärdweermi) dur e Bode. Zimäntböde sind geradezu verwerflich, wo

[1] Emanuel Ritter.

sie nicht in täüffe Chällere doch das Grundwasser abhalten müssen. Zu den selbstverständlichen Dingen gehört das peinliche ſuber haa durch den im Faß- oder Chällerchittel vo ſchwarzer Zwilche (1790), wenn nicht in blaau bauwolliger Chüefferbluuſe steckenden Arbeiter.

Keller wie der des Bellelay-Klosters, in welchem man unter mächtigen Böge und G'wölb durch mit Roß und Wagen iineg'fahren ist,[2] bilden (wie alte riesige Pressen, S. 391) eigene Gebäude. Man denke an den auf eigenem Chällerwääg (1808) erreichbaren Tſchugger Keller, an die Villa et Ruelle de la Cave (Nv.). Ihre Sicherung erfor-



Fügbaum im Gebrauch

derte bravi doppelflüglige Chällerdoor, Chällerpforten (1803) mit uberſchießentem Oberrand, mit festem Saarſchloß und Hohlſchlüſſel, gegenüber welchem ein gewöhnlicher Kellerschlüssel bloß wie das Iiſeli erscheint, mit welchem man in alter Zeit es Höögli uusdoo het.

Keller-Etat-Bücher (z. B. von 1824) verzeichnen ein ganzes Register verschiedenartigster Faß oder Feſſer nur schon als Weinfässer. Im weitesten Sinn ist ja Faß = Gefäß alles, was faſſet: das altdeutsche pei- oder biefaß als Beijichorb; das liechtfaß als Ampeli; das handvaß als Wäſchbecki; das lügevaß ein Lugner; das schandevaß als der Tüüfel, das tugentvaß dagegen als der Tugendbold.[3]

[2] Beinahe erinnernd an den Weinkeller Ramses' II. (Hesse-Wartegg, Wunder der Welt I, 82) oder den vatikanischen Keller vor der Zeit des Abstinenten Pius X. [3] Graff 3, 727 f.; mhd. Wb. 3, 230 ff.

Als Fässer benennen wir bis heute das Salz-, Mehl-, Essig-, Öl-, Wasser-, Zucker-, Dinte-, das Jeps-, das Bschütti- usw. -faß.

Aber selbst der so enge Begriff des Wiifaß und -feßli legt sich in eine lange Reihe von Einzelbegriffen auseinander. Das Herbstfaß und -feßli barg Herbst- oder Trüelerwii für das Lesevolk, das Herrefaß den Herrewii; und Schaffner Irlet verfügte 1722 über 5 große Pensionsfaß. Das Fuerfaß (1569) oder das fuederig Faß (um 1482) brachte als großlächts (1698), als immer noch ganzes, oder aber als Halbfaß (1743 u. ö.) oder sogar zihligs (d. h. heute in Tw. mittelgroßes, sonst aber kleines) Faß Wein aus der Ferne. Das Riifaß, 1734 Ryffaß (1732 Reiffaß) führte Ryffwein aus La Rive, und so speziell aus „Vyfiß" 1562 bis 1565 unter dem Landvogt von Thorberg. Der erhielt jährlich 20 bis 30 „ryffaß" = 10 bis 15 Landfaß mit „rotem ruchem wyn". Aus alter Zeit begegnet uns ferner das Wärmuetfeßli (1700 Wermetfeßli) zu 20 bis 40 l „Wermetwyn" (1699). Das alte Fuerfaß heißt heute Transportfaß. Eine Art desselben ist das als Last für n es Roß berechnete Landfaß von 1000 bis 1200 l.



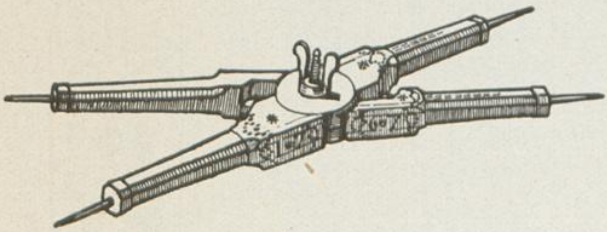
Verzierung am Fügbaum

Dagegen lagert im Keller als Schenkfaß der Schänkbohler. Er ist, wie der Branntewiibohler (1791) und Lütrigbohler, der Herbstbohler (1776) oder -boller (1837), das Bohlerli (1791 von 109 Maß)[4] von Gestalt chuurz u dick, was freilich der Grundform des Booler oder Böler[5] widerspricht. Denn dies ist ein langes und schmales Rohr, aus welchem unter knallendem pole (Erl.: paale, Grundwort zu „poltern") g'schosse wird: eine Art Chatzegrind, „Schießprügel" oder dgl. Eben dieser Prügel oder Knüppel ist l. der fustis, frz. le fût, pv. aber die fusta, und es gehört zu allerlei nur erdenklichen Vergleichungen mit seinem Aussehen[6] auch die fuste de vin (Li. 1797), die Füüste, Fiiste als Schenkfaß, die anderwärtige Füüte als das tuusigliterige länge Landfaß, die futaille als die Tonne. Auch vom „Stück", welches wohl wie „Stock" eigentlich „Abgehauenes"[7] bedeutet, sprechen der Artillerist und der Weinhändler. Jenem ist das Stuck die von Stuckchnächte bediente Kanone (wie z. B. 1712 das Stücklein, Stückli), diesem in Deutschland das Stückfaß das so und so viel Stück (Maß) Wein enthaltende Gefäß. Nicht anders ist die gallische „pettia", frz. la pièce,[8] die läng-

[4] Irlet. [5] Schwz. Id. 4, 1178. [6] S. M-L. 3618. [7] Kluge 450. [8] M-L. 6450.

lich gebaute, 100 bis 500 l fassende Bieße, sowie die (etwa 600 l starke) Spritbieße und das etwa 200 l große Bießli. Die gleichwohl ansehnliche Dicke kommt zur Geltung in der gut beleibten Weibsperson als der rächte, der dolle, feerme Bieße und dem etwas bedenklichen Bießli.

Wie aber echtes und deutsches Französisch zuweilen recht sehr auseinandergehen, so ist jenem unsere pièce = Bieße vielmehr die piepende pipa, pipe, von uns auch wieder als die Bipe (von 500 bis 700 l) entlehnt. (Zu den anderweitigen Übertragungen der pipe[9] gehört z. B. das Piwott (le pivot der Uhr.) Nicht rund wie alle Transportfässer und Däili Lagerfässer sind, sondern fast wie ein Blettli flach gedrückt, also sehr stark óval, war ursprünglich die (jetzt ebenfalls bauchig zylindrische) feuillette (100 bis 200 l fassend), sowie die halb so große mi-feuillette: d's Feullietli.



Schön verzierter Zirkel

Im Zusammenhang mit dem graubündnerischen Ponz[10] und Ponzji steht das Punscherli. In solche Fäßchen von 10 bis 30 l verteilten Weinhändler, wenn sie große Lagerfässer mit einem Mal leerten: abg'füllt, debitiert, verpunscherlet häi, Wein unter Landwirte, welche mit ihren Heuete- und Sichlete-, gelegentlich auch mit Chindbetti-Punscherli oder Puntscherli sich einstellten. Die sogleich mit silberige Füfliiber aus den mitgebrachten Söiblootere oder Tuechseckli bezahlten Portionen machten solches verpuntscherle zu einem guten Geschäft.

Die Punscherli kamen indes us der Mode, wie die ihnen ähnlich gebauten Löögel, angeblich, wil si schwääär si z'butze g'sii. Das war allerdings der Fall, wenn man sie mit Trueße und sogar mit Unrat mancher Art verschmierte. Richtig gepflegter Wein aber erhielt sie selber in gutem Stand und blieb in ihnen ganze Tage über schön frisch. Darum bildeten die doppelsäumigen (zweihundert Maß haltenden), aber auch kleinern und ganz kleinen Löögel (s. u.) vormals zu Ammerzwil-Wiigaarte bei Großaffoltern den Gegenstand einer beträchtlichen Hausindustrie[11] und wurden von Heuern und Weinbauern gerne zur Bergung des Vespertrunks oder Kochwasserbedarfs auf ferne Arbeitsplätze

[9] Ebd. 6520. [10] Schwz. Id. 4, 1412. [11] Marti 49: Berner Tagblatt.

mitgetragen. Zum Magglinger-Häiet (s. u.) wanderte das ovale, 10 bis 15 l haltende Magglinger-Loogeli aus Tannenholz mit, indes das rund (zylindrische) Wii-Loogeli aus Eichenholz, 1—5 l fassend, „stärkere" Bedürfnisse befriedigte. Es gab auch Loogel aus Chestene- und aus Chirschbaumholz, jene sehr billig, diese sehr angenehm. Aber jene häi's nid lang g'haa, und beide waren rasch verschliimmt. „Loogeli"[12] ist eine Verkleinerung aus Loogel = Lögel, Lëgel. Dies ist als lagella (eigentlich lagenula), selbst verkleinert aus lagēna, lagœna, lagāna, lagūna aus gr. (der oder die) lágynos: tönernes, gläsernes oder aus Weiden wasserdicht geflochtenes Gefäß mit flaschenartig engem Hals und weitem Bauch, an Henkeln tragbar, $3^1/_3$ l haltend.[13] Nach solchen Loogel bezog man z. B. 1535[14] und 1555 in Twann den Lehenzinswein, wenn er nicht nach dem alten Viertel (quart, Ggaart, nicht twannerisch), d. h. 75 l uf d's Mal eingefordert wurde.



Rundhobel

Den Gegensatz zu solchen Zwergfäßchen bildet das Lägerfaß, welches über 10 alte Säum haltet, im Heidelbergerfaß aber die Kapazität von fast 1/4 Million Liter erreicht. Solche Riesen werden in Twann nid gäng voll. Sie bergen dann in ihrem Bauche ganze Türme von Flaschen Qualitätsweins. Auch der moderne Welsche nennt das Lägerfaß le (oder, wie in Chexbres, la) lêgrefas, wenn er es nicht, wie in La Vaux, als l'égrefas deutet,[15] oder gar, wie im Neuenburgischen, die deutsche Kürzung d's Läägerals le lëgr[16] nachspricht. Vor dieser allgemein durchgedrungenen Deutung von „Läägerauf das Faß mußte die Grundbedeutung „Faßunterlage" weichen, und diese mußte mit der schriftdeutschen Benennungsform d's Laager vorlieb nehmen. Bloß der Verkleinerung Läägerli bleibt die Grundbedeutung, und auch die Verbalformen läägere, g'läägeret haben teil an ihr.[17] Auch die g'haune Läägerstäine als unmittelbare Stütze des Lager sind nach der mundartlichen Grundform benannt.

Das Lager ist in der Regel äichig. Es trägt das Läger derart, daß letzteres (also das Faß) mit seinem freiliegenden Buuch durch zwei

[12] Gotthelf, Rabeneltern 221. [13] Prellw. 256 f.; schwz. Id. 3, 1167—9. [14] DBE. 37. [15] Tappolet in Bull. 2, 41. [16] Gign. 43. [17] Schwz. Id. 3, 1169 ff.

keilförmige Schließe vor dem Hin- und Herrollen gesichert bleibt. Es wird vor dem Füllen i d' Schließe g'lüpft. Ein Speerlig verstemmt das Faß gegen die Mauer: er het e^{ut}ggääge (in Tw.: erggääge).

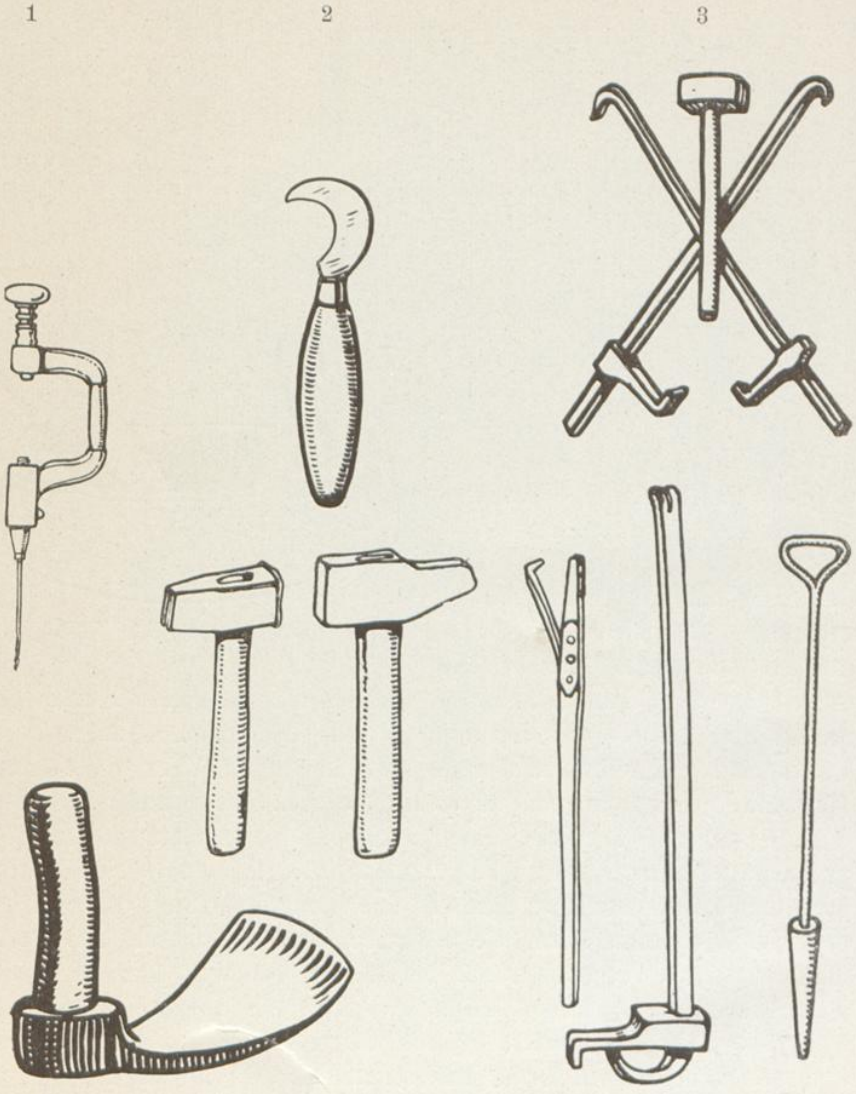
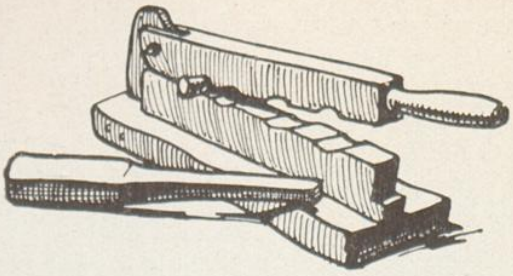
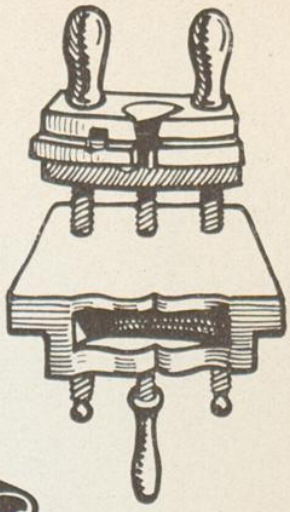


Abb. 1. Windelbohrer
Abb. 2. Rebmutz
Abb. 3. Küferwappen
Abb. 4. Dächsel
Abb. 5 u. 6. Setze u. Hammer (Setzgeschirr)
Abb. 7. Reifzange
Abb. 8. Reifhaken
Abb. 9. Brennkolben



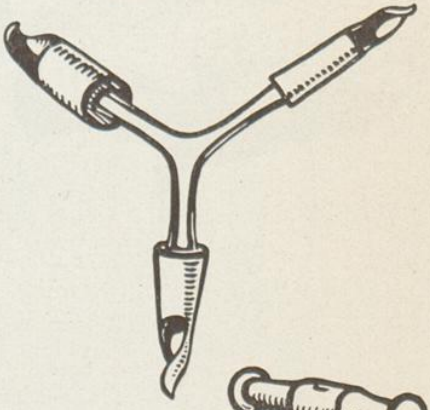
1



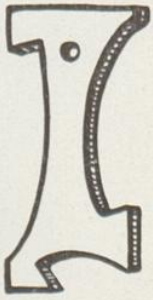
2



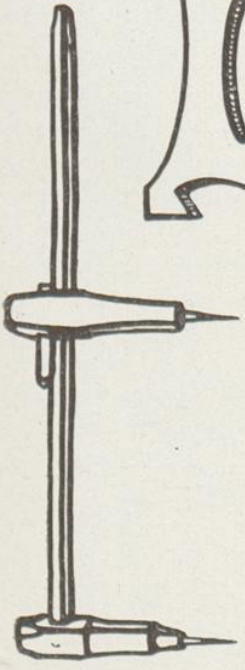
3



6



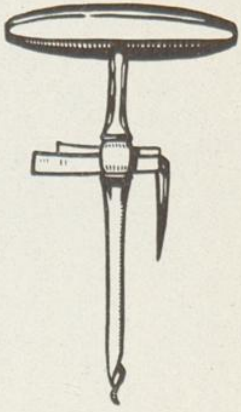
5



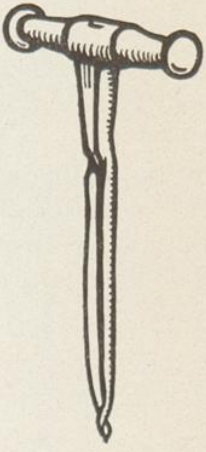
4



7



8



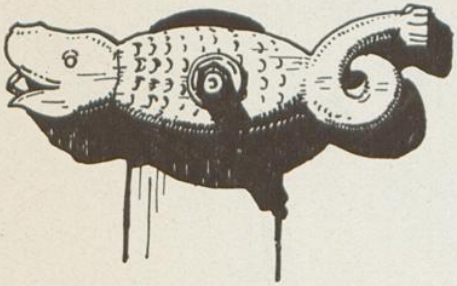
9

Abb. 1. Zapfendrucker
Abb. 2. Gargelkamm
Abb. 3. Anstechhahnen
Abb. 4. Endrute
Abb. 5. Modell für Faßdauben
Abb. 6. Spuntenbohrer
Abb. 7. Bodenmodell
Abb. 8. Zungenbohrer
Abb. 9. Spuntenbohrer

II.

Der Grundfläche nach sind die Fässer rund oder (was eine beträchtliche Platzersparnis ermöglicht) ǒwaal (1762: „ablang", oblong).* Zum Schiin rund können auch die inwendig vierg'eggete Fässer sein, welche als Zemäntfesser oder Stäifesser, Zemäntchäste aus Eisenbeton mit Glasfütterung bestehen. Ein Doppelfaß dieser Art ist auf der Insel zu sehen; andere stehen im Dienste städtischer Weinhändler und großer ländlicher Mostereien (s. „Aarwangen").

Sie ersetzen nicht sowohl das tannig Holz der sehr großen Transport-, wie auch der Treeberfesser, als vielmehr das äichige. Das als nicht spältig und nicht verdrääit sich empfehlende Eichenholz kam früher von Wäldli wie hinder der Chroos, wie zu Treiten u. a. O. Heute muß es g'spalte aus Ungarn bezogen werden, um doch gäng no chläi eine so intelligente und sorgfältige Arbeit wie die des Chüeffer (s. u.) nid lą z'ergąą.



Faßriegel im Keller von Albert Krebs in Wingreis

III.

Denken wir nun schon an die Dauben: Dųųge (Tw.) Tąue, Doue (Erl.), Tųwwe (allg. seeländisch und bernisch).[1] E Tauen abą g'soffe oder — etwas ziviler — e Doue oder es Douli g'läärt hat eine Kellergesellschaft, die beim Wii versueche den Inhalt eines vollen Fasses derart verminderte, daß nun ein um eine Daube engeres Faß damit gefüllt würde.

Die Bogenform eines Daubendurchschnitts zeigen z. B. die Bųųchdouli: Bretterstücke, mit denen gebäuchte Wäsche bedeckt wird, damit sie nicht überquelle. Als natürliche Erdrinne gibt sich die Tųųbelochschlucht, sowie der Daubensee; über einer solchen liegt das Daubenhorn.[2]

* Exakte Sprachweise unterscheidet natürlich zwischen „eiförmig" als ōvālis (gut l. ōvātum) und „länglich rund" als ausgedeutetem oblongus (was gut l. nur länglich heißt).

[1] Urverwandt mit gr. doché (Behälter, zu déchesthai, aufnehmen) ist ml. dōga. Über mailänd. dogva kam es zu it. dōva, frz. douve, um Landeron dōv. (Kluge 87; M-L.) Wb. 2714 (Bedeutungsfülle!) und Einführung 126; Atl. ling. 422; Seil. 3, 214. Gatsch. O 117. 156, wo auch Tųųbeloch und Horntųbe, Taufers (aus Tuverasca), ferner Tobel (tubil) herangezogen wird; ebenso Daubensee. [2] Vgl. Jaccard 138.

Eine besonders starke, darum immer aus Eiche gefertigte Faßdaube ist die den Spund tragende Spụndtụụbe. Sorgfältigster Arbeit aber bedürfen alle: zunächst ein sträiffe der Außenseiten mit dem Hobel; dann ein vorläufig grobäänisches dächsle (s. u.) der konkaven Innenseite, gefolgt vom verpụtze mit dem scharf schneidenden Verpụtzhobel. Der Dickeunterschied der Daubenränder, welcher beim Fügen als die Überzänd sichtbar wird, ist auszugleichen mittelst des abdächsle. Hierzu dient das kurzstielige Biel, dessen quer zum Halm gerichtete Schneide an die Wagnerhạue zum Aushauen der Rad-



Studie von Anker

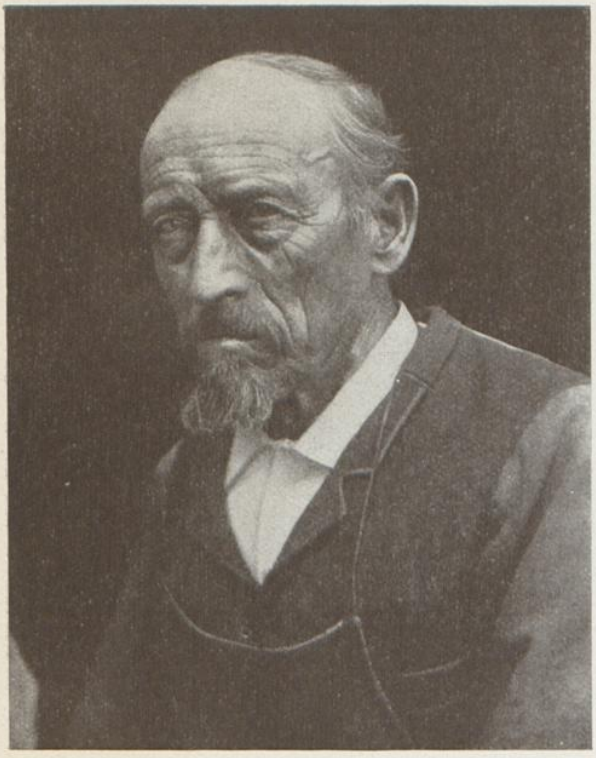
felgen erinnert. Es ist das ahd. dehs- isarn, „die" dehsa oder dehsala, dehsila, mhd. dëchsel oder dëchse, der Dexel (1834: Zimmerdäxel) oder Dächsel.[3]

Sorgfältiges ab- und ụụsdächsle erlaubt erst das wasserdichte füege mit Vermeidung der Spitz-, Rauh-, Ji-, Ụụs-, Walzfuege. Unvermeidliche Risse, wobei d'Fuegen offe sịị, darf bloß das erlächche hervorrufen; mit Watte u. dgl. lassen sie sich vermache. Die fehlerhaften Fuege aber sind z'verchnospe mit den einfachen Strähnen der S. 394 beschriebenen Chnospe oder des Chnospel. Hierfür wie für viel weitere Manipulationen wird das Faß g'lụpft mittels des

[3] Graff 5, 124; mhd. Wb. 1, 321; Kluge 89. Die Arbeitsweise mit dem Dächsel veranschaulicht schön, wie sie ein „Schwingen" (dihsen dahs dâhsen gedohsen) ist.

Rithoogge, dessen verschiebbarer Versteller an der etwa meterlangen Eisenstange hin- und her „ritet".

In die Dauben werden d'Böde iig'fueget mittels der eingeritzten Riißi. (Vgl. den Reiß[4] als liniierte oder düpfleti Abgrenzung des Randes, z. B. eines bläächige Chessel.) Rißе = reißen, ritzen = chritze, Riß und Ritze und Reiz, engl. write (schreiben) und Reißbrett (Riißbrätt), Reißblei (Riß- oder Liisblei), Grund- und Auf- und Abriß usw. gehört zu writ und bekommt erst durch das einfließende Moment des Widerstandes auch den heutigen Sinn des kräftigen schrißе, des Schriis, z. B. im Tanz (S. 376) u. dgl. Die derart gerissene Rinne, K-rinne, d'Chrinne (rainure, jable) heißt gut fachmännisch am Jolimont und zur Linken des Sees der Gaargel, häufiger nun freilich mit singularisierter Mehrzahl die Gaargel oder Gaargle (zürch. Aargle),[5] das Gaargli. Dazu gehört das Verb gaargle: das neue Faß, der neue Zuber usw. wird g'gaarglet, ein altes Faß umme g'gaarglet.[6] Die beiden Ausdrücke für die Rinne vereinigen sich im Riißer = Gaargelriißer als dem

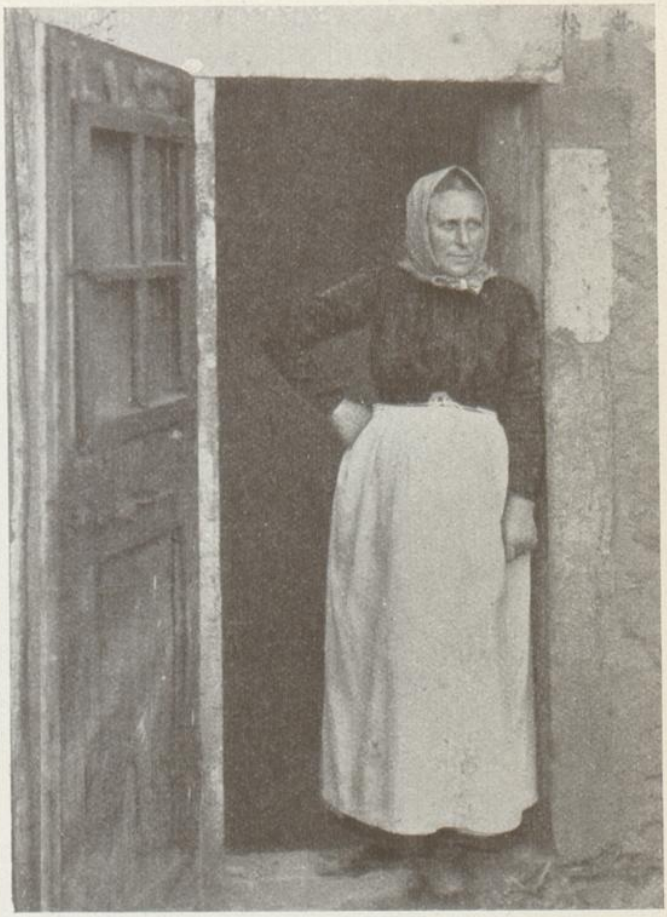


Peter Krebs, Küfermeister in Twann

[4] Lf. 325. [5] Vetter 261. [6] La gargouille und le gargoyo (Landeron; vgl. Atl. ling. 655; ZfrPh. 38, 51; Gign. 45), la džerdži (Neuenburg) und džardži, la gordj (Büderich) führen über romanisches garga (Schlund) zum Schallwort garg (gurgeln, se gargariser) und schließlich zu Gurgel. (M-L. 3685 f. 3921 ff.; schwz. Id. 2, 416; Grimm Wb. 7, 1357.)

„Gaarglekamm", von dem es im Küferlied (s. u.) heißt: (Mit dem Gargelkamm) reißt man die Gargel hinein.

Als die Gaargel oder Gaargle bezeichnet man abkürzend auch den Gaargelchopf (Chopf), der über den eingefügten Boden frei



Frau Peter Krebs in Twann

hervorragt. Die innere halbe Holzstärke dieses „Kopfs", welche durch die Gargel abgeschnitten ist und bei unsorgsamem abstelle des Fasses gärn abg'sprängt wird, heißt der Frösch[7] (Ins) oder d'Schubblaade (Erl., Tw.). Die durch Abschelferung entstehenden Überzänd werden

[7] Vgl. schwz. Id. 1, 1333, wo treffend an die Ähnlichkeit mit den hervorstehenden Hinterbeinen des ruhenden Frosches gedacht wird.

mit dem Schifflihobel abg'hoblet. Zu stark verderbti Chöpf aber müssen abg'sägt und durch das umschaffe des Fasses (neuen Bodeneinsatz, der natürlich das Faß chliinner macht) ersetzt werden. Zur Not können abschelfernde Schubblaade aag'neegelet werden.

Schäden solcher Art werden vermieden bei duur ewägg genau gleicher Breite der Gaargel und des Bodenrandes, so daß dieser exakt in jene iine baßt. Der Küfer sichert sich solche Genauigkeit mittels der Lehr[8]. (Vgl. „d'Lehr" als Lehrgerüst der Brücke.)

Ein an die Wissenschaft des Ingenieurs (Inschinöör, ö) erinnerndes Kunststück ist das G'wölb (die Wölbung) des voortere Bodens an (liegend gedachten) großen Fässern. Wer es pär Schritt wit unter sehr spitzem Sehwinkel nach diesem Boden hinschaut, gewahrt seine nach dem Faßinnern gerichtete Sänkig, Sänkung (Konkavität): der Bode loot sich i der Mitti iine. Dadurch wird verhindert, daß die Last der Füllung der Bode uusedrück. Der Küfer[9] belehrt uns, daß diese Einwölbung mit drei Linge (Linien) uf d'e" Fueß (1 cm auf 3,3 cm) berechnet ist — genauer also als das π,[10] welches sonst dem Küfer mit hinreichender G'naaui „3" bedeutet.

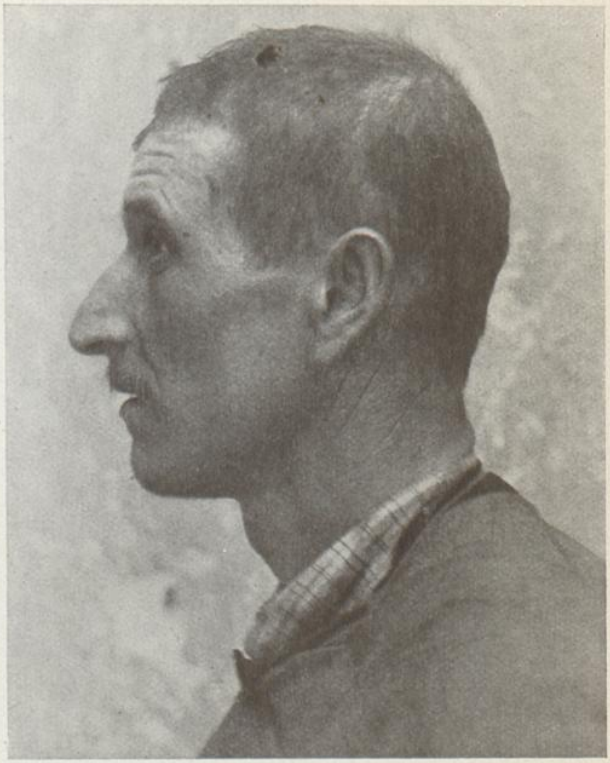
Zur Kunst des Faß uufsetze gehört ferner, d'Taue so fest im Boden iiz'chlemme, daß das Faß sogar ohne einen Reiff, Räüff (Ins) oder Räifft (Tw.) solid und fest dostäit. So kann er nach bekanntem Wortwitz uns zeigen, wie er die Dauben füeglich setzt und faßlich darstellt.

Die Räüffe oder Räifft sind tannig (z. B. 1779 von einem Räiffmacher in Alfermé aus Tanneft gefertigt) oder — zumal bei alten Lääger — aus Bandiise geschmiedet. Solches schmiide besorgte vormals der Küfer ebenfalls selber; heute ersetzt ihn der Schmiid. Die i der Schmitti mit warmen Nieten z'sämmeg'schmiidete" Reifen häi Chöpf wi ne Füfliiber. Diese Bänder müssen nun der bauchigen Faßform je nach der Ründi ihres ideellen Durchschnitts so sorgfältig angepaßt werden, daß sie in allne Däile straff aufliegen. Bi'm öwaale Faß muß der Reifen auf den (die größte Krümmung oder am mäiste Buuch aufweisenden) spitze Site größere Dehnung erhalten: meh Lauf 'berchoo, uf der flache Site minder. Solches Dehnen heißt Lauf gää, läüffe; die Bandeisenreifen werden g'läüfft. Große Küfereien bedienen sich hierzu der Läüffmaschine. Der Landküfer muß sich diese durch Hämmern ersetzen, wobei Familienglieder die Reifenden festhalten. Da pflanzen sich wohl die Hammerschläge von den

[8] Schwz. Id. 3, 1366. [9] Krebs und Engel in Twann. [10] Gr. peripheria, genauer: deren Verhältnis zum Durchmesser (3,1415926 ...: 1).

krampfhaft zugreifenden Händen durch den Vorderarm nach der empfindlichen „Maus" des Ellbogengelenks: daas grämüselet äi'm im Naar'ebäinli, daß mą wäiß, was weh tue isch!

Nach solcher Vorbereitung werden die Reifen aag'läit. Der Küfer langt aus dem Setzg'schiir die Setzi oder die Setze" hervor: den Hammer und den Stumpfmeißel mit dem die Dicki des Reifen scharf anfassenden Hick, und dem die Hammerschläge auffangenden andern Ende. Ähnlich werden die Reifen der erlächchnete (Erl.) oder verlächchete (Tw.) Fesser, welche lugg über die Dauben hinrutschen, vor dem verschwalle aatriibe, damit sie wieder fest anliegen.



Paul Krebs in Twann (S. 22)

Über die beiden Chöpf des Fasses kommen die Chopfräifft, welche mittels der Räiftzange oder des Räiftaazieijer besonders fest aa'zoge werden müssen. Über die Mitte des Fasses, dem Spund zunächst, legt sich der Buuchräifft. Zwischen diesem und den beiden Kopfreifen bringt man je einen oder bei Erfordernis noch einen zwäite Halsräifft an.

Ein Werkzeugskatalog aus der Chiefferlaube des Buchsihuus (S. 203) aus dem 18. Jahrhundert verzeichnet an hier noch unerwähnten Geräten: Vor allem 2 Fügböcke (Füegblöchcher), welche an die Zimmerböck der Zimmerleute erinnern. 3 holzig Chiffer-

zïïrkel; 6 Schlicht- oder Gletthëëbel; 1 Schropp- oder Vorhobel (entsprechend der Vorachs des Zimmermanns); 2 Ab-änd-hëëbel, um d's Änd z'mache oder um z'ände: die den Boden berührenden Kopfflächen des ụụfg'stellte" Faß glatt zu hobeln; 1 Putzhobel aus Eiche zum ụụsbụtze oder abstüüfere der Daubenfügungsstellen am fertigen Faß; 1 Backehobel zum Entfernen der Überzänd am Frösch; 1 Gesimshobel. Ferner: 3 Reifzange und 4 Reifkluppen (Schruubzwinger) zum provisorischen aastruube der g'nummerierte Taube an die Böde. Ein Dübelmässer „in Form eines Rassiermässer" statt, wie heute, als auf einem Holz aufgereifte, oben scharfkantige Eisenröhrchen verschiedenen Kalibers, durch welche getrieben die abg'spaltnige holzige Dübelnegel z. B. zum verniete der Bodenbretter ihre sechskantig prismatische Form erhalten, um schließlich mit dem Chiefferschnitzer noch g'spitzt zu werden. Wir nennen gleich hier auch den Bohrerschaft (Bohrerschrank), der eine ganze Reihe verschiedenartigster „Lochmacher" sehen läßt: 2 Zungebohrer mit verstellbarer Zunge und starker Handheebi, zum Bohren großer Löcher, wie z. B. der Ösen am Zuber; den (als Delphin geschnitzten) Bohrwindel oder Windelbohrer mit Aastächbohrer, in welchem der herausgebohrte Zylinder ganz haften bleibt, um als Zapfe das gebohrte Loch zuez'mache (Erl.) oder z'vermache (Tw.) — nämlich an Transportfässern zumal aus Frankreich, wo eine dem Uneingeweihten verborgene Zwäärchschiibe den Spund ersetzt, sowie bei Lagerfässern ohne Hahn; den Spuntebohrer; 2 Löffelbohrer (löffelähnlich) und 3 Hülsen für solche. 3 Schaber (Ziehchlinge) dienten für abz'schüübere, 3 Züügmässer zu allerlei Gebrauch.



Lina Krebs, nun Frau Siegfried

Eine eigene Einrichtung besitzt der Küfer zum dämpfe des Daubenholzes, damit es sich in die zur Faßform nötige Gestalt bringen lasse.

Die erspart ihm aber nicht die Müej, dem fertigen Faß durch dri wäärme oder dri füüre und sorgfältiges ablösche das erforderte Aussehen zu erteilen. Noch wichtiger ist freilich das büünde[11] der neuen Gebinde mit siedendem (chochchigem) Sodawasser, damit das Holz dem Wein nicht seine Abchuſt gääb.[12] So werden auch g'graaueti Faß, wenn nicht ein allzulanges graaue höchstens noch zu inwendigem abhoble rät, mit Schwäfelfüüri und chochchigem Wasser oder mit chochchiger Trueße b'büündet. Namentlich wenn ein Transportfaß mit neuem, süßem und darum viele Gärstoffe hinterlassendem Wein gefüllt war und nun ältern Wein fassen soll, ist es unbedingt geboten, vorher eine Büündi dri z'mache und umme uuſe z'näh.

Eine letzte Prozedur, die aber darz'lege vil zu 'ne längi G'schicht wäär, ist das föörme des Fasses mit dem Stahlsäili oder dem Faßzuug. Dieser dient auch als Notverband für einen g'sprungne Räift.

Noch seien die Brandzäiche (Brandstämpel) und die uufg'mahlene Initialen als Eigentumszeichen erwähnt.



Johanna Krebs, Oberrichters

IV.

Do hätti mer d's Faß. So z'sääge ein Kunstgebilde, das als fertiges Werk den Meister lobt: den Binder oder in echter Stammbildung: den Bind, alt Bindo, genauer: der Faßbind. Der Berufsname konnte natürlich nur in einer weinbautreibenden Gegend entstanden sein, breitete sich aber als Geschlechtsname auffallend weit aus. Bereits 1390 erscheint in Schwarzenburg Cuno der Binder, schon 1356 aber Heinrich Bindo, wie 1373 der Thuner Bürger Johannes Bindo, 1451 der Bind zu Baden (Aargau). Besonders aber begegnet uns im Amt Schwarzenburg die Weßfallform: (Sohn oder Tochter) „des Binden", und diese als neuer Werfall hingestellt: der Binnde (noch um 1890).

[11] Nach dem schwz. Id. 4, 1321 zu vgl. mit l. imbuere, durchtränken. (Walde 379.) In der Bedeutung „eingießen" bildete imbuere das it. imbuto usw. (M-L. 4286) als Trichter. [12] Vgl. die Behandlung neuer Arvengeschirre in Gw. 652.

Gewöhnlich aber faßte man „des" = d's als „z'" und schrieb dies mit „Binden" als ein Wort: Zbinden, Zbinne; und zwar so häufig, daß es 1883 im Amt Schwarzenburg bei 2000 Zbinden gab. In Luzern stand 1403 Jennis Faßbinden Hus, und dort wohnte 1456 Hans Grebel, der Vasbind. In der Ostschweiz ist der Name Fäßler üblich, in der Westschweiz der Titel Chüeffer (als Geschlecht in Bern: Küffer). Der Herrechüeffer besorgte den obrigkeitlichen Wein. In der Funktion als Weinbesorger überhaupt ist er Faßchüeffer. Im Seeland freilich und namentlich in dessen Buureland muß der Faßküfer, wenn er zu si'm Mues u Brot choo will, als Chüeffer überhaupt sich mit dem Chüübeler (Kübler, Schäffler)[1] in seine Arbeit des chüübele teilen, die als solche allein ihm z'gäggelig, z'niffelig, als ein ggäggele, niggele und niffele vorkäme. Er muß anderseits zusehen, wie der Buurechüeffer beim Wirt als „Dokter" kranker Weine ihm ins nöblere Handwerk eingreift. Eine Würdeabstufung zeigt übrigens auch die Wortgeschichte nicht: „Faß" als Gefäß (S. 402) ist in keiner Weise fürnähmmer als l. cūpa oder cōpa, woraus „Chopf",[2] coupe und cuve, sowie cup-ella, Kübel, Chübel und chub-il-i, Chübeli, Chübli[3] geworden ist.

Das sagen sich denn auch die vier näbebii stark mit Weinbau beschäftigten Twannerküfer: Peter Chrebs (Krebs), Fritz Engel (der Fritzi Chïeffer oder der Häiri), sowie die beiden Rueff (Ruff) aus einem alten Twanner Küfergeschlecht, dessen Vertreter Daniel Rueff ein weit herum berühmter Meister seines Faches war. Das gleiche sagte sich selbst der um 1830 zugleich als St. Urbaner Rebenpächter stark engagierte Vingelzer Küfer Sigmund Mühlheim von Scheuren bei Gottstatt. Alle sind, wenn's sii mues, auch Kübler.

Das hindert nun keineswegs das berufsstolze Aufmarschieren in blauer Chüefferbluuse und schwarzem, schwerem Chüefferschuurz, das Tschäppi kunstgerecht lässig aufgesetzt, den Chüefferschlegel als Berufsinsigne an der Linken. Noch spricht beim umschaue der auf der Walz befindliche Chüefferbuursch den Meister an: „Grüeß Gott, Meister und Gesellen! Grueß vom letzte Meister! Gott bring euch Glück und Segen ins Haus und G'schäft! E fremde Chüeffer spricht um Arbeit!" Noch wird er einem kurzen Examen unterworfen. Etwa: Cha"st aastäche ohni Liecht? Cha"st du hölzigi Reiffte bande? (Aus Weiden — Wiidli — gefertigte Reife als Band um eine Kufe legen, so daß sie richtig schließen.) Cha"st uf Holz schaffe?

[1] Schwz. Id. 4, 1342; Gb. 632; Font. 8, 131. 9, 324. [2] Gw. 471. [3] M-L. 2401 f.; Kluge 258. 269. 270.

(Verstehst du etwas von Holzbearbeitung überhaupt?) Aus dem Ton und Tempo des selbstverständlichen „Ja" schließt der Examinator sicher auf das wirkliche Können. Lautet der Befund günstig, so kann das ịịstelle mit der Formel erfolgen: Du chaast aaschiebe!

Noch streiggt seinerseits der Bursche, indem er wortlos mitts i der Arbäit den Schụụrz abzieht, fụrt g'heit, ụụflịs't, und en Arm nimmt und gäit.

Noch singen sie bei frohmütig kollegialischer Zusammenkunft, z. B. der Verbandssektion Biel-Neuenburg, ihr Chüefferlied. Jede Strophe schließt mit der von einem im Chehr Dirigierenden unverhofft vorgeschriebenen Zahl von Sträich. Wer das Äins! oder Zwäi! oder Drei! verpaßt und isoliert wịter fahrt, ist i der Bueß. Er zahlt einen Liter oder eine sonstwie zuvor verabredete Buße. „Gewäßte" Küfer, wie Fritz Engel, wissen das Lied meisterhaft mit dem trommelnden Chüefferträich zu begleiten. Das Lied führt sich ein als Selbstbeglaubigung wandernder Gesellen vor Meistern in Wien:

Lustig seins wir Handwerksleut,
Handwerksleut,
Lustig seins wir Küfer heut!
Warum sollten wir nicht lustig sein,
Trinken stets vom besten Wein?
„Wer trinkt vom besten Wein?"
Die Küfer!
„Wo sind sie?"
Hier bin ich!
„Laßt euch hören!" Auf einen Streich!
Auf zwei! drei!
(Küferstreich!)

Wir Arbeiter, Fürst' und Grafen,
Klein und große Fässer laden.
Ist das nicht ein Küferstolz?
Macht ein Faß von Eichenholz!
„Wer macht ein Faß von Eichenholz?"
Der Küfer usw.

Man tut streifen, man tut fügen,
Feur und Wasser muß es biegen.
Ist das Faß gewärmt und genetzt,
Wird es auf die Rollen gesetzt.
„Wer setzt es auf die Rollen?"
Der Küfer usw.

Drauf fängt man zu enden an,
Setzt an, den Hobel herzhaft
Ergreift die Säge mit frischem Mut.
Dann wird auch das Ende gut.
„Wer macht das Ende gut?"
Der Küfer usw.

Darauf reißt man die Gargel hinein.
Hier muß sie ausgehobelt sein.
Dann tut man die Zirkel stellen,
Daß man kann die Böden sellen,[4]
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Daß sie passen in die Gargel hinein.
„Wer paßt sie in die Gargel hinein?"
Der Küfer usw.

Dann tut man den Reif abschlagen,
Was sie mögen wohl ertragen,
Und macht dann die Böden ein.
Fest müssen sie eingebunden sein!
„Wer bindet sie ein?"
Der Küfer usw.

Dann tut man das Faß i'n Keller,
Füllt es gleich mit Muskateller
Und macht auch den Hahnen an,
Daß man ihn versuchen kann.
„Wer versucht ihn?"
Der Küfer usw.

[4] einsetzen. (Schwz. Id. 7, 737.)

Das nämliche Biel, aus welchem uns[5] dieses Küferlied zugekommen ist, kannte auch einen eigenen Chïeffer-, Schiffer- und Fischertanz. Die hier entfaltete Beweglichkeit erscheint um vieles gesteigert bei dem Kunststück, auf das Unterende eines in der Hand gehaltenen Reifens ein Glas oder sogar zwei platschvoll Wii zu stellen und, ohni e Tropf z'verschütte, den Reifen eine bestimmte Anzahl Male mit voller Armslänge im Kreis umzuschwingen.

D's Mäisterstücki aber vollführte an der Berner Landesausstellung 1914 der schweizerische Küfermeisterverband mit dem Faßstäche. Zwanzig bernische und zwanzig freiburgische Reiter „aus der Zeit des 30jährigen Krieges" umritten in bunten Sammetwamsen und blanken Panzern je ein mit Lanzen zu zertrümmerndes Faß, wo's nid vil isch schad gsii drum. U das het gäng e chläi müeße waggele oder troole. Wär im rite mit der Lanze d's Faß droffe het, het e P'hunkt 'berchoo. E jedere Bitz Holz, wo z'Bode g'fallen isch, het zwe P'hunkte g'macht. Wär e Räifft het abg'stoche, däm si drei P'hunkte z'guet g'schribe worte. Fiif het's g'gää für 'ne Räifft, wo z'Bode g'fallen isch u für n e jederi Duuge, wo abg'stoche worden isch, u zääche für di letzti Duuge, wo duureg'macht worten isch. Darbii het man aber o druf g'luegt, daß si i der Oornig riti. Es isch nid e Viertelstund g'gange, ist d's Bäärnerfaß fütüü g'sii, und uf der Stell druuf d's Friburger oo.

Leider endete die hier beschriebene Feete mit dem Betrug des uusg'schäämte österreichischen Schwindlers Völkel.

Der Wein im Faß.

I.

Nun vom Gebrauch des Fasses: seinem uuffülle und entleeren. Wie wird es gefüllt?

Vorab verhindert das richte durch ein Siib oder Siibli, wenn nicht noch besser dur n e birchige Bääse das Mitlaufen von Dickem samt dem Most in das Trüelloch oder das in demselben stehende Bütteli. Aus diesem wandert bei modernsten Einrichtungen das Most durch die Wiipumpi in das Faß. Eine äußerst bequem zu handhabende Pumpe ist die Flügelpumpi. Der Leitungs-Schluuch aus Gautschuu, Gátschuu (Erl.), mit Suuger versehen, ist bei Wanddurchlässen mit (in Twann fabrizierten) Rohrschälle versehen. Wo der

[5] Durch Peter Krebs in Twann. (S. 410.)

Kellerbau darnaach isch, wird der Schlauch durch den im Boden iig'laagsnige Chänel aus Tannenholz ersetzt. In ältern Betrieben aber besteht das iitunke eines Chüübeli in den Mostbehälter fort, wenn nicht kumooder: eines (ursprünglich als Flüssigkeitsnaß dienenden) congius,[1] ital. cogno, Goon, in Ins: Goorn (Mehrzahl: Göörn), der speziell als Mostgoon gebaut ist. Mit diesem füllt man, ohne z'vergüüdere, die Bränte (S. 365). Diese nimmt der mit dem abtraage Betraute a'n Rügge; er ersteigt die ans Faß aag'stellti Chällerstääge und läärt mit geschickter Rückendrehung die Brente in das der Spundöffnung des Fasses aufgesetzte trajectorium: den Drachter, Wiidrachter, Trächter (wie basl.), Trichter, das Trachterli, Trichterli. Durch Größe zeichnet sich der Landfaßdrachter aus. Verschiedene von all diesen Fülltrichtern aus Holz ist der bläächig Drueßedrachter zum Entfernen der Hefe (s. u.) aus dem Faß.

Beim uffülle kleinerer Gebinde ersetzt den Trichter das lange Ausflußrohr der gallēta (afrz. jaloie und jale), ahd. gellita, Gelte,[2] Wiigelte.

Jegliche Faßfüllung mit Most hat mit dem stiige derselben infolge der Gärung zu rechnen. Sie läßt daher einen leeren Raum under em Bunte (s. u.), dessen auf Erfahrung gegründete untere Grenze durch eine etwa kleinfingergroße Öffnung: den Wecker (Erl.) oder das Wächterli (Tw.) mit dem ebenso geheißenen holzige Zäpfli verschließbar, markiert ist. Ein hier beginnendes uuselauffe belehrt den Zufüllenden, daß er soll hööre (aufhören).

II.

Im Fasse sich selber überlassen, wirt nun us em Most Wii. Wie?

Unter den Fadenpilzen, welche der Boden des Weinberges z'Miliarde birgt, werden insbesondere die Weinhefepilze (S. 328)[1] auch auf die Hültsche und Grappe der Weinbeeren verschleppt und geraten damit i d's trüelet Most. Das ist ihnen ein so zusagender Wohn- und Kostort, daß sie sich in ihm erst recht, ja fabelhaft vermehren. Sie wirken dabei in ähnlicher Weise wie die Lebewesen, welche das suur wärte, das suure des iig'machte Suurzüüg, der Milch usw. hervorrufen, und wie die Spaltpilze, welche z. B. das Linti vom Flachs lösen. Sie bewirken, daß der Wein rääzt und üübere gäit,

[1] Eigentlich Muschel, Muschle (šš), (Prellw. 232; Walde 185). Vgl. M-L. 2146.
[2] M-L. 3656.
[1] Schellenberg 50.

auch recht bald ü̱ü̱beren ist; sie erregen die Gärung, den Jääs, den Jast. Das letztere Wort bezeichnet auch die „stürmische Gärung" in einem zur Übereile gedrängten Menschen, der jastet und hastet.

Das Gären heißt jääse, jäse.[2] D's Most het verjääs't (verjäset) oder verjääse. (Alt: „Der Wein ist gehren.)[3]

Für „gären" gilt lat. fervēre (fervēre). Dieses erhielt über frz. fervent, unser ferwänt und ferwängt, die Funktion eines Steigerungspartikel. Etwas außerordentlich Schönes ist ferwänt schön, ja gar ferwänt schön.

Worin nun aber besteht die Gärung oder bestehen vielmehr die beiden Gärungen? Die erste ist eine Umwandlung des allermeisten Traubenzuckers halb in Alkohol und halb in Kohlensäure, verbunden mit der Entwicklung von Eiweißstoffen und organischen Säuren, welche dem Wein Aroma und Wohlgeschmack verleihen.[4] Die zweite Gärung ist ein Säureabbau. Der frische Traubensaft enthält: vorzugsweise Apfelsäure, wie sie auch in Äpfeln, Pflaumen und Kirschen steckt; sodann Weinsäure, unter Umständen auch aus Alkohol entstandene Essigsäure, und entwickelt beim Vergären auch etwas Bernsteinsäure. Diese Säuren sind zum Teil frei, zum Teil gebunden an Natrium, Kalzium und Kalium. So ist der Wi̱i̱stäi nü̱ü̱t anders weder saures, weinsaures Kalium, welches in der alkoholhaltigen Flüssigkeit sich nur schwer löst und daher im Wein teilweise ausfällt. Die Apfelsäure nun wird bei wärmerem Lagern durch bestimmte Bakterien, wie namentlich das stäbchenförmige Bacterium gracile, in Milchsäure übergeführt, welche nur halb so su̱u̱r ist wie die zersetzte Apfelsäure. So wird der Wein mild,[5] er mu̱ssiert.

Der Gärung entgeht auch der „alkoholfreie" Wein trotz Bazillenabtötung durch Erhitzen (dank welchem er anfangs unangenehm g'chöchelet het) nicht ganz; er untersteht einer Alkoholgrenze von $^1/_2$ %.[6]

---

[2] Die mundartliche Form bedeutet als ahd. jer-ian eigentlich gären machen neben jës-an gären (wie gi-ner-ian nähren neben ge-nës-an „gnäse", genesen, am Leben bleiben). (Lf. 439.) Die Endsilbe i-an schwächte zur Anähnlichung der Artikulation und zum Ausgleich des Drucks das stimmhafte s zum weichen r (wie in war aus was). Form und Bedeutung vermischten sich aber (wie in hangen und hängen = hänke, in brennen und brënnen = brönne). So wurde mhd. gir gar gâren gegoren gleichbedeutend mit gise jas jâren gegoren, indem auch weiches g mit j wechselte wie in gäten = jäten, Genf = Jänf usw. (Kluge 159; mhd. Wb. 1, 529 f.; Graff 1, 611.) Endlich beginnt auch die starke Biegung es ji̱st (altnhd. der Most „gieret") der schwachen zu weichen: es jäset. [3] Dieser Einbruch in die starke Biegung ist zugleich eine Erschütterung ihres Typensystems: g'jääse ersetzt „gegoren", wie „geweben" umgekehrt g'wobe wurde, und wie „geschienen" g'schune wurde. (Vgl. Lf. 263; Gb. 479.) [4] OW. 25, 258; Schellenberg 50. [5] OW. 22, 25. 41 ff. 202. 336; 23, 137. 288. 387 ff.; 25, 401 ff. [6] OW. 23, 271.

Die Kohlensäure entweicht in bekannter Weise unter Brausen und Schäumen (schuumme), dann unter Werfen kleiner „Korallen". Der Wii chrallet, wird chrallig. Diese Gärung verteilt sich auf verschiedene Zeiten, welche nach fester Überzeugung der Weinbauer mit den Vegetationsperioden der Rebe im Einklang stehen. Im Blüeijet und im zwäite Saft(-strom) wott der Wii zur Mueter z'rugg



Keller im Hause Max Engel in Klein-Twann

(zur Rebe). Der Wii stooßt (oder stooßt sich) im Faß, wenn dusse d'Räbe stooße (oder drücke, S. 274); und wieder, wenn d'Räbe blüeje, „verkehren sich die Wein in den Fassen."

Der Wein im Fasse fühlt,
Wie der Wein am Stocke blüht.

Do lipft sich d'Trueße, und der Trueb chunnt wieder i'n Wii. Ruhiger als bei dieser stürmischen Gärung rüehrt sich der Wii im Augste, und — no der Saag — in dem mit seiner Witterung ihm „antwortenden" Dezämber (S. 424), speziell i der häilige Nacht. „Wenn es do d'Trueße lüpft oder uufrüehrt, so gibt

es nach altem Glauben d's nööchst Johr guete Wii." Gewitter üben natürlich starken Einfluß, der sich zum Teil verhüten läßt. Zur Zeit des Blüeijet machen — dank der frühzeitigen Lebenshöhe der Gärungserreger — besonders Schaumweine G'späß, denen auch mit den stärksten Schampanierfläsche nid z'wehren isch. Selbst über den „Serwanier" (S. 285) mußte Irlet[7] am 24. Juni 1775 melden: „Er ist diß jahr wiedrum recht wild. Ich fand 13 Flaschen versprungen, und in meiner Gegenwart sprangen noch zwo. Ich glaubte, sie wollten alle nacheinanderen verspringen. Ich öffnete die Zäpfen und ließ eine kleine Weile die Flaschen (Fläsche) offen. Aber sie hatten doch nicht Frieden. Fand wieder 19 Flaschen gesprungen. Eine zerspang mir in der Hand zu Stücken." Daß laut Bericht vom 9. Juni 1778 die „niderlag" unter dem selbst fabrizierten „Shampagnier" nicht geringer war, isch käi Wunder. Erst das Verblühen der Reben brachte „Waffenstillstand".

Namentlich mastigi und in der Überreife faulende Elsäßertrauben, die man überhaupt nie zum Guetedel g'heie sött, machen den Wein gummiähnlich, zääh, läng, lind, plump und öölig. Er öölelet auf der Zunge und lauft fast wi Öl. Dieser Zustand darf insofern als Merkmal gut werdenden Weines gelten, als es sich um einen ungewöhnlichen Anteil ung'jäsnige Zucker handelt. Der wird (samt den ätherischen Ölen) durch schüttle i der Fläsche oder durch peutsche mit dem Bäse im Faß in der Masse verteilt, so daß das Fäde zieh vergäit. Im Fasse selbst wird länge Wii mit dem Stooßiise behandelt: An einen senkrecht eingeführten Eisenstab schließt sich wagrecht ein etwa 3 dm langes, 5 cm breites, 2 bis 3 mm dickes Eisenband mit hundert und mehr Löchli, durch welche die zerrissene, zähe Masse ausfließt.

Um aber beim Zufüllen halbleerer Schenkfässer nicht die Hefe uufz'rüehre, wird das senkrecht eingeführte Füllrohr mit seiner sehr stark verlöcherete Unterhälfte langsam in den alten Wein getaucht, so daß der neu zugegossene in nur ganz schwachen Strahlen ausfließt.

Als Merkmal gut werdenden neuen Weins gilt etwa der Bock, das böckele. Das ist aber doch lediglich eine widrige Beigabe von Schwefelwasserstoff, herrührend von mißbräuchlichem iibrönne: überschwääfle. Beim richtigen Abzug vergäit der Bock vo sälber, sehr selten aber in der fehlerhaft aufgefüllten Flasche.

In mangelhafter Gärung unverarbeitet bleibende, daher z'fast füüreg'chehrti mineralische Bestandteile verursachen die Häärtchuft.

[7] Laut Brief.

Diese ist besonders eine Beigabe roter Weine, haftet aber auch gerne am Insler (Inselwii) besonders trockener Sommer wie von 1893.[8]

Wird solche Häärtchust — auch im übertragenen Sinn als „Häimatschiin" einer geschätzten Sache — je nach Umständen gerne in Kauf genommen, so ist dagegen der bei Luftzulaß von Essigbakterien[9] befallene essigstichig Wii, wo Stich het, ein hoffnungsloses Ding; gibt er doch nid emol gueten Essig, der ja aus gutem Wein hergestellt werden will. Weniger bös ist der Milchsäurestich.

Nicht gefüllte Schenkfässer, die im Aastuch (S. 428) bleiben, bedürfen des kundigen uufbrönne (des Schwefel-Brand „auf" dem Wein gegenüber dem iibrönne des leeren Fasses). Unterbleibt es, so bildet sich eine Dechchi von jenem Kahmpilz (Saccharomyces Mycoderma), dessen Fetzen im schlimmern Wortsinn (s. u.) Blueme heißen werden.

Ein nicht rasch mit Schwäfelsüüri von Schimmelgeschmack befreites Faß wird namentlich am hindere Bode grääuelig (Erl.) oder grääielig (Tw.) und macht auch den Inhalt z'gröööiele oder z'grääiele. Da dies nicht ansteckt, kann solcher Wein allenfalls mit anderm Wein g'guppiert werden. Eine vormalige Behandlungsweise vollzog sich mit frisch gebrannter Laubholzkohle, insbesondere aus Pfaffehüetli oder Spindelbaum: mit Fusin (1852: „fusain")[10] — scharf zu unterscheiden von Fuchsin als Mittel schändlich trügerischer Fuchsrot-Färbung verdorbener Weine. —

In jedem Fall aber ist solche Verschimmelung des so mühsam gewonnenen edlen Nasses e böösi Sach! Am besten luegt ma darmit furt z'choo. Er dient im knixerigen Haushalt etwa, wie auch der essig- oder milchsäurestichige Wein, als Getränk bei heißer Feldarbeit, wo für e Durst hurti öppis soll guet gnue sii. Nur sollten da doch Magen und Eingeweide mit Sohlläädер g'füeteret sii, um nicht mittelst schwer heilbarer chronischer Katarrhe der Lebens- und Arbeitsenergie schwere Schädigungen aaz'due.

III.

An der Grenze des Krankhaften bewegen sich neue Weine, in denen die Gärung von Zucker während des folgenden Sommers wegen schwach gewordener Hefe nicht vollständig und richtig verläuft, sondern durch bloße Schleimbildung ersetzt wird. Der Wein wird bruun oder schliimmig. Da hilft man vor em Neujohr nach durch uufrühre der Trueße mittelst der Rüehrchötti, welche, an einem Stäcke

[8] Vgl. Jahn, Glossen und Reime 178 ff. [9] S. Schellenberg 113; OW. 24, 68.
[10] Irlet.

hangend, ein- oder zweifach tieff i'n Wii iine eingeführt und tüchtig geschwungen wird.

Das radikale Mittel ist freilich kundiges abzieh. Ein erstes solches findet bei sehr kundigen und sorgsamen Rebleuten bereits statt um oder nach Neujahr. Dabei wird aber die auf der Hefe gelagerte Schliim-Trueße (Tw.) oder der Schliichwii (Erl.) entfernt, der bloß noch halb vergorene Bodesatz dagegen als richtige chöörnigi Trueße der delikat behandelten Wiedereinfüllung des nun vierteljährigen Weins beigegeben. Allerdings ist es dabei häikel, häiklig, äikel[1] z'träffe, daß daas guet uuse chunnt. Überhaupt ist der Wein häikel, äikel (empfindlich) für d's abzieh. Der Seeländerwii sött lang löie ((Erl.), rüeije, ligge, sagen darum andere Kenner.

Bis zur Zeit des Früehligsabzug erfolgt ein neuer Wechsel von trüeble (si[ch] trüebe) und si[ch] hälle. Noch einmal sodann: im Blüeijet, antwortet der Wein im Faß dem erneut starken Saftlauf der Rebe[2] und erwartet, nachdem er im Séptämber tüchtig Wiistäi aag'hänkt und damit sich bleibend geklärt hat, den allfälligen Herbstabzug zwecks Platzbeschaffung. Dieser muß unter strengster Vermeidung von Luftzutritt — am besten mit der Wii-pumpi — vor sich gehen. Ein anderes ist die Zufuhr von Druckluft über dem Schänkwii, wozu man sich vormals („no bi mi'm bsinne") des Blaasbalg, Blooschbalg (Erl.), Blooschbalt (Ins) bediente.

Auf Flaschen ab'zogner Wii wird gewöhnlich während der sechs ersten Wochen e chläi chrank, um dann wi längers wi meh an Güte zu gewinnen, bis zu einer von der Art des Weins abhängigen Zeit ein Stillstand und ein abnäh eintritt. Gute Rotweine bessere si[ch] gäng no bis ins vierte Jahr. Ist der Trueb, d's Trüebe, wo am Wii zehrt, durch Abzüge entfernt, so riffet der Wii auf dem Wege der stillen Nachgärung von Stoffen, welche den Wein zum fürnähmste aller Getränke erheben. Spaltpilze von der Art derer, die dem Tüback (Erl.) oder Tübäck (alt Tw.), dem Kakao, dem chinesischen T'hee ihren Duft, bzw. ihren Wohlgeschmack verleihen, schaffen ihm die Bluemme[3] im bessern Sinn des Worts. Von ihr unterscheidet die Chemie — nicht die Laiensprache — le bouquet: das Büggee. Dieses ersetzt an den bessern Sorten und Jahrgängen des Seewii aufs vorteilhafteste die Chliinni des Weingeistgehalts.

D's Büggee sött mä chauffe, nid der Alkohol! rief ein Kenner des Seeweins aus. Das würde allerdings diesem um so mehr

[1] Verhältnis zu Ekel: Kluge 200; schwz. Id. 2, 1118. [2] Vgl. Schellenberg 77. [3] Schmeil 27, 409.

zugute kommen, da zu der hohen geographischen Breite im Seeland teilweis das Steilgehäng und der Chalchbode treten, um Jahrgängen wie 1906, 1911, 1915, 1917 zum Büggee auch Füür z'gää.

Von solchem Weine heißt es dann: Er het ęwch es Büggee! Mi schmeckt's i der ganze Stuben ụmme, wenn mạn ęwch iischänkt! So z. B. der Joggeliwii der Inser Jahrgänge 1906 und 1911, so geheißen nach den von Maler Anker originell hingeworfenen Schiltli (in Ins svw. Flaschen-Etiketten). Der wirkliche Joggeli



Weintransport (Küfer Engel u. a.)

von „1906" lieh seinen Namen auch dem Tschäppel Hans (Hans Anker) von „1911". Beide Jahrgänge unterschieden sich bei'm proobe so, daß der von 1906 an Alkoholgehalt bedeutend hinter dem Neueburger und Wadtländer zurückstand (är isch nid so starch g'sii) und bloß durch Wohlgeruch hervorragte, indes der von 1911 (gleich dem von 1893 und 1895) im Wiße volle 12 %, im Roote sogar 13 % (Alkohol) 'zoge het. Der Dreienüünzger (von 1893) hinwieder war am Bättag gụldgääl[b] und süeß wi Huṇ'gg.

Das war allerdings der strikte Gegensatz zu Ernteergebnissen, deren Säuregehalt zu den bekannten Allerweltswitzen Anlaß gab. So zu den bereits S. 278 f. wiedergegebenen die folgenden: Inser gaben in einer Keller-

runde (s. u.), indem sie im geheimen es G'sicht g'macht häi wi sii̯be, das gemeinsam gebrauchte Glas von Hand zu Hand weiter: Nimm du̯u̯ (Tw. und Erl.: du̯u̯), i ha g'haa! Nach dem Trunk besonderer Jahrgänge soll man, für nid es Loch i'n Mage z'berchoo, nit di ganzi Nacht uf der gliiche Site ligge, sondern dem mitternächtlichen Ruf des Nachtwächters folgen: Halbi Wändung — g'chehrt!

Vgl. die „Nebelspalter"-Witze vom Entgleisen eines Zuges durch auf die Schienen geratene Weinbeeren u. dgl.[4] oder die Historie vom Weinbauer am Zürichsee, der mehrere Körbe voll Trauben über Nacht im Freien stehen ließ im festen Vertrauen, es nähm si g'wüß nie̯mmer. Richtig fand er z'morderist die Trauben in voller Anzahl vor; nu̯ma d'Chëërb si fu̯rt g'sii̯.

IV.

In großen, dicken, kristallinischen Krusten haftet an der Faßwand der Wiistäi (S. 420). Er ward im Sommer 1916 massenweis aufgekauft zwecks Verwendung im Kriege sowohl (für Sprengstoffe), als im Lazarett (für blutstillende Mittel). Die letztere Verwendung in Ehren! aber die erstere het für di par Batze vil Wii u Faß verdeerpt. Denn der Weinstein chu̯nnt vom Wii u g'hört dem Wii. Er ist ein wichtiger Erhalter der edlen Flüssigkeit. Noch nicht festgesessener, sondern wi Sand an der Kruste klebender, mit dem Besen abwischbarer Weinstein heißt der Floos (Tw.) oder der Flooz (Erl.). Er gehört dem das Faß reinigenden Arbeiter (Chüefferbu̯u̯rsch, S. 416) als Steuer a d'Schueh, deren der so häufig im Nasse z'stoo Genötigte vil bru̯u̯cht.

Werde nun die Süüri des Seeweins als „angenehm"[1] (S. 279) gepriesen oder gegenteilig verschätzt:[2] unverkürzt bleiben ihm die Attribute pétillant (moussierend), bru̯u̯selig oder brüüselig nach Art des Brüüseler, gri̯ffig (Erl.) oder gri̯i̯ffig (Tw., mit dem Nebensinn von etwas ru̯u̯ch), pi̯ggänt, und jedenfalls rezänt. Recens ist,[3] was grad äbe von seinem Ursprung herkommt, wie z. B. das frisch und hell aus seiner Quelle sprudelnde Wasser. Ein raffinierter Kenner umschrieb das Wort mit dem Wunsch: Jetz wett i, i hätt e Hals so läng wi ne Rächestii̯l! Bei derart verlängertem Gaumenreiz kann wohl auch das Urteil herauskommen: dää Wii het Li̯ib! Es isch öppis draa! (Wie am vollmundigen Bier.)

Leider ist der Weg der Geschmacksempfindung (Gaumen und Hinterzunge) nur kurz und wird obendrein durch ra̯uke, durch starkes Bier-

[4] „Anz. v. Saanen" 1888, 44.

[1] Meiners (1782) 1, 162. 202; Wagner 34. [2] Vgl. Karl Jahn 178 f. über den Inselwein. [3] Walde 644.

trinken und scharf gepfefferte Speisen am rächt uuschüüstige wirklich chüüstiger Sachen und am Herauserkennen ihrer Chuust so häufig abgestumpft, daß auch die Chuust als Abchuust, als der Abguuu verdorbener Dinge sich unerkannt einmischt. Da kann ein noch unverpfuschter Geruchssinn korrigierend eingreifen. Ein in dieser Beziehung fein gebliebener Twanner Kenner het äis Lĕchchli zue, um Sorte und Jahrgang herauszuwittern, wie der Schütze äis Auge zue het, um mittels scharfer Abgrenzung des Blickfeldes das Ziel um so fester ins andere Auge zu fassen. Dääsälb (jener) kennt es auch heraus, ob in relativ unanfechtbarer Weise Neueburger mit Tschugger verbesseret worden ist, oder ob man Änglefer (von 1911) durch Gallisieren mit Zucker und Wasser g'streckt het. Da im übrigen di Güü (les goûts) verschide sii, kann auch der Chuttleruugger[4] (der die Eingeweide, Chuttle, zum quietschenden rugge bringt), der Süruugger, der Rachepuzer und Rüppizwicker,[5] das räinste Surchabiswasser, der Suurimuus (Erl.), Suremus (S. 279) und der chasse-cousin als e chläi chächch (keck: Tw. 1777), chratzig im robüßtere Sinn und vielleicht wohl rääs immer noch Gnade finden, wenn er nur real ist. Um so schärfer verurteilt jeder geborene Seeländer jeglicherlei verdorbenen Wein. So den durch verdorbene Kellerluft mit Milchsäurestich oder gar Essigstich (S. 423) behafteten, der nach Essig sticht (1785) oder uf Essig zieht und damit wi längers wi süürer wirt. Wie der aus gänzlich ungereiften Trauben gewonnene — Essig von 1816, oder die 1910er Ernte eines noch sehr begünstigten großen Rebguts (vgl. S. 248), welche, i mene Tüechli verarbeitet, no rächt stiffen Essig g'gää het! (Aber nid guete!)

Doktere mit bruunem Süeßbrand (1768: Süßfluß) ist als unter Umständen unumgänglich ebenso unbeanstandbar, wie dagegen verwerflich das bis zum Schwäfelguu aufdringliche iibrönne = schwäfle (Ins: schwööfle) von Weinen, welche trüeble. Immerhin reicht auch jener halb oder fast geheilte Patient nie an den gesund gegorenen und gereiften Wein heran; er kommt ihm nicht gleich: är gäit nid mit ihm (Tsch.). Mit Entrüstung aber weist der Weinbauer jeden Pantschwii, z'sämmeg'schüttete Wii, 'pfuschete Wii, jedes G'mischmasch und alle Schmierereien, die den Wein capiteux machen sollen, von sich. In seinen Kreisen entstanden Spottverse wie dieser bielerische:

Der Brunne häi si vorne, hinte d'Schiiß.[6]

[4] Aus den Bieler Reben: Molz 27; aus dem Berner Altenberg: R. v. Tavel, GG. 16. [5] Bührer 3. [6] Molz 1.

Um so mehr erfreut er sich an dem durch kundiges Einschenken hervorgezauberten Stäärne, welcher „auf der dunklen, würzigen Flut im hohen gebuckelten Glase prickelnd zusammenkräuselt.“ [7]

V.

Das u̯uffülle als ein i̯inedue fordert als sein Gegenstück das u̯u̯senäh als ein u̯u̯seloo („herauslassen“) des unter dem Druck von Last und Luft mächtig nach Freigabe verlangenden Weins. Diese vollzieht sich als aastäche. Der Ausdruck deutet auf primitives u̯u̯fdue des Gebindes wie irgend eines vermachte Behälters mit dem Nagel.[1] Sein stäche reflektiert sich in pungere,[2] wie Stich (Aastich) im punctus samt dessen Lehnformen: der P'hunkte und das P'hunkt, sowie der Bu̯nte (Tw.) und (mhd.) der punt, der pfunt, der Spu̯nte[3] (Mehrzahl: Spünte, Erl.) und der Spund[4] zunächst als die oberste Faßöffnung. Diese heißt (als „puncta“) la bôd in Landeron und Grissach; vgl. la pointe. Bis zu dieser angefüllt, also bu̯ntevoll oder spu̯ntevoll ist das volle Faß, wie auch der volle Mensch. Wie einen Haarschopf aber, an welchem z'voller Hand zugreifend man einen tschu̯ppet, ergreift man als den Tschuppe, in St. Blaise le tšüpô,[5] den Spundzapfen, — wenn er nicht vielmehr des u̯u̯eschloo bedarf — zum Öffnen des Spundlochs. Diese Öffnung und ihren Verschluß bezeichnet man als zusammengehörig gleicherweise als den Bu̯nte (Spu̯nte).

Noch immer ist das Spundloch gemeint, wenn man zum völligen Entleeren des auf dem Wagen ruhenden Landfasses, nachdem der Syphon (s. u.) seinen Dienst getan, das Gebinde über den Spu̯nte läärt, wenn nicht einfach überläärt (ä). Sonst aber heißt die Öffnung jetzt ausdrücklich (und also unbewußt pleonastisch) d's Bu̯nteloch, Spu̯nteloch, Spu̯ntloch (Erl.), und die einfache Benennung Bu̯nte, Spu̯nte gilt dem Spundzapfen.

---

[7] Frey.

[1] Vgl. clavus und clavis bei Walde und claudere (167 f.), und das Verhalten von clou und clef bei Gilliéron (N'stadt, 1905). [2] Zu pugil (Boxer): Walde 621. [3] Doppelformen wie Bunte = Spunte erinnern an läcke und schläcke, Chuchimutz und (emmental.) -schmutz, Mützer und Schmützer, Nägg (Simmental) und Schnägg, riiße und schriiße, an brööd und spröde, an Rumpf, rumpfe, rümpfe und schrumpfen, an l. pictus (bunt) und Specht, an gr. typhos (Qualm) und ml. stuba, Stube als urspr. Schwitzbadraum (Kluge 449) usw. Das zugehörige ex-tufare (étouffer, vgl. étuve) legt Sachverwandtschaft dieses beweglichen s = š (Fick [4]78) mit „ex“ und „aus“ nahe. Vgl. das s-prechen als ein „aus-brechen“ des nicht mehr „im Busen zu bewahrenden“ Seeleninhalts. [4] Kluge 437; mhd. Wb. 2, 1, 544. 2, 2, 554; Graff 6, 352; Grimm Wb. 7, 2244; schwz. Id. 4, 1399 ff. [5] Gign. 46.

Spricht man jedoch von der Spụnttụụbe als der wo möglich immer äichige und damit die Öffnung unzerschlissen erhaltenden Faßdaube, so zeigt die konservierende Kraft der Zusammensetzung auch hier unser Wort wieder in der Grundbedeutung „stechen", „anstechen". Von solcher reden ausdrücklich der Aastächbohrer und der messingene Aastächhahne.

Dieser stoßt beim Eintreiben in den Unterteil des Fasses den verschließenden Bantoffelzapfe (s. u.) ịịne, wenn nicht gerade der Schlụụchzapfe ihn ersetzt hat.

Dieser Schlauchzapfen — er besteht aus Akazien- oder Eibenholz, damit er nicht durchlässig schwäiß oder doch an der Stirnseite Schwụmm aasetz — tritt nämlich beim Füllen eines Transportfasses aus einem Lagerfaß mit dem Anstechhahn in Wechselfunktion. Zunächst wird aag'stoche. Der Schlauchzapfen macht Platz dem Hahn, an dessen Gewinde der Schlauch zum übereschlụụche gedreht wird. Ist das Transportfaß voll, so wird abg'stoche. Der Anstechhahn wird ụụfezoge und der Schlauchzapfen wịder ịịne too.

Eine chutzeligi Arbeit ist dabei das ịịnestäche sowohl des Zapfens wie des Hahns, weil natürlich dabei das vorzeitige Heraussprudeln des Weins zu verhüten ist. Solches ịịnestäche hat ụf [b]en erste Stich, also mit zielsicherer Gewandtheit zu geschehen. Sonst heißt's vom Ab- wie vom Anstechenden: är het g'fählt! Damit er das Schlụụchzapfeloch besser bb'räich, ist das Vorderende auch des Anstechhahns wie das des Schlauchzapfens schreeg abg'schnäärzt[6] (abg'schnạuzt, abg'schreegt, in Erlach: abg'schreeget): die eine Seite der Öffnung steht meißelartig vor. Zugleich kann beschränkter Platz im Keller es wünschbar machen, daß der mit dem abzieh Beschäftigte das neu zu füllende Gefäß zur Seite des Hahns stellen könne. Der Wein soll also ịịtlige — und zugleich ruhiger — auslaufen. Drum wird dem Hahn eine kurze, halbbogenförmige Verlängerung angeschraubt: der Hundschopf. Es darf dann allerdings nicht vorkommen, daß der Wein noch in zwei weitern Strahlen ausfließe und der von seiner Vergäßligi Überraschte um Hilfe rufe: Himmeldonner! drei Loch u nụme zwo Händ! Dem rasch wieder zur Geistesgegenwart Gelangten isch es aber dụ z'Sinn choo, statt der fehlenden dritten Hand äis Chnäü daarz'haa — oder der Schụụrz ine z'stoße, wie eine Frau in ähnlicher Situation tat — und damit dem überreichen Segen ganz z'verhaa, bis er aus der peinlichen Lage erlöst wurde.

[6] Der Schnaarz: oberes oder vorderes Ende eines Gegenstandes, Orts, Berges usw. Näheres in „Aarwangen".

Für kleinen Abzug aus dem Schenkfaß dient der hölzerne Uus-schänkhahne.

Sind für diese beiden Hähne im Tüürli (s. u.) Loch angebracht, so bohrt sich witer oben ins Faß das zum Entheben von Versuecherli geeignete Probierhähneli. Statt dieses wirklichen Hähneli französischer Fässer haben die seeländischen ein Zäpfli: eine zum drehenden uuse-zieh und iinestoße eingerichtete Hornspule, welche sich mit der hornigen Kapsel: dem Chäppli oder Chäppeli verhüllen und sichern läßt. So wird die Einladung „wäi mer e chläi gą riiberle?" mühelos befolgbar. Diese Spule samt dem Chäppli heißt nämlich das Riiberli, auch modern frz. le riberli. Zugrunde liegt also riibe: unter Widerstand, darum kräftig über einen Gegenstand hinfahren. Die Urform „wrib"[7] bedeutet aber drehen, dräääije, wie denn auch der Tüssel des Hahne oder die Chiide des Messinghahns mit der sie befestigenden Schiibe, mittelst dessen oder deren Viertelsdrehung die Flüssigkeit entlassen wird, der Reiber genannt wird.[8]

Gewissermaßen ein kleiner Schlauchzapfen ist der zum zieh eingerichtete Züügel oder das Züügeli.[9] Dieses kann den Ausschenkhahn des im Aastuch befindlichen Fasses ersetzen, kann aber auch mehrfach an demselben angebracht werden. Mit seinem spitzen Vorderende in das uusbrönnt Loch eingeführt, heißt es (in Ins) auch wieder das Zäpfli, zu Landeron aber la gyët, d. i. das Chäigeli, die „kegilitta".

Zwecks völliger und rascher Abzapfung dagegen gäit am Landfaß zum Bunten ii der kupferne Siffung (syphon), der mittelst eines Röhrli aazooge wird. Ebenfalls oben inn, am Spund, läßt sich im Mindestmaß Wein entheben mittelst der Spuele: eines Schilfrohr- (Röhrli-) Stücks oder eines Strauhälmli. Frühere Begleiter reisender Fässer ließen es nie an paraatem „Material" zum gemächlichen spuele fehlen, erfuhren aber am Ende der Fahrt, wie unversehens vil weeneli ó vil gi[b]t. Gut eißerisch heißt solches „spuele" sugge (Intensiv zu suuge). Ein schlüüchele (Tw.: schliischle) wird dieses „saugen" an Hand des Schlüüchli aus Gätschuu. Der Name fausset erinnert an den (ebenfalls am Spund angesetzten) Stechheber als den Wiidieb oder Wiischelm namentlich ehemaliger Ohmgeldner, Schiffsleute und Küfer (1825 u. ö.). Unverfänglicher klingt die Bezeichnung als „Weintaster": tâte-vin, Tätwäng,[10] Taatewäng (Erl., Tw.).

[7] Kluge 369. [8] Schellenberg 110; vgl. schwz. Id. 6, 64. [9] Laß etwas guets zum züglin user! „ausher" = heraus, uuse) ruft in Rudolf Manuels Weinspiel (202) dem Wirt sein Gast Heini Fresenrotzig zu. [10] Lg. 163.

Der „Politik der offenen Türe“ huldigt schließlich doch einzig, wer zwecks verschiedener Manipulationen zum Düürli ine schlüft oder mit der Hand ganz iine langet (Erl.: reckt) oder auch nur zum Bergen und Herausholen eines Gegenstandes das Türchen um Handhöhe aufhebt: d's Düürli bricht.

Dieses Faßdüürli ist ganz under am vortere Bode des (liegend gedachten) Fasses angebracht. Und zwar ist es aus dem Mittelstück desselben, dem deswegen auch Düürlistück genannten Bodenteil konisch uuseg'sggt. „Konisch“ mäint hier: mit Säge-Schnittflächen, welche von außen nach innen schreeg uuse gerichtet sind, so daß ihre Fortsetzung schließlich ein aus dem Faß hervortretendes, dem Kegel (gr. kônos) ähnliches Gebilde ergäbe. Dank dieser Schnittart vermacht das Düürli soweit wasserdicht, als es nach dem iinesetze mit dem übrigen Faß eine Fläche darbietet. Es wird hierbei zunächst an der eisernen Struube, deren Muetere zugleich als Handheebi dient, ergriffen und voorzooge. Dieses „vorzieh“ wird aber auf das Faß übertragen: mi zieht d's Lääger voor.[11] Bis aber d's Düürli dusse gnue[s] (auswärts gezogen) ist, bedarf es noch der Sicherung gegen das z'rückrütsche. Drum legt sich an die Schraube wagrecht der hölzerne (durchlochte) Faßriigel, welcher links und rechts über das Düürli hinaus ragt und fest aazoge wird. Dieser Riigel ist zuweilen hübsch geschnitzt: er zeigt ein Ornament, wohl gar ein Föörneli, einen Drach u. dgl. (S. 408.) Schließlich legt sich vor den Riegel die Schraubenmutter, welche zum Zweck des handlichen Anfassens und zugleich als Schutz der Schraube sich schlauchartig verlängert über die letztere legt. Sie wird mittelst des Ängländer: des englischen Schlüssels als Faßschlüssel fest aazoge. Auf der Innenseite ist die Schraube gesichert mittelst eines kleinen T-Eisens, das Chrütz geheißen. Über dieses legt sich, damit es nicht dem Wein en Abchust gääb, eine hölzerne Querleiste: d'Brigg (Tw.) oder d's Brüggli (Erl.). Diese „Brücke“ wird mit hölzernen Nägeln: Düble (vgl. den Dubel S. 414) uufd'dübelet, nachdem man die hierzu nötigen Löcher vorb'bohrt het. Eiserne Nägel würden den Wein in unangenehmster Weise schweerze.

Selbst alle diese Sicherungen würden indes für sich allein das rinne, rünne des gefüllten Fasses nicht verhüten. Das Türchen muß verstriche werden mit dem Tüürlistrich. Dieser Tiirlistriich ist eine sälber g'machti oder g'chaufti Mischung aus Unschlitt üschschlig), gäälem Wachs und Tannehaarz. Er erinnert mit seinem Abstuch von appetitlichem Kochfett den Twanner und Erlacher

[11] Wieder eine der Objektsverschiebungen.

an ungenießbar harten Magerkäse, welcher in seltsamer Umdeutung des vor allen Türen musizierenden Bettlers der Tirrligiiger geheißen wird.[12]

Noch ist der — bisweilen zierlich geschnitzten — Querleiste zu gedenken, die als Träwäärße oder Spaale sich wagrecht über die ganze Mitte des Faßbodens legt. Ihre Hauptfunktion ist der Gegendruck gegen das uufechoo des Bodens bei allfällig unrichtiger Sänkung (S. 412), welche dem Druck der Weinlast nicht Stand hielte. Augenfälliger ist ihre Chummligi für n es Liecht oder es Glas druf z'stelle.

VI.

Der genügend häll oder lutter gewordene Wein wird also (aus dem Faß) abzoge (S. 428 ff.) bis auf die Hefe: d'Truese (Ins, Erl.) d'Trueße, Drueße (Tw.). Ein auf die Neige gehender Weinvorrat ist, wie ein in Geldknappheit geratener Mensch, uf der Drueße.

Einem dem Lebensende nahen Menschen isch der Wii o bald uf der Drueße. So singt von sich in tief empfundenen Versen Der alt Räbmą unseres Erlachers Robert Scheurer:

Der Wii isch uf der Drueße,
I g'spüüre's all Daag meh.
Chuum mäü di drüeben Auge
Der Stärn im Glas no g'seh.

O d's stickle duet mi müeke:
Der Bickel wird mer z'schwär;
Un ersch bi'm Säärmele schniide
Chunnt d'Hand fasch ni=mme z'Ehr.

Die g'rumpfte Zatterfinger
Mäü d'Haue ni=mme b'ha.
Un wott i Halschorbb drooge,
Chunnt d'Chnäü e Schwechi aa.

D'Rangscheie häi käis höre,
Z'bräit schiint mer jede Joon.
Winn 's no no'm schaffe giengi,
I hätt, wäiß Gott, käi Lohn.

Der Wii isch uf der Drueße,
I g'spüüre's all Daag meh.
's wird Zit, daß i bal äinisch
Der ober Räbbärg g'seh.

Das weinleere Faß ist auch dieser Hefe (Hefen) zu entledigen. Der Küfer naht, duet d's Faß uuf, indem er d's Düürli bricht (S. 431) und schließlich uuse zieht.

Zunächst loot mą die wohl fußhohe Hefenschicht i d'Bränte lauffe. Der Räste wird mit der Trueßechrucke, deren Handhebi ein der Faßründi angepaßtes Schabholz trägt, herausgeholt und mittelst des Drueßedrachter in den Drueßeboller geschafft. Ganz zuletzt kommt der mit Trüebwii gefüllte Schwänkchüübel dran; mit ihm wird nąącheg'schwänkt (nachgespült).

[12] So heißt anderwärts auch schlechter Wein. (Schwz. Id. 2, 153.)

Nun greift der Küfer zum Schlupfbrätt, das ihm die Ermel und nötigenfalls das ganze Gewand gegen die gröbsti Verunreinigung schützt. Denn bei großen Lagerfässern heißt es zum raanße der Arbeiter: Chaast du das Lääger schlüffe?[1] (Erl.: schliffe.) Kannst du in dasselbe hineinschlüpfen?

Die Hefe enthält als wertvolle Rückstände Fette, welche von der Kriegschemie in Deutschland zur Behebung der Ernährungsnot uus-g'nutzet worden sind, und unvergornen Zucker. Dieser wird nach einiger Lagerung zu Trueße als Drusenbranntwein b'brönnt.



Albert Krebs, Rebbesitzer, Wingreis

Lääг aber sollten Lagerfässer nie sein, sondern gäng wiigrüen (grüen iSv. „Ins" 49). Denn der Wiigäist erhaltet d's Faß. Auch verlangt das Holz desselben, welches ja gäng füüferli schlückt und demgemäß schwäißt (Erl.: schwitzt) oder riisset (Tröpf loot falle, S. 239), von Zeit zu Zeit Nachguß von Füllwii mittelst des Füllrohr (S. 418). Leere Fässer, die nicht bald gefüllt werden können, müssen wiederholt iib'brönnt werden: e Monat na'm erste Mal wieder, u denn gäng all drei Monat.

Weingeschäfte.

I.

Während der Reihen guter Weinjahre (S. 248) blühte auch den Seeländer Wiibuure ihr Weizen. Vorab kamen die ohni Räbe wirtschaftenden Buure und Büürli aus dem weitern Seeland und dessen Umgebung, um ung'määrtet und gleich i silberige Füüfliiber (Fünffrankenstücken) bar bezahlend den liechte und demnach billigen,

[1] Gleichsam es „schlüpfend behandeln", es „beschlüpfen". Vgl. z. B. Note 11, S. 431.

gleichwohl aber gehaltvollen Wein für Heuete, Sichlete, Fleglete, Neujahrete gleich vom Trüel ẹwägg oder bei den großen Frühlingsabzügen vom Lääger ẹwägg zu kaufen (S. 404). Alljährliche Abnehmer aber aus allen Teilen des mit der Aareschiffahrt unschwer zu bedienenden Oberaargaus bestellten jeweils rechtzeitig wi letzlich g'haa („wie gehabt"). Ein Herbstwäidlig us em Oberland (1829) kam ins Seeland, den Ausfall des eigenen Landesteils zu decken. Andern Kụndine" (Kunden) aus weiterer Ferne kamen große Weinproduzenten wie z. B. die Klosterschaffner (S. 198 f.) aus Ligerz und Twann mit große Herbstschiffe nach Lattrige oder Gerlafingen (S. 114) entgegen. Das war in den Zeiten der Oktoberstürme (wie z. B. 1779) ein außerordentlich schwieriges und zeitraubendes Geschäft. Im Chloorn- und Läntihüụs Lattrigen ließ die Obrigkeit den ihr zukommenden Wein durch einen Inspäkter in Empfang nehmen und befördern.[1] Bei der Fuhr nach Bern durfte nicht in Gümminen, sondern mußte z'Allelüfte übernachtet werden,[2] um den Unsicherheiten des Verkehrs auszuweichen.



Großrat Max Engel-Hubacher Klein-Twann

Nächtlichen Heimfahrten gingen ostseeländische Waadtlandfahrer aus andern Gründen aus dem Wege. Großi Pụụrewịịrte (bäuerliche Wirte) altbernischen Schlags, wo's g'ha häi, riefen ihren Söhnen, welche erstmals die mehrtägige Reise mit Roß und Wagen unternahmen, zu: Daß mẹr nid d'Schand anne machisch u z'Nacht hei chömist! Am heiterhälle Daag mußten die flotten Gefährte und Gefährten das heimische Dorf durchwandern, durch chlepfe mit der Gäißle die Gaffer rechts und links ans Fenster lockend. Z'Arbäärg aber wurden mit Hilfe wohlgespickter Beutel d'Nächt dụụreg'jụheiet. Dem bbrochne (S. 431) Landfaßtüürli enthob man, nebst den Seckli voll Füüflịịber, g'salznigs Rindfläisch und Laffli als Wịịsụụger.

Die gegen fremde Konkurrenz (S. 214) mächtig geschützten bernischen Wịịbụụre und die durch Weinreisende („Wịịhängste") mit ihrer

[1] RBS. 103 (1783). [2] Lüthi, Gümmenen 23.

Kundschaft im Verkehr stehenden Wiihändler mußten sich aber einer strengen Kontrolle über Unverfältschheit und richtigs Määs unterwerfen. Der Spott: „Das isch starche Wii, er tribt d's Määs uufe!" (Die Füllung erreicht das Meßzeichen nicht) durfte keinen Grund und Anlaß finden. Die Kontrolle galt allerdings in erster Linie dem obrigkeitlichen Zehnte (Tw.) Zehnte (Ins) oder Zähntel (Tw.). Da ging mit seinem Visierstab: mit der Beile,[3] der Ambeiler (Erl.), der Ambäiler, gekürzt: der Beiler — und im Geschlechtsnamen auf den Imker umgedeutet: der Beyeler von Wahlern und Rüschegg, der Byeller (um 1700), Pyeller (1493), Pyeler (1571), der Hennsli Breyeler (1484)[4] — von Weinberg zu Weinberg. Da mußte er zuhanden des Zehnten d'Züber vergliiche (S. 385) und nötigenfalls auch zäichne. So laut Erlassen wie vom 20. August 1669. Die Zehndpächter von Buchsi, Sant Jhänns, Eerlach und Bippschól hatten vielerlei geferd (Trug), geschwindigkeit[5] (Kniffe) und vortheil (Vörtel, vgl. vörtele) erfahren. Drum mußten „hinführe" die züber, deren die bernischen Untertanen „sich gebrauchen", „gleichlich" auf 55 mas „gerandet" oder „gesinnet" sein.



Frau
Clara Engel-Hubacher
in Klein-Twann

In den drei Ausdrücken gliichlig, „gerandet" und g'sinnet erkennen wir zwei auf den Handel und ein auf die Alpwirtschaft[6] angewandtes Wort auch der Gegenwart. „Gleich" ist l. aequus, „gleich machen, uusgliiche" ist aequare, ahd. îkon, mhd. îchen, eiche,[7] alttwannerisch aber eichte; är het g'eichtet. Ein Eichmeister oder Eicher besorgt solche Eichi: solches „Ausgleichen", gliichlig mache der Maße und Gewichte in jedem der 1912 geschaffenen endlif bernischen Eichkräise (z. B. Seeland) an seiner Eichstätte (z. B. in Biel).

[3] Zu l. pa-n-gĕre (festmachen) gehört auch die pag-ella: der im Wasser aufgepflanzte Höhenmesser als Pegel, sowie — über pv. pagela als Weinmaß (M-L. 6144) — das Flüssigkeits- und Flächenmaß: die Beile. [4] Schwz. Id. 4, 1161—6; Mül. 4, 242. [5] Kluge 170. [6] Vgl. die „Randung Alp" im Oberhasli. (Schwz. Id. 6, 1024.) [7] Kluge 107; vgl. M-L. Wb. 239; ZfrPh. 38, 11.

Dabei erhalten die im Handel gebrauchten Gefäße augenfällige Maßzeichen (die hölzernen z. B. Negeli, Negel, S. 386). Sie werden mit Zäiche versehen: 'zäichnet. Solches zäichne heißt l. signare, frz. signer, sinne, sinniere (Tw. 1796). Die Sinni (1687), Sinn oder Sinnierung (1827) wird durch den Sinner angebracht auf dem zehnlitrigen Sinnchüübel und den Chübli — sogar die Schwänkchüübeli — älterer Zeit (z. B. 1824), auf den Bränte, auf den Gelte, auf den Land- (1827) und Wirtsfesser (1711). Er stellt hierfür seine Sinnzedel (1827) aus und trägt sie im Sinnrodel (1784) ein. Auch Landstädte wie Aarberg stellten bereits 1537 einen Sinner an. Es gab also, wie eine Berner-, auch eine Aarbärger-, eine Bieler- usw. Sinnig oder Sinni oder Sinne[n], G'sinne, d'-Sinne = Zinne (altseeländisch), durch den Zinner, welcher zinnet (basl.: sinnet, er het g'sinnt), vollzogen mittelst der Wasser- oder der Stabsinni.

Dem Basler ist aber der amtlich geprüfte Liter auch „e g'fochtene[r] Liter"; er ist „g'fochte"; es wurde an ihm das „fächte" vollzogen: das Anbringen der „Facht".[8] Im Bernischen erlitt dieses „fächte"[9] eine Umstellung[10] zu „fätche", „fägche", fäcke und wurde[11] zu fecke. Solches fecke[12] übt der Fecker, Faßfecken als die Fecki alle fünf Jahre neu.

Die Handhabung dieser Maße ist Sache weitgehenden Vertrauens. So der Bränte. Wenn mit ihr der Chüeffer mißt, so tarf man ihm nie i d'Bränte luege.

Das Vertrauen rechtfertigt sich auch schon durch die heutige schweizerische Maßeinheit. Welche Unstimmigkeiten erzeugte die frühere Ungleichheit! So entstand 1744 und 1750 zwischen der Stadt Erlach und der Landschaft Ins, 1710 zwischen jener und der Landschaft Gals Zwist wegen des Brügg(zoll)määs und des Brunnmääs (für Wasserzuteilung aus öffentlichen Quellen an die Berechtigten). Am meisten litten freilich die Wiizäichnige (1760 u. ö.) durch die ihre Funktion als Ehrenamt[13] ausübenden Wiischetzer (1716 u. ö.), diese Vorgänger unserer Sinner und Fecker, unter der Ungleichheit der Hohlmaße. Waren die doch selbst in unserm kleinen Seeland recht ver-

[8] Diese Facht ist eine durch die Lautverschiebung gegangene, also ältere „Pacht" gleich dem neuen „Pakt". Das sind Lehnformen aus l. pactum („fest gemacht") zu pac-iscor und damit auch wieder aus pa-n-gëre (fest machen). Walde 551. 558; schwz. Id. 1, 660. 726. [9] Ganz verschieden von dem mit l. pugnare verwandten (noch durch „fuchteln" hieran erinnernden) „fechten"; vgl. Kluge 129. [10] Etwa wie Bottich über Bottchi zu Bocki und Bocke. [11] Wegen des Anscheins eines Faktitivs etwa wie schrecken aus altem schrëcken. [12] Als probieren: Gw. 665. [13] Kasser, Aarwangen 173.

schieden. Es kamen im Jahr 1846 auf 100 (seit 1838 bestehende) Schweizermaß 89,55 Bernmaß oder 103½ Bielmaß (also 100 Bielmaß auf 107,89 Schweizermaß), wie 1787 auf 320 Bernmaß 358 Bielmaß. Diese Bielmaß (1498: mesure de Bienne) neben welcher aber z. B. 1377 auch die Maß von Landeron und z. B. 30 Mütt weißen Weins des Maßes von Landeron[14] anerkannt waren, galt in der Regel (z. B. 1779) auch zu Twann, was aber nicht hinderte, daß gelegentlich eine Twann- oder Twanner-Mooß zur Anwendung kam. So galt am 21. November 1787 die Twanner-Maß vierjährigen Weins 13½, die Bielmaß dagegen am 21. Dezember desselben Jahres bloß 13 Kreuzer. Stolz sprach Twann auch 1779 von der „hiesigen Maß". Von der eigenen alten Herrschaft her schreibt sich auch das Ligerz-Määs von 1390. Älter noch ist die Neuestadter Wiimooß (1310), und vor ihr bestand z. B. 1284 die mensura de Neuren (Nugerol, s. u.). Etwas größer als die Bielerwar die bereits 1372 erwähnte Erlach Mooß und das Erlach-Määs. Jene faßte 1,89846 Liter, so daß 65 alti Erlachmooß 66 Schweizermaß des Jahres 1850 ausmachten.[15] Das war etwas mehr wie die 90 Liter, auf welche 1877 — nach Einführung des Metersystems (1875) — die im Privatgebrauch noch heute üblichen Züber normiert wurden. 1882 wurden dieselben fakultativ und erst 1900 — damit nicht allzuviele der teuren Geräte abg'schetzt werden müssen — für den Handel obligatorisch auf 100 Liter erhöht. So auch wurden



Marguerit Engel in Klein-Twann

[14] Taschb. 1903, 140 f. Wie der l. modius als Scheffel, ist auch der ahd. mutti und das oder der mhd. mutte, mütte, der Mütt, zunächst ein Getreide-, überhaupt ein Trockenmaß. Wie es aber mhd. auch einen öl-mütte gab (Wb. 2, 1, 280), so 1523 und 1571 laut d. eidg. Abschiede (schwz. Id. 4, 574) und also bereits 1377 zu Landeron den Mütt Wein. (Über den alten Getreide-Mütt zu 12 Määs neben dem Malter zu 10 Määs s. „Oberaargau". [15] Schon 1383 gab es auch ein Erlach Määs. Ihr genaues Volumen nach Scheurers Arbeit S. 252 hiervor.

die Bränte auf 40 l, die Gelte auf 15, das Most- oder ehemalige Zehntechüübeli auf 10, das Schwänkchüübeli auf 2 l normiert.

Auch ein Nidaumääs bestand natürlich. Wie dieses, mußte das Erlachmäß als originales Schlagfmääs[16] im landvögtlichen Archiv ruhen oder „schlafen", während seine Kopien oder Doppel dem öffentlichen Gebrauch zur Verfügung standen. (Ähnlich enthält das Schlafbuech die beglaubigten und daher mit den Originalien gleichwertigen Rechtsurkunden eines Orts oder Bezirks.)



Frau Martha Jäger-Engel in Klein-Twann

II.

Wie nun heute der Liter als Trocken- und als Flüssigkeitsmaß den alten Viertel und das alte Sester[1] erneuert, so spiegeln die Mooß und das Määs mhd. „die" mâßa (mâße) und „das" (spätere) mâß in deren ursprünglich gleichem Sinn des Gemessenen. „Über die Mas und Zeit" saßen 1658 und 1683 Inser im Wirtshaus, und noch 1783 ist das Maß = die Maß.[2] Hier aber ist, wie z'Dorte wiis schon im 15. Jahrhundert,[3] an ein bestimmtes Flüssigkeitsquantum gedacht. Diese Mooß wurde 1848 allgemein schweizerisch auf 1,5 dm³ festgesetzt, 1877 aber in amtlicher Geltung durch den Liter (s. u.) ersetzt.

Hundert Mooß waren e Saum: eine Saumtierlast (1444 in Nv. une chevallée).[4] Noch heute spricht man vom neue Saum (150 l = 1,5 hl oder Hekto) im Gegensatze zum alte Saum, dessen Quantum entsprechend den verschiedenen Maß (S. 437) schwankte, jedenfalls aber größer war, als das des neuen. Für Twann gilt die Gleichung: 100 alti Mooß u Säum = 111 neui. Drum die scharfe Instruktion

[16] Schlaffb. 1, 303. 206.

[1] In Ga. 1238 Sexter: zu sextarius. Das war 1. der „Sechstel" des congius (Goon, S. 419) oder 1/2 Quart, sowie 2. des modius (Mütt). Später wurde er dessen Viertel. [2] Meiners 1, 202. [3] Schwz. Id. 4, 438. [4] Der strotzend volle (vgl. Prellw. 403. 406) Packsattel heißt gr. das ságma, vulgär l. das sauma; die darauf gesattelte Last ist frz. la somme, altdtsch. der soum. Vgl. Dr. Fritz Staubs Vorarbeit zum schwz. Id.

eines Weinhändlers noch vor wenig Jahrzehnten an seinen Sohn: Was dieses Faß birgt, das sị de"n ált Säüm!

Ursprünglich eine Schöpfkelle voll Bier war im 14. Jahrhundert die schoffe, schufe, welche in der Schueffe und dem Schueffli z. B. des Schiffers (S. 22) wiederklingen.[5] Das zugrunde liegende „schöpf=en" führt über zu der mittelniederdeutschen schope,[6] welche sowohl als „die Schoppen" z. B. von 1789, wir als frz. la chope und une chopine = es Bier entlehnt wurde. Wir sagen nun der Schoppe", wie der Zapfe", der Rüggen usw. La chopine und chopinette aber geben wir mit „das" Schöppli und Schöppeli wieder:

Manndeli, Fraueli Hochzit haa,
Chumm, mier wäi [alli Johr]
es Schöppeli haa.



Frau Clara Mürsel=Engel in Twann

E Schoppe näh, es Schöppli haa war sonst das Sonntagnachmittagsvergnügen, welches der die ganze Woche über seinem Berufe lebende bäuerliche Mann sich gönnte, während sein dreifaches Quantum: d'Mooß, ja auch nur deren Hälfte: e Halbi erst von einer größern Gesellschaft b'stellt wurde. Der Liter des Metersystems degradierte den Schoppen und sein doppeltes Quantum: die Fläsche (s. u.) zum bloß noch stillschweigend geduldeten Maß und Behälter verschlossener besserer Weine für nöbleri Gastig, deren Einer z. B. es Schöppli roote Dwanner, e Fläsche Füfzääch ner aufmarschieren läßt.

Das kleinste Wirtshausmaß war e halbe Schoppe, es halbs Schöppli. Grade damit kann freilich der Hálbschöppler, wenn er den Pintechehr (s. u.) macht, der gröößt Süffel werden, der sich einen frühen Tod oder langes Siechtum antrinkt. Wie dann erst einer, der in den gewohnten Pinten schöppelet?[7] Er ist also keineswegs solider als jener Berüchtigte, welcher den Schwänkchüübel der spitz Wääg (an einer der schmal ovalen Seiten) oder den unten mit einem Härdöpfel gestopften Trachter a d's Muul g'setzt het.

[5] Schwz. Id. 8, 393 ff. [6] Seil. 4, 439. [7] JG, Geld und Geist 3, 121.

Es war dies „d's schwarz Glas" (s. u.) gegenüber dem wirklichen Glas, das etwa noch heute am Platz eines 2 dl Fläschchens voll Wein b'stellt wird, doch es Füüferli (5 Rappen) minder kostet. Es ist ein Fueßglas ähnlich dem Gaffiglas. Für Verabreichung von Wein auf dem Arbeitsplatz füllt man in der weiter unten vorgelegten Häufigkeit das $^1/_{10}$ bis $^1/_{14}$ l haltende Strichglas = z'Im[5]bißglas (Erl.) (mit Gräätline: schmalen Schliffflächen zwischen Boden und halber Höhe). Auch das Chällerglas ist von nämlicher Größe.

Z'früechere Zite verlangten Gäste einen Meiel Bier. Dieser (fußlose) Meiel oder das Meieli[8] dient noch als Mäß für $^1/_8$ Määß Sagmzibele (Steckzwiebeln).

Das schwarz Glas gehörte übrigens zu der schwarze Mooß und schwarze Fläsche ($7^1/_2$ dl), neben welche erst 1852 schweizerisches wißes G'schiir trat. Jenes schwarze G'schiir zeigte mit einem B die bernische Hoheit an.

War e Halbi = e halbi Mooß, so ist nunmehr e Halber der halbe Liter[9] oder der Füüfer (Tü., Vg.: Feufer). An diesen schließen sich in der Wortform der Dreier, der Zwäier und das Äinerli. Letzteres ist das baslerische Stämpfeli, das inserische und neutwannerische Röggiinli, das ältertwannerische Röggiili, das tessenbergische roquil, das sonst unterbernische Röggüli, Röggeli, aus frz. roquille.[10] Es heißt auch das Baggeli. (Tw.[11])

Zur Zeit, als mit dem metrischen System der Liter seine gesetzliche Geltung erlangte, reizte sein Name die Twanner zu einem phonetischen Späßchen. Ihr Sigerist hieß nämlich nach seiner Hauptfunktion der Liter; muß er doch täglich einmal und sonntäglich mehrmals die Kirchenglocken in Schwung setzen: läuten, lite. Der dennzumaglig alt Sigrist, namens Jakob Engel, war der Liter-(i)Joggi. Diesem sehr soliden und geschätzten, etwas würdehaft sich gehabenden Mann klang nun allemal, wenn er etwa ein Wirtshaus betrat, der Spaß entgegen: Du bisch abg'setzt u nit meh wäärt. Mier häi jetz en andere Liter und du bisch bloß no der Halbliter, oder wäs wäiß i, waas!

In der mundartlichen „Literatur" bedeutet der Liter auch die Liter-Flasche oder Fläsche (šš), wie die durch šš velarisierte Mundart-

[8] Das ml. miolum, lombard. miolo, mhd. miol, Mijel. (Schwz. Id. 4, 137; Lf. 317.)
[9] Gleichberechtigt mit amtlichem „das" Liter (wie „der" neben „das" Meter) aus frz. „le" litre, welches selbst durch ml. litra und gr. litra (Pfund) auf unteritalisch-griechisch lithra (neben libra, livre) zurückgeht. (Seil. 3, 261.) Neben die Bezeichnung von Maß und Gewicht tritt die der Münze als libra (vgl. Pfund und pound), livre, der Füfliiber. [10] Schwz. Id. 5, 774 [11] Eb. 4, 1073 f.

form (vgl. wäsche, Täsche, Äsche usw.) lautet. Die gut germanische flasca oder das flascum[12] wurde romanisch entlehnt: afrz. la flasche, it. la fiasca usw., um als it. il fiasco (Rückbildung aus fiascone, flacon) in der Redensart „Fiasco machen" (das Schicksal einer Glasflasche haben) rückentlehnt zu werden. Wir denken dabei vorzugsweise an die gleesigi (gläserne) grüeni Fläsche im doppelten Gegensatze zum (glasartigen) glaasige Kunstgebilde (z. B. dem glaasigen Auge als Ersatz des natürlichen), sowie zur kristallhellen und wohl auch durch Sandgebläse künstlerisch geschmückten Chindbetti- u. dgl. Fläsche. Der Form nach unterscheidet man an der grünen (unrein gläsernen) Flasche die flûtes oder Länghälsler (Rheinwein- und Walliserflaschen) von der normalhalsigen.[13] Ferner unterscheidet sich die flachbödigi oder Flachbode-Fläsche, die (gleich dem Rundlöffel und andern Ersätzen des erst neuen Glettiise) vormals zum Bügeln der Wäsche diente,[14] von der ehemaligen bauchigen Schlegelfläsche ($7\frac{1}{2}$ dl haltend), sowie von der hohlbödige oder Hohlbode-Fläsche, welche wegen des heraufragenden Gupf schwär z'butze ist. Durch besondere Sterchi zeichnet sich die Schampánierfläsche aus. Eine bei Ligerz gefundene Steingutflasche aus dem 17. Jhd.[15] leitet über zu der ganz anders gebauten Lederflasche alter Zeit und zu der metallenen Bettfläsche (Wärmeflasche), deren Herstellung Sache des Flaschners (Klempners), des Spänglers ist. Jenes Dienstmädchen, welches auf den Befehl der Meisterin, dem Eheherrn e Fläsche i d's Bett z'tue, fragte: e rooti oder e wiißi? konnte unter Umständen sehr wohl unter dem Mäntelchen der Einfalt ein bißchen Schalkheit verstecken; zumal wenn



alt Reg.-Rat Scheurer, Gampelen
(† 1921. Vgl. Ins 181)

[12] Wenn nicht hl-: M-L. 3355; vgl. Kluge 139. [13] Flaschenformen: Schellenberg 130. [14] MB. [15] MB.

es auch bereits wußte, was e läbigi Bettfläsche bedeutet. — Ähnlich vermittelt ein Fläschli aus Rubinglas mit silberfarbenem Ornament[16] den Übergang von der auf 2/3 l geeichten Fläsche der alten Gastwirtschaft zur halbmäßige Fläsche (1788), zum Viertelfläschli (1789) und zu den flachgedrückten Fläschchen mancher Art, die sich bequem in der Busentasche (Schiebtäsche) bergen lassen oder aber dem standesbewußten Wehrmann, Touristen, Jäger als Ordonnanzwaffe an der der Rechten nächsten Leibesseite bammeln. So die Fäldfläsche oder das Fäldfläschli, in neuster spassiger Soldatensprache[17] der Wehrmannskaländer geheißen. So die als Regimäntsuhr bezeichnete Wäntele, die aber nur der mit Schnapps g'füllt bei sich finden läßt, dem es nüüt macht, i d'Chiste z'flüüge (im Polizeizimmer oder Loch Arrest abzusitzen).



Peter Schumann in Twann
der alt Peter

Das Grindelwaldner Dorfgutterli[18] ist eine Spezialität des unterbernischen Gütterli, der bis achtmäßige Essig-Guttere (1794) oder des Gutter (Lg.). Der Gütterli (oder Gütterler) im spezifisch seeländischen Sinn des G'früürlig ist allgemeiner der wehleidige Mensch, der immer zum Gütterler als dem Wasserdokter läuft. Sowohl den Urin als das Heilmittel faßt das ursprünglich blasenartige Gefäß, das eben nach dem Chropf (in romanischen Dialekten die guttura, frz. le goître,[19] aus l. guttur, Kehle) die Guttere heißt. Den Weinschlauch (S. 418) ersetzte die ihm ähnlich aus irgendwelchem Stoff gefertigte gr. buttis[20] zu sehr vielseitigem Gebrauch. Die Verkleinerung butticula[21] wurde la bouteille, die alttwannerische Bütele (1775), die

[16] MB. Nr. 5227. [17] Vgl. die Sammlung von Dr. Hanns Bächtold. [18] Gw. 471. [19] M-L. Wb. 3930. [20] Ebd. 1427. [21] Ebd. 1496.

unterbernische Podälle, die Bütälle (Tw.). (Bringet no 'ne Bütälle!) Der „la botte“ übersetzende Stifel diente gleich wie Stotze, Stumpe, Stein um 1548[22] als Ersatz des Bechers; ebenso die Kanne, d'Channe, deren Grundform „Chante“ (Ins 1667, wie das käntly, Tw. 1678, heute Chännli) auf den l. cantharus, den gr. kántharos (Humpen) zurückgeht.

Ähnlich lautet der cantherius[23] (Sparrwerk mancher Art): der Ganter des 16. Jhd. als Kellerlager und Bierfässergestell, das östlich seeländische und unterbernische Gänterli. Ihn ersetzt heute im Seeland der Fläschestaft oder aber der Standort für Fläschechöörb, g'flochteni Fläsche und Guttere (früher bis 12 Maß haltend, für Schiffsladungen), für Flaschenhülsen, Fläschebutz- und Fläschefüllmaschine, für Bömboone und Bömböneli (an die Form der Bombe, bombe erinnernd) usw.



Witwe Krebs-Brand, Twann
„Bärenwirtin“, 86jährig

III.

Das verrauchne (verrüche) der Füllungen aller Art verhindern Dechchel oder Zäpfe. Statt der Strauzäpfe kam im 15. Jhd. der Korkzapfen, Kork auf. Das holländische Wort Kork stammt aus dem span. corcho, und dies aus lat. cortex: Rinde — vgl. écorcher — nämlich der Korkeiche, Quercus suber.

Diese immergrüne Eiche gedeiht nämlich vorzugsweise in Katalonien und liefert jährlich bei einer Million Kilozentner des heute so kostbaren Stoffs, der allerdings sehr langsam wächst. Die harte, borkige Oberschicht: der „männliche“ Kork, wird bloß zu Dekorations- u. dgl. zwecken abg'noo, und ebenso ihr Neuersatz, mit welchem man dem Baum während drei bis vier Jahren sich zu schützen Zeit läßt. Erst unter ihm legt er während etwa füfzäche Johr die etwa 6 cm dicke Johr-

[22] H. R. Manuels Weinspiel (s. u.) [23] M-L. Wb. 1615.

ring-Schicht des „weiblichen" Korkes an, der seine wunderbaren Eigenschaften entfaltet: Er ist liecht (0,12 bis 0,195 sp. G.); elastisch, loot d's Wasser gar nit duur und Schall und Wärme nur schwer, ist auch geschmack- und geruchlos.[1]

Korkeiche und Kork heißen gr. und byzantinisch „der" phellós. Aus panto-phellós („ganz Kork") fertigte man in Byzanz (Konstantinopel) Schuhsohlen, welche in Sache und Namen als la pantófola nach Italien, als le pantoufle nach Frankreich, und gegen Ende des 15. Jhd. als Pantoffel ins Deutsche kamen.[2] Wie aber „der Holzböde" uns den Schuh mit Holzsohle und Lederüberschuh bezeichnet, so ist uns der Pandöffel und d's Pandöffeli der leichte, dünne Hausschuh, den vorzugsweise die Hausfrau trägt. Er versinnbildlicht darum (wie das Gloschli, der Unterrock) die Hausherrschaft der Frau, welcher der under em Pantoffel sich duckende, der pantöfflet Ehemann einen Teil oder das Ganze seiner Schöpfungsherrschaft zum Opfer bringt.[3] Auf diesem Umweg der „pantoffelholzernen Schuhsohlen" (Tw. 1788) kam zu uns der Korkzapfen als der „pantoffelholzerne Zapfen" (1788) oder Bandöffelzapfe. Auch dieser dient als Sinnbild: Ein charakterloser Mensch, der im Widerstreit belangreicher Grundsätze sich immer vom „Oberwasser" auf der das bequeme Fortkommen sichernden Lebenshöhe tragen läßt, ist e Bandöffelzapfe.



Jakob Rudolf Spittler
gew. Pintenwirt zum alte Schwyzer in Twann (Vgl. S. 453)

Wie ferner Fläschewii, welcher beim ligge von einem unreinen Zapfen aag'noo het, ng'm Zapfe schmeckt, Zapfechust het, vom Zapfe het, oder zäpfelet (Ins: zapfelet), was der Kenner

[1] OW. [2] Seil. 2, 213; Kluge 340. [3] Vgl. schwz. Id. 4, 1293. Das dort angeführte Ringeli Ringeli Rose ist, wie weit herum, so auch in und um Biel verbreitet

mit verzogener Miene feststellt, so bedeutet zäpfle, einen uuszäpfle[4] swv. ihn ausspotten.

Aus dem dreißigjährigen Krieg aber stammt der Zapfestraich oder Zapfenschlag.[5] Wallenstein soll als der erste durch Befehl des weithin hörbaren Streichs oder Schlags auf den Spund des angestochenen Fasses die Soldaten zum Aufbruch gemahnt haben. Hieraus ist das treffliche militärische Musikstück geworden.

Zum Entkorken von Flaschen dient der Zapfeziejer oder Tirebuschung (tire-bouchon).[6] Der welsche bouchon stimmt zu bouché als deutsch entlehntem buschiert (Tw., Lg., š) oder anklingend an das bütschiere mit Bütschierwachs und dem Petschaft als verschließen: bütschiert (Tw.), bütschiert. Man trinkt bei besondern Anlässen, z. B. zu einem Abschied oder zu einem Ereignis, das uns tääfel (munter) stimmt oder einfach, um für seine verzapfti Wiishäit Hörer zu finden, e Fläsche Bütschierte oder Verzäpfte.



Frau Marie Katharina Spittler
geb. Tschantré, von Twann (Vgl. S. 453)

Ehemalige Zapfewiirte häi bi'm Zapfe g'wiirtet: nach der Zahl der verkauften Flaschen ihre Schankgebühren bezahlt oder auch ihren Gewinnanteil bezogen. Der betrug z. B. für den Batzewiirt einen Batzen. Die heutige Batzewiirti arbeitet überhaupt um ständigen Monatslohn.

Endlich sei um des Namens willen hier noch Theobald Weinzäpfli[7] erwähnt. Es ist der 1654 als Kandidat samt seinem boshaft verschüüchte Roß von der Bernermünster-Plattform in die Matte hinunter gestürzte, aber mit einigen Knochenbrüchen davongekommene Berner Sprachlehrer und nachmalige Kerzerser Pfarrer (1665—1695).[8]

[4] JG, Geld und Geist 3, 5. [5] Kluge 502. [6] Ein Korkzieher mit Silbergriff und Silberscheide aus dem 18. Jhd. im MB. (Nr. 5206). [7] Vgl. auch Berner Geschlechtsnamen wie „die Ölezapfin" (aus ursprünglichen Spaßschelten nach Art der heutigen „Cerevis"). [8] Meiners 1, 169 f. Vgl. die Gedenktafel der Plattform. Freys Jungfer von Wattenwyl hat ihn als Jonathan Schilpin verewigt.

IV.

Noch vor zwei Jahrzehnten trugen Rebleute ihren z'Imbiß-Wii im Chrueg oder Chrüegli mit. Damit er nicht als zerbrochener Krug anlange, versorgte man ihn im Chratte. Nun ist der Krug im Norddeutschen bis zur Bedeutung der Dorfschenke vorgedrungen — genau wie bei uns die Piinte (Ins), Pinte (Ins), Binte (Tw.) und das Bintli. Eigentlich ist das die frz. pinte, die it. pinta, an welcher das l. pingere (peindre): das uufmoole des Weinmaßes vollzogen worden. Das (bläächig) Gefäß konnte in der Folge auch andere und unkontrollierte Flüssigkeiten aufnehmen. So das Tüülung (toulon) als die Milchbinte, Wasser-, Betrólpinte, das Ölpintli. Als geeichtes Weingefäß aber diente es zum Ausschenken (1669 in Erl.: verschenken)[1] und furttrage" über d'Gaß von solchem Wein, welchen der Verkäufer sälber 'pflanzet und sälber 'trüelet hatte. Solcher Ausschank, wie bereits 1269 die Abtei St. Johannsen ihn übte,[2] war allerdings, wie überhaupt in bernischen Landen seit unbekannter Zeit jeglicher Handel mit geistigen Getränken, an eine obrigkeitliche Bewilligung gebunden. Diese war verzeichnet durch einen für jedermann lesbaren „offenen Brief": literae patentes, „eine Patenten" oder „Padenten" (Tw. 1829), das Padänt (in Ins auch Pudänt). Die berufsmäßigen Wiihändler, zu denen als einzig standeswürdigen Genossen bekanntlich Patrizier mitgehörten, waren aber auch gegen solche Konkurrenz der Weinbauern, wie gegen die der Wirte (s. u.) weitgehend geschützt. Wie die Stadtberner Wirte ihren Weinbedarf nur in den noch heute so laufbare (gangbaren) Chäller der Stadt[3] decken durften, so genossen auch Keller der Landschaft, wie z. B. das caveau zu Bippschól (1837) ihre Privilegien.

Die Wiibuure aber durften, wie eine Erklärung vom 19. Dezember 1688 darlegt, äigets G'wächs in ihrne Hüüser verchauffe, aber i mene Dorf gäng numen äine" im Chehr um. Daß z. B. auch der Pfarrer zu Erlach in diesen Chehr eintreten und den Ertrag seiner Reben verwiirte" durfte, wie bis zum Verbot von 1687 die Amtleute und die Pfarrer überhaupt, besagen noch heute zwei stumme Zeugen an der Pfarrhaustür. Rechts hängt das Fueter heraus, in welches das zur gäistige Erquickung einladende Fähnli gesteckt wurde, links deutet ein Eisenring auf das aabinde des Tannli als aufgepflanzten Zeichens für erteiltes Ausschankrecht.[4] Auch der vermauerte, einst eigene Aus- und Eingang, sowie die vergitterten Fenster

[1] Schlaffb. 1, 166. [2] Ebd. 1, 164. [3] Vgl. Bernische Kellerwirtschaften. Von Lechner im Taschb. 1910, 278—301. [4] Scheurer; Jenzer.

der nunmehrigen Bürozimmer sprechen von Übung des Schankrechts. Das Recht erfuhr jedoch immer größere Einschränkungen. Zunächst allerdings zugunsten der chlinne Buurli. So wurden 1740 ihrere 14 aus Mett, die bloß Räbli von 1½ bis 8 Mannwerk besaßen, angewiesen, ihren Wein gemeinsam z'vertrüele und „by der Pinten zu verdebitieren.[5] Eine Verordnung vom 21. September 1804 schränkte aber das Ausschankrecht auf die Kirchgemeinde ein. Am 8. März wurde uf di dritti Rappe vo der Moß Ohmgält (S. 214) gelegt. Anno 1809 beschränkte die Regierung den Ausschank z'Bintewiis auf die Zeit vom Läset-Aafang bis z'Silvester.[6] 1811 ward die Frist auf sächs Wuche verkürzt.[7] Endlich kam 1833 das Wirtschaftsgesetz, welches allen solchen Ausschank dahin und dawägg verbot. Die Landschaft Ins opponierte höflich, wiewohl vergäbe, gegen solche Auslieferung des Rebmanns an den Weinhändler.[8]



Lina Roth in Twann
Wirtin und Sängerin

In Wahrheit handelte es sich denn doch um die Beseitigung fürchterlicher Mißbräuche. Wurde doch ganze Nächte durch gezecht, und wurden Weinverkäufer, welche Speis und Trank verweigerten, durch Beschädigung der Züün und allerlei Schabernack geplagt.[9] Im Haus einer Inser Wittfrau, die Böbeler genannt, haben „Bacchusgesellen" e ganze Sunntig düür bis z'Mitternacht getrunken, dann der Eignerin es füfz'gmooßigs Feßli abg'chauft, uf ene Trog g'stellt und furt g'soffe bis no der Määntigpredig. Bußen von einem Pfund bis zu einem Gulden waren die Folge.[10]

Fortan war also alles Pintenschenkrecht oder Pintenrecht (Ga. 1799) mit dem Besitz eines Pintenschenkhauses, einer Pintenschenke (1797),[11] noch kürzer: einer Pinte verknüpft. Ein solches Pintenschenkhaus war z. B. das Bad Oberworben (1783). Das „Pintenschenk"- und damit

[5] NB. 3, 1 ff. [6] ABM. 2, 101—115. [7] Ebd. 11—29. [8] LBJ. 167. [9] Chorg. Ins. [10] Vgl. NSW. 1911: Akten zur Gesch. d. soloth. Wirtschaftswesens, publiziert von Staatsarchivar Dr. Lechner. [11] LBJ. 63.

verbundene Backrecht in Feisterhénne wollte 1797 ein dortiger Bürger als wohlbestallter „Pintenschenk“ erwerben. Dies wurde ihm freilich 1797 ebenso verweigert, wie im Jahr zuvor einem andern Bewerber (Joh. Probst), der zum „Bindtenschenkrechten“ noch ein „Better-Rechten“ (also Herbergsrecht) hatte üben wollen.[12] Die Landschaft Ins hatte hiergegen opponiert, wie sie 1820 auch zwei neue Pintenschenkrechte in Ins selber bekämpfte.[13]

Kein Wunder: Die Landschaft Ins übte in ihrem Ragthuus zu Ins selber eine Wirtschaft (s. u.), die sie nach Gefallen mit einem angestellten Wirt betrieb. Berief sie sich doch auf ein von 1558 datiertes Vidimus, daß Ein Wihrt auf daß Raht- oder Landhauß zu Innß Ohne Eines Jewesenden Herrn Landvogts befragen noch Bysein bestellt werden möge.[14] Noch 1871 waltete der Rathauswirt Peter auch im Twanner Ragthuus (der heutigen Metzgerei Engel) als Angestellter der Gemeinde, welche zudem bis 1879 noch den „Räbstock“ besaß, wie Ligerz das 1835 vom Berner Ratsherr Fischer erworbene wiß Chrütz. Gleicherweise betrieb die Stadtgemeinde Erlach noch 1786 ihre zwei Wirtschaften zum Bäre (s. u.) und zur Erle, welch letztere ursprünglich mit zum Rathaus gehörte und erst am 12. November 1742 in die damalige Vorstadt, das heutige hübsche Understedtli verlegt wurde und 2 % Tavernenzins entrichtete. Die Gemeinde Siselen durfte 1831 zum Behelf ihres Armenguts ihre dortige Wirtschaft (die erst nach der Revolution eine Konkurrentin erhielt) errichten, gegen 2 Mäß Weizen als Bodenzins.[15] So stehen sich dort seit 1805 der „Wilhelm Tell“ und der „Leue“ gegenüber.

Dem Namen nach hat noch Lattrigen sein Landhuus (sonst den „Anker“), Nidau sein Stadthuus. Diese Stadt besaß bis 1628 auch die Freiheit, ihre Offen- oder Zapfenwirte und Metzger selber zu bestellen.[16]

Einige dieser Gemeindewirtschaften sind als Gasthäuser verblieben, andere eingegangen, dritte als Pinte verblieben. Als Spezialname haftete „Pinte“ am „alte Schwizer z'Dwann“ (s. u.), und das heutige Café Roth war vormals „Rösselis Binte (von einem Rosselet gehalten). Pinten aber in dem weitern Sinn von Wirtschaften, zu deren Pinterächte bloß das Darreichen kalter Speisen zu den Getränken gehört, zählt heute die Einwohnergemeinde Twann füfe, die von Ligerz zwoone. Eine dritte daselbst: ein nunmehr als Postbureau dienender kleiner Vorbau nach der Straße hin, hieß d's Druckli: Es war nummen es Druckli, sogar „es Schnupfdruckli“, lebte

[12] Ebd. 60. [13] Ebd. 138. [14] Schaffb. 1, 210. [15] Ebd. 2, 425. [16] NB. 2, 65 ff.

aber dem Spruch: Rächt Lüt häi rächt Sache. Es ist ersetzt durch das Restaurant Lärlau, welches sich äußerst niedlich in den neuen „Ring" des Oberdorfes einfügt. Eine Pinte bestand vor 1903 auch in dem seither wirtshauslosen Schaffis (Tschaaffiz). Es war l'auberge des clefs mit dem Neuenstadter Wappen der zwei überchrützte" Schlüssel. An seiner Stelle stand seinerzeit das gegen die Ligerzer-Grenze schauende Wachthüüs. Auf dem Chapf über Twann bestund 1898 bis 1901 ebenfalls eine ganzjährige, wie zuvor eine Sommerwirtschaft. Zu Wingreis, dem Weiler bei Twann, lebte 1546 der Wyrtt Hans Kräps (Chrebs), in dessen Hause bis um 1850 Sigmund Ruef letztmals g'wiirtet het.



Wirt aus Hiselen

Ersetzt sind diese Wirtschaften nicht. Es gibt ohne sie Gelegenheit genug zum pinte (pinter, pintailler) und der Pintechehr z'mache. Zumal in Twann, wo eine Wirtschaft auf 70 Einwohner kommt, wie im gesamten Bernerland auf 245,7, in der Schweiz auf 149.

Neben „Pinte" gibt es eine Reihe verwandter Bezeichnungen. Einmal entspricht ihr der norddeutsche, vom Krüger gehaltene Krug, Dorfkrug, der vormals auch ohne „Patent" Gästen gelegentlich Nachtlager bot. Freilich welcher Art!

„Ein Nachtlager?" Dat könnt Sei hebben! Leggen Sei sick man hier rin. Da is eben de Kettelflicker 'rutkrapen, da is et noch schön warm drin.[17]

Auf ungefähr gleiche Stufe alter Hotellerie deutet das zu chauffe veredelte cauponari des römischen caupo (Weinhändler und -pantscher, s. u.), ferner die alte Gántine[18] (vgl. d'Gántine räiche als fertige Mahlzeit aus der Speiseanstalt) aus der it. cantina (Weinkeller) aus

[17] Niedersächs. Volksk. 143—7. S. 450. [18] Seil. 1, 107; Kluge 234. [19] M-L. WB. 1616. [20] Seil. 3, 288. [21] Ebd. 181.

canto (Winkel),[19] und das aus canaba (Verkaufswinkel) für Wein und andere Waren nach Italienerart) zu canabra und schließlich cabaret[20] verdrehte Wort, das endlich „g'läntet het" in unserm Ggäbaree als hölzernem oder metallenem Servierbrett.

Das aus dem café chantant u. dgl. ebenfalls veredelte café (café Mürset usw.) aber leitet über zum Réstorant, Restaurant, das seinen Ursprung in der Blasphemie des Pariser Garkochs Boulanger von 1765 hat. Der brauchte als Wirtsschild die Worte Matth. 11, 28 in deren Übersetzung ... et ego vos restaurabo (und ich will euch erquicken).[21] Ein Wirt der Gegenwart, der diesen faulen Witz wiederholte, ward vom Wirteverein ausgestoßen: eins der Zeugnisse von der Hebung und Solidarität dieses Standes.

V.

Seit dem XII. Jahrhundert gibt es berufsmäßige Herbergen, in welchen zunächst Krieger iig'chehrt häi (Tw.) oder sii (Erl.). So ist noch die afrz. herberge als Soldatenzelt (castrum), in der Mehrzahl das Heerlager (castra), während nfrz. héberger „beherbergen" überhaupt ist.[1] Neben der fränkischen Grundform dieser Wörter (heriberga) geht auf die hari[2] (vgl. got. der harjis, das Heer) zurück das it. albergo (Gasthaus) und frz. auberge (Wirtshaus). Das Wiirtshuus, dessen Wiirt[3] Gest jeglicher Art und im Gasthof auch Übernächtler niedern und höhern Ranges bedient, findet seine romanische Parallele im hospitale.[4] Dieses wurde aus dem (gastlichen) Wohnhaus, südfrz. ustal,[5] tessenb. ötö und ótasse (i der Otasse: Schärnelzer Rebstück als Platz eines ehemaligen Hauses) das Gasthaus und der Gasthof: l'hôtel, das Hötäll. Nicht sein Eigentümer oder Pächter, wohl aber in beiden Fällen sein „propriétaire", ist der hôtelier, Hötęlię.

An den Platz dieses Allerweltstitels tritt im Seeland immer noch der an Behäbigkeit und Häimeligi alter bäuerlicher Wirtschaften gemahnende „Gasthof": der Gasthof zum Bären (s. u.) in Twann und Ins, zum Kreuz in Ligerz, für nid witer z'goo. Der „Gasthof" bleibt freilich weg in der kürzern Bezeichnung „zum Bären", im Bäre, der Bäre, „zum Kreuz", im Chrütz, d's Chrütz. Die Herübernahme

[19] M-L. WB. 1616. [20] Seil. 3, 288. [21] Ebd. 181.

[1] Das eng spezialisierte héberge s. im Wörterbuch. [2] M-L. 4045. [3] Kluge 496; Graff 1, 932 (wonach der „Wirt" sogar als Elefantenmännchen den „Eheherrn" darstellt); mhd. Wb. 3, 748. [4] Der vorgerm. ghostis, l. hostis war als Fremdling dem Römer der Feind, dem Germanen der Gast: Kluge 160 f. Erst der „Gast-herr", „hosti-potis", hospes, übt am Fremden, dessen Gast er gegebenen Falls auch wieder werden kann (vgl. fr. hôte als Wirt und Gast) Gastfreundschaft („Gegensinn der Urworte"). M-L. Wb. 4197—4200; Walde 370. [5] Atl. ling. 801.

des Dativs (Lokativs) in den Werfall entspricht der Kürzungsweise, die auch in den Ortsnamen z. B. auf „ing=en statt hat (S. 105).

Am Hôtel-Dieu dagegen finden ihren Anhalt der Spitál als öffentliches Krankenhaus, zumal als Bezirksspital wie für das Seeland in Biel, und der Spittel als Armenhaus alten Stils. Einen solchen hatte auch Twann. Es ist das nachmalige Elementarschulhaus und die jetzige Wirtschaft samt Bäckerei zur Sonne: d'Sunne. Der ehemalige Erlacher-Spittel aber ist das jetzige Amthuus des Bezirks (Ins 553).

VI.

Die Pinten, welche während einer zugemessenen Frist Wein ausschenken durften (S. 446), kennzeichneten sich auch durch ein vor der Haustür aufgepflanztes Tannli (S. 446). Nachmals konnte die Tanne[1] auch auf dem Wirtsschild figurieren, wie solche bisweilen zu wirklich künstlerischer Ausführung gediehen. So aus Gerlafinge (1677),[2] so aus Gümmene (der „Bären" von 1750).[3] Die meisten Wirtsschilde zeigen allerdings bloß in gezierter Schrift eine „Wirtschaft" des und des Namens an; so die konkurrenzlosen Wirtshüüser von Weilern und entfernten Gehöften wie Geicht, wie d'Mühline, wie der Twannbärg.

Es ist ja auch die taberna im Ursinn des Gebälks,[4] der Bretterbude, des primitiven Wohn= und Geschäftsraums, welche als die spätere taverna, Tafférne (1551 zu Biel)[5] eine mit dem Täffäärerächti (Rechten) ausgestattete Wirtschaft bedeutete, als Täffääre aber bloß noch den Wirtsschild bezeichnet. (Es ist das Schildli und der Schild des Insers.) Der Twanner geht noch weiter mit spassiger Übertragung auf das Gesicht (vgl. das „Zifferblatt"): Wart, i will der d'Täffääre verbläääie! (oder vertääfele!). Ein durch plumpes Hinfallen oder durch Schlägerei im Gesicht Verwundeter ist Taffäre=wiirt worte.

Abgesehen von bloßen Ortsnamenswiederholungen wie d'Laube (Alf.), wie Wirtshaus zur Brügg und du Pont, du Port (vgl. die Hafepinte), die alte Meyenrieder Galääre (S. 20), war das Wirtsschild ein wirklicher Schild im Sinn der alten Wappenschilde, wie als Erben der Ritterzeit die Zünfte sie weiterführten. Es waren ursprünglich die Genossen einer Familie, die im Krieg „wie Löwen" zu fechten „im Schilde führten" und die auch „im Leue"[6] da oder dort gemein=

[1] Wie auf dem schönen Schild zu Trachselwald: Lf. 245. [2] MB. 1894. [3] MB. 1904, 18. [4] Nach Walde 759 zu trabs, trabēs, Balken. [5] „Bühel": NB. 5, 7. [6] Vgl. Marti, Die liebe alte Straße 256.

sam sich Mut antranken. Viel häufiger lööкt aber natürlich in Bernerlanden „der Bäre“ (der Gasthof „zum Bären“) seine menschlichen „Kampfgenossen“. So z. B. der 1889 verbrönnt und nicht erneuerte Bären zu Erlach und der 1837 von der Twanner Bäreländi nach der jetzigen Stelle versetzte Bären. Zum wiße Bääre heißt ein Wirtshaus zu Gerlafingen. Einen Ochse hatte Nidau, bis sein Schild 1698 aberchennt und er selbst als Pinte abdekretiert wurde.[7] Auf Tapferkeit deutet aber auch der frühere Wilhelm Tell in Erlach: die heutige Wirtschaft Zülli, und die noch heute dieses Schild führende Wirtschaft Roth in Twann mit ihrem kunstreich ausgestatteten Twannerstübli. Verschiedene wißi Chrütz (Li., Bl. u. a.) rufen „zum stille Gang i dunggler Nacht“,[8] um wenigstens in Biel „zur Krone“ fortzuschreiten: insbesondere zur alte Chroone (Brasserie Moll) in der „nüwen Statt“ von 1293 — welches interessante Gebäude 1915 für die städtische Verwaltung hergerichtet worden ist. Zu Erlach stunden sich früher als Pintenwirtschaften gegenüber d'Sunne und der Moon. Letzteres ist der heutige Gasthof „Frohsinn“, ersteres die Wirtschaft Knechtli (Chnächtli).

Als Gasthaus mit Wirtschafts- und Schaalrächti führte Twann als Gemeinde bis zum Konzessionsloskauf von 1879 seinen Räbstock. Es war der alt Bäre (s. o.). Auch Ins hatte einen solchen Räbstock, welches älteste Haus im Dorf als Privathaus den ursprünglichen Scherznamen Himmelrüich weiterführt.

Der Twanner Räbstock (s. o.) bildete — zugleich als Metzgerei — einen Annex des Raathuus, welches später eine Zeitlang zwei obere Schulklassen herbergte und nun zu Privatwohnungen dient. Die Wirtschaft aber wurde in ein nahes Gebäude verlegt, vergrößert und 1862 mit dem Saal bereichert, der insbesondere seit seiner Erneuerung von 1912 (durch Heer-Mürset) trefflich zu theatralischen, musikalischen und turnerischen Aufführungen dient.

VII.

Sein Erbauer war der Twanner Jakob Krebs (1811—1865), ein durch persönliches Ansehen, durch seine Verdienste um das Gemeindewohl (s. u. im Abschnitt über Verkehr), sowie durch die Qualität seiner Aufwartung noch heute viel und in Ehren genannter Mann. Es ist der Trüübeljoggi oder (1841) der Trüübelwiirt. So hieß er nach seinem Wirtsschild, der einen von Laub umwundenen Chlepferstock zeigte. Derselbe ist nun durch eine undefinierbare Traubenart ersetzt.

[7] RM. 1698, 56. 156. [8] Molz 10.

Durch persönliche Geschätztheit, sowie durch die von seiner Witwe musterhaft fleißig und kundig fortgesetzte Weinbergsarbeit, welche eine Aufwartung mit weit und breit gesuchtem äigetem Gwächs ermöglicht, machte auch der Lilie-Fu̱rer sich einen Namen. Es ist Ludwig Furrer von Goldiwil bei Thun (1859—1909). Die 1837 an ihren jetzigen Platz versetzte und nachmals von ihm geführte Pintenschenke z'chli̱nne Dwann trägt als Schild eine riesig in Blech gefertigte Lilie als sonstiges Symbol des Handelsstandes: eine fleur de lys — sprich lys welschschweizerisch als li̱ und fleur de lys als Flöörte̱li (=ö), gut twannerisch als Fle̱erte̱li̱. Man ging aber nicht zu̱'r, sondern zu̱'m Fleerteli als dem mit seinem seltsam klingenden Wirtsschildnamen identifizierten Wirt. An dem derart mundgerecht zugestutzten Wort gab es aber zweierlei zu korrigieren. Einmal ist das =e̱li ja doch eine entmännlichende, verkindlichende Verkleinerungsendung; der Name Fleerti paßt besser zu seinem Träger. Sodann sagt doch keiner, der etwas von Sprache versteht, „kartolisch" statt katholisch oder Fleerti statt Fleeti. Also: chämmet, mier gangen e chläi zum Fleeti!



Wirt aus Tschugg

Daß aber bei Menschengedenken eine zü̱gigi Persönlichkeit sogar zur U̱rhab eines Wirtsschildes werden kann, beweist der alt Schwizer in Twann. Im Jahr 1830 kehrte nämlich der Twanner Jakob Rudolf Spittler (S. 444) aus der Pariser Schweizergarde zurück, in welcher er als Pfiffer seinem Familienzweig den Unterschiedsnamen Pfiffers erworben hatte. Er kaufte ein Haus mitten im Dorf, baute es zur Beckerei und Wirtschaft (Pfiffers Binte) um und gab letzterer zum Aushängeschild den uniformierten Schweizergardisten. Mit einer Tochter Tschantré (S. 445) aus Tüscherz verheiratet, betrieb er neben seinem Doppelgeschäft den Holzhandel und ließ sich wiederholt zum Weibel der Gemeinde wählen. — Gefeierte Gäste[1] hinwieder verschafften der Wirtschaft Steiner-Heß zu Schärnelz, welche vorher „zum Rebenkranz" und noch früher einfach „Pintenwirtschaft" geheißen hatte, den in sinnreiches Rebus gehüllten Titel „aux trois amis".[2]

[1] Arnold Rossel aus St. Immer, Dr. Armin Kaiser in Bern und Apotheker Fueter in Burgdorf. [2] o = aux; $\sqrt{9} = 3$; a + mi. Am 24. April 1894.

Geben heutzutage noch die an Padänt gebundenen Bewilligungen zum Gastwirtschaftsbetrieb e schöne Batze in den bernischen Fiskus, so war bis zum 1. September 1887 das Ohmgält eine weitere ergiebige bernische Einnahmsquelle.[3] Wie wenig die aber bei den weinbauenden Nachbarkantonen beliebt war, zeigte z. B. Neuenburg mittelst der 22 Kanoneschüß, die es am Tag der Aufhebung des Ohmgeldes durch die Bundesversammlung im Nachbarstädtchen Landeron losbrennen ließ. Getröstet wurde indes Bern für die Einbuße durch den kantonalen Alkoholgeldanteil, der seit Erlaß des eidgenössischen Alkoholmonopols (für den „Bundesschnaps") auch ihm zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke alljährlich zufällt.

[3] Verschiedene idg. Sprachen haben ein gemeinsames Wort für „Gefäß", das z. B. gr. ámē (Prellw. 33), l. âme (Feuereimer), alt rheinländisch âme oder (wegen des m) auch ôme (mhd. Wb. 1, 28), schwz. Id. 1, 211) Ahm, Ohm lautet und im Verb âmen, amen (visieren) das Vorbild zu „nachahmen", „nachohmen" (Kluge 325) isv. nachvisieren, nachmessen und schließlich nacha machen abgab. Speziell als Weinmaß = ½ Saum konnte „Ohm" das Bestimmungswort zu Ohmgält abgeben, wenn es nicht (nach schwz. Id. 2, 241—5) auf dem Umweg über „Um-geld" (als Gebühr auf „Am"-satz) auf „Ungeld" ohni Rechtsgrund und Gegenleistung zurückzuführen ist.



Trinken.

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift, quillt süße Labung,
Sprudelt Schönes, fließt Gemeines —
Nach dem eignen Wert des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.

Mirza Schaffy.

I.

Vom Erlacher Schloßbärg sandte im Spätherbst 1526 der Dichter und Maler Niklaus Manuel als Landvogt von Erlach (1523—1528) dem Berner Rat ein Faß Wein und begleitete es mit den folgenden Zeilen.[1]

Min fründlichen und ungeferbten gruos mit erbieten williger dienst sind üch zuvor mit allem vermögen libs und guots dargestellt! Demnach so wüssend, daß ich üch zuoschick ein guoten gsellen mit namen Immer[2] Wyn von Erlach, ein person von eim alten stammen, geschlecht und harkommen, welches[3] vater von seinem großherren und vater genommen und lebendig vergraben ward. Als der nun us wunderbarlicher mitwürkung des großen allmächtigen Gotts disen sinen sun mit zuotuon der fürsechnen muoter, in dem grab geborn, in der forcht des herren, gehorsame sines schöpfers, sampt aller zucht und eren erzogen, hat beide, vater und kind, merklich groß kummer, betrüeptnuß, schmerzen, angst, not, ellend und jammer erlitten. Es habend grob ufgwisen lüt mit isinen waffen aan[4] alle erbermd zuo inen geschlagen manchen starken streich, und sunders den vater im nechsten[5] vergangenen hornung, merzen und abrellen monet alle sine glider abgehouwen,[6] die ime der tröster aller betrübten mit syner unermessenlichen arzny, widerumb nüw fruchtbar mit mark, aderen, allen natürlichen inflüssen lebhaft,[7] kreftig und besser[8] dann vor ie erweckt hat. Als nun der sun vom vater und muoter in blüender jugend mit rechter forgfeltigkeit erzogen und beschirmpt:[9] ist aber[10] ein grusamer schmerzbringender angriff uf sie fürgenommen und endlich verbracht: namlich daß etliche wider habend gelt genommen und inen vil irer glider abbrochen, die überplibnen gebunden an tännin sülen. Zuodäm so hand sie vor und nach müeßen stan jar und tag under fryem nackend, bloß und barfuoß den

[1] Nach Prof. Dr. Vetters Abschrift in Bächtold XXXI f. [2] Vgl. St. Immer. [3] dessen. [4] ohne. [5] letzt. Vgl. got. gistradagis „morgen", ahd. ēgëstern „übermorgen" und „vorgestern". [6] Bemerke den so späten Schniidet; vgl. S. 312. [7] Mit Leben „behaftet", lebendig. [8] Adjektiv; vgl. du bist „baas". [9] Ergänze: worden war. [10] Betontes aber = wieder.

meren teil im erdtrich bis über die weiche. Was sie da erlitten von kelte, schne, rifen, hagel, regen, wind, hitz und brenner,[11] gib ich üch selb zuo bedenken. Ich möchts vor großem mitliden nit alles beschriben. Und da sie vermeinten, aller not entrunnen, in sicherm Frid und rüewig sin,[12] do ist erst ein betrübter wulchenbruch des ungevells über sie gefallen; dann[13] ein merklicher starker züg[14] zuo roß und fuoß ist mit einem gächen sturm über zün und muren inprochen mit zuberen, küblen, gelten, prenten und hand mit gwalt, aan alle vorgende urteil[15] unerhörter sach, den frommen züchtigen jüngling dem vater us den armen, der muoter ab der brust frävenlichen entzuckt, beroubt und genommen, in ein hulzin kärker geworfen, mit großen knüttlen uf in gestoßen, dardurch im alle sin meriste heimlichkeit zerstunket[16] und zerbrochen ist. Als er nun so gar schwach und verstaltet[17] was, daß im vil nach niemand bekant, habend sie in uf ein wagen geworfen und als ein mörder usgeschleift uf die gewonliche richtstatt. Da hat sich erst die tötliche not erhept. Sie hand den tugendrichen, fründsäligen, liebgehapten fründ uf ein breit holz gelegt, ein schwer mächtig groß holz mit sonderem vorteil und breiten instrumenten uf in [gleit], zwen man darzuo verordnet,[18] die all ir kraft daran gestreckt hand, den unschuldigen zerpreßt, zerschmettert, daß weder mark, saft noch keinerlei[19] füechtigkeit in im beliben und wie ein dürre grieb[20] den unvernünftigen tieren und schweinen[21] dargeworfen; demnach sin vergoßnen schweiß[22] in ein vaß gesamlet. Also schick ich üch den not erlittnen[23] zu beherbergen. Doch sechend zuo, daß er üch nit ein duck[24] tüege,[25] so er ledig wurde. Dann er ist handvest und sorglich,[26] eins frävlen[27] notvesten geschlechts, ein gesipter bluotsfründ des witberühmten helden Hansen von Vivis. Er hab erlitten, was er hab: hüetend üch! Land nit mer uf einmal in, denn ir wol mögend gewaltigen! Die jungen gsellen sind abentürig, stark und muetwillig.

Dise historien sampt angehenkter warnung hab ich üch schuldiger pflicht noch nit wöllen verhalten. Hiemit sind Gott bevolchen. Datum zuo **Erlach** Zinstag vor Allerheiligen tag Im 1526sten jar. Niklaus Manuel, der üwer allzit.

II.

So lehrte der Künstler und Politiker seine Berner Herren den Weinbau würdigen und seine Frucht genießen. Im „hüetend üch" steckt eine

[11] S. 328. [12] Wie lat. und frz. [13] Dann = denn. Erst zeitlich, dann begründend: „dann ist auch zu sagen, daß..." [14] Mhd. der ziuc: 1. der Wäärchzüüg, 2. die Kampfrüstung, 3. die zum Kampf gerüstete Schar. [15] Die Urteil: die Rechts-Erteilung; das Urteil (Uurtel): das erteilte Recht; vgl. S. 318. [16] verstungget; Bächtold las: zerstuckelt. [17] Zunächst wurde aus stellen: verstellen (1. verwandeln, 2. entstellen) und hieraus (wie aus decken: gedackt, aus wenden: gewandt usw.): verstalt, unverstalt (mhd. Wb. 2, 2, 563. 565). Als adjektivisch isoliertes Mittelwort wurde daraus „verstaltet" und unser auffrischendes „verunstaltet". Vgl. die Stammform „Gestalt" und d's Gstältli. [18] Vgl. die Trotte, S. 393. [19] kein = dehein: irgend ein. [20] Die Griebe = das Greubi. [21] Dem Rindvieh als Hauptgegenstand der Tierpflege (vgl. Tiergarten, S. 178, und Gb. 270) und den noch halbwild gehaltenen Schweinen. Vgl. Vieh „und" Roß, Gb. 141. [22] Blut, wie noch in der Jägersprache; vgl. des bluotes sweiß, der bluotes sweiß; die Harz schwitzenden Bäume, des Römers schwitzende Regenwolken; schweize und Schweizi. Verwandt mit südare und südor (suer, sueur) und südere. [23] Vgl. är ist ung'äsfe furt u. dgl. (Er ging mir „ung'fägt" in die Sommerwohnung.) [24] Alte Einzahl zu „Tücke": Stoß, schnelles und geschicktes Sichbewegen, hinterlistiges Tun. Vgl. „List". [25] tüei. [26] Besorgniserregend. [27] Ahd. fravali, frevili: kühn, stolz, verwegen, frech. Das darfst du fräveli säge!



Albert Anker

Die Weinprobe

seine Art, dem uusschwäiffige Mißbrauch des Oktobert'hee, womit d'Cheerze ämmel a bäiden Orte mueß aazunte sii, der Zaum z'stecke.

Mit kräftigem Vorspann nietet nunmehr dem Vorkämpfer des sittlichen Verantwortlichkeitsbewußtseins eine streng wissenschaftliche Lebenslehre, welche den Genuß geistiger Getränke und speziell des Weins auf seinen wirklichen Wert zurückführt.



Bauer aus Ins

Vor allem sagt sie uns: D's Gäistige fueret niid, es weermt niid, es löscht der Tuurst niid, und es ist nur in gewissen Fällen ein Doktermittel.

„Fühlst du dich nicht wohl,
Trink ein Alkohol;
Fühlst du dicht nicht wöhler,
Trink zwei Alkohöler"

ist eine Weisheit von gerade so viel Gewicht wie die Kunst einer Hausfrau, die mit dem „Soderich" ihres bis zum säuele versoderete G'chööch den Mann ins Wirtshaus treibt.

Daß Gäistigs Chraft gääb, bestritt in denkwürdigem Vorauserkennen der Twanner Pfarrer Bitzius, der doch das Glück der Geselligkeit in vollen Zügen kostete, zu einer Zeit, als noch keine Forschungen über das Wesen des Alkohols wissenschaftliche Aufklärung bot.[1] Was er bereits 1876 predigte, würde er als Twanner vor Twannern etwa in einem Volksvereinsvortrag wie folgt gesagt haben:

Der richtig Räbma wäiß aber o so n es fiins un edels G'wächs, wi das, wo n är pflanzet, uf rächti Art z'gnieße; ganz anders weder die, wo chuum wisse, oder wo gar nit dänke, wo n es här chunnt. B'sunders dier, ihr junge Lit! Dier glaubit schiints no gäng a di

[1] Predigten 7, Nr. 46.

faltschi Lehr, der Wii gääb äich a Liib u Seel Chrest, wo der sus nid häigit. Är mach ech gschiider. Är dieni äich am Aaben[b] als Wagesalb, wi der däm säget, sir daß der am Morge druus busperer u stercher siget sir d'Arbäit. Hietet ech jó vor däm Glaube! Nummen es äinzigs Glas oder no vil weniger iber daas uus, was äi'm wirklich guet tuet, stéért ech i der Arbäit, schloot ech sich uf d'Gliider,[2] nimmt ech alli Lust un alle Muet zu regelmäßigem schaffe; u gliichmäßig aanhaltig äiji Sach mache, das chénnet er scho gar nimme. Gar nie gibt ech der Wii e Chraft, wo der susch nid häit; g'chéért er's: gar nie! U wenn der g'spiiret, er tiej e Chraft in ech no gréésser mache, so g'scheht o dás numme zu ihrem äigete Schade: är zehrt an ere; er brucht si gläitiger uus; er stumpst si ab. Demm mießt der si uusjage mit gäng u ggängs no meh Wii. Darmit wärdit er gäng schlumpiger u schlumpiger; der Schloof wird schwär wi Blei; u gäng täisser u täisser chämmet er i di Sälbstverbländung iine, es müeß dä Wääg surt goo. Z'létzamänt häit er's dem aasa wi 'ne Schintmähre: der äinzig Haber isch d'Gäisle. Friecher häit dier Wii g'haa, jetze het der Wii äich!

Un dier eltere Manne u dier Aag'sehnne i der G'mäin, wo wisset, daß vili ann ech uuseluege: gäbet denen andere es guets Biispiil! Anstatt de Lite z'zäige, daß der's häiget u verméget, génnet ech minder, weder daß der ech chénntet génne! Dänket draa: Lit häi mer under iis, bi denen en iedere Tag mit Wii uushéért u d's ganze Läbe mit Wii ushéért, un en iedere Herbst siehrt si gäng wider e Schritt witer abe under d'Wiirdi vo mene Mensch. Und däm luege mier zue wi wemm's is niit aagieng. Wi n es Schwärt sétt is daas dur d'Seel fahre!

Auch hier, wie so oft im Leben, bestätigte den Praktiker die Theorie, welche den Alkohol als das seinem Namen nach[3] „feinste" Genußmittel den Nahrungsmitteln entgegensetzt als deren unter Umständen erwünschte Förderer bei der Einverleibung in „Fleisch und Blut". Und zwar teilt der Alkohol mit dem (unverfälschten) Gaffee,[4] dem gleiches Coffein enthaltenden (chinesischen) T'hee[5] und dem immerhin auch nahrhaften Ggággao[6] die Eigenschaften nervoser Erreger, mit dem Opium als

[2] Unübersetzbar trefflich (7, 359): schlägt eure Kräfte in Fesseln. [3] Arab. al kóhol: „das feinste" z. B. Spießglanzpulver für Augenfärbung usw., dann insbesondere und nun ausschließlich: der möglichst konzentrierte Weingeist. [4] Auch arab. qahwa ist eigentlich Wein. Seine berauschende Kraft sollen abessynische Hirten an Ziegen entdeckt haben, die von den wildwachsenden Früchten der Coffea arabica, eines Labkrautgewächses, naschten. Der heutige Name ist die frz. Lehnform café. (Weiteres: Seil. 3, 156; Schmeil 211.) [5] Die Thea sinensis, ein Hartheugewächs (Schmeil 81), ist „die" südchinesisch generell benannte Pflanze, als „le" thé zu uns gekommen und schließlich auf jeglichen heilsamen Pflanzenabsud übertragen als T'hee (Seil. 3, 157). [6] Das gr.-l als „Götterspeise" be-

„Milchsaft" des Papáver[7] rhoeas[8] (Mägṣạgamme)[9] und sonderlich dem Morfium, des Schlafmohn (Papaver somniferum),[10] ferner mit dem Haschisch[11] als den gekauten oder gerauchten Stengelspitzen des Hanfs (der Cánnabis sativa),[12] und namentlich mit dem Tụbáck bzw. dessen überaus scharfem Gift Nikotin[13] der Sịgaare und Sịgarette, auch des ursprünglich vornehmen Knaster[14] die Eigenschaften nervoser Lähmer[15] oder narkotischer[16] Mittel.

Das bei richtigem[17] Gebrauch „Geeichter" harmloseste Narkotikum ist allerdings dieser Tụbáck (Li. wie mittelländisch und emmentalisch Tŭ-back),[18] den man beim ersten Aufkommen wie den Wein „trank", indem man zur vollen Ausnützung des erst sehr teuren Krauts der Rạuch

---

nannte Malvengewächs Theobróma cacáo (Schmeil 89 f.) liefert nebst der Kakaobutter das als Pulver 1520 durch Spanier zu uns gekommene mexikanische kakahuát, kurz: chaco. Gemischt mit Wasser (latl) kam chocolatl als span. lo chocolate, frz. le chocolat zu uns als Schokolade, Schŏggẹlaa. [6a] gr. der opós. [7] Der „aufgedunsene" Klatschmohn (Walde 560). [8] gr. die mākōn rhoiás: der Milchsaft „fließen lassende" wilde Mohn. [9] gr. mēkōn, dorisch mākōn ist ahd. maho und mago (grammat. Wechsel), mhd. mahen und mage, spät mhd. mân Mohn. Dazu oberdeutsch mâgsame (die Pflanze nach ihrem wertvollsten Teil). Vgl. „Magi" im schwz. Id. 4, 104 f. [10] Zu l. der somnus (Schlaf und Traum, wozu somniculus, frz. le sommeil; somniculosus, frz. sommeilleux; somnium, le songe; somniare, songer: träumen und wie „versonnen" an ein Vorhaben denken). Dem Träumenden zaubert eine „schöne Gestalt" (gr. morphē: Prellw. 299) der als „Bildner" allegorisierte Morpheus vor, nach welchem das Morphium oder Morphin benannt ist: der Stiller unerträglicher Schmerzen, der langsame Mörder des Morphinisten (Schmeil 74; Seil. 4, 329). [11] Das arab. Haschisch als Berauschungsmittel der Haschischin oder Assassinen, dieser arabischen Meuchelmördersekte des 11. Jahrhunderts (vgl. frz. assassin). [12] Schmeil 21. [13] Der Franzose Jean Nicot vermittelte 1560 die Anpflanzung des nach ihm benannten Nachtschattengewächses Nicotiana Tábacum (Schmeil 207), welches Spanier als cohoba auf der Insel Guanahani rauchen gelernt und als tobacco (frz. tabac) heimgebracht hatten. Neben diesem in Maisblattröllchen gewickelten gab es eine ohne solche geraucht Sorte, welche, ebenfalls spanisch entstellt, lo cigarro hieß; daher le cigare und als singularisierte Mehrzahl die Sịgaare, Sịggaare. (Seil. 4, 308 ff.) [14] Die (morgenländische) canna (Röhrli) ward verarbeitet zum zierlichen „Rohrkörbchen": gr. kánastron, l. canistrum, span. canastro, frz. canastre, holl. kanaster, zwecks Verpackung der besonders feinen Tabaksorte von Varinas in Venezuela und deren Versendung nach Holland. (Seil. 4, 310 f.) Nachmalige Ironie machte aus diesem Kanaster den schlechten Knáster, Chnaster (schwz. J. 3, 764). [15] Prof. Dr. Bürgi. [16] Die mit ahd. bi-snëchan (zusammenziehen) und snaracha (Schlinge: Graff 6, 849 f.), mhd. snirche, snarch, snurchen (Wb. 2, 2, 448) urverwandte gr. nárkē (Prellw. 306) bedeutet Lähmung, Erstarrung. In solche versetzt die Narkose das Empfindungsleben. Betäubend riecht der oder die morgenländische Nárkissos, Narcissus, die Narzisse. Zu einer solchen wurde laut der Mythologie der geckenhafte, schöne Narcissus, nachdem er beim berauschenden Anblick seiner Gestalt im Wasser vor Sehnsucht nach sich selber verschmachtet war. (Ovids Verwandlungen 3, 389 ff.) [17] Lf. 469—478. [18] Ahd. bilarn, Mz. bilarna, mhd. biler(n). Schwz. Id. 4, 1169 f. (Biler).

g'schlückt het. Heute bereitet es dem Tubäckeler oder Tübäckler mehr Vergnügen, als Neebler oder Nääbler (Li.) den Rauch malerische „Kringeln" ziehen zu lassen. Das ihre Betrachtung begleitende „Sinnieren" kann dieses „Laster der Alten" zu einer seelischen Beruhigung und Bereitschaft für neue Gedankenarbeit machen, während die „dumme Gewohnheit" der Jungen eine hoffentlich von kräftiger Gesetzgebung verpönte Schädigung der unerwachsenen Jugend bedeutet. Und sofern nicht taktlose, ja brutale Belästigung der Nichtraucher wohl gar durch „Stinkadores", Sauknaster, Sargnegel, Stinkbängel den Räukler unerträglich macht, ist das tubäcke oder tübacke, tübäckle und chätsche a der (Tübäck-) Pfiffe gerade auch des alte Knatscher, der da gemütlich knasteret, erträglicher als das schnupfe oder gar schigge. Es braucht ja niemand mit seiner Billere, Büldere (Li.), Bildere, Bilgere (Tw., Biel, Basel) in allzunachbarliche Berührung zu kommen.

Gleich wenig beim „Taback trinken", wie beim Gäistigs trinke. Die nahe Verwandtschaft Beider zeigt u. a. jene Probe von Kriegs-Esperanto an der Grenze: Sie mir geben Glugg Glugg, igg Sie geben Paff Paff. Und der Vielgestaltigkeit dieses letztern antwortet die Mannigfaltigkeit des erstern: als „des armen Mannes Gläschen", des Vornehmen Freudenbecher als Sorgenbrecher, des biderben Bürgers Reisbiertopf, des behäbigen Bauers anständig umfänglicher Mostkrug. Innere Harmonie besteht freilich unter diesem Vierverband wenig; es gilt vielmehr auch hier der Satz: wi verwandter wi verdammter. Das Glas schämt sich dem Glesli, wo dieses nicht in der Drappierung des Schwarze hoffähige Gestalt gewinnt.

Über die Bank weg aber sind die narkotischen Substanzen weit gefährlicher für den Organismus als die anregenden, und dabei viel verlockender. So auch der Alkohol nach seinem rasch verlaufenden ersten uufpeutsche des Nervensystems, und in seiner Gesellschaft der Tabak. Das zeigen beide schon in der Art, wie sie das duure haue, duure p'hauke einer Chranket hindern, ja nur schon dem sich duure haue durch eine Unpäßlichkeit im Wege stehen. Dieser Trinker und Raucher ist von einem Katarrh der Luftwege befallen: einem Flußfieber, einem Brätsch, einem Pfiffi (wie aber in Tw. auch die Nagelabschnürung heißt);[19] min Gott, wie chuppet u muuderet der Mensch, wie rütscht er umma von äi'm Egge i'n andere! Humpen und Stumpe und Glas und Glesli sollen weiter helfen als die selben Tröster, bei denen „Sieger" und Besiegte nach der Welt-

[19] Vgl. Pfiffis im schweiz. Id. 5, 1087 f.

katastrophe ein zeitweiliges Vergessen der für immer unaufhebbar scheinenden Misere suchen.

Stoßet an! Ein Hoch dem Elend![20] rief ein Graf beim Abschied von seinem durch schwere Schuld verscherzten Heim, und auf solche Verzweiflungspolitik der alten Welt spekuliert das „praktische" Amerika. Um „trocken" zu werden, verschifften 1919 die Vereinsstaaten fast 27¼ Milliarden Liter[21] ihres „ungefährlichen" (giftfreien), „gefährlichen" und „guten" (teuren) Whisky nach Europa, dessen englische Medizinstudenten einem Abstinenzapostel häi es Auge uſeg'ſchlage. Die nähme 'ng ſchoo! hieß es drüben, und entziehen die halbe Regrüte als wurmſtichig dem vaterländischen Dienst. Der Massenimport ersetzt die ehemalige private Brennerei großer Herren, angesichts deren es 1888 bei der Befürwortung des neuen Alkoholgesetzes hieß:

Lern, lieber Sohn, das Leben kennen:
Sehr nobel ist es, Schnaps zu brennen,
Bedenklich schon, ihn zu verkaufen,
Ganz unmoralisch, ihn zu — —.[22]

III.

Der Not der Zeit ſich Mäiſter mache! Dieses oben uuf choo normaler Lebensenergie wird dem ſchlamáſchige Schlampamp der schwersten aller Krisenzeiten in dem Maße Abbruch tun, wie sich die Welt auf das dem Notstand angepaßte Verhältnis zwischen Nahrungs- und Genußmitteln besinnt. Einen Assimilationsförderer hat sie vor allem aus halber oder ganzer Vergessenheit füra z'zieh. Der kann als „bester Koch" eine Menge Reizmittel in die Ecke stellen und namentlich auch die bis in alles „fürnähmme" nachäffende Bauernkreise gedrungene „grüne Fee" mit ihren Gaben all der extraits und apéritifs wieder in den Hintergrund drängen. Daß Keiner und Keine zu Stadt und Land ohni Hunger zum Tiſch und hungerig vom Tiſch dörf, wird einst die Hauptsorge der nämlichen Staatslenker im wahren Wortsinn sein, die für alle und jeden das Recht und die Verpflichtung auf angemessene, ehrenhafte Arbeit zum obersten Gesetze machen.

Dann gilt als Haagſchwänder, der im ſchwänte (schwinden machen) eines alten, dichten Läbhaag eine bis zur Sprichwörtlichkeit aufreibende Arbeit leistet, nicht mehr ein für arpaartig ſtarch geschätzter Flaschenwein, sondern der durch richtige Ernährung dazu geschaffene Mann. Für alles, was er für Reizmittel ausgibt, ist es alsdann Sünd

[20] Engelberger 14. [21] 60 Millionen Gallonen à 4,54 l. [22] Anz. von Saanen, 36.

e̥l Schaad (Ins),[1] Sü̥nd e̥ Schaad (Tw.).[2] Besonders um das Geld für das Gäistige, das vermeintlich fueret und weermt. Wieso? Es hi̥nderhét bei Überschreitung eines gewissen Maßes die Tätigkeit der Hirnpartien, welche die Ringmuskeln der Blutgefäße z'sämmezieh un u̥uslöö. So staut es Blut in der Haut und im geröteten Gesicht. Dieses wird allenfalls noch geziert mit der Chu̥pfernase, deren Farbe jene Kleine eines Trinkers mittelst Branntweins dem aufzufrischenden Puppenkleide geben wollte. Solch ein „Gesichtserker" ist ein Zi̥ngge oder ein Lötcholbe, wo mḁ draa chan" es Zü̥nthölzli aazü̥nte.

Die derart erhi̥tzti Leibesoberfläche aber gibt überaus rasch ihre Wärme an die kalte Außenluft ab und setzt den Unvorsichtigen der Gefahr aus, z'verfrü̥üre. Der Tu̥urst endlich wird durch den Alkohol, der den Leibesgeweben so begierig Wasser entzieht, nid g'lö̥sche, sondern bi längem (Ins), wi lenger wi meh (Erl.) neu erregt. Den" mueß richtig o d'Spri̥tze neu fahre. Es heißt: An äim Tag su̥ffe un am andere der Tu̥urst lö̥sche; oder dann: I ha nie Tu̥urst, i nimmen äis vorhäär. Das ist der schlimmste Weg zur Trink-Gwanhig (in Li.: G'wänig, G'waanig, G'wohnig), die auch in durstlosen Pausen nid ngḁlḁat. Das gibt eine Wechselreiterei mit Wächsle auf kurze Sicht, die man von äi'm Nagel a der ander hänkt, und die mit der Perfidie des Unmerklichen am Kapital der Menschenkraft zehrt. Diesem Bilde reiht der Volkswitz ein zweites an: von den zweier Gattig Kameeler, deren di äinte chönnen acht Tag durstig si̥i ohni z'su̥ffe un di anderen acht Tag su̥ffe ohni durstig z'si̥i.[3] Der gleiche Volkswitz läßt ein Männchen den hi̥nder auffällig stark abgenutzten Hutschopf mit dem Bescheid erklären, das chööm vom u̥ustrinke.

Das Maß der Schädlichkeit zumal des Weingenusses hängt allerdings auch an der Frage, ob einer oder eine scho g'impft si̥ig und damit gegen das Alkoholgift gefestigt, wie etwa der Imker gegen den Bienenstich. Der Volkswitz braucht hier auch das drastische Bild: är het d'Sucht no nid g'haa. Wie nämlich nach alter Vorstellung Kälber und junge Katzen und Hunde sich erst dann eines gesicherten Gedeihens erfreuen, wenn sie einen bis zur Lebensgefährdung starken Magen- und Darmkatarrh glücklich überstanden haben, so sei der „Kater" (s. u.) das Lehrbuebe-Stadium, nach welchem erst es einen Einlaß

[1] Statt Sünd **u** Schaad: analogistische „Herstellung" des „falsch" labialisierten u(nd). [2] Das ursprüngliche ǝthá wurde ahd. à-n-ti, enti, inti, unti, mhd. unde, und; vgl. engl. and. (Kluge 470.) [3] BW. 1914, 372.

gebe in den Männersaal der Trinkfesten, in die Phalanx der bald Gezählten, die auch sogar der Waadtländer chönni bisse, ohni im Reden und Tun, in Gang und Haltung zu bezeugen, es sigi Schnüerli drinn. — Man stellt die Frage wohl auch so: ob einer oder eine g'eicht siig (S. 435), e g'eichtete Mage häig u Wiistäi drinn. Wie es Menschenschädel (in Ins: Schüdele) gibt, die einen zentnerschweren Steinschlag derart ungeschädigt einfach auf die stehenden Beine überpflanzen, daß deren Füße sich in den Boden eingraben, so gibt es Menschenhirne, an deren Roßnatur nüüt z'verdeerpen isch. Jene Beghine Elsli Tribzue in Niklaus Manuels „Pabst“ [4] rühmte: Sechs maß gewinnend mir nit vil an. (Sächs Mqqß Wii im Tag bringe nüüt ab a mmer, verursachen mir keine merkliche Störung des Befindens.)

Auch solch weibliches Heldentum ist freilich noch Stümperei gegen die Leistungen zweier altreichsdeutscher „Mannen“:

Tilly, die Kriegsgurgel des dreißigjährigen Krieges, hatte die Bitte der Stadtväter von Rothenburg an der Tauber um Verschonung ihrer Stadt höhnisch unter der Bedingung gewährt, daß einer von ihnen den zum Umtrunk dienenden fünflitrigen Humpen ohni abz'setze läär. Der Bürgermeister Nusch vollbrachte das Wagestück, und Tilly zog ab. Auf dem Stein an der Nahe aber rief der wilde Rheingraf Bodo seinen Mitzechern zu, wer von ihnen den von einem Kurier zurückgelassenen Schaft-Stifel voll Wein zu leeren wage. Der Ritter Boos von Waldeck vermaß sich des Stücks und gewann damit das Dorf Hüffelsheim. Ihn gelüstete aber auch nach Nexheim, und er fragte, ob der Kurier denn nicht auch seinen andern Stiefel doo g'loo heig? Und sein Magen und Hirn vertrug den zweiten Stifel.[5]

Lokale Zeugnisse aus früherer Zeit reden demgegenüber recht zwergenhaft von viel Durst und viel Trunk. Zumal an den Schießete. Wär drei Mooß 'trunke g'ha het, het nümme döörffe uf d'e" Stich schieße (stäche). Für das G'meinwäärch aber war um 1818 das obligatorisch auf den Arbeitsplatz mitzunehmende Ortinääri: es Brot (zu 2 kg) u füüf Mooß Wii.

Öppis anders als jene „Mäßigkeit“ wäre die Schätzung eigenen Produkts als Kraftansporn zu gegebener Stunde, wenn nicht eine bedenkliche Entgleisung derselben sich in das hübsche Wortspiel hüllte, das schon dem Säugling Wein als natürliche Nahrung zuspricht:

Es trinkt schon im Leinwandgewandlein
das Kindlein
im Weinland den Landwein.

Solcher Poesie sachverwandt ist der Brauch an Tauffesten, dem Täufling der Nüggel (Saugzapfen) in" Wii z'tunke und schon den

[4] 596. [5] L. Rosenthal i. d. „Berner Woche“ 1921, 117.

Säugling die „Milch“ kosten zu lassen, welche sonst als der Greise Milch gilt. Möchte das der einzige Tropfen Alkohol sein, der dem unerwachsenen Menschen in den Leib kommt! Das wird einst eine Angelegenheit der Gesetzgebung sein.

Humoristischer gestimmt, wird einer sich dann von einer Leichenfeier graubärtiger Tessenberger erzählen lassen, wobei der G'stoorbnig vergässe worten isch mit z'näh. Oder von den alten Ligerzern, wie sie vor der Erhebung ihrer Kapelle zur eigenen Gemeindekirche (s. u.) und der damit verbundenen Errichtung eines eigenen Friedhofs ihre zur Bestattung nach Deß getragenen Toten feierten. Im große (obere) Chehr a der obere Schäriere (s. u.) unterhalb Prägelz gewährte schon damals der Wald durch eine Lichtung den prachtvoll freien Ausblick über Dorf und See und Insel und Seeland und Alpen. Do häi si de^{nn} voll Ergriffehäit still g'haa u häi bi'm Aablick vo ihrne Räbe u zum Andänke a dä G'stoorbnig oder die G'stoorbnigi, wo ó ihre Schwäiß dert vergosse häi, äis g'noo, un nó äis, u de^{nn} si si i Gotts Name witers.

Ein anderes Zeugnis von der Schätzung ihres äigete G'wächs legt jenes selbstverständliche non vero, ma ben trovato ab:

E Dachteck isch vom Chilchtuurm abe g'falle. Zum Glück si grad Lüt um e Wääg gsii, wo 's g'seh häi. Si si zueche g'sprunge u häi als rächti Seeländer, wo grad aagriffe un e Hand aalegge (S. 162) u nid lang mit de Händ i de Seck des umme gasse, g'luegt z'hälffe, wi si chönne u mööge häi. Äini isch g'loffe, was si ihres Liibs vermööge het u het ihm es Glas voll Wasser träit. Di andere häi e provisorischi Tragbähre z'wägchoorbet für dä Maa häi^{m} z'fergge, wen^{n} er si^{ch} gar nüt meh sött verriehre. Er isch do g'lääge mit zue'dgane Auge u het ekäi Wank too. Di Frau het ihm d's Glas a d'Läspi. Die bewege sich um d's merke; der Zungespitz erreckt d's Wasser u zieht es Trëpfeli ii. I d's G'sicht fahrt e Spur vo Läbe, un d'Auge gangen es Bitzeli, Bitzeli uuf. No n e chläi, un no n e chläi, u der Maa erlickt di Lüt um ihn um, luegt i d'Höëchi u g'seht der Tuurn u b'sinnt si^{ch}, was g'gangen isch. Di bravi Samariteri g'wahret er voo^{ch}, g'seht das Glas, luegt dartuur u chüstiget no äinisch dä Tropf Wasser im Muul u riest under äinisch: Wi höëch mueß ma de^{nn} äigetlich aabegheie, für n es Glas Wii z'berchoo?

In ähnlich hyperbolischem Stil wie hier der Seebutz seines eigenen Gewächses Kraft, rühmte dessen Güte der Inser Maler Anker: Mi sött dää fräsße! Oder: mi sött z'Mitternacht uufstoo, oder: Mi sött d's Gält etlehnne, für vo däm (ausgezeichneten Jahrgang)

z'ſuffe. Wie der feine Mann das grobe Wort verſtanden wiſſen wollte, zeigt er in einigen ſeiner Bilder. Gleich den zum Zulangen appetitlichen Gemüſen und Bröötli, Öpfel und Hamme gehört ihm Brot u Wii aus eigenem Backofen und Weinberg zur Beſetzung des Tiſches — aber nach der Auffaſſung des Bauers, der in köſtlich gemütlicher Stimmung mit gefalteten Händen über dem hochgezogenen Knie vor den klein gemeſſenen Gaben der Ceres und des Bacchus ſitzt. Der g'chennt ſi's Mödeli, ſi's G'nannte oder G'nammte, weiß, was er erliide maa[s], und was ſi[ch] g'chöört.



Kartenſpieler (Studie von Anker)

Jenen ſchmunzelnden Graubart läßt „der Neu" neuerdings mit dem Leben ins Reine kommen, und er weckt die Fröhlichkeit eines ſiebzigjährigen Unverwüſtlichen. Ankers „Politiker" und die Philiſter reden allerdings nicht ſo, verſtehen ſich aber ebenſowenig auf den Sinn des „Bruder Liederlich" und die völlig entgleiſte „Schnappstrinkerin" „bi'm Glesli", wie auch auf „der letzt Absynth".

IV.

Alle dieſe Anker-Modelle trinken,[1] und mit ihnen trinken Ungezählte, die ſich ihre Geſellſchaft verbitten würden. Auf dem Worte ruht das Unheil einer ſpezialiſierten Bedeutung, die von übel oder nichts Denkenden in unbeſtimmt gelaſſenen Grenzen bis über das ganze Begriffsbereich ausgedehnt werden und den Betupften übel diskreditieren kann. „Er trinkt" Bächer voll Waſſer? Es Chacheli voll Milch? Es

[1] Vgl. den Gefühlswert der Namen Boileau und Boivin.

Glas voll Bier? Wein? Schnaps? „Ich säge nüüt als: er trinkt.“ — „Er trinkt.“ Bei Tisch? In der Hinterstube? Im Keller? In der Kneipe? An der Gasttafel? „Ich schweige. Er trinkt.“ — „Er trinkt.“ In hastigen Zügen? Gemächlich? Gemütlich im Kreise Bekannter? „Wäiß nüüt! Er trinkt“ und ertrinkt moralisch im Übermaß des wie ein Alp auf ihm lastenden Mißkredites, der unfaßbaren sozialen Verfehmtheit.[2]

Ähnlich steht es mit „suffe“. Ein welscher Brauer und Wirt zu Nidau sollte B'schäid gää, ob ein vor Gericht Gestellter suuf; ob er ein Süffel sei, ein Suffer, „Süfterlig“, Suuflüdi, ein Sufhund, ein Süüfflige[r], welcher suft, wo nur etwas süfigs und schlüfigs zu finden sei; ob er zu denen gehöre, bei deren Anblick dem durch widriges Schicksal an den Scheideweg zwischen sich sälber lą g'heie und sich früsch z'sämmenäh Gestellten der Grundsatz sich festhämmere: numme nit suffe! Der Mann hört die in die Frage verwobene Auseinandersetzung, chüstiget sie einen Augenblick und runzelt die Stirn: „Wie suuf? Wär suuf? Was suuf? Ji suuf, duu suuf, äär suuf.“ Wie stark es auch fließe — non liquet. Das Wort durchschreitet in Wahrheit alle Stufen vom mhd. Sinn des Ertrinkens (des erst heute roh klingenden ersuffe) und vom suffe win es Loch oder win e Büürstebinder bis zum mhd. sûfen = supfen, d. i. süürffle, schlürfen, wie noch heute das Oberland[3] es versteht. Demgemäß ist die oberländische „Suuffi“[4] wie die mhd. sûfen etwas Schlürfbares, wie z. B. die Suppe,[5] suppe, soppe, sopfe; die grundsopfe ist Hefe, der wînsûf die Kaltschale,[6] „der Soff“ das Trinkgeld.[7] Wer „es fließen läßt“, löötet wie der Metallarbeiter und wie der scharfe Trinker; der letztere löötet wi d'Büürstebinder. Er mämmelet wie der Säugling und wie der mit einem guten Zuug Begabte, der Schütti um Schütti oder Platsch um Platsch iischüttet, oben abe schüttet, und immer noch äini chnellt, äini uushöhlt, äini tröchchnet, äini uusbloost (einer Flasche „das Lebenslicht ausbläst“), äini heltet (auf die Neige trinkt) und als gründlicher Mann gäng der Bode g'seh wott. Er „hoornet“ wie der Jäger (setzt aber das Glas oder gar die Flasche an den Mund).

Wer als „Kneipant“ das „Schámpanierstübli“ der Kneipschenke (Lessing 1769) oder der Kneipe, Chnäipe[8] frequentiert, knäipt

[2] Vgl. mhd. ertrinken: 1. trinken, 2. leer trinken (swv. volletrinken), 3. ertrinken swv. vertrinken, welches bloß daneben auch zu viel trinken und unser vertrinken bedeutet. (WB. 3, 92.) [3] Gw. 687. [4] Ebd. [5] Kluge 386. 452. [6] Mhd. Wb. 2, 2, 720. [7] Meiners 2, 55. [8] Ursprünglich ist niederdtsch. knipe die Fußklemme für den Vogelfang, dann das enge Lokal, in welchem man „lockere Vögel“ („Zeisige“) fängt. (Seil. 4, 446.)

nach zweihundertjährigem Begriff „tüchtig und nach gewissen Formen". Eine derselben ist das „herumschöppeln"[9] (chopiner)[10] und das noch gefährlichere halbschöpple oder zwäierle im Pintechehr. Die damit erzeugte aanhaltigi Gehirnlähmung raubt alle Aufgelegtheit zur Arbeit und macht den früher Tätigen zum „Passivmitglied" seiner Familie, von dem es heißt: Es sufft no mänge, er wäiß nid, was er z'düe gi[5]t.

Das „er" kann freilich auch ein „sie" werden, u de[nn] isch der Tüüfel erst rächt loos. Haben einmal suffe, si[ch] vertampe und füülänze unzertrennliche Freundschaft geschlossen, dann ädie Wohlstand und Wohlbefinden! Herein Wohlleben und Wollust! Tägliches Brot und gesunde Hausmannskost g'schmöcke längst nicht mehr, wenn für n es Häidegält verzehrte unzählige Arten G'schläck, Schläckzüüg, Tääfelizüüg zugleich die Kochkunst ersetzen; und kein Familienband hält mehr, wo das Gebaren der zur tüüfelsüchtige Mägrelle[11] Herangereiften einen ganzen Verwandtschaftsverband auf den Rest einer ehrenhaften Existenz loshetzt.

V.

Erst in der bittern Trinknot der Weinfehljahre hat der Rebensaft mit dem Gäärsteſaft si[ch] aag'fründet. Beim bloßen Anblick dieses „G'süff" hat früher der Welsche uuseg'speut.[1] Was hatte denn der niederdeutsche Gambrinus im Reiche des südländischen Bacchus zu suchen gehabt?

Dem neuen Kompromiß zwischen beiden ging allerdings erst im Verschläikte und dann immer ung'schinierter der zwischen Wein und Branntwein längst voran.

Es Glesli vor em aafoo und vor em deschöniere (Erl.: dischiniere) eröffnete die Trank- und Speisefolge des alten Trüeler und Häcker, bevor ihn Zwangsarbeiter konkurrenzierten. Dann aber trat der — allerdings leichte — Wein in seine Rechte. Am achti hieß es: zwäi Mol der Chehr mache mit der Fläsche. Am nüüni z'Nüüni: gehörig befeuchtetes Brot mit Chääs. Zwischen zäächni (zähni) und endlefi (änglefi): der Chehr g'macht. Am zwölfi z'Mittág (Ins:

[9] Gfeller. [10] Vgl. Wißler 739. [11] Der holl. makreel, der frz. maquerau, die Makreele ist ein fetter Raubfisch der Nordmeere, von welchem gefabelt wird, daß er den kleinen Maifischen als „Jungfern" ihre Männchen zuführe. Daher ist le maquerau auch der Kuppler und la maquerelle die Kupplerin, die Magrelle zudem das boshafte und leichtfertige Weibsbild — nach Art von Lausanner Weibern als Spielhöllenbesucherinnen, von welchen 1783 Meiners (2, 227) redet.

[1] Favre.

z'Midaag): Suppe, Fleisch, G'chööch (Gemüse), Wein. Zum aafoo am äis: der Chehr. Ebenso zwüsche zwäi und halbi drei. Z'Vieri wie das vormittägliche z'Immbis. Dann wird noch dreimal der Chehr g'macht: gäge sächsi, bi'm ijnachte, und wenn mg der Charst abstellt zum Feierabend. Das unverweilt folgende z'Nacht wiederholt das Mittagsmahl, wenn nicht das Fleisch durch Späck oder über der ander Tag (am Übertag, in Ins: am Überoobe[nd])[2] durch öppis anders zu ersetzen gewagt wird: Gaffee mit Röösti oder G'schwelltni (gesottene Kartoffeln) mit Lauchschwäizi oder Chääs.

Aber sechs bis sieben Wäscheri bildeten einen genügend starken cercle d'agrément, um mit gebührender Grazie d'Straufläsche lo umzgoo und lästerlig z'sufe.

So einst im Berner Seeland. Von ihm hebt sich das Züri[ch]piet in wundervoller Enthaltsamkeit ab. Laut einer Korrespondenz aus Wädenswil[3] verlangte ein Knecht Most z'Nüüni, zum Elfischlag (wie Wäscherinnen und wie Heumäder im Nidaueramt Wein), z'Mittag, am zwei, z'Vieri, am sächsi, zum z'Nacht und am achti. Ehemalige Wein- und Obstkelterer aber ließen sich gelegentlich beim Trottbett in sanftem und seligem Schlaf der Trunkenheit überraschen. Im Bürgerheim (Armenhaus) aber erhalten die Insaßen z'Mittag e halbe Liter Most: die Weiber alkoholfreien, die Männer rächte. Solche Schwettine wecken bloß d's g'luste und bewirken (wie Bier im Übermaß), daß es äim schlööfferet (Ins) oder schlööfferig macht (Tw.).

Welch ganz andern Wert hätte dort, wo hert und feerm g'schaffet wird, öppis under d'Zänd, öppis, wo underläit und daarhet („darhält"), das Nahrungsbedürfnis nicht täuscht, sondern befriedigt; den Durst nicht mehrt, sondern löscht; des Leibes Wärme aber ordentlich z'sämmeb'het oder haltet! Heft de der Brönner? Bisch du durstig? So iß! Hesch du Chnolletuurst (mit dem „Knollen" im Halse)? In Tw. und Li. bedeutet freilich Chnolleduurst sww. Hunger: Bedürfnis nach etwas „Chnolligem", Solidem, Vollmundigem. Da weiß man aber auch sehr einfache alkoholfreie Mittel gegen diesen im gewöhnlichen Sinn verstandenen Durst: e düüri Zwätschge; es Chijideli Zitronesüüri; es Räbeblatt oder e Chrääiel (Ins: Chrääule, S. 271); es Chleeblüemli, e Schmale (Schmiele), wenn nicht am einfachsten: e Brotrauft. Oder es heißt wie zum

[2] Vgl. Sonnabend = Samstag, und Weihnacht, Wienacht = der heilige Tag: Überreste der Rechnungsweise, welche den neuen Tag mit dem Sonnenuntergang des alten anhob. S. a. schwz. Id. 1, 35 [3] In der „Berner Volkszeitung" 1913.

tapfern Soldaten auf staubiger Straße: Überhäb di ch e chläi! Wer am wenigste drinkt, het am wenigste Duurst. So reden Weinhändler, die doch ó um d's täglich Brot bätte.

VI.

Die den Alkohol als nahrungsloses Genußmittel hinstellende Wissenschaft lehrt aber auch, daß speziell der reine Naturwein Eigenschaften besitzt, die ihn zum unersetzbaren Doktermitteli (S. 420) machen. Ein Mittel allerdings, das man statt in der universellen Apideegg, in einer stark entwickelten Spezialität derselben: beim Wirt und Weinhändler zu beziehen pflegt, und das der Gast als Kunde kundig oder unkundig sich selber dosiert — zu seinem Heil oder Unheil.

Die medizinischen Eigenschaften des Weins beruhen auf ihrem Gehalt an mineralischen Stoffen (phosphorsaurer Kalk, Phosphate, Eisen), welche starken Blutverlust ersetzen und nach erschöpfenden fiebrigen Krankheiten raschere Genesung bringen; an Gerbsäure, dank welcher namentlich der Root gewisse Katarrhe heilt, und an Wiistäisüüri, welche den Cholerabazillus in fünf, den Typhusbazillus in fünfzehn Minuten tödt; an Zitronensäure, welche Harn treibt, weil die Nieren wohltätig angeregt werden; an andern Säuren und an ätherischen Ölen (besonders Önanthol, „Weinblumenöl"), welche grad rächt üse Seewii bester Sorten und Jahrgänge zu einem unvergleichlich feinen Genußmittel erheben; an unvergorenem Zucker, welcher in minimstem Grade nährt (S. 422); dann aber an Wiigäist (Alkohol), welcher gleich allen andern narkotischen Mitteln die Durchlässigkeit der Zellhaut für den zum Leben nötigen Säurestoff minderet, also die den Leib aufbauenden Zellen an Sauerstoff eermer macht. Diese Wirkung tritt jedoch erst nach einer gewissen, immerhin kurzen Zeit ein. Unmittelbar nach dem Genuß aber wirken Weingeist und Önanthol scheinbar d's Gäägedäil: sie erregen die Nerven — peutschen oder stiifle si uuf, chlepfe si z'wääg, und mache d's Bluet flingger z'goo, um aber sehr rasch z'hööre und jener Blutverarmung Platz zu machen. Drum ist d's Gäistige der läng Haber für d's Roß: d'Gäisle (die Peitsche), aber ja nid öppe der chuurz Haber: der wirkliche Hafer!

Auch mit dem länge Haber ist allerdings das g'ſó 'ne G'schicht. (Es hat seine Bedenken.) Es gibt warmblütig edle, nervöse, feinfühlige Pferde, für die die Peitsche eine wahre Schreckensgestalt ist. Es ist vollgenügend, daß dieses Pferd merkt und weiß: der Mäister het si bii n ihm. Aber nur schon das chlepfe durchschaudert das edle Tier, während der leichteste Hieb es mit Entsetzen erfüllt und aus aller Fassung

bringt. Wie es darum geschickte Pferdelenker gibt, die grundsätzlich erklären: I chlepfe käis Roß! so gibt es überaus tüchtige und bis zur Anstrengung der letzten Faser ihrer Kraft von Hirn und Hand und Fuß ausdauernde Arbeiter, deren Grundsatz lautet: I trinke nüüt Gäistigs! Andere, ihnen Geistesverwandte, erklären in praktischer Nüchternheit: I ha für Gäistigs nit Gält im Sack, u nid Zyt im Tagwäärch, u nid Platz im Mage, u nid es Eggeli im Hirni; kurz: i vermäg's nid, u 's tuet mer nid guet.

Es gibt aber auch kaltblütige Pferde edler und unedler Art, die zu gewisser Zeit wäi d'Gaisle g'chööre chlepfe u g'spüüre, wi si zwickt. Dem gäit's ymmen es Bitzli hüü, und es wird, was auch zu echter Bernerart im gegebenen Augenblick grad eben mitgehört, e chläi g'sprängt. Da ist, mit Verstand gewogen und genossen, d's Gäistige n am Ort. Es stimuliert zu kurzem Sichaufraffen eine in Erschöpfung begriffene Kraft, die noch zur Bewältigung einer unaufschiebbaren Aufgabe langen soll. Er täuscht eine gewisse kleine Weile über das Gefühl der Erschöpfung überhaupt hinweg, läßt den Verdrossenen eine gewisse Zeitlang der Vertruß inetrinke und der Eerger vergässe, bis sich Mittel und Wege zur wirklichen Behebung der Ursachen finden. Allein es teilt mit allen narkotischen Mitteln den Übelstand einer durch Gewohnheit abgestumpften Wirkung, die, falls sie doch anhalten soll, stercheri Ladige verlangt. Darum Gäistigs uf e Lade nur bei bestimmten Anlässen, zur Sälteni oder (Ins) zur Sältsami wider äinisch, und nur, wenn's äin freut! Der Oktoberthee sei ein häilbars, d. i. heilsames Doktermitteli für Liib u Seel uufz'chlepfe, wenn's noch zu einem i d'Händ speue für ein Probestück aktiver oder leidender Tapferkeit langen soll. Und dazu kommt's ja hin u har (Erl.: hie und doo). Ja, „tausendmal im Leben muß der Muskel arbeiten, wenn er scho müed isch, und muß das Gehirn erregt sein, wenn es scho lieber schlief. Der Kulturmensch muß im Frieden und im Krieg seine Stimmung kommandieren können.“ [1] Wer also zu gegebener Stunde „Wein trinkt, tut gut; wer keinen trinkt, tut besser“, und am allerbesten unterläßt er es, wenn a me jedere Dropf es Muul voll Brot für d'Hushaltig hanget.

[1] Der St. Galler Arzt Dr. Jakob Laurenz Sonderegger (1825—1896) in den „Vorposten der Gesundheitspflege“; ein Bruchstück daraus steht in Edinger-Schmids Sekundarschullesebuch (1910) 348—353. Vgl. ebd. „Des Weines Rache“ von Johannes Stauffacher (1850). Ähnlich wie Sonderegger urteilt der Nervenarzt Kaufmann in Halle (vgl. „Weltchronik“, 28. Febr. 1914); vgl. OW. 23, 69.

Wo die nid drunder liidet, und wo das „Kenne dich selbst“ der Anfang aller Weisheit geblieben, da g'fallt is der Seeländerbrauch, daß zu gemütlicher und allseitiger Erdauerung einer belangreichen Angelegenheit eine Behörde sich zum „zweiten Akt“ an ihren stillen Wirtstisch begibt, jeder seine Üürti[2] für den Zwäier oder Dreier „im Schileetäschli“ bereit hält und wie auf ein gegebenes Zeichen, alles mit enand uufstäit u furtgäit — in einem beredten Schweigen für den Wirtshushöck, den Hocki, wo nid ab Stett chunnt, wil er Bäch am Stuel het; für den Chläbi.

Dieser Privatmann aber, der dür d'Wuche duure nie vo Huus u Häi chunnt und in gewöhnlichen Zeitläuften kaum vernimmt, was i der Wält gäit — denn d'Wält gäit ohni üüs — geht wohl nach alter Bauernsitte zum nachmittäglichen Sunntigschöppli. Und mehr als eine Büüri, die selber nid abchunnt, ermuntert den Ehewirt, der allzu pflegmatisch oder pumaadisch (á) als Stube- oder gar Ofehöck sich vertuet: Eh, gang ó chläi! So g'chöörsch öppis u g'sehsch öppis, un i mueß d'Sach nid gäng numme vo de Wescherwiiber vernäh oder i der Hinderstube üs der Husierere usesoode. Und wenn ihr auch der Halbliin des zitlig (bi Zite) Heimgekehrten „etwas sehr“ wirtschäftelet u gaststübelet, so nimmt sie das zu einer günstigen seelischen Luftveränderung (u d'Chläider cha ma ja uuslüfte) ohni z'ääke mit in den Kauf.

Nun kann allerdings gerade solcher Charakterfestigkeit, die im „altgewohnten stillen Gang des Lebens“ verankert liegt, ein Schnippchen geschlagen werden. Ja, das Glas, welches in plötzlich angeflogener Weinlaune im Chehr um ging, um ohni abz'stelle g'läärt z'wärte, kann mit hörbarem chlepfe[3] Ung'feel verkündigen und das gemeinsame Schicksal von Glück und Glas in schreckhafte Erinnerung rufen.

Es braucht sich einer nur einmal einzureden, der bi'm Glas vergessene Vertruus lasse sich im Glas versenken und ertränken. Er braucht sich nur zurufen zu lassen, er möge wenigstens diesen Abend: ämmel hinacht d'Sorge nid über d'Strumpfbänder use loo. Es bedarf nur eines zu gewählter Stunde g'chüschelete „Chumm, mier gangen äis gá näh!“ oder „g'chöörsch de nüüt am besseren Ohre?“ — und der Trinkende isch uf em Wääg, ein Trinker zu werden.

Zur andern Natur wird dann allmählich auch ihm die Wasserscheu, welche jener Patient mit der Wassersucht auf eine Linie stellte. Häit dier nid d'Wassersucht? lautete die auf den ersten Anblick gestellte

[2] Schwz. Id. 1, 488 ff. [3] Lb. Wbl. 11.

Frage des Arztes. Ji d'Wasserſucht? I ha no nie Waſſer trunke, un i maᵍ's niid!

VII.

Gäiſtigs iſt Gift im Doppelſinn ſeiner Abſtammung von „geben", das ein gää im rächte und lätze Sinn ſein kann. Es iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das zu gegebener Stunde duurhaut und mit dem ſich der Eigner duurehaut, mit dem aber der Unkundige ſich wüeſt cha haue. Es iſt ein Troſt und Trutz, mit dem ſich einer letzt oder verletzt.

Drum gibt es eine Kunſt des Trinkens, eine ars bibendi.

Die verlangt vor allem richtige Geſelligkeit. Stilleʳ Suff iſt kein Trinken, aber ebenſowenig das beim „Afterfrohſinn"[1] „verhocketer Wirtshauskreiſe".[2] Zum alten Jiſe g'heit iſt nun auch der Trinkzwang nach dem mit „§ 11"[3] beginnenden Ggömang, welchen Reih um Reih eine Vereinigung nach der andern den Studentenverbindungen noocheg'giiget hatte, aber mit dem plumpen Anhängſel des aabränte, bis d'Chue e halbe Batze (Halbbätze) gilt. Als gehörte nicht zu guter ſtudentiſcher Sitte der rechtzeitig gemeinſame Aufbruch Ständibus Fidibus[4] (ohne Umſtände) und unverweiltes „ſich zur Senften ziehen".[5] Mit dieſem hängt zuſammen das höre, weⁿⁿ ma gnue het. Solche Mahnung unter Berufung auf die Kuh wird unſerm Zwingli gegenüber Luther zu Marburg in den Mund gelegt. Sicher iſt ſie bezeugt aus dem Mund eines Bauers, der ſeine zwei Söhne mit dem Zuruf in den Felddienſt entließ: So, Buebe, ſtellit ech brav, u wenn der frei häit, ſo machet ech luſtig u ſuffit wi 'ne Chueh! Die Söhne horchten, ſtutzig gemacht, auf, bis der Vater erklärte: Jo jo, 's iſch mer äärnſt! E Chue, wenn ſi gnue het, hört ſi uuf. Machit's ó ſo! Beſonders der Trinkkünſtler läßt ſich von ſeiner fein erhaltenen inneren Stimme ſagen: Jetz fieng's aa, „minder" z'wärte, u das wär ſchaad — furt! Gäb's äänen abe gäit — gang!

Eine Kunſt iſt ſchon die Wahl des Glaſes. — In feinen, kleinen Gläſern entwickeln ſich die Bukettſtoffe beſſer als in großen und dickrandigen Gefäſſen.[6] Der Wein mundet (dunkt äi'm) drum auch unvergleichlich viel beſſer. — Und deᵐᵐ d's iiſchänke! Platſchvoll zum überlauffe und verſchütte: wi unäigelig! Und war nicht jeder Tropfen zuerſt eine Schweißperle auf des Winzers Sorgenſtirn? Wie denkfaul und wie herzlos! Halbvoll wird eingeſchenkt, damit der

[1] Spitteler. [2] Roſcher. [3] Ein Wirtsſchild mit dieſer Aufſchrift ziert ſogar eine Außengaſſe von Neuenſtadt. [4] Über „Fidibus": Seil. 4, 468. [5] Paul Krebs. [6] Schellenberg 112.

Stäärne sich fange und unabgestanden jedes Schlückli den Gu̯umme durchziehe.

Wir riechen, wir kosten, wir schweigen. „Denn noch hallt uns ins Ohr der Lärm des Tages: Verdruß, Sorge, Geschäft. Erst müssen diese Stimmen verstummen. Versinken muß alles Kleinliche, alles Alltägliche. Wir hüten uns, zu klagen und zu stöhnen, über den Tag zu schelten und zu schimpfen. Langsam fällt ein gutes Wort. Aus der Tiefe; ein reiner Gedanke, geboren aus einem starken Gefühl. Etwas, das im Lärm des Tages nicht zu Worte kam und doch wichtiger ist, als all die geschäftliche Wichtigkeit, diese Nichtigkeit des Tages. Etwas, das uns näher am Herzen liegt als Brot und Geld und Amt. Wir beschwatzen keine intimen Erlebnisse und sprechen doch vom Intimsten des Lebens. Wir brauchen uns am nächsten Tage keiner vertrauensseligen Bekenntnisse zu schämen, und doch haben wir stärkeres Vertrauen zu einander und zur Verschwiegenheit des andern als die Leute der trunkenen Beichten... Und wir fassen neuen Mut und neues Vertrauen und neue Gleichgültigkeit für den Lärm des Tages und neue Verachtung für das Geschrei der Oberflächlichen... Stumm hebe ich mein Glas und denke einer alten, fernen Freundschaft.“ [7]

VIII.

An diese feine Kunst, im Wirtshu̯us edlen Stils äis go z'haa, reihen wir den echt weinbäuerlichen comment, im Keller äis go z'näh, d'aller boire un coup. Nicht gedenken wir dabei der rohen Runden von Keller zu Keller und von Faß zu Faß, wie sie in den nur allzu guten und darum bösen Jahresreihen vom Läset bis ą̣m Neuja̱hr allabendlich der Bru̯uch g'si̯ si̯i. Wohl aber machen wir im Geiste mit, wie den nicht beim Glase gewonnenen Freund, der zugleich Sach- und Fachkenner ist, ein Kellerbesitzer zum ri̯iberle heranwinkt. „I ha de'm d's Ji̯seli im Sack!“ ist vielleicht d's enzig lu̯t Wort. Der Mann ginge wohl auch ohne dies hin. Muß er doch só wi so in winzerlicher Sorglichkeit do inne zum Rechten sehen: Nachschau halten, äb's nid eppą ri̯nn oder wenigstens schwäiß. Das geschieht a mene verheite Tag (der durch allerlei kleine Geschäftelchen, durch ein fi̯listere zerstückelt worden ist) wohl öfter als gewöhnlich. Jeden Abend aber geht der Weinbauer im Keller go úmzu̯nte, wie der Landwirt im Stall.

Das mit dem oder den Geladenen vorgenommene helte unterliegt aber einem comment, der an Feinheit den studentischen in mancher Beziehung übertrifft, und dessen Nichtachtung man bloß dem Uneingeweihten nicht noodräit (nachträgt), sondern verzieht und zu allen Zeiten verzoge (verziehen) hat. Darüber nur dies wenige.

[7] Kleine Blumenlese aus der Plauderei von HH. in der „Weltchronik“ (Bern) 12. Juni 1915.

Unanständig ist, a d's Faß chlopfe, als wollte man aus seinem „laut tönen" auf seine Neige schließen lassen. Dää, wo ụụse loot und das edle Naß in das fußlose, halb ụụse gekrinelte Strịchliglas oder in das (nid ganz e Dezi[liter] fassende) Räbglas auffängt, füllt es bloß bis an es Rändli (oder Bändli, ruban). Dann reicht er es — sich selbst. Denn er kredenzt es im wahren Wortsinn nach Art des höfischen Mundschenks, welcher das „Vertrauen erweckt", daß er nüüt Schlächts gääb. Nur ist sein Vorkosten zugleich ein ụụsmache, da man keinem den Räst ụụsz'trinke zumutet. Der Kredenzende darf sich aber den Spaß erlauben, den an die Reihe des Trinkens Kommenden — wo im Chehr isch, wo der Chehr án ihm isch — z'fạg: ihm das volle Glas zu langen und schleunig zurückzuziehen, wenn der damit G'helkt einen Augenblick den Usus vergessen hat und das Darbieten ernst nimmt. Jeder im Chehr um Bediente trinkt ebenfalls ụụs — bedächtig, wenn er es rätlich findet. Kommt die Reihe neuerdings an ihn, so hüte er sich, durch umchehre (d's underobsig stelle) des Glases sich eine weitere Gabe zu verbitten. Ein anständig erklärtes es tuet's! hör ụụf! „i wott nümme"! genügt und wird, wofern das näben ụmme stoo für der Chehr lạ verbịị z'gạg, offenbar ernst zu nehmen ist, durch kein altstädtisch lästiges Aufdrängen ignoriert.

IX.

Eine interessante Art, Frauenwürde beim Wein zu wahren, zeigt das Wịịbermạhl zu Feisterhénne. Die am Ort anwesenden bürgerlichen Frauen und Jungfrauen feiern es alli drüü Johr — „gäng im Chäferflugjohr" — im Mäie. Das Recht, zu erscheinen, ist zugleich Pflicht; unentschuldigtes Ausbleiben verwirkt ęs Halbfränkli Bueß. Dagegen sind Kinder außer Säuglingen ausgeschlossen; ebenso streng jedes Mannsbäi. Das erfuhr der joviale Pfarrer von Siselen-Finsterhennen: Hermann. Durch Amtsgeschäfte in die Wirtschaft gerufen, ließ er sich i mene häitere Lụụn beifallen, d'Nase zur Saaltüür ịịchez'strecke, als eben ein solcher „Frauentag" stattfand. Im Schnuß fuhr ihm d'Chappen ab ᵇem Chopf, und er mußte sie unter lautem Halloh und stürmischer Heiterkeit, in die er selber herzlich lachend einstimmte, mit ęme Liter Näüe ụụsạlööse.

Wie schnöde! hätte ein anderer an seinem Platze gedacht. Gerade dem Pfarrʳhụụs z'Siịsele verdankt ja das Festchen seinen Ursprung. „Vor mehr als dreihundert Jahren" — denn schon 1580 gab es ein Finsterhenner Weibermahl — hinterließ Frau Pfarrer Prädelen aus ihren Einkünften den Frauen von Finsterhennen ein Legat von zehn

Schilling Jahresertrag eines Bodenzinsurbars (Urbe). Sie tat es zum Dank für Hilfeleistungen in Wäsche u. dgl. während schwerer Krankheitstage. Der geringe Ablösungspreis der Bodenzinse während der Drißgerjohr reduzierte auch das kleine Vermächtnis auf ein minimes Sümmchen, das zudem nach der unglücklichen Sparkassenanlage in Erlach auf baare ängleſ Fränkli (10 % der Abfindung) zusammenschmolz.

Allein die Finsterhennerinnen wußten sich zu helfen. Getreu dem Grundsatz: was am mindste" wärt schiint, zo däm soll man



Kartenspieler (Studie von Anker)

am Söörgste" haa, zogen sie auch dies Sümmchen sorglich zu Rate und legten es erst in Aarberg, dann in der Burgerkasse ihres Ortes a'" Zins. Das Söömli trug Frucht: am 28. Oktober 1891 vermachte Frau Anna Maria Balimann geb. Weber ihren Mitbürgerinnen 400 Franken als unablösbares Kapital. Nun wurden auch die Männerherzen weich, und das Gemeindchen steuerte, wo die Finanzlage es erlaubte, bis zur Erstarkung des Käſſeli an das jeweilige Weibermahl bis 30 Franken. Das Beste taten freilich die Beteiligten selbst: für jedes Festchen häi si sälber e chläi i'" Sack g'reckt (g'längget), und obendrein muß jede erstmals dran kommende Person ein Annahmegeld von anderhalbem Fränkli bläächе.

Solche Einzüge besorgt „der" Kassier, welcher gleich „dem" Preſidänt, dem Vize, dem für seine Läüf u Ggäng mit einer

Kleinigkeit honorierten Wäibel und zwei allfälligen Beisitzerinnen öppą n e chläi Hoor a de Zänd het. Ja, der Stand der Kasse rechtfertigte letzter Jahre auch die Einstellung zweier Rechnungsprüferinnen. Daß wir das alles und noch mehr aus dem durch die Lehrere" oder durch eine Püüri des Orts gụmifoo (comme il faut) geführten Protokoll und den Statuten wissen, sei ebenfalls mit Respäkt g'mäldet.

So ein Schärchen von ungefähr fünfzig Frauen und Töchtern alle drei Jahre einmal unter den Zaum und Zügel von Zunge und Feder zu nehmen, daas wo!!tt öppis sääge"! Wie gut das aber bisher gelang, zeigen die wachsenden Erfolge. Welch bescheidenes Anfängelchen, als die Finsterhennerinnen alli ſiibe" Johr äinisch im alte" Schuelhụụs zu 'mene bloße Gaffeeli erschienen, zu welchem jede Teilnehmerin ihr Stück Broạt und Chääs oder was's wääge den andere twääge het möögen ſiị, mitbrachte. Nun ist die größere heilige Zahl zu der kleinen vorgerückt, welche zugleich die Dreijahrzahl der drei großen Nationalfeste ist. Aber mehr: was an diesen der Ehren- und der Freudenbecher der Männerwelt, bedeutet am Weibermahl des alten Hofs „zur feisten Hennen" (vgl. Ins 336 f.) das Glas. Channen und Chacheli als Zeugen altehrwürdiger Tage, wo Kaffee und Zucker noch als große Seltenheit den bürgerlichen und vollends bäuerlichen Tisch zierten, dürfen selbstverständlich nicht von der Tagesordnung abgesetzt werden. Ihnen gilt der Nachmittag und der Abend bis zur Stunde, wo das Hausfrauengewissen mahnt, hurti[g] e chläi dahäim go z'luege, was gang. Ob die in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit ohne Regiment gelassene Männer- und Kinderwelt o[ch] öppą n ihri Sach häig, gäb ſi (insbesondere die erstere) nüüt b'boosget und nüüt d'sunder óbe" g'rüehrt und nüüt chrumms u tumms aa"g'stellt häig u sich überhaupt i der Oornig ụuffüehr.

Wird aber alls i" der Oornig g'funde", so muß jetzt für den zweiten Akt bi'm Tschachtli oder nunmehr dessen Nachfolgerschaft die Kanne vor der Flasche, die Tasse vor dem Glas das Feld räumen; Anken u Chääs u Gümfitüüre machen Platz dem chalte Brạątis und sogar dem Chụeche, zu welchem di Huen[1] einer jeden Bäuerin selbsteigen rächt mängs Äier geliefert hat. Und wo Gläserklang und Frauensang nicht genugsam Ohrenschmaus gewähren, tritt wohl der Phonograph in die Lücke.

Inmitten der Freude aber wird — was nid ą-men iedere" Mannevolch z'Siịn chääm — der gezwungen Fernbleibenden gedacht: eine Abordnung von Vertrauensmänninnen trägt Wịị u Wegge

[1] Zu Ins 339 sei hier der Huen von Lü. nachgetragen.

in stille Stuben, wo Bett oder Ofenegge eine Geschlechtsgenossin gefangen hält.

Diese Erweise echter Schwesterlichkeit sind das rote Siegel auf den Freibrief zu den richtigsten aller Frauetaage, von denen es regelmäßig im Protokoll heißen darf: „Das Fest verlief in schönster Eintracht und bestem Frieden; möchte es immer so sein! Ja, einige Frauen meinten, ein so lustiges Fest hätten sie noch nie erlebt."

X.

Wenn männliche Amtswürde sich beim Wein entfaltete und z. B. der Herr Landvogt mit dem Landschriiber zum Vorsitz eines Chorg'richts (vgl. Ins 591 ff.) erschien, dq het es 's under ere Mooß p'här Maa nid 'tqq.[1] Es scheint aber, daß die Maß (1,5 l) das ganz gewöhnliche Maß (das Möödeli) war, welches man obrigkeitlich auch dem gemeinen Mann zubilligte. Wenigstens die Schloßgarnison zu Aarwangen erhielt im Bauernkriegsjahr 1653 p'här Mann und Tag eine Maß Wein und schließlich obendrein für bewiesene Treue noch einige Äxtraamooß.[2]

„Wenn das am grünen Holz ..." Das gleiche Urteil aus dem Empfinden unserer Zeit heraus kleidet sich in das scheinbar gegensätzliche Oxymoron: Wenn niemmer meh suffe wott, was g'süüfig ist, was sött us der Wält no wärte? — neuenstädtisch feiner aber doch: wenn niemmer meh soll Wii trinke, so mueß mq dänk dqrmit Härdöpfel wäsche. Aber worfüür u fer waas het mq dem qlsó 'ne gueti Stimm zum trinke? Und was hätte es noch für einen Sinn, beim zueluege, wie der Saftstrom aus der Kelter gleich der Füürtechschnuer aus der Honigschleuder rinnt, zu jubilieren: das gibt mängs Liedli!

Es gibt z. B. „Karessante-Liedli", wie sie us em ruuche Hals und aus den chiisterige Kehlen der „alten Germanen" getönt haben mögen, wenn sie zu Ehren des Donnergottes, der selber ein tüchtiger Esser und Trinker war, ihre Wettkämpfe im Trinken aus den Schädeln erschlagener Feinde oder aus Trinkhörnern[3] feierten. Das Groß-

[1] Berechnung von Maler Anker nach der von ihm dem Chääsbapiir entrissenen Rechnung des Inser Chorweibels Jakob Stüdeli über Beschaffung von Speise und Trank nach den Chorgerichtssitzungen vom 19. April bis 8. Oktober 1671. Vgl. Taschb. 1901, 65—68, über die Leistungen des Bieler Rates am Weintisch. [2] Kasser, Aarwangen 248. [3] Caes. BG. 6, 28; Hoops 2, 231. Eine Erfindung Scheffels ist der alemannische „Salamander", dessen elementarer Feuergeist durch das kreisförmige „Reiben" (S. 430) des Biertopfs auf dem Tisch auf den damit Gefeierten hinübergezaubert werden soll (zuerst ironisch: Seil.: 4, 467), wenn man nicht durch Trinken brennenden Rhums mit ihm den eigenen Geist bereichern will.

zügige daran ist erhalten geblieben im putsche[4] oder bütsche.[5] Solches aastoße mit dem Glas macht gerne mit, wer nicht mit seiner Sprödigkeit aaz'stoße begehrt. Dazu gehört das (seltener werdende) B'schäid tue als „e Schluck näh" aus dem Glas, welches im ursprünglichen Sinn des Ehrentrunks für einen Gast[6] der Zutrinkende dem Eintretenden bringt oder (in Li.) träit: i traage der's! i bringe der's![7] Eine der vielen Nachahmungen studentischer Bräuche ist neben „proos't" das Schmollis[8] trinken, dann unter Hauptbetonung des Armverschränkens: Schmollis mache.

Der „Spiritus" dieser Bräuche ist verrauchnet oder verrauchne" (alt: verrochche), „das Phlegma"[9] ist geblieben, wie erst recht das nach behaglichem „pflegen" seines Leibes umgedeutete[10] Pflegma des pflégmatischen, noch älter twannerisch: des empflaatische" Menschen.

Selbst di nobli Art, öppis z'wixe oder öpperem „auf" ein Glas Wein einzuladen (1754): chumm, i zähle der e Schoppe! ist so wenig vom Hintergedanken der Révangsche frei, wie vom Charakter eines G'schäftli die ehemals üblichen Schänkine von etwa 3 Maß Wein. Eine solche Schänki verabfolgte Biel alljährlich seinen Schützen aus eigener Weinkanne mit dem Stadtwappen,[11] und einmal (1467) an Twanner, welche einen Ertrunkenen nach der städtischen Benediktskirche gebracht hatten. An die Animier-Weine bei Steigerungen erinnern sodann die alten Leit- oder Weinkäufe, Wiichäuf, die breuvages (1696) oder der breuvage beu (1599 für bevuto, bu), le vin behu (1652) oder das an seine Statt getretene Trinkgält, das tessenbergische treinguelte (z. B. 1687 pour la femme au vendeur). Waren sogar Eheversprechen mit Weinkauf[12] etwa so belastet wie Hochzeitszüge mit dem spanne einer Kette zwärisch über den Weg: warum denn nicht Stäigerige und andere Chäuf! Da schwollen Weinkauf und Trinkgeld so ung'regeliert an, daß sie 1847 in Twann auf einen Batze von jeder b'botene Chrone g'regliert wurden. 1801 aber kostete di oberi Chrosmattwäid (Tw.) 32 Kronen und für jeden Burger ½ Maß Wein samt Brot für einen Batzen.[13] Früher mußten sogar Hindersäße sich mit

[4] Molz. [5] Irlet (1779). [6] Nibelungen 1750, 3. [7] Vgl. Tappelet L. 94 zu brindyè (zutrinken als trinquer), it. far brindisi aus (ich) bring dir's. Dazu patois-frz. „la brinde" (das Zutrinken) und als Folge des zu häufigen G'sundhäit mache: „être dans les brindes": einen „Brand" haben. Vgl. M-L. Wb. 1303 mit Bridel 59 (wo an den Abschied der Griechenlandreisenden in Brindisi gedacht ist). [8] Ursprünglich (1749) ein Schnapps (Seil. 4, 466). [9] Eigentlich das beim „Brennen" (phlégein) Zurückgebliebene, wie z. B. Treber und Trueße (S. 432). [10] Zudem durch mhd. ph = pf nahegelegte. [11] Taschb. 1901, 62 f. [12] Hoffmann 31; Schröt. 54; Chorgericht Ins. [13] Schlafb. Tw. 251 ff.

Wein einkaufen. So u. a. in Feisterhenne mit zwo Gelte voll. Gleichviel kostete das väterliche Allmendrechtserbe des jüngsten Sohnes unter 18 Jahren (1747). Was Wunder, daß Burgerrechtsannahmen, Eintritte in eine Vereinigung u. dgl. so und soviel Wein kosteten. Verschiedene Male erklärte Bern alli Abmachete bi'm Wii für ungültig — lang ohne Erfolg.

Warum hätten denn nicht Schliismüeter (Ins 412) sich zum Lebensunterhalt auch es G'nammts (z. B. 1805 25 Maß) Wein ii'dinget? Der gehörte als „Greisenmilch" zum füürchoo so guet wi Chrankewii und Chindbetterewii, wie Wiisuppen und Wiiwarm zur Tauffi, wie aber auch bei eines Kindes Geburt auf Flaschen gezogener Mehbessere für des Kindes Taufe, Verlobung und Mutterwerdung.[14] Hieran schließen sich als gleichberechtigt die Gelegenheiten, z'Oobesitz z'goo und z'neujohre vom Silvester bis zum Bäärzelistag, sowie z'létschamänt (z'letzt am Änd) die Gwanhig des chalte z'Im[b]is an jeglichem Arbeitstag.

XI.

Als „Brunnen, der aus einer Öffnung süß und bitter quillt",[1] kann Wein „des Menschen Herz erfreuen",[2] seinen „Magen stärken",[3] seine „Wunden heilen",[4] kann er „der Seele beispringen" und „die finstern Dünste vertreiben",[5] also als heilwin für tausend Schäden sich bewähren, und er kann „beißen wie eine Schlange, stechen wie eine Otter".[6] Ein ebenso glatteisiges wie beliebtes zitieren also für die Rechtfertigung der Kenner-Andacht im Keller; des feierlichen Becherlupfs; des tief gerührten Abschiedtrinkens; der weinselig g'spräächen Ehrlichkeit; der unerschütterlichen Gaststubentreue; der gewissenhaften Freiwilligkeit im umzünte und noocheluege, gäb man alli Hähneli zuetoo häig (S. 474). Symbolisch schließt sich an: die tapfere Kraftentfaltung im pföhle. (So heißt das Leeren eines Glases unter Fausthieben auf den entblößten eigenen Schädel als Nachahmung des Schlagens auf einen einzurammenden Pfahl mit gleichzeitigem Ruf: en voilà un! deux! usw.). Darauf folgt etwa das dionysisch joviale hocken uf d's Lääger. Poetischer jedenfalls als das Stürzen von zwölf Glas Bier oder Wein zum Zwölfi schloo.

Unverfänglicher beruft sich der natürlich jugendliche Wellenschlag der Zeiten, wo „der Saft sich in den Zweigen rührt" und im Faß der Wein

[14] Hoffmann 26.

[1] Vgl. Jak. 3, 11. 12. [2] Sir. 31, 33; Spr. 31, 6; Psalm 104, 15. [3] Tim. 5, 23. [4] Luc. 10, 34. [5] Colerus. [6] Spr. 23, 29—32; vgl. 20, 1; Jes. 5, 11. 22.

(S. 421) „und in der Seele der Gesang“ mit seinen unerläßlichen Scheßte — auf den Spruch, daß „alles seine Zeit hat“.[7] Besser aber verzichtet auf moralische Rückendeckung, wer d'Läbere Sunnsite het.[8] Und starch gnue[8] ist an ihm sälber, wer all Nacht[9] (Tw.) no um zwölfi umme sich der Beweisesschuld entledigt, es sig nit si Bruuch oder är häig nid im Bruuch, den gutmütigen Schlufi oder Schläwack[10] zu spielen. Er lööi's fläädere und nähm gäng wider äi's uf e Hohl (Tw.: wie den Ätherpfropfen auf den schmerzenden hohle Zand). Er schmier u salb, schütt zu de Wüürze oder hinder d'Gráwatte, wie der alte Kriegsmann tut.

Dieser gewohnheitsmäßig vo Chäller zu Chäller ambulierende Chällersüfferler aber ist ein Muster von Offenheit, das seinesgleichen nicht hat und völlig sich selber genügt. Er repräsentiert die Weisheit: Wenn äine[r] voll ist, so redt er, was er däukt, wen[n] er nüechter ist. Und: e jedere het e Narr bii n ihm; di mäiste verstecke ne; der Trinker loot 'ne füüre gugge, wenn ihm die Zunge hinket von wine.[11] Hier „aanhäärig“ zutunlich, zuetäppisch, dort als Biedermeier gewichtig sich suchen und finden lassend, jetzt frech mit einem anbändelnd, haseliert er als buveur bavard.[11a] Er gigaarset beständig: schaukelt auf dem Stuhl hin und her und macht sonstige Figeese zu seinem Gaudi. Er bringt z'sämmeg'hüürscheti (šš) Erklärungen und Dispute vor, gi[b]t äi'm e Bredig u priesteret, waschlet, schnuurewagneret, wäschwasseret, schwaadlet, schwäblet, gaagget, bääget, schnääderet, tschääderet, schnablet, schnabuliert, papplet als Schnuurewagner, Schwaadli, Waschli, Dampfhanswurst (Hans Dampf und Hanswurst) allerlei Chällerg'waschel, Minggepeene,[12] Minggis, Mumpitz.[13] Nun aber 'berchunnt er der Räschel: er chunnt de[nn] baal[d] zum Huus uus. Dann wird's heißen: Was dää für Bröcke füüre bringt! Und was er für n es Bbiorn u Priämmel[14] aastellt, welch einen Priängel oder Breiängel! wi dää breiänglet! Es isch zum tuubedänzig wärte. Natürlich lügt er i d's halbe, d. h. er lügt grad z'g'rächtem. „Isch's wahr?“ Wá nääi[n]! a bä! Oder aber: Ja, fer g'wüß!

Indes dieser täävel Gewordene ins tischgeriere und höleedere übergeht, gerät der zum trunkenen Elend Veranlagte ins chlööne

[7] Pred. 3, 1. [8] Adverbialisiertes Dingwort. [9] Alte Mehrzahl: Braune, ahd. Gr. § 241. [10] Ins 219. [11] Walter v. d. Vogelweide 30, 1. [11a] Victor Hugo. [12] Vgl. schwz. Id. 4, 332. [13] Mum-putz: vermummte Spukgestalt, das über sie umgehende, schreckende Gerede, Schwindel, Unsinn. (Seil. 3, 85). [14] prae-ambulare: vorangehen; pra-ambulum: Vorrede, Einleitung, weitschweifige Auseinandersetzung; Priamel: eine Art Gedicht.

(kleinlaut sich beklagen), *süürmle*, *wiire* (Erl.), *gränne* (weinen); wird ein *Süürmi*, ein *Prieggi*. Aus dieser Stimmung heraus würde sich das ehemalige *Psalme singe* angetrunkener Seeländer (s. u.) erklären, wenn solche „Stoffauswahl" nicht der höchst einseitig kirchlichen Schulung zuzuschreiben wäre. Das Inser *Chorg'richt* von 1688 brachte denn auch solch geistlichen Kunstleistungen zweier „biß vmb vier Uhren" nach Mitternacht „Überseßnen" (des *Übersitz* Schuldigen) so wenig Verständnis entgegen, daß es jeden um zehn Schilling büßte. Noch 1782 sangen, bzw. gröhlten trunkene Nidauer Bauern etwa sechs in bestimmter Reihe wiederholte Psalmen. Den psychologisch wohl motivierten Anfang machte der 42. Psalm: „Wie nach einer Wasserquelle Ein Hirsch schreiet mit Begier" in der Lobwaserschen Fassung. Das herzbewegend schöne Klagelied scheint — wie andere seiner Schicksalsgenossen — so *schüderhaft* abgedroschen worden zu sein, daß auch Nüchterne immer wieder darauf verfielen:



Studie von Anker

Singe di andere wi si welle,
I singe gäng no no der Wasserquelle.

Der Nummer 42 folgten in jenem trunkenen Konzert: 25, 27, 103 u. a., immer beweglichere.[15]

[15] Vgl. Meiners 1, 315.

Kein Wunder, daß dicht neben diesen „kirchlichen“ (wie heute an ihrem Platze „patriotischen“) Nachklängen die Possenreißerei Platz fand: ein „unErhörtes glesser fräßen vnd andere vnzüchten“ am Hamme- (Abrahams-) tag (15. Dezember) 1601 im Inser Räbstock; drei Wochen darauf durch den nämlichen Clown (dessen zuvor ihm g'schänkte Tag Cheesi nun verdoppelt wurde): ein „vnzimliches Ässen der beyn“, wie noch später ein Schnäggen ässe mit sammt de Hüüsli.[16]

Der selbe Faxikus (Lustigmacher, vgl. le loustic) gebärdete sich aber auch als ein mit unbezähmbarer Ratz behafteter[17] Sibetüüfel: als Zanggi, der mit bisse gegen den Wirt wütete und als Vorbild jenes Bisser gelten konnte, dem ein nachmaliger Inser durch das mit dem öffentlichen Fáktör zugesandte Geschenk eines Muulchratte (Hundemaulkorb) einen sehr schmerzhaften Fingerbiß heimzahlte.

Unter den Seeanwohnern glichen ihm Baarchehängste (Barkenknechte) als großlächtigi (großhansigi) und streitsüchtige Haagle, welche als Fingerzieijer die gewaltige Kraft ihrer Finger, Hände und Arme noch alltäglich im Bääre stoße stählten. Wenn ein trotzig herausgeforderter Zuschauer einen von ihnen möge het im Finger zieh, dann konnte er sicher sein, von ihnen bim Chrooße (Erl.: Chrosse) g'noo zu werden.

Denn bei den durch Wein oder no Sterchers Erhitzgete war nun erst recht iig'füüret! Es isch 'nen i'n Grind, i'n Hüübel oder i'n Tüssel gstiige und het 'ne der Rüggen uuf g'chrüüselet. Von Haus aus uwoodlig (uwaatlig), ungattlig, ung'reglet, dazu prompt (barsch) und prunt[18] (unfreundlich)), uliidig, waren sie durch einen Uufstiifler bald uufg'stiifflet. Sie begannen sich z'ergelstere, z'rumple, uufz'bauele, z'bäumele (uufz'bigähre), den Feind aaz'bäägge und aaz'brüele, mit „Gott verdamm mich“ und andern höödere Wort um sich zu werfen. Dieser jähzornige (taubsüchtig) Buursch, der leicht taub (zornig) wurde, rasch z'ertäübe oder z'vertäube war, in Täübi (Zorn) und ins täübele (täupele) geriet (in lang anhaltenden Groll), und grüüseli höhn blieb, ließ sich leicht ziggle und hitzge, hütze, aufhetzen; es kam aus dem G'haader zur Hatz und zur Hatzete.

Dg isch es höödh zueg'gange im Wechsel zorniger Reden. Besonders ab der Widerreed eines raas und rääs, raasig gewor-

[16] Chorg. Ins. [17] Mit den Stufen l. radere (kratzen, pv. raire), frz. raser und urvwdt. rääs, raaß, rääß, rääz, die Ratz vgl. Hader, das Ghaader, g'haas, hassen, die Hatz (Kluge 196; Ins 468). [18] Zur Schau „hervor-nehmen“: pro-emère, prömere; zum Kauf „bereit“ gestellt: promptus; „bereit zu rascher Erledigung einer Sache, aber auch zu unfreundlicher Abfertigung: it. pronto, prunt, frz. prompt, prompt.

denen Männchens ist jener fast erwoorgget; es het 'nq schier welle erwöörgge.

U jetz isch's uufzöge g'sii! Es isch uf em Stich oder uf em P'hunkte[19] gsii, daß es 'ne i d'Fingernegel chunnt. Sie nähme enand i d'Fingre; sie chraagne,[20] büürste, erwalche enand, sie schmire sich ab oder uus, versetzen sich Schränne u Schnatte.

Wo die[21] Rumplete e chläi verschnuuret und versuuret het und es bei den Aufgebrachten verrauchnet oder verrauchne[n] (vgl. verrochche, S. 478) g'ha het, wurde der Urheber des Streits (dää, wo aag'schlaage het) von einem imponierend ruhigen Zeugen der Szene, den mq gäng e chläi g'schochche het, i d's Gebätt g'noo:

Loos, gang du häim u schloof schön! Du bisch niene schöner weder im Bett. I wäis jo wohl, daß de numq do härq choo bisch, fir di letzti „Gardinebredig" z'vergässe. Du hesch e chläi es Biß-zangli dohäime, für nid z'sääge: e Bißzange, e Bißere. Die isch andere Lüt ó gram[22] un isch mit 'ne im Chritz. Gäng häi si Chritz z'sämme u Strit under enand. Drum isch si o wüesch aag'moolt.

Aber du, gang du im Friide di Wääg! Mach di Sach am Daag u ruei z'Nacht, daß de n am Morge g'rueijet bist! Mach, daß de nid o no i der Wält usse i'n Sirach chunnsch (ins Unheil gerätst). Es sött dii nid o no d'rab g'luste, näi, es sött der d'rab gruuse, mit Lüt, wo dier nüüt z'Läid 'too häi, uusz'turniere u so n es G'schäreí z'mache, u so n en ung'schlachte, ungattlige, hol[s]bolzige Tonner z'wärte!

Der Angeredte überbißt. Denn natürlich hat der Zuspruch ihn i d'Nase g'chitzlet. Er hat eine Antwort z'vorderist im Muul. Allein der andere verhét ihm si[e]: Dis Trutzliedli, das hänk uuf („an den Nagel")! Trutz nid so, trutz nid so! Dene, wo Fräid d'ra hätte, grad z'Trutz niid, u grad äxtrá niid!

Still, still, numq rüeijig! zaable nit u wird mer nid ráu-pauzig! Lueg, es förchtet sich doch niemmer vor der; es wurd si[e] bloß lächere ab der. U we[nn]'s z'äärnstem goo sött, mit dier wär mq de[nn] baal[d] g'floge; du wuurdisch di[ch] pfääije wi Tuube. Drum, wen[n] i der öppis chä rqqte: Probier nid ung'hüürig z'tue! Vergüüd dis Chrefteli niid!

[19] Stechen = pungere. Dazu le point und la pointe. [20] Kragen = Hals. [21] Natürlich in dieser Zusammenstellung mundartlicher Hieb- und Stichwörter (vgl. S. 170 ff.) gewaltig übertriebene. [22] Urverwandt mit fremere (tschudere).

Und dụụ, wo gäng Fräüd dra hesch, z'gụsle und z'hịtzge (zu hetzen): Häb (halt) dị Schnụụre und dị Schnäügge (Nase)! Häb d'Laafere zue! Dụ bruụchsch die nüüt so z'stelle!

Die Trääfe sitzen. Es erschwachet und es sädlet sich das Großtun auch bei einem Dritten, welcher, der Huet uf drei Schoppe g'richtet, g'chrääit het und sich ụụfg'loo wi der Chrott ụf em Dünkel, und too, wi wenn di chliịnne Hüsli alli sịni wäri. Es schweigt aber auch das aufreizende ụụsföpple und fụttere, sowie die hinderruckṣigi Art, d'Lüt z'verkalsáktere („z'verschwätze").[23] Eine andere Stimmung sucht Platz: die des geduckten Toggemüüßeler (Erl.: Tụggimüüsler), aber auch di chächcheligi[24] Gemütsstimmung eines Kränklichen, der nie zu vollem Leben erwache" ist. Beide fließen zusammen in dem diffiịiile, übelnehmerischen Gehaben des und der Cholderi, welche der G'cholder mache, choldere oder choḷdere und chụppe (schmollen und grollen) und bloß unter chụụche (hauchen) 's erzäige, es sig 'nen überscheh: es sig nid am Ort, daß ... Dann kommt es zum mụggle und mụnggle, chümele, bröösmele, chiịrme, chääre, zur Chäärete des chäärige, rụmpelfụrige Chääri, des Tromsigchratte und des Niịrpi, der wie ein eingeschüchterter Quängeler niịrbig gäng au öppis oder öpperem umme niịrpet: nhn! schöön das! aha! das häi mer jetz grad no 'bbrụụcht (g'manglet, wanted)! Er nüüṣchelet dabei wie mit vermuereter (in der Wurzel verstopfter) Nase. Er wird giftig und giftelet, spängelet, schloot oder redt anzüglich ụf das und das hịị oder drum um, gụslet und grüüblet all der Tüüfel ụụf. So längwịlet er d'Lüt, bis einer, den das fụxt, ihm eine Antwort gibt, auf welche die andern Beifall klatschen: dää bụtzt äine"! (Er darf sich gleichsam auf der Kartenspieltafel einen Schuldstrich löschen lassen.)

XII.

Überreich an Ausdrücken ist der Humor und der offene Spott gerade des weinbauenden Seelandes über einen Zustand, von dem es

[23] Der calefactor (vgl. Seiler 4, 461) war der „Heizer" mittelalterlicher Hochschüler, der sein schlecht bezahltes Amt etwa als Aushorcher und Zuträger verbesserte. Daher jemand verkalfaktere: ihn niederträchtig verhandeln; im Emmental wird jedoch eine Sache, eine Angelegenheit durch kalfaktere ähnlich wie durch chalche verderbt, verkalfakteret, verchalchet. [24] Wie das zerbrechliche oder das bereits durch einen Spalt um seinen hellen Klang gebrachte Kachelgeschirr, ist der „Gebrechliche" einer, welcher chachchelet und bei dem es chachchelet; und eine ungeschickt verfahrne Angelegenheit wird verchachchlet.

heißt: Jetz isch Mụụrten ụụber![1] Jetz het's g'fählt, jetz gäit es lätz! Der Betrunkene het's höödh, weil er z'täüff i d's Glas g'luegt het. Der Wein ist ihm so hoch zu Kopf gestiegen, das[s] er ihm d'Chappe lüpft. Er ist staubig im Kopf, ist d'düslet. Er cha nümme „Brei" sääge, verschwige „Baabi". Er ist in einer Verfassung, in welcher der Russe vor seinem Heiligen der Umhang zieht.

Daß aber Betrunkenheit just im Seeland eine seltene Erscheinung sei, wird durch das Oxymoron bezeugt: We[nn] mạn e volle Maag'seht, soll mạ der Huet vor ihm abzieh. Oder auch durch die seeländisch grobe Neckerei, welche einem Wirt den Klageruf in den Mund legte: Es isch mi Seel e Schạnd: mi g'seht d's ganz Johr käi volle Möntsch im Döörfli!

„Voll" selber gibt Anlaß zu witzigem Wortspiel: Herr Nachtwächter, ich bin nicht betrunken; nehmen Sie mich, bitte, für voll! Oder: Är isch hụt nid i voller Verfassig; oder wohl, grad äben i voller!

Sehr eindeutig ist dagegen: är isch pụntevoll = spụntevoll (S. 428); chatzevoll, voll wi n e Chatz (geberdet sich toll wi ne rammligi Chatz); chragebaabi voll (wie ein bis über den Hals [Chrage] hinauf voll Gäistigs steckendes Baabi); kanụnnevoll; kartätschevoll (wie eine geladene Kartätsche, cartouche; so voll sind alte routiers); stäärnevoll (wie der Himmel voller Sterne), stärnstierevoll oder stierstäärnevoll („ä-: zugleich voll wi n e Stier"); zapfevoll (wie eine bis zum Zapfen gefüllte Flasche; daraus analogisiert:) voll wi n e Zapfe.

Der Volle ist knüll.[2] Er ist (hilflos wie eine Fliege) i d'Dinte choo. Är ist riff (zum Verbringen ins Bett,[3] wie Getreide zum Verbringen auf die Bühne), wenn er nicht am eigenen Leibe sälber es Fueder häi[m]führt. Wenn er nur dabei nicht stolperet, bis 's

[1] Wie am 5. März 1798 u. a. Bern seinen Übergang (an Frankreichs feindliche Übermacht) erlebte: überạ (über-hin) [g'gangen] ist, so am 28. Februar 1476 Grandson (nach dem Schauermord der Besatzung: Dierauer[3] 2, 242 ff.) an Burgund. Nach der wirren Überlieferung ungeschulter alter Zeit (vgl. schwz. Id. 4, 428) war es aber „Mụrte", das auch sonst aus der Burgunderkriegszeit besonders hervorsticht. So z. B. im Mụrteg'schütz (Gb. 64. 607), im Burgunderbluet des Mụrtensee (Ins 106), in der Deutung des Münzegrabe oder des monnaie- (Mụnje-) Grabens aus dem burgundischen Klageruf „mon Dieu!" usw. Ja, mit ihrer eigenen Landschaftsgeschichte vertrautere Westländer schulloser alter Zeit verwechselten gelegentlich ganz sinnlos „Mụrte" mit der „Mụtte" (S. 154) als der Bielerinsel. [2] JG. BSp. 364. [3] Eine Frau verbrachte ihren trunkenen Mann kurzer Hand nach St. Urban und holte ihn zu künftig ganz normalem Zusammenleben wieder heim.

na n überschloot und er schließlich troolet, dabei sich die Nase zerschlägt wie ein des Nachts an eine Spältebiige Stoßender und dann die lange nachher wiederholte Erklärung abgibt: es isch mer e Spälte Neue uf d'Nase g'heit. Auch mit der Gangart gibt er als Fuugemaa aller Gattig Fuuge, Fugeese, Spargimänter oder Speergimänter (Ins) zum besten. Da er überlade het, plampet er und benennt danach spaßhaft das Plampetewäägli (S. 184); er gäit überwindlige (Ins: überwintlige: die Beine kreuzend), heltet wieder äis und waggelet als Waggeli. Vil, vil häi sini Bäi g'chuurzet![4] Und da der Wein ihn g'ringglet und sich ihm um d'Bäi g'liiret het, het er rundi Füeß, wie auch einen kartätscherunde Liib; er ist eländ rund. Er ist nümma n im Blei, nicht mehr im Sänkel. Es trümmlet ihm, es isch ihm trümmlig oder stuurm, stuurn (Ins). Drum isch er im Stuurm, het e Stuurm, er stüürmt, vollführt es G'stüürm, isch e Stüürmi. Er isch „berußt": b'bräämt. Er isch im Suufluun.

Er hét äi"s! Er hat — der Welsche sagt es sogar in 150 Patoisformen — einen Aff; einen Ploder; einen Brand, Kanonen- und Mordsbrand, einen Sandbrander. (Der Kopf ist heiß wie durchsonnter Sand.) Er hét e Chäib! Mordschäib! G'chäppelet ist er, wenn er die Spannung des Hirns fühlt wie den Druck einer engen Kappe; er het e Haarbüttel. Er hét e Chätzer oder doch es Chätzerli. Er het e Chiste; er het e Chiste um enand g'schläift. (Drum kann er vor Müedi nicht mehr vorwärts kommen.) Er het e Chlapf; e Chräbel (der ihn zäichnet). Er het e Dampf so riesig wi n es Puurehuus oder doch es Dämpfli, einen Tampis; einen Tiger; einen Tips oder es Dipferli, Dipsli (er ist „betupft" wie ein 'tipfets oder 'tüpfts Osterei). Er het einen Dufel; einen Eidgenössischen und Vaterländischen; einen Fahne (botz häitere Fahne, het dää 'ne Chiste!); Haarweh, g'schwullni Hoor; einen Hieb; einen Lukas;[5] einen Näbel; Öl a der Huetschnuer (Öl am Huet, vgl. das Mähl am Eermel des Lappi); einen Ruufsch (šš), Fätze-, Viih-, Ordonanzruufsch; einen Sabel und Säraß; e Schwääre; e Sidiaan; e Siech; e Spitz; eine Stöör; einen Stuurm und Suff. Er het der Wii; der Wurm im Hirni; einen Zinóber; einen Zopf.

[4] Geltst. 281. [5] „Die ganze Nacht jubilieren, als wäre es Lukas am letzten Kapitel" (schwz. Id. 3, 1255) als Variante für „Matthäi am letzten", aber mit der Umdeutung auf maßlosen Genuß nach dem Satz après nous le déluge.

XIII.

Sind alle diese Knillitäten nümme schön, so ist es um so häiterer, wenn einmal ein durch und durch solides „altes Haus“ sich an einem Achttägige wie vom Wein des Jahres 1865 übernimmt. Da begegnete einer Frau, welche mit all der Entschlossenheit einer großen Seele einen mit grauem Äschetuech bedeckten Karren zog, ihr Pfarrer: „Aha, dier weit bachche u heit z'Müllen euers Mähl g'reicht?“ Die Frau schickt sich zu einer der Lage angemessenen Antwort an. Mittlerweile jedoch regt sich was unter dem Tuch. Ein bärtiges Gesicht kommt halb verhüllt zum Vorschein, und ein chuuderig verschleierter, tiefer Baß läßt sich hören: Jo jo, Herr Pfarrer, es isch denn miich!

Die Breite der nämlichen Straße maß in eng geschlossenen Zickzackzügen ein anscheinend Unzufriedener, der ämmel gäng öppis het z'brummle g'haa. Plötzlich tönt es laut heraus: Was? du (Wein) erst acht Tag alt un ii sächsesächzg Johr, und du wotsch mi mööge? Gebieterisch abweisend streckt sich der Arm nach dem Straßengraben. Aber im selben Augenblick verkündet ein Platschen und Gurgeln, auf wessen Seite der Sieg. Zum Glücke kam dicht hinter dem Unterlegenen ein neutral Gebliebener daher, und ein Braver rettete den Braven.

Dem noch ungedeckten Stadtgraben in Bern aber rief ein gefährdeter Seeländer zu: Nä nääi, mer wäi do nid mischle! i gangen uf d'Site!

Ein in Ins an extra Gutem Erlabter kehrte öppa n am ängleſi in prachtvoller, tagheller Mondnacht nach Kerzers heim durch die schnuergraadi und damals noch dicht geschlossene Saarbaum-Allee, aus welcher eine Halbstunde weit die Heerstraße besteht. Ein herrlicher Spaziergang von z'sämmen anderhalb Stund. Allein unser Mann langte erst am Morgen an, zum Tod ermattet, und erst ein tiefer Schlaf auf dem Ruhbett, auf dem er wi n es Düütschi abplätscht isch, ließ Leben in seine wi Stäcke g'stabeletigi Bäi zurückströmen. Kein Wunder auch! Hatten die doch einen Ggump gleich nach dem andern über die Moosgreebe nehmen müssen, die chohleschwarz sich zwääriſch über seinen Weg legten! Diese „Gräben“ waren die scharf geschnittenen Schätte der Pappelbäume.[1]

XIV.

So chann der g'schiidsti Chatz e Muus ertrünne. Diese dient aber jener als Lehrblätz, ohne welchen es für niemand eine Meisterschaft gibt. Das ist auch der wahre Sinn des angeblich „Luther-

[1] Eine mit Varianten auch anderwärts erzählte Schnurre.

schen“ [1] Rausches, den ein braver Mann äinisch mueß g'hä haa, um danach als Gewitzigter um so sattelfester zu und auf seinem Posten zu stehen. Von ihm steht erdenweit ab der Trinker und der Säufer, der als Schlappschwanz alls loot rütsche u schlittle, auf den ma nüüt cha goo u nüüt cha zelle, und der damit sich selbst als ernst zu nehmendes Glied aus seiner Familie und der Gesellschaft ausscheidet.

„Der versoffnig Suffhund, der sich vo der Chueh uf d'Gäiß abeg'soffe het; die volli Sau; der Lump; der nüüt weder lumpet, der versotzlet Fotzel mit der (klebrigen) Pächnase oder dem allzeit blaue Biff, Schmöcker, Zingge und den (triefenden) Brieggiauge; der willenlose Wäschlumpe; der nüütig oder nüütguetsig Süfferler: das ist der Holzschueh, wo man ihm nagschlängget. Die Volkssprache stellt etwa noch fest, wie der Zitteri und Datteri, d. h. das habituell gewordene zittere u dattere, auch der Sandsiiber genannt, seinen unglücklichen Eigner zwinge, um d's Glesli der Naselumpe z'liire und dieses Nastuch als Schlinge um den Hals zu tragen. Das uuf'tribne, uufblooste, plääätige Gesicht zeigt ein Schnääderg'frääs, welches schneulig, schnöölig geworden, vor jeder Speise außer Fleisch Ekel verrät. Ein Geruch aber geht von der Gestalt aus, wi vo mene Schnapsfaß, wo a der Sunne stäit.[1]

Zu ruhig sachlicher Erörterung des Trinkerelendes aber haben einstweilen bloß die Wissenschaft der Lebenslehre (Physiologie), der Irrenpflege und des Strafrechts das Wort. Die sind indes noch so jung, daß ihre festgelegten Lehren erst mit der Zeit sich auch in der Volkssprache einbürgern können.

Den gewaltigen Ernst dieser Lehren aber beweist schon das Eintreten der allermeisten Irrenärzte, Strafhausdirektoren und Physiologen für die zu einer Macht gewordene Abstinenz: die grundsätzliche Enthaltung von allen geistigen Getränken. Auch hierüber mangels mundartlichen Sprachstoffs bloß dies wenige:

Das im Anfang mit „Thämperänz (Mäßigkeit) in deren Verschärfung zur tempérance totale [2] gleichbedeutende Wort „Abstinänz“ hat den Thämperänzler, welcher thämperänzlet, als Anhänger

[1] In witziger Verhöhnung hochgestellter Trinker machten die Römer aus Tiberius einen Biberius (Süffel); aus Claudius einen (ebenfalls dem Kaiser Tiberius geltenden) Caldius (vom Wein Glühenden, etwa Brönner); aus Nero einen Mero (der im Widerstreit zu anständigem altem Brauch den Wein unvermischt trinkt, etwa Schnappsnase); aus Cicero: Bicongium Doppelgoon. [2] Engl. gekürzt zu tee-total mit -er als Suffix der Anhängerschaft, nachmals als „bloß Thee (tea) Trinkende“ umgedeutet.

einer laxen, mit halben Maßregeln zufriedenen Selbstbeschränkung im Genuß alkoholischer Getränke diskreditiert. Bloß die Thämperänzwirtschaften haben, dank ihrer Erhebung aus dürftigen Gaffeestube zu flott gebauten und geführten alkoholfreien Wirtschaften, Gast- und Kurhäusern an Klang des Namens vielmehr gewonnen. Die Abstinenz ihrerseits hat durch Beschränkung ihres Begriffs auf absolute Enthaltung von Gäistigem, der gewiß auch einst die Enthaltung vom Tabaksgebrauch usw., vor allem aaſa z'eerſt der dummstolzen Schuljungen, folgen wird, den praktisch unanfechtbaren Grundsatz sich zu eigen gemacht: Nid alles uf äis Maal! Wenn ſibe Tuube mit enand zu äim Loch uus wäi, ſo chunnt e käini uuſe. Solcher Abgrenzung des Kampfgebietes durch den Alkoholgegnerbund, das blaau Chrüz und den Guttemplerorden ist der zu Stadt und Land durchgreifende Ersatz alkoholischer Getränke durch nährende Speisen, ferner die Antiquierung roher Trinksitten und brutalen geselligen Trinkzwangs, die gewaltige Alkoholeinschränkung im Militär, in der industriellen Arbeiterschaft und in Sportkreisen als unermeßlich verdienstvoller Erfolg zuzuschreiben. Möge nun auch die völlige Enthaltung aller Unerwachsenen (S. 463 f.) als Bürgschaft eines



Weinprobe (Studie von Anker)

mannhaften Männer- und Frauengeschlechts der Zukunft gelingen, sowie eine gründliche Reform des Wirtschaftswesens[3] als Ersatz untunlich gewordener familiärer Geselligkeit![4]

XV.

Der Veranlassung zum underschriibe der sich charakterschwach Fühlenden als Selbstverpflichtung zur Abstinenz stellt sich als weit arbeits- und opferreicheres, aber auch verdienstvolleres Werk entgegen die Handreichung zu ökonomischer, leiblicher und seelischer Selbsterneuerung. Daß namentlich heute Gäistigs trinke Gält chostet, beweisen Exempel zur Genüge. Wenn mehr als einer, der sich seines als Nichttrinker und Nichtraucher ersparten Geldes rühmte, durch ein „wo hesch es?" verblüfft wurde, beweist dies nur, daß durch Selbsterziehung erlangtes chönne rächne sich eben noch auf ändere[1] Gebiete der Lebenshaltung bezieht. Auch blaaui Fläcke als Grabesblume, beim noch bluetsjunge Möntsch durch bluntschigi oder bruntschigi Fäißi trügerisch dem Laienblick entzogen, deuten auf noch anderweitigen Mißhaushalt mit dem Wunderbau des Menschenleibes, der zugleich trotz allen anthropologischen Kenntnissen einen erstaunlichen Mangel an elementarstem sich fälber g'chenne verrät. Um desto dringender das von unserer Zeit endlich empfundene Verdürfnis der nachgeholten Jugenderziehung als der Wegweisung zur spätern Selbsterziehung in dem Notbehelf von Anstalten. Als solche erwähnen wir hier die im östlichen Grenzbereich des Seelandes bestehende Trinkerheilanstalt zu Kirchlindach: die wie providentiell ihren alten Namen zu neuer Bedeutung erhob. Die Ortsgeschichte ging damit parallel der Wortgeschichte: auch diese hat ihren Gefühlswert gehoben.[2] Nüechter ist und lebt man, Nüechteri pflegt man zunächst im Sinn des urver-

[3] Vgl. z. B. Pfarrer Keller in der BW. 1914, 235 ff. [4] An volkstümlichen Schriften kamen uns zu Gesicht: Benoit (Alkoholikerfürsorge). Bunge (Alkoholfrage. Quellen der Regeneration). Christen (Die großen Seuchen unserer Zeit). Couvreur (La source fatale). Fick (Jungmannschaft). Fock (Rassenhygiene). Forel (Trinksitten). Gaule (Was sollen wir trinken? Lebensgenuß ohne Alkohol. Alkohol und Geistesstörung. Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen? Alkoholismus). Kräpelin (Alkohol und Seelenleben). Lanz (Alkoholgenuß und Verbrechen). Marthaler (Charakterbildung und Alkoholismus). Ming (Der Bauer und die Abstinenz). Schönenberger (Trinker-Ausreden). Stump (Aufgabe der Schule. Die großen Veranschaulichungstabellen). „Der abstinente Arbeiter". „Walther Tell." Weiß (Jugend und Lebensfreude).

[1] Bemerke das mundartliche Schwergewicht dieses Worts. [2] Eine kleine bernische Gemeinde erwirkte die Umtaufe dieses ihres Namens. (Über diesen: schwz. Id. 4, 665, wo an „Nüechtland" angeknüpft wird.) Die Nüechtere, als ein von der bernischen Landeskirche unter Vorantritt von Pfarrer Harald Marthaler gestiftete Heilstätte für alkohol-

wandten nocturnus (nächtlich).[3] Die Nacht über ist man ja ung'gässe und „untrouchnig". Allmählich aber verengerte sich der Sinn zur Bedeutung: ohne Gäistigs „getrunken" zu haben, ja auch nur: z'vil Gäistigs. So ist der Nüchterne zu unbenommenem und unbefangenem, ruhigem und klarem Denken aufgelegt; aber freilich auch zu solchem ohne Begeisterung, ja ohne Geist, so daß gäistig in dem Doppelsinn von spiritueux und spirituel mit sich selber in Konflikt gerät. Ein ganz Nüchterner kommt dann schließlich und erklärt uns mit Hinweis auf ein Bibelwort[4]: Es chunnt no minder druf aa, was äine trinkt, weder uf das, was äine redt.

XVI.

Vollends, wenn einer so faule Ausreden führt wie jener Inser von 1578, der seine Frau aus dem Hause geworfen hatte und naiv genug ganz z'äärnstem vor Chorgericht der guet Wii d'Schuld g'gää het, daß äär böse Wii trunke häig. Dieses Thema verhandelte 1548 Niklaus Manuels (S. 455) Sohn, Hans Rudolf Manuel, in seinem Weinspiel,[1] das als Gegenstück zu S. 455 f. unser Trinkkapitel beschließe.

Da ribotten im Wirtshaus „zur blauen enten"[2] ein paar Grampólhäirine und „trinkend ein guoten schlabutz", wohlverstanden: uf d'Chriide, wo dopplet schribt, oder ufe Chneebel (das Kerbholz), a d'Wand. Denn der Wirt, der von den Praktiken jener Zeiten keine Ausnahme macht und als „Polikarpus[3] Schinddengast" seine Zecher mit Vergnügen iineliimt oder iinelismet, ist gern bereit zum uffschlan (kreditieren, dings gää). Er weiß, daß es ihm i der Ankenruumme umma chunnt. Mit der Zeit gehen freilich den Gerupften doch die Augen darüber auf, „wie tür sie in die ürten sitzen", und nun beginnen sie uufz'bigähre wi ne Rohrspatz. Jedoch schimpfen sie nicht über die, wo d'Uurhaab siii, sondern über den Wein:

---

kranke Männer, feierte 1916 ihr 25jähriges Bestehen. Hierüber belehren die Festschrift des Präsidenten Marthaler (Bern, 1916) und der „Säemann" (Januar 1917); vgl. die „Berner Woche" 1916, 426, mit Abbildungen. [3] Im „Kleinen Bund" vom 10. Oktober 1920 wird durch Paul Ötli in St. Gallen „nüechter" mit uoht (vgl. Ins) in Zusammenhang gebracht. [4] Matth. 15, 11.

[1] Vollständig publiziert durch Th. Odinga 1892, auszugsweise in Bächtolds Niklaus Manuel. Zur ersten Aufführung in Bern im Mai 1903 wurde es eingerichtet durch Otto von Greyerz mittelst Reduktion der 4238 Verse auf einen Viertel und „Striegeln, doch nur mit dem groben Kamm". [2] Ein Witz wie „der grüne Esel", wie Schnäggetänz u. dgl. „Blaue Enten sagen" hieß lügen. So z. B. bei NM. in Ecks und Fabers Badenfahrt Nr. 18. Zu Altreu gibt es ein Wirtshaus zum Grüenen Aff. [3] Gr. Polýkarpos = „Vielfrucht".

Wie er inen rum seckel und täschen,
Daß inen kum blib warme äschen.

Als besonderer Zungenheld und damit zwölf(=facher) narr betätigt sich Fritz Seltenleer, der bereits Haus und Hof im Wein „ertrankte". Da erscheint zu kurzer Erfrischung in der einzigen Dorfschenke ein Rääbmą und glaubt in seiner ehrlichen Wohlmeinenheit, sich ins Mittel legen zu sollen:

D'schuld ist nit 's wins, sunder üwer!
Es ist kein creatur trüwer,
Dann eben der hochloblich win,
So man in nüßet recht und fin.

Allein der friedfertige Arbeitsmann het nụmmą d'Wäspi g'gụụslet, und wie mit hundert Stimmen fahre si n ihm über d's Mụụl. Ja, Fäuste drohen ihm. Unser Mann macht, das[3] er zum Loch ụụs chụnnt. Voll Verdruß aber über die seinem Pflegling angetane Schmach begibt er sich stehenden Fußes zum Wein, und da läärt er jetzt sin[n] Chropf:

Was hastu doch den Lüten tan,
Daß sie dich all so fintlich hassend,
Und bsunder, die am meisten prassend?

Für den Wein selbst siiez ó Sache gnue. (Es isch Häü gnue[8] aabe.) Er begibt sich zum Richter Proverius Witzbüttel und verlangt, daß seine Verleumder voor müeßi. Herrn Anselm Öpfelmues nimmt er zum Fürsprách. Der Stadtknecht Lerdenmigel (Leer den Meiel; vgl. S. 440) muß die Lästerer vorladen, und der Richter herrscht die „vollen possen" an:

Wo sind ir, gsellen, gand herfür!
Verbergend üch nit hinder d'tür!

Die haben allerdings ihren Fürsprech Sixt Hasenei vorgeschoben und getrösten sich überdies der im Hintergrund des Sachverlaufs harrenden Amazonen Sibilla[4] Schälkli, Adelheit Klappermetz, Freni Witmüüli, Eufrosina Ragörli,[5] Regeli Spitznäsli.

Billig kommt der Wein als Erster zum Wort:

Mich wundert doch, woher es kumm,
Daß ihr mich scheltend umb und umb,
Und könnend doch nit on mich sin! ...
So frowenliebe von üch scheidet,
So g'lieb ich üch von tag zuo tag.
Darumb mich billig wundren mag,
Daß ir ... über mich ziend us den stetten,
Als ob ir den türken vor üch hetten,

[4] Sibylle = Wahrsagerin. [5] Vgl. Rag=öri = „Steiföhrlein" im schwz. Id. 6, 722. Gr. Euphrosýnē (die Frohmütige): eine der drei Grazien! [6] uf mi z'Doorf.

Uf dorfkilwi[6] mit spieß und stangen ... Und lig da g'bunden und gefangen.
So ich mich doch verbirg vor üch Ich hab nach üch gar kein verlangen!
Und in die tüfen keller flüch Und hab üch ouch nit ursach geben,
(Daß ir) fürend ein sömlichs leben.

Diese Argumente hindern die Gegenpartei nicht, von Lääder z'zieh. Ludi Süwburst schilt den Wein einen Schelmen und einen Hund, der die Menschen in die Beine beiße. Pauli Gumpostbrüj klagt, der Wein werfe die Leute die Treppen hinunter. Uli Knopf und sein Weib Elise Kraut bringen vor, wie der Wein sie an den Bettelstab gebracht. Heftig aber widerspricht dieser Evastochter die Ammarentia Wäschblätz, das wib des alten buwren, der auch schon kräftig den frommen Freund Win verteidigt hatte. Allerdings erklärte sie,

Do ich ein jungs bös meitlin was
Und ungern bi der kunklen saß,
Do schatzt ich in gar licht und ring;
Doz'mal freut' mich wol ander ding.
Kein tanz, der was mir nimmer z'lang:
Ich gumpet', zablet', rann und sprang,
Daß mir der schweiß z'end-um abran.
Ja, solt ich also g'werchet han,
Daß ich also sett müeßen schwitzen,
Ich hett mir e lan d'oren schlitzen.

Jez isch es anders:

Ich nimmen ein guot mäßli win
Und sitz zum warmen öfelin.
Demselben klag ich all min we.
Das kost dri krützer und nit me.

Die Weiber der vollen gsellen aber erheben im Chor ihre Stimme und schelten eins nach dem andern den Wein aufs unflätigste. Endlich vermag der Richter Ruhe zu schaffen, und nun erhebt sich der alt man:

Ich weiß kein bessern fründ uf erd,
Durch den ich baß erfröwet werd.
Denn all frowen sind mir erleidet,
Den' z'lieb ich mich oft köstlich b'kleidet.

Umb den win ist's ein lieblich ding:
Man spist in licht und b'kleidet in ring.
Ein tännin schuben[7] man im git,
Die fressend im di schaben nit.
Ouch darf[8] man's nit mit sammet b'setzen,
On den d'frowen d'kleider nüt schätzen.

[7] Noch altbernisch: Scheube, Schürze. [8] Man darf nicht: man braucht nicht zu ...; es besteht kein Bedürfnis zu ..."

Er tregt nit gold noch sömlich ding.
Haslin reif das sind sin ring.
Die wend die frowen guldig han
Und dannocht köstlich stein daran!

Je sinnreicher er aber den Wein lobt, desto bitterer tadelt er die sinnlosen Trinker. Damit sind Parteien und Zeugen abgehört, und der Richter fällt den Spruch. Die Verleumder des Weins werden verknurrt, auf die Narrenbank zu sitzen. Hier verspottet sie Cläwi Trifueß, der Narr, der nach alter Schauspielsitte die Kümédi auch eröffnet hat. Er schließt mit der im Narrengewand doppelt ernsten Warnung vor ungemessenem Trinken.

Dann nüt guots kumbt von füllery,
Wol aber alle büebery.

Also: wohl bekomm's! Aber: „hüetend üch!" An jedem Tropfen des edlen Getränks haftet eine Perle des Schweißes, den achtungswürdiger Winzerfleiß vergossen hat, und hängt eine Perle persönlichen Werts des Genießenden. Die wirf nicht hin!

Aus der

Feld- und Hauswirtschaft.

Maad und Waar.

I.

Wonne neben Wunn, und menschliche Gaumenweide neben Tierweide bot der alte Twannberg unter gleichem Dach, bietet der neue in strenger Scheidung von Bauernhaus und Kurhaus. Eine eigene, in vielem originelle: artigi Chochcherei bringt und brachte hinwieder der Magglinger Heuet mit sich, der in mancher Beziehung an den Moosheuet (Ins 162 ff.) erinnert.

Zunächst mit seinen Zurüstungen. Do het mą ämmel aafą dąhäime vo der letzte Metzgi här e Hamme g'chochchet mit Sụụrchabis. Das het mą dem ụf em Bärg z'fämme chalt g'gässe; un es isch äinem absolut nid „verläidet wi chalts Chrut". Voor u nąąch het mąn o scho g'sorget für dụ̈ụ̈ri Rëëšti: Mi het g'schwelltni u g'schụntni Härdëpfel dụr d'Härdepfeltrịckere[1] dụụre gloo, daß si worte sịị wi Träädeli; oder no lieber het mą sị g'schịịblet; dem sị sị im doore chrumm worte wi n es Ohre, wem mą sị bi'm bachche no'm ụụsezieh vom Brot het i'n Ofen ịịne 'too. So isch sị liecht i ganze Pụ̈ntle z'fergge g'sịị; u dás isch guet g'sịị zu de dị̈ịre Schnịtz! Witers het mąn i'n Vorrat Mähl brụụn g'rëëštet. Jez, wo der Anke so b'sịechig isch oder fasch nid z'haa, macht mą's mit Maggi-Rolle. Der Solaat mit Essig un Eël het mąn ó nid vergässe, so weeni wi d's Brot u der Chääs, für Chäässuppe z'mache; u der Wịị, das verstäit si!

So het man ụf em Bärg chennen ässe, daß äi'm d'Ohre g'waggelet häi. Um de sịbne umme het es z'Morge g'gää: e dolli Mählsuppe, wi z'Nacht ó wider. Wär het welle, het no Chääs drị g'schnätzlet. D'Määder häi richtig, wi dụụrewägg, g'mäint, es

[1] Vgl. Lf. 506 f.

Schnapps am Morge nüechter underleggi den fir e ganz Daag. Was es z'Oobe (mi säit däm jetze z'Mittág) g'gää het, häi mer schó verrágte. Z'Immbiß (z'Nüüni u z'Vieri) het's Brot u Wii g'gää, u den páschaa (šš: baschta! basta)! Vo z'trinke oder besser g'säit: z'suffe all Stund wi bi de Häcker (S. 467) isch e käi Reed g'ii. Fir e Durst het mán eppá Hěi- un Härdpeeribletter aab'briet. Jez het má richtig astatt Suppe Ggaffee; un eppá nid es blaaus, daß má der Taßlibode dardur g'seht. Ehnder es schwarzes mit Zugger, wenn dää scho häidemäßig tiir isch. Oder täili nähmen e Gäiß mit uf e Bärg, fir d'Milch frisch u nit vergäütscht z'haa. Dás Gaffee trinkt mán us äigete roue Magglinger Chachcheli.

Die het má mit sannt allem G'schiir u aller Rustig im vóruus uuse g'fergget, äb (bevor) má sich iirichtet, ung'fähr vierzääche Daag fir e Häiet mit Huus u Häim dobe z'bliibe. Es sig deenn, daß epper dahäim all Daag di bläächigi Gántine uuse bring. Fir d'Chuurzwiil het o scho epper sis Dachserli (Ins: Daggerli) mit ihm g'noo.

Aber wi chochchet má deenn? He, do nimmt mán o dä zäächeliterig Magglinger-Logel (lagella, S. 404) mit äim u fillt dää mit dem Bittiwasser (Zitäärne-Wasser) im Twannbärg oder eppá i der ggruebeti Matte. Wenn es e chläi frěschelet (šš) oder sust e „spezialle" Guu het, so g'chéért daas ábe „zum G'schäft". Aber wenn es vom Jischgrüebli am Spitzebärg chann g'spiise wärte, so isch es rächt guet. Das Wasser schittet má in e Dreibäipfanne: e richtigi Magglingerpfanne, wo mán o mit Laub uuswäscht, wenn mán eppá ekäi Wäschlumpe oder Harnischblätz het. Äigeti Magglingerlěffel het mán oo: alti rundi, vo Jise.

Aber wó má chochchi, isch jetz gäng e Froog. Mi macht daas a mene freie Platz under enere Schärmtanne oder Schärmbuechе oder bi'm Wald, wo's hilb isch u má glii e chläi Holz zuche g'fergget het. U dert ißt (Ins: äßt) mán oo. Früecher het en iedere B'sitzer vo Magglinge-Land on es Hittli g'haa; ganz es arms, das isch wohr. Do isch numme n e trochcheni Muure vo Brusthéechi uufg'fiehrt g'sii, u driiber eine Roone[2] (Baumstamm) als wagrechten Abschluß und als Schwelle g'läit. Fir do uuse z'choo, um iine z'schlüffe, het mán e chläi mießen iber darg'läiti Stäine iibere chräble. Erst der Gäärster uf em Chapf[3] het du um 1850 es rächts b'schlissigs Hiisli häre-

[2] „Der" Ronen: Gw. 181. [3] Seiner bis 1916 wunderbar wohl erhaltenen achtzigjährigen Witwe verdanken wir die Anschaulichkeit dieser Schilderung.

g'stellt: mit ere Dïïr, wo ma het chönne b'schließe. Deckt isch daas ó g'ïïi, wi alli andere, mit Zimmerspään (alt Erl.: Späärn) u Ladeschwaarte, wo ma uf em Gïïbeli (der First) mit schwäre Stäine (zäntnerigi Dachnegle) b'lastet het. Läider isch dás Magglingerhïïsli oder -hïttli o wi alli andere z'nüüte g'gange. Strolche, mi cha numme vermuete, weli, häi si verbrennt oder d's Holz dervo g'stohle. Jez mueß ma eppa under ere Blaache schlaffe oder i d's Häi schlïffe, wo man aafa g'macht het, u sich vo de Häigïegli (chliine, grïenlächte Chääferli, eppa so groß wi 'ne Häärtfloh) lo plooge, daß ma fast d's hinder fïïr wirt.



Joh. Trafelet-Gutmann, Landwirt, Vinelz
80 Jahre alt, gestorben

Nu, mi het sich uf daas verfaßt g'macht, gäb man uufe isch. Mi het äis g'sunge u g'feetet un e chläi g'luegt us em Jammer uufez'choo. Mi het es Chäferfest g'fïïret.

U dem wirt dem aber o g'wäärchchet, wem man äinisch doben isch! Da wird Flïïß aag'wändet! (Ägerten.) Am Jakobsdaag (25. Juli oder wie 1809 neun Tage vorher) gäit's aa. Am drei oder halbi vieri fee d'Manne aafa määie. U si tie numme määie; en iederi anderi Arbäit isch ihne z'minder. Das isch dem aber richtig o 'ne Kunst! D'Niderländer (Äänerländer) chönne (chäi) z'Magglinge nid määie; das chönne numme Bäärglït! Warum? Das Bärggras wird nie rächt wiehlig; es bliibt chuurz, nid e Mol e Hand hööch. Un e Däil dervo isch also mutzes, herts Bïïrstegras, mi säit ihm Hundshoor. Das schlïft dem

Niderländer, wo gäng z'hëëch määt u nid rächt z'Bode het, ganz äifach under der Säägese (Säägeze) duur. U demm isch no äis. Wemm demm d's Tau ab isch u ma troche määt, mueß, so läit sich vo däm Saft under am Säägesblatt e chläberiger n Iberzug aa: der Wolf.

U wemm ma demm no gäng schëëni bräiti Mahde chënnt zieh! Aber zwische de Stude u i dene neie Aapflanzige im Bieler Magglinge cha ma mängisch numme sääble: d'Säägese i ganz chliine Zitg gägen äi'm (sich) sälber zieh, schier also wi wemm man i de Räbe schabti.

Drum wott daas eppis sääge, wemm numme schon es Magglinger Maad vo anderhalb Juchearte g'määt isch. U Niderländer mit weeni Lit u vil Land si schreckeli froh, wenn nen e tifige Bärgler ihri Sach i d's halbe määt (um die Hälfte des Ertrags).

D's deere, das gäit demm flingg! A häiße Daage cha ma's täägigs näh. Do dooret's äim schier uf der Säägese. Ämmel lampet es uf der Stell; es schläsmet, wirt schläsem, schläämig, g'schläämig (fiappe, säit der Lamlinger). Es cha i mene Tag sogar z'dir wärte: rëësch (rôti, säit der Lamlinger).

Mi mueß sich also schicke, um d'Stude z'rächche: das chuurze u staarche (feste) Gras us em G'stird uuse z'zieh un uf freiji, sunnigi Blätze z'trage. Däm seit ma schämle.[4] Der Trëchniplatz, uf däm ma d's Gras mit dem Rächche spräitet, häißt der Schämel. (Äiner hingäge, wo duur e wägg gäng Gält uusgibt, spräitet an allnen Orte.)

Wil's jetz do dooret, gibt's eppa ne Lëistund oder zwoone. Do liggen iisi Häierlit im Schatten under emene Tannli u decke der Huet iber d's G'sicht, daß ma nid wäiß, isch daas jetz iise Rueff-Fränzel oder der Chrebs-P'hauli oder wäär sust. Mir schriibe 'nen e Grueß uf enes Bapiirlii u liire's i d'Bëgli vo mene Rächche u gange witers.

[4] Dieses schämle als füüre chratze wertvoller Halme aus Gebüsch und Geheg zum Trocknen auf dem ebenerdigen Schämel hat keine Begriffsverwandtschaft mit dem Schämel als Sitz oder Fußstütze, geschweige mit Übertragungen wie etwa scamgó, écagne (M-L. 7647 f.), Rollschemel (schwz. Id. 8, 767 ff.) oder dgl. Wie aber dies Wort entlehntes l. scamellum, scamillum aus scammum ist und mit der Schwesterform scabillum, it. lo sgabello, frz. l'escabelle, l'escabeau, rheinisch Schawéll usw. nach Solmsens Deutung (Walde 683) auf l. scabĕre = schabe als das Zurechthobeln z. B. eines Klotzes zum Sitzen oder Aufstemmen der Füße zurückgeht, so vielleicht auch spezifisch twannerisches schämle und als Tätigkeitserfolg wie dessen Schauplatz der Schämel auf solches Hervorkratzen (vgl. das schabe als Mähen und Rechen kümmerlichen Grasbestandes). Vgl. Deischlig, Alhe, Ans, zälge u. a. (Saanen) als ähnlich in uralten Wortsippen verankertes Mundartgut.

Dert rïïſchelets (šš) im Häi. Wohl, das iſch z'näh! Ihrere zwee ſpräite d'Häibääre (le bers) uus. Das iſch es Netz ſchier wi 'ne Fiſcherbääre (S. 86), wo us ſtarche Stricke g'ſiloſchiert (šš) iſch. Es hanget a zwee Bööge: Häibäärebööge oder Häibääreſchit vo Eſche oder Tanneſte, wo z'ſämme bi'm uusſpräite e Kräis mache. (Im Ämmetaal ſäit ma der ganze Heubääre „der Böge".) Guet, do drii tuet man uufhäie: mi fillt di Bääre u verſchnüert ſi mit dem Bääreſäili. Anſtatt der Bääre häi täili no gäng d's Häitechli. Do laufſe di vier Zöpfe i Bändel uus, wo man über d's Chrütz bindt.

Dääwääg chämme jetz di Schämle a Laadhüffe, wo faſt ſo groß ſii oder no gröößer als es Fueder. So 'n e Laadhuffe macht ma richtig gäng ſchöön a mene Platz, wo ma jetze grad oder eppa ſpeeter mit dem Läiterwaage guet zueche chunt. Früecher het ma d's Häi i d'Schüürli 'too, wo n es (graad uf der Stell) i Jääs (Gärung) choo iſch, u het's denn voor u noo aabe g'räicht.

Aber ſo n es Fueder z'lade iſch ó 'ne Kunſt! Wi gli gäbe di churze Hälmli es verzottlets, verzatteretes Fueder, wo bi'm erſte ſchittle uf em hotſchlige Wääg us enand gatteret! Scho ohni daas falle ganzi Hälmli oder ganzi Schüüble ab, wenn ma nid hasligi Stude obe druf deckt un i d'Läiterbäim Häiſchitter oder Häidouli (nach Art der daubenartigen Buuchdouli, S. 408) iiſteckt wi bi'm ſchiffe vom Ämd us em Äänerland (S. 36) i d'Range. Iber di ganzi Ladig chämme zwe Bindbäüm (Bimpäim).

E Däil Häi chunnt o vo Gäicht oben aabe oder vom Twannbärg. Dert iſch ma v'licht i äi'm Tag fertig worte. U jetze chämme di Manne toodmied am Oobe häim — für no äis Tagwäärch, oder beſſer g'ſäit, Nachtwäärch.

Das Häi — oder Ämd — mueß no uf d'Bühni, bſunders wenn es dröit (droht) cho z'rägne. Do iſch der „Bäre" z'Twann guet draa, wo ſo mit eren Art Häiuufzug (aber no nid vo Laupe) in äim Ruck ganzi Schüübel fergget. Im übrige Twann u z'Ligerz, do müeße die no froh ſii, wo d's Häi chönne uufegable uf e Häi-Eſterig über der Wohnig. Die mäiſte müeße's uufeſäile. Do laufft d's Eſtrigſäili — es mueß es ganz es arpártigs glatts u ſtarchs ſii — i der Chrinne vo der Schiibe, wo i mene G'ſtell (es häißt d'Chatz) ſich dräät. Das Gſtell hanget a mene Träm under em Eſtrigloch, wo faſt a mene iedere Huus links am See als e chliinne Dachiibau gar wietig hübſch — mi chönnt ſäge „maleriſch" — höech über d'Huuſteraſſe füre luegt. Söttigi Eſtrigloch gibt's o i de eltere

— jo fast no i neuere Gasse — z'Neïetstadt, u ämmel dem b'sunderbar im alte Stadttäil vo Landere gäge Sant Jhänsen umme. Das gibt dem Määridblatz gar es Wätters es äigets, häimeligs luege. Mi möcht fast säge, es sig sis Gäschee (šš: cachet).

Das Häï uufesäile no so bis z'Mitternächt mit müeden Armen u Bäi, das isch dem hingääge es bitzeli minder häimelig. Aber item[5] (jää jetz!), es mueß g'macht sii, was sust? Also, aabe mit dem Häï vom Waage i d'Bääre! Die aag'hänkt a'n Hqqgge vom Säil! Do warte zwee, bis doben am Uustritt vom Estrichloch e schwindelfreie, starche Maa z'wäg isch, für di Ladig abz'näh. Jez tëënt's: uf! Die Manne rupfe am Täil vom Säili, wo sich loot abezieh, u d'Bääre schwäbt hëëcher u hëëcher, bis es dobe häißt: Jetz! Do gilt es, ganz langsam lo z'goo, für daß der Maa dobe d'Bääre cha ergriffe un uf d'Bihni iinezieh. Die do unde bruuche bloß mit dem Säil e dumme Schnall z'tue, un es zieht der Maa dobe uuse u huushëëch abe uf d'Stäine! Gottlob wäiß mq no niit vo mene sëttigen Unglück. Hinggäge bassiert's dem gäärn, daß, wem mq dummer Wiis schnellt, d's Säili us der Schiibe rütscht. Dem bruucht es frei e chläi e Voortel (Geschick), 's mit eme Ruck wider iine z'bringe (machen iiz'springe).

Uf der Bihni wirt das Fueter, für das[s] es rächt gliï u guet jääsi, vertqq u g'stampfet („g'fullet"). Dem chunnt es, wem's verjääse het, z'Razione-Wiis g'schroote dur d's Häïrohr ab vor den Stall[1].

II.

Solches Bärghäï ist, gut eingebracht, so unbeschreibbar duftig, mi mëcht fast d'Chue mache u grad sälber e Schiibel näh. Auch ist es so starch, chreftig und unter Umständen hitzig, daß äis Bärgfueder so viel wert ist, wie zwei vo under uufe; namentlich von solchem Talheu, welches frëschelet (šš) und für sich allein eine eländе Fueterei gibt. Ohne viel andere Zugabe als das alt hergebrachte G'läck (S. 508) erzeugt solches Heu beipeinlicher Reinlichkeit eine Milch, die, gleich vom Stall ewägg bezogen, sich mit keiner zuvor von uns gekosteten vergleicht. Zudem fällt in guten Jahren die Ernte so reich aus, daß es früher Twanner gab, die gäng der ganz Häistock uf d's nëëchst Jqhr g'spaart häi — allerdings nicht zum Vorteil der Qualität: es ist schlächt worte.

Wohl aber streckt mq den Vorrat zur Dürrfütterung für Summer und Winter, so daß d's Grüene bloß gelegentlich als Schläckerei verabfolgt wird. Winzige Feldchen bestellte man bereits 1764 mit Espar-

[5] 's ist gliich! (Wie die „item" [„dasselbe"] in Rechnungskolonnen.)

sette: Bärßette, später auch mit (etwa drei Jahre ertragreich bleibender) Lüſſäärne (ä), mit Chlee, Reygras (1844) und andern Schmaale (1810 für Schmielen). Haweie- oder Weieſäcke (Löwenzahn, bereits 1843 in Twann als Solat auszugraben verboten) und Chatze-dälpli (Wundklee) wachſen ung'ſääit. Ein ergiebiges ii-graaſe (importiert neutwannerisch) oder (gut seeländisch, 1843 auch in Tw.) chöh-le, ein G'chöhl[1] gewährt aber beſonders das Natur-gras. Daneben frißt d'Gäiß allerlei Unkräuter aus dem Weinberg (S. 320) und Pflanzblätz; ſo z. B. das Schläikgras (Tw. Schliichigras, Schnäggigras: die Quecke) und den ihm ähnlichen, auch gleich ſchwer auszurottenden Nüſchel (šš). Die Samen aller dieſer Schädlinge werden durch das Häibliem immer wieder in neue Raſenſtücke verſchläipft. Die werden freilich ebenſo durchſetzt von einem Kunterbunt niedlicher Gebilde, welches ohne jegliche Systematik hier bloß nach Art eines winzigen Idiotikon namhaft gemacht werde: go äänteſchiele (d's Änteſchiehli oder Hereſchiehli iſt die ſo prächtig blühende Waldplatterbſe, Lathyrus vernus); d's chliin Aſterli und der Bärgaſter; d's Baumträpfli (Aegopodium Podagraria) mit eßbaren



Aufzug für Heu und Holz in Ligerz (S. 499)

[1] Wie Chöhli, Kohl, zu l. caulis, was überhaupt Stengel bedeutet.

Wurzeln;[2] d's Pfaffehïetli (Evonymus europaeus); Blaauchrụt (Hundszunge); go chängele (die Chängele oder Ängele: die hochstenglige Schlüsselblume); d's Dinte- oder Gäißebeeri (Liguster); d's Drụmmeschlegli (Traubenhyazinthe); der Tụụbechropf (Silene inflata); der Fluesolat der Felsenheide (Lactuca perennis mit den eßbaren jungen Blättern); d's Gältseckeli (das Wiesenschaumkraut); gạ haselblïemle (das Haselbliemli = „Tschụtscherlụsi", Leberblümchen, erscheint zugleich mit den Haselkätzchen als erste Frühlingsblume); bi'm Holderloch (Waldstück Tü.); d's Karmänderli (Gamander); Mätschaarte (Mannstreu); go nääge le (auf Fluenääge li); Schwizerhoose (Akelei); der Silberling (Taubnessel, deren Früchte wie Senesbälgli aussehen).

Einige solcher Pflanzen gedeihen auf Sumpfboden, welcher der Entwässerung mittelst Akte (Ake, aquaeductus) ruft, wenn nicht einer Wässermatte wie die Stierematte zu Geicht. Oder sie zieren die Umgebung eines Sood, dessen Wasser zu pumpen ist, wenn nicht eines laufenden Brunne (1533: Brunn, alt Erl.: der Brụ̈nne), Brïnneli. (So heißt 1805 eine Vingelzer Rebe.) Dịnkel (Deichel) führen sein Wasser aus einer da und dort mit Lätt oder Lehm, Leim, Lịịm verdänschte (1785) Brunnstube. — Erwähnen wir hier auch das heute wenig besuchte, liebliche Plätzchen zur Wasserweid auf der Insel.

Unter sie mischen sich Pflanzen, welche „Vihlmehr der Ströhung als der Heüung" dienen.[3] Solche Sträịig liefert nebst der Lịsche (šš, Ins 109) das Schilf: die Schwịmmele, das Chrotterẽhrli, Seerẽhrli.

Die bisherigen Ausführungen knüpften sich an die Matten des twannerischen Vorder-Magglinge, mit dieser nähern Bestimmung unterschieden vom Lammlinger-Magglinge und vom bielerischen Hinder-Magglinge, dessen verheißungsvolle Aufforstung es mehr und mehr der Heugewinnung entzieht. Eine alte Grenze zwischen beiden bildet der Baselstäi als Marche des fürstlichen Bistums. Twanner heuen aber auch auf Lamlingermatten, und eine wichtige Futterbereicherung liefert der Twannbärg-Heuet. Geld sodann verdienen auch Seebụtze im wältsche Heuet.

G'ämtet oder g'ämdet (Tw.), g'ääm det (Tü.), Ämt (Tw. 1748) geerntet[4] wird überall, wo der Heuet nicht erst in dem bloß einen jährlichen Futterschnitt voraussetzenden Heumonạt, sondern bereits anfangs Juni stattfindet. So in den verschiedenen -matt: Bäre-

[2] LWB. 1817. [3] NB. 4, 351 (1768). [4] Mhd. (WB. 2, 1, 21) das â-mât.

(Tw.), Bläüi- (1783 Mett), Chroos- (Tw.), Gruebe- (Tw.), Schädelismatt (1805 Biel, jetzt vom Handelshaus Jordi-Kocher besetzt), Stieremattt (Geicht 1744) und den viel zahlreichern Matte. Zu „Ins" 280 ff. seien bloß nachgetragen: die Bieler Ridau- und die Ablaßmatte (1805, jetzt Wildermetmatte, im Winkel der Bieler- und Madretscher Schüüß), die Gruebete Matte (Tw. 1675) und Dunkgruebematte (1619 Magglingen), die Gwart-Matte (Ni.), Luckmatte (Tw.), Neumatte (Tw.), Längmatte (Insel). Angereiht seien: die Wasematte und die Wäseli (Bl. 1805); die Riedmatte und alle die Riede oder Ried, Riedli, das Franzeried (Tw.); die Brüelmatte und alle die Brüel, 1533: Stunckis Brüell (Geicht); die Salachmatte = die Salach oder das Salach (=Mahd) — 1533 in Kappelen — d. i. Sumpfgebiet[5] nach Art der Lattriger Sumpfmatte oder der „wüsten Halden im sumpf vff dem sew" (1533), welche um 1760 durch den Twanner Irlet mit einer e Schibeschutz länge Seemuure gesichert wurde. Sachlich verwandt sind das Saar (Flußgeschiebe und Seeschlamm)[6] als Träger des zum Saargbaum (Tw.) umgedeuteten Saarbaum (Schwarzpappel), das Morgetaal der Bielerinsel,[7] die Ei (die vssere öy, La. 1533). Dieser unsern lagen 1533 die Maßholtere, die dornachte Halde und zwei Jucharten im Grünß. Kappelen hatte 1533 eine Buglera, Ins 1533 je ein Mannsmaad in der Riserschen, im Granat, zu Rotsch, Twann 1678 ein Grundstück im Spärs unterhalb Port.

Alle diese Geländestücke gäbe no äinisch so vil, wenn man bi'm Meerze-Vollmoon, und zwar i der Jungfrau, d'Schäärhüffe und d'Ampäisehüffe verrächet.

III.

Der Weltbrand der Gegenwart lehrt das von ihm noch unverzehrte Inselchen der Schweiz nach alter Väter Sitte wieder fis äigete Brot z'ässe, si Milch sälber z'bruuche und nach entschlossenem absträipfe des den Großen gedankenlos nagacheg'giigete Luxus, seine wachsende Bevölkerung — soweit wirtschaftlich möglich — mit der dem Boden in doppeltem Ausmaß abgerungenen Nahrung ehnder besser weder schlächter als bisher zu erhalten. Solche Kunst, „d'Fieß z'sämezieh" und damit nur festere Bode under äi'm 'berchoo, lernte bereits vor vier Jahrzehnten der Seebutz.

[5] Zu ahd. (Graff 6, 183) und mhd. (WB. 2, 2, 34) salo, sal-wer (trübe, fahlgelb, schmutzig), frz. sale gehört das sal (des salwes, Schmutz) und Sal-ach (mit verallgemeinertem -acum): sumpfige Gegend und manch ein Saali und Sahli. [6] Schwz. Id. 7, 1258. 1260. [7] Vgl. „Murg" in Aw.

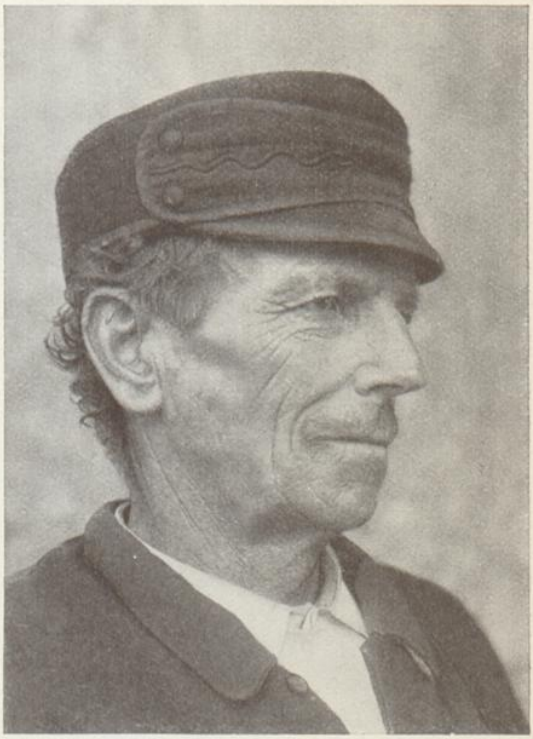
Wie bis zur Stunde der Schweizer seine Hand west- und ostwärts über Meer und Land ausstreckte, um argentinisches Brot zu essen und seine Milch den Japanern zu verkaufen, so holte — gleichsam in mikrometrischer Nachahmung dieser großen Scheßte — der Seebutz sein Brot und Viehfutter änet dem See und wit im Jura hinder, wogegen er das Bauholz seiner Wälder und die guten Jahresernten seiner Reben in große Fernen verschiffte (S. 27 ff.). Das Entsumpfungswerk, welches dem Moos seine verborgenen Schätze ablocken lehrte, führte den Bewohner des schmalen linken Seestrichs zu intensiverer Bebauung des fast noch einzig ihm verbliebenen Seeketten-Südgehängs. So entfaltet sich seine Veranlagung, dusse z'wäärchche un dinne z'schaffe, überhaupt seine wäärchligi und schaffige Art auf beschränktem Gebiet nur um so intensiver; die der Räbg'sellschaft (S. 224 ff.) parallel gehende landwirtschaftliche G'nosseschaft Twann-Ligerz-Tüscherz, die mit gleichnamigen Verbindungen des übrigen Seelandes in Rapport steht, wirkt anregend auf den Einzelnen. Dabei behält doch Hang und Halde des linksseeischen Gebiets den Bebauer desselben beim Gegensatze des Wiibuur zum rechtsseeischen Chüebuur — wie übrigens dieser mit seinem verbitzlete Grundbesitz sich wieder abhebt vom Hofbauer des Voralpengeländes. Arrondierte Puurehööf wie hier gibt es links des Sees nur zwei sogenannte: zwei Rebberge zu Ligerz, wo 1825 (am Platz der neuen Boome, Baume, Balm, S. 138) in gleicher Wertung ein Puurehuus stand.[1] Das puure" und „buwen" (1472) vollzieht sich hier bloß auf Güetli und Bärggüetli (wie zu Tü. zwei Eigennamen lauten), selten auf Güeter von der Größe des ehemaligen einen Twannbärgguet, sowie des Lattriger Isel-(Insel-)Guet von 1533. Diese Gütchen konnten und können in einer einzigen Juucherte bestehen, wie 1696 sogar im Puuredöörfli Geicht „ein Jucharten, genannt in der Jucherten" als eigene Flur lag. Zwei Jucharten bildeten 1533 zu Lattrigen „das Juch vff dem Rein". (Vgl. Ins 299.)

Auf dieser rechten Seeseite war überhaupt der Grundbesitz Einzelner öppis wenigs größer, und zwar auch als Eigentum von Tüscherzer, welche ja bis 1876 zu Sutz-Lattrige kirchgenössig waren, und von Twanner als bevorzugten Käufern des über das ganze Seeland hin verteilten mächtigen, 1533 vom Staat Bern veräußerten Twanner Pfruendland (S. 204). Zu solchem Grundbesitze kam noch das jeweilen uf sächs Johr i Läächе (a Zins) g'gääbne Gebiet der Öfeli-

[1] Nach Albert Krebs' verdankenswertem handschriftlichem Bericht, dessen Fortsetzung s. S. 36 f.

blätze im Strandgebiet von Täuffelen-Gerlafingen. Diese wurden so geheißen nach den zu Stubenöfe und (Küchen-)Öfeli zurecht gehauenen Sandstäine, welche der bis auf Reste abgetragene südlichste Jurazug (S. 133) dort zurücklgeassen.

Diese rechtsseeischen Eigen- und Pachtgüter vo de Öfeliblätze dänne bis uf Port aabe (dieses einstige untere See-Ende) konnten vor der Tieferlegung des Seeniveaus um mehr als 2 m von den schiffahrtskundigen Seebutze ohne jegliche Vermittlung von Rad und Roß erreicht werden, und zu Twann reichte der See unmittelbar an die südliche Häuserreihe. Die Ragthuusländi (S. 33) het g'reckt bis ob d'School (Schaal) der heutigen Metzgerei Engel. Di inneri Bahnhofländi oder Moosgartenländi lag direkt neben dem jetzigen „Bäre". D'Schorelänti reichte an die Eisenbahnlinie, d'Wingreisländi bis zwische d'Hüsser. Auf der heutigen Stragaßebrügg belud man die von der Twannbach-Mündung herangeruderten Wäidlige mit Mist u Gülle (Bschütti) für d's ääner Land. Der Grabe uf der Insel, d. i. die Sunnsite gelegene Länti, war schiffbar bis zum Wäschhuus des Chloster, so daß der zu transportierende Wein i Bränte vom Chäller i d's Schiff getragen wurde. Kein Wunder, daß es nieders Huus es größers oder chlinners Schiff g'cha het, oder doch Anteilhaber eines solchen war. Alle schweren Lasten wie Dünger, Stäine, Holz, Tuurbe von



Johannes Trafelet, Landwirt, Vinelz

der Hägniger Torfgesellschaft, ferner Lätt, Grien u Sand zu Bauzwecken und namentlich Unterhalt der Seemuure, sowie Uusfüllhärt für die Büürine (Twann hatte hierfür ein verschriebenes Recht in den Öfeliblätze) wurden p'här See transportiert. Ganz besonders aber gilt dies von dem rechts des Sees geernteten Viehfutter, das eine viel reichere Milchviehhaltung als die heutige ermöglichte (s. u.). Vorzügliche Futterbaustellen gewährten das Moos zu Brügg und Port, weitere Stellen in den Gemeindsbezirken Biel und Nidau (alles an die Zihl und di üsseri Schüüß grenzend), Ypsch, Lattrigen (vom Lattrigen-Egge zum Sumpfstäi), Mörige (bis zum sibeten Achcher), Täuffele-Gerlafinge (uf bäidne Site vom Tanngrabe), Lüscherz. Hier überall konnte mit g'ladnem Schiff bis an die Seegrenze der Grundstücke gefahren werden, bis die erwähnte Seespiegelsenkung das schiffbar Wasser gegen 300 m vom Land entfernte, das trocken gelegte stotzig Bord der Fußufer nur zu Fuß überschreitbar werden ließ und die Strömung so beschleunigte, daß ein länte am gewünschten Ort untunlich war. So mußte man die Düngerauffuhr und Futterabfuhr an Äänerländer verdinge. Das het sich so schlächt g'räntiert, daß man profitliger (vorteilhafter) d's Land fast „um ene Birestüül": um ene Schund, um ene Hundsbrüis — jedenfalls weit unter dem Ankaufspreis — ane g'gää het.

Solch extensiver Gutsbetrieb, wie er noch — und nun erst recht — heute den Sant-Jhánns Matte und Noos-(Nods-)Matte der Ligerzer, sowie deren Neuwiesen zwische der großi und chlüini Insel gilt, forderte z'Zite-wiis eine überaus anstrengende Arbeit. Do het's e guete Täglöhner im Tag drei Mol g'chöére Zwölfi schloo. Z'Mitternacht het er z'Nacht g'ässe (das Abendbrot genossen) bei einem Twanner, dem er der ganz Nómittag und die ganze Vormitternacht het hälffe häie u Häi üinedue. E Stund speeter het er bi menen andere z'Morge g'ässe (gefrühstückt), um ihm darauf bis zum folgenden Mittág zu neuem Heuerwerk Hilfe zu leisten. Ein drittes Eilfstundenwerk galt einem dritten Besitzer großer und zerstreuter Futterflächen. Die Getreideernte erneuerte den Kreislauf. Da ward um etwa 3 Uhr nach Mitternacht änet dem See d'dresche, 'putzt (das Getreide gereinigt) und häim g'führt, um nach kurzer Rast ein neues Feld in Angriff zu nehmen. Kurze Zwischenmahlzeiten an Ort und Stelle erfrischten zu neuem drü haue.

Die jenseits des Sees frei gewordenen Kräfte werfen sich nun auf intensive Bearbeitung der durch den Seerückzug größer gewordenen Ufer-

oder Strandgärten, der zwischen die Weingärten geschobenen kleinen Kunstwiesen und Gemüsefelder, der Twannbärg-Parzellen (S. 495 ff.) und der Allmętblätze im Burg-, Schloßflueh- und Windsaagi Bereich.

Ein guter Rest von Seebutze-Besitz am rechten Uferstrich ist übrigens immer noch verblieben. Bis zur Stunde hält der Stęggli-Ręęmer (Stöckli-Römer) zu Tüscherz im Sommer alle seine fiibe Stigg Vieh in eigens gebauter Schiir zu Sutz eingestellt; dort auch baut er Gemüse und Kartoffeln. Neben ihm besitzen noch etwa es Dotze Dischęrzer Land änet dem See, das sie, wenn der See unfahrbar ist, unschwer mit under um fahre auf der nunmehrigen Straße erreichen. Aber auch es Dotze Dwanner besitzen noch Grundstücke zu Lattrigen und im Mörigen-Egge (d'Eilimatte). Ja, ein gutes Stück Strandboden zu Ipsach, welches durch die Entsumpfung dem See entrissen worden ist, wurde durch diese Seebutzen als di Graasere (Graasmatte) z'Waase g'macht.

IV.

Der immerhin stark reduzierte Grundbesitz träit aber Eignern, welche statt der Zäiche des Kalenders die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, weit mehr ab; ja, sie verstehen dem ihnen verbliebenen Boden das Doppelte seiner bisher gewährten Nährkraft gleichsam abz'lätschle (zu entlocken). Hierzu leitet als erster Grundsatz: Weniger Veh (Vehwaar, Waar) und dafür solches, das den ganz eigenartigen Verhältnissen der Seeregion sich anpaßt; solches auch, das der Weinbauer mit der nämlichen individuellen Behandlung, die er jedem einzelnen seiner tausend und tausend Rebstöcke angedeihen läßt, Frëid het z'gąume. Wie interessant ist es, die Twanner Viehzählung vom 16. Dezember 1740 mit einer heutigen zu vergleichen! Da gab es an Chie, Stiere, Gäiße, Schoof: z'Chliinne Dwann und uf der Insel 30, 0, 3, „etliche" (es paar); im Moos: 14, 0, 9, 1; zu „Groß Twann" (im Stedtli): 79, 0, 25, 1; i der Chroos: 2, 0, 0, 0; z'Wingräis 18, 0, 0, 0; zu Geyach (Gäicht): 4, 52, 1, 52; z'sämme; 151, 52, 41, 54 und „etliche". 1872 besaß Twann samt Wingreis 113 Milchkühe. Im April 1916 ließen sich schätzungsweise zählen: etwa 45 Milchkühe im Dorf Twann und auf der Insel, 2 Kühe zu Wingreis und etwa 50 zu Geicht und dessen Umgebung, während die drei Twanner Twannberg-Bauern zusammen bei hundert Rindviehstücken zählen mögen.

Welche Wandlung also! Die 23 Buure und Biirli des Dörfchens Geicht samt seiner Umgebung und der Twannbärg liefern heute

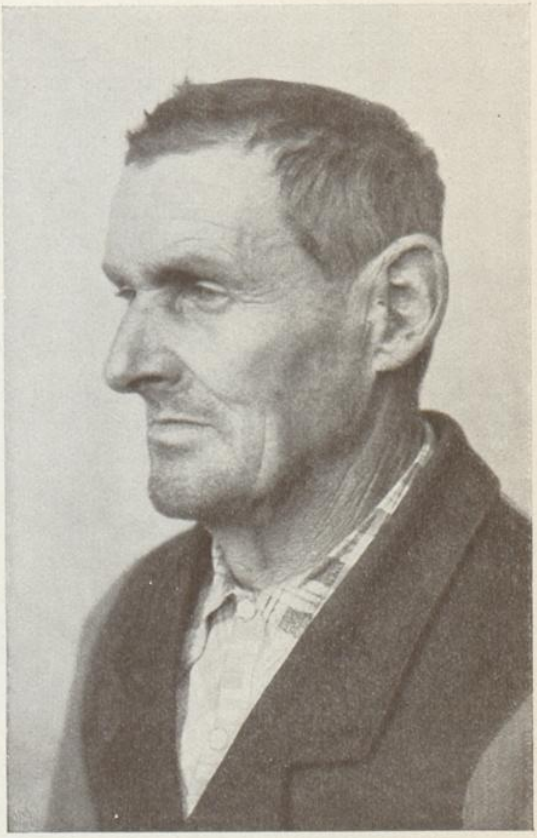
ihre Milch an eine Bieler Molkerei, als deren Angestellter ein Geichter Fuhrmann den größten Teil des Milchbedarfs im Twanner Dorfe deckt. Dagegen hat Geicht sein Halbhundert Weidstiere an die zur Landwirtschaft nötigen Bruuchstiere getauscht. D'Schaaf sind selbst auf dem Tessenberg so selten geworden, daß ma vo allem Wunder erzellt, wie im Lamlinger Magglinge die noch jüngere Frau Xändi Bärger die Wolle ihrer zwei Stallschoof zu Strumpfgarn verspinne. Die Vließträger häi de Sëi Platz g'macht, von welchen man 1740 merkwürdigerweise gar nicht Notiz g'noo het.

Der Wechsel der Haustierart ist zugleich ein solcher der Pflegeform. An den Platz der Sommerweide tritt die ganzjährige, durch Tränken im Stall statt des so nötigen use- oder dusse-tränke vielfach ungesund übertriebene Haltung im Roß-, Chüe-, Gäißestaal[1], im Sëichrumme mit der alltäglichen Nebenbeschäftigung: der Staal[1] mache. Man findet, das tauge (Safn: tüügeni) besser; die Tiere seien am Schatten u Schäärme von schlimmen Beigaben der Viehweide liiberer, mögen auch eine wirklich sie befallende Krankheit besser b'haa (aushalten) und duurep'hauke (überwinden), und ihre ganze Behandlung sei minder uwattlig (unbequem[1]). Wie bequem allerdings läßt mittelst des Baare (der Raufe) und der Chripfe (Chrüpfe, selbst durch den als Chripfedricker[2] bezeichneten hinterhältigen, menschenscheuen Pfleger) und des Sëitrog fuetere.[3] Bequem läßt sich ferner aus der Läcktäsche (šš) vor dem Tränken und Melken Salz und Kleie als das G'läck der Kuh und Ziege i d's Muul stoße, um sie ffffig und anhänglich zu machen und zu bewirken, daß sie brav schëpfi (Milch geben). Gäbig auch läßt sich so dem kranken Tier es Drank iischitte, das schnëilig, schnääderfrääsig G'schëpf bilde („mores lehren").

Besser sodann als eine Herde oder auch nur e Truppele, es Trippeli gleichartiger Tiere der Weide läßt sich im Stall das einzelne für sich behandeln: das 'bbutzte (kastriert); das hochtragende und (dem Werfen) nääähig: das Eersteli (welches erstmals geworfen hat). Auch von einer Neuigkeit sagt man: das isch mer es Eersteli!). Sorgfältiger endlich lassen sich ungedeihliche Tiere, wo nid fffretsich wäi, lassen sich struubi Chueli (deren nie sich glättende Haare auf Konstitutionsfehler schließen lassen) u. dgl. uusschaube (beseitigen und damit von der Nachzucht ausschließen), dafür aber g'liibigi Tiere (wo

[1] Ahd. wâtith (mhd. waetlich) eigentlich „kleidsam", dann wohlgekleidet und damit stattlich, schön, kann ebenso auf dieses „bequem", wie auf sonst bernisches „ordentlich, sittsam" (vgl. bien séant) weiterführen. [2] Vgl. Lf. 264. [3] Vgl. Meiners „futtern".

Liib häi), ja solche, wo uusbiete (zum Wettstreit auffordern), heranziehen. Das gelingt aber nur dem Tierfreund, der das geringste Omen eines Tierquälers: eines Schinter, Tierlischinter von sich fernhält, der auch an Luft und Licht und Sonne die seelische Regsamkeit seiner Pfleglinge beobachtet und unterhält und sie namentlich in ihrer angebornen Siberligi unterstützt. Und wessen andere Natur solcher Reinlichkeitssinn geworden ist, der wird namentlich bei der von städtisch-seedörflicher Bauart (S. 120 ff.) aufgenötigten Stall-Enge das davon unzertrennliche Unaamietige (Stallg'schmack, Spuren des Haarwechsels: sich entheere oder enthäre u. dgl.) mittelst eigener Stallhose und Stallschueh vom Wohnteil fernhalten.



Fritz Blank, Landwirt, Ins

Da auf dem See das Schiff, an der Berglehne der Buggel die Lasten trägt, sind die Seedörfer an Rossen oder gut tüscherzerisch vielmehr Ressern[4] arm. Bloß einzelne Geschäftsleute und ein Fuhrhalter besitzen an Pferden äis oder zwäi zu eigenem Gebrauch und zum Vermieten besonders als Vorspann (s. u.).

Bedeutender ist natürlich die Pferdehaltung im Buureland, wenn sie auch an die des Voralpengeländes nicht so weit hinanreicht, daß etwa beispielsweise von eigener Aufzucht die Rede wäre. Vielmehr kauft man auf Märkten wie Chindon (Schindung oder — um Gott-

[4] Alttüscherzerisch gelegentlich sogar das Ressen. Vgl. Ins 338, Note 9.

statt — Schịntẹ, uf em Schịntẹmäärit) halbjährige, eben abgesäugte Füllen (poulins entiers): Sụger, und gi[b]t ſị uf e Bäärg zum ſụmmere. Das bewahrt sie vor schlimmen Folgen des müßigen Stehens im Stall, u. a. vor dem stögele oder chnödle und ụ̈ber choo, ụ̈ber g'heie, wobei das Tier statt mit dem ganzen Huf nur mit dessen Vorderrand auftritt und so die Standfestigkeit verliert. Ferner stärkt die Luft der Juraweiden die Lungen der Tiere in dem Maße, daß sie von Strapazen wie denen des Artilleriedienstes weit weniger nạạche g'noo werden. Es unterbleiben oder mildern sich schlimme Uebel wie der Lungeſtịịger, bei welchem das arme Geschöpf grụ̈ụ̈ſeli mues ạạtne. (Ägerten.) — Erst die auf der Weide gekräftigten Tiere werden dann aag'ſetzt zum lehre zieh, nachdem ihnen zum gäuggele und göölig tue genügend Zeit geblieben.

Ganz vereinzelt und auf kurze Zeit (1850—1852) diente auf der Inſel ein Eſel, der drum nicht vermochte, die Zoologie (und Zotologie) des Schimpfwörterbuchs mit originellen Beiträgen zu bereichern. Aber auch vom Roß ist nichts Bodenständiges anzubringen außer der Übertragung der Gụụre auf ein unliebsam sich geberdendes Weibsbild;[5] ferner der affrikativen Form Chlepfer (Klepper), der n-Form zääune und zụụne statt zäumen, und der Benennung des Deichselpferdepaares als das zuehändig und das vónderhändig (s. u.). Entlehnt sind die Redensarten: Tue wi n e Hängſt und (mit gegenteiliger Ergebung ins Unvermeidliche) der Chöli lo walte (das in Nacht und Nebel den Heimweg besser als sein Meister findende Pferd).[6]

Auch mäụgi Chue iſch jo g'ſchịịder weder ihre Mäiſter. Und gerade die einzige Kuh eines Gutes, das früher deren drei nährte, aber dann zu vermehrtem Acker- oder Weinbau übergegangen ist, beweist ihre Meerkigi z. B. durch scharfes Herauskennen der Schritte ihrer Pflegperson. Diese Anhänglichkeit wird vermehrt durch Aufzucht vo jungem ụụf. Das absäuge (sozusagen abmämmele) des Chalb, welchem ähnlich der unerzogene Mensch seine Chalberſtückli macht; durch die Hụswäid der halbgewachsenen Chalbete (des Gụſti, Gụſteli, Rindli); durch das dem ersten Wurf nahe Rind, und die sorgsame Pflege der Chue, welche aber abg'ſtoße wird, wenn sie nicht uf d's Mol 7—8 l ſchẹ̈pft. Diese Ergiebigkeit ist so sehr das Hauptaugenmerk des kleinen Züchters, daß er die Abstammung von einem anerchennte oder sogar 'zäichnete (prämiierten) Mụni (Muneli) (in Lg. Mụ̈neli) in zweite Linie rückt. Sowohl diese Zuchtstiere

[5] Schwz. Id. 2, 410, wo Gurrli als pudendum muliebre zu bestätigen ist. [6] Das Pferd sieht 2½ mal schärfer als der Mensch: Verdrow 1915, 199.

(Mŭnene), wie die sogleich nach dem abtränke als Zuchtochsen g'häilete oder 'butzte Stiere (z. B. der Bome und der Bornella als gejochtes Deichselpaar zu Geicht 1756) sollen in erster Linie frein sii und si ch nid lo hitzge (in Wut versetzen). Nichts an ihnen darf auch daran erinnern, daß der noch aus alter Raufboldezeit bekannte Tootschleger-Stock mit Stahlknoten der Mŭnisiisel (Mŭnizään) hieß. Dagegen erzählt der Munistaal[1] für den vormals in Twann, später in Geicht stationierten Dorfmuni oder G'mäinsstier, daß auf Nützlichkeit im Leben und Nutzbarkeit im Tode alles ankam. Auf Vereinbarkeit aber von kleiner Landwirtschaft und Hausindustrie weist jenes Männchen im Vorderjura (Plagne, Pläntsch), das mit eme Stierli an äi'r Hand und emene Gártong (carton voll Uhrenmacherarbeit) i der andere von Biel heimkehrte.

Mit der Rindviehzahl hat auch die Ziegenzahl abgenommen; und die verschiedenen neuen Ziegenzuchtgenossenschaften auch des Seelandes — z. B. von Twann und Umgebung — mit gelegentlichen Gäißebuuretage haben eine große Aufgabe vor sich, wenn sie eine sorgfältige und rationelle Ziegenpflege ein- und durchführen und damit ebensosehr die Güte als die Zahl der „Kühe des Vermögenslosen" zu steigern beabsichtigen. Es ist dabei zumeist auf Saanegäiße abgesehen, und zwar „Saanemutsche": auf den Mutz im Gegensatze zur G'höörnti. Unter diesen wieder erscheint die Chuurzhäärigi vorzüglicher als die Länghäärigi, die Zottel- oder Fotzelgäiß, die Zottleti. Die größere Mühe, die letztere rein zu halten, macht sich bemerkbar am böckele der Milch zumal einer Gäißemueter, welche schon eine größere Zahl Gitzi geworfen hat. Und das isch de"" Schaad für die zwee (Erl.: zwöö) Liter Milch uf d's Mool, welche eine gute Ziege im Grüene (bei Grünfutter) gibt. Von bekannter Güte ist ja normale Gäißmilch, welche bei richtigem Gäißefueter auf der Gäißewäid und im warmen Gäißestaal[1] (so heißt heute auch eine Flur bei den Mühlenen) erzielt wird. Zu dem hoch schätzbaren Gäißenutze kommt die Leichtigkeit der Behandlung: Den Gäißehirte kann schon das junge, rasche Mädchen ersetzen, das selber noch es Gitzi ist; geschweige das vorlaute, ältere Weibsbild, welches als e Gibe betitelt wird, besonders wenn sein uufbigähre an das mäggele des Tieres erinnert.

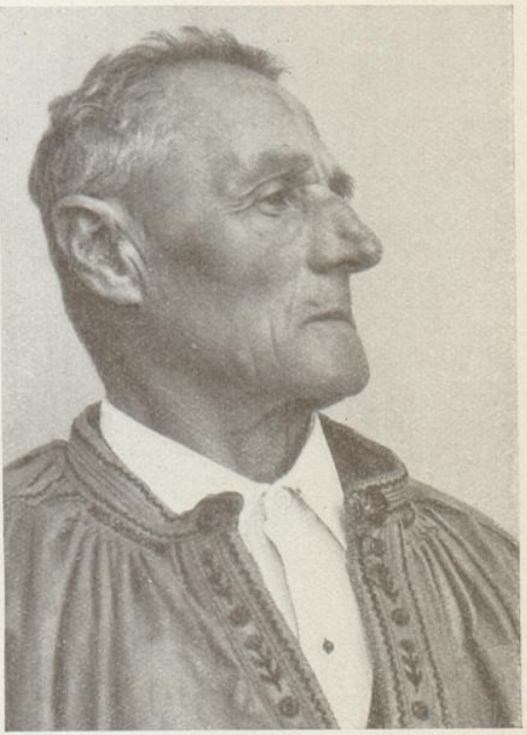
Vil G'scheer u weeni Wulle ergibt dagegen die Schafzucht auch im allgemeinen Sinn der Nützlichkeit — welche Übertragung die Verdunkelung der ursprünglich buchstäblich gemeinten Redensart und damit die vermeintlich angezeigte, sinnlose Rundung des „Gescheer"

zu G'schöör (Kehrichthaufe) mit sich gebracht hat. Wir sahen schon in „Ins" (S. 178 f.) die bis zum massenhaften Verscharren im Schinterplatz gediehene Verwahrlosung der von (Hals-)Brüüni, von Zägge (Zecken), vom (Leber-)Ägel heimgesuchten Wollträger. Wie namentlich der Eingeweide-Parasit die geplagten Schööffli ufrääsig und damit hinfällig machte, zeigt die noch heute spaßhaft an einen, wo nid mag äsſe, gerichtete Frage: Hesch öppa n Ägle? Auch die Unterkunft, welche da und dort noch an die vermutete Urform des Namens Gals = Chules erinnert,[7] trägt nicht immer viel zum Wohlbefinden einer Haustiergattung bei, die bei anhaltender Wulletüüri vielleicht in Zukunft eine höhere Schätzung gewinnt. Ebenso ist die minime Sorge, womit höchstens die Widdere zum Verschneiden als mästbare Chrutuurfle tierärztlich behandelt werden, Grund genug für die miggerige Abträglichkeit von Tieren, welche doch viel ungenutzt zugrunde gehendes Futter in Wolle und Fleisch umsetzen könnten. So begreift sich, wie die erzielte grobi, ruuchi Wulle beim Weben und Stricken niene hii gäit (schlecht ausgibt). Die Inselpächter der Jahre 1843 bis 1853 scheinen selbst mit der magern Weide der chliinni Insel zufriedener gewesen zu sein, da sie selbstgewonnene Wulle wäsche, chaarte (karden) und spinne und den z'wäbe g'gääbnne Halbliin für eigenes Hausgewand walken ließen.[8]

Völlig us em Tierbuech aber würde man damals die Preise gefunden haben, die heute für ein ganz junges, unter Umständen mit der Saugflasche oder dem Schwamm abg'mämmelets, abg'säigts Feerkeli und etwas älteres Fäärli, wie denn erst für einen Faasel, für einen Mutz (Erl.: Motz) als kastrierten Beer, eine Galsle als kastrierte (der Buurdi oder Rose beraubte) Moore, Fäärlimoore bezahlt werden. Es trat erst zwischen jene und die heutige Zeit die Einfuhr englischer und halbänglischer (1847) Rassen, welche ihre Wichtigkeit wieder verloren haben. Heute kann jedes gut gehaltene Schwein aus dem Wachstumsstadium der hochbeinigen, uufzogne Grassau zu der g'sänkte Mastsau „empor" gedeihen, bei welcher es waggelet und beiderseits der charakteristische Fäld (die Falte)[9] vo de Hinderbäi schreeg uufe gäge d'Laffe (Schultern) gäit.

[7] Vgl. den Galserbärg oder Chulemont, Schülimung, Tschülimung, ganz sinngemäß französiert als Jolimont. Nicht so „hübsch" ist das im Inser Chorgericht (vgl. Ins 608) häufig erwähnte Tschuliloch als das eingefriedete und der Schaulust des Pöbels preisgegebene Gefängnis des ehemaligen Rathauses. [8] Irlet. [9] Ahd. der falt, mhd. der valt und die valte, die valde neben dem Adjektiv ein-, drî- usw. -valt und -valtec, -fältig, welcher Umlaut auf das Dingwort zurückwirkte. Oder handelt es sich um Rekonstruktion aus „das Fäältni" (Gb. 442) zu faldan, falten?

Der bereits in „Lützelflüh“ [10] hervorgehobene Unterschied der Zusammensetzungen mit Sau- und Säu- (Sei-) tritt auch im Twannerischen noch lebhaft zutage. Der ausgesucht unhöfliche Mensch ist ſạugrob, ist vielleicht obendrein ein Sạukärli, Sạumage,[11] Sạunịggel. Aber der Trinker hat Säüäügli, der Händler als Beutel eine Säüblạ̈ạ̈tere; der Löwenzahn oder d'Säübluemme trägt das Säübluemmerẽhrli, mit welchen Kinder pfụụre oder gịịgle. Die Sau selbst frißt Säüdränki aus dem Säühafe, Eingemachtes aus dem Säübücki im Säütrog oder -tröögli. Sie liefert dafür den Boorſt, den Säünabel (Samenſtrang) für das Einfetten warm gelaufenen Eiſens (z. B. von Sạ̈ạ̈gebletter), beſonders aber als Schwịịnigs: Säüfläiſch, -brägel, -ſchnụụre; dazu die Späckſite, die Laffli, die Hamme, wogegen d's Granggelbäi übrig bleibt. Dagegen iſt „der Schinke“ eine grobe Bezeichnung des Beins, wie der Scheiche (auch basl.) eine ſolche des Fußes. Wie das Schlachttier iſt uf em Schrage der Operierte und der ſonſtwie Bettlägerige. Jenes wird ụụsgnoo oder ụụsg'macht; d'Däärm werden g'chehrt und g'ſchlịịmt für gewöhnliche Würſt. Doch nicht für Würſte, welche ein Seeländer mit der Rede bekomplimentierte: I frịſſe d'Schintele, u der Urạạt g'heien i fụrt. In das Netzi kommt das aus Fleiſchriemen und Läbere geſchnittene, mit Maazis (Muskatblüte) und



Johann Meuter-Bloch, Landwirt, Vinelz

[10] 294. [11] Der Mage als Verwandter: Kluge 298.

Salbineblettli gewürzte Spißli, oder das aus g'hacketem Fläisch bestehende Adrio (á- (Erl.: Adriol). Dieses Fleisch wäre sonst wie Händscheläder so zääi. Dagegen sitzt zwüsche de Laffe das zarte Jumpferebitzli, während d's Pfaffestücki der Lummel des Geflügels ist. Alle diese Fleischsorten wiegt der Verkäufer aus, welcher der Bank macht (der Fleischbank vorsteht).

V.

Viel Eigenartiges hatte zur Zeit des rechtsseeischen Landbesitzes die linksseeische Milchverwertung. Kamen[1] die Kühe im Herbst vom Berg zurück, so wurden sie im Stall z'erst aafa wider z'wägg'fueteret, bis ihre Milch in Masse und Güte verkäst werden konnte. Das war der Fall von uusgänds Jänner oder aafangs (iingänds) Horner bis zur Bergfahrt im Mai oder Juni. Gewöhnlich stellte man hierzu den Pächter des chliinne Twannbärg an. Der verarbeitete die Milch von den ungefähr 110 Twanner und Wingreiser Kühen z. B. des Jahres 1870 zu Anken und Magerkäse, welche Produkte die Lieferanten konsumierten. Die Buttermilch wurde an Arme uusdäilt, die Schotte zur Schweinezucht verwendet. Den Sommer über behielt man wieder nur Vieh für den notwendigsten Milchbedarf daheim.

Hierzu einige Wortnachträge. Die kurzen Melkzüge an den Dille oder Striiche des Utter zumal der sehr schonend zu behandelnden neumälchige Tiere werden als ein zipfle bezeichnet; das vorbereitende Bearbeiten der Zitzen (aarüste[n]) ist ein aazieh. Das nunmehr häufig durch ein Milchsiibli bewerkstelligte richte (seihen) geschah und geschieht sonst mittelst der Milchfolle, welches Wort aber samt dem Trachter zugleich dessen Füllung (den Follewiisch) bezeichnete: sauber präparierten Bast der Waldrebe (Riele).

Die Milch mußten die Viehbesitzlosen während der Käsereizeit in der Chäserei holen. Diese war zunächst im Hublerhuus zunächst dem Kirchhof untergebracht; noch redet der dortige Vorschärme davon. Später kam sie in das jetzige G'mäinsweschhus im Moos; und schließlich ward sie nach Geicht versetzt, um aber dort nunmehr stille zu stehen. Dort also, wie zwischen iine bi de Buure, holte man die Verbrauchsmilch im Chriegli oder Milchtuteli oder Tulung. Der Dechchel hindert, daß im ummeg'geitsche und -gluntsche der Milch während des Tragens diese doch nicht uusg'geitschet wird. (Etwas anderes ist verggeitsche: sww. pantsche durch qualitäts-

[1] So erzählt Albert Krebs (s. S. 504) weiter.

schädliche Mischung.) Ein verggȳdere und verſſȳdere während des uusmässe vermeidet die Frau des Kuhbesitzers um so angelegentlicher, da das Milchgält in ihre Tasche fließt. Und das wott eppis säge, da die Viehbesitzer trotz dem Literpreis von 20 Rappen lang vor 1880, von 25 Rappen kurz vor dem Weltkrieg und den 36 Rappen des Jahres 1918 gäng no meh uufe wäi mit der Milch. Eine Steigerung übrigens, die sich durch die großen Unkosten der Milchwirtschaft links des Sees wohl erklärt.

Dieser Preis nötigt zu äußerstem huufe mit der edlen Flüssigkeit. Schon die fettarme, weil zum Teil des Pelz (des Rahms, der Sahne) beraubte blaui Milch verdient volle Ausnutzung wie di ganzi Milch. Den Chȳeijer (Chüeijer mit ſanntne Hoſe): die Rahmdecke auf der erwellte Milch gehört jedenfalls auch nicht in den Kehricht.

Die Kräuter und Gräser des Jura geben, nach einem Zeugnis vom Jahr 1782, eine eigentümlich süße und gewürzhafte Butter, die auch, ohne z'räächele, ranzig (räächelig) zu werden, sich lange unuus-g'loo (ungesotten) hält. Sehr guten Bäärganke, als Halbpfȳnder in Jänzenebletter gewickelt, brachte seiner Zeit der Danieeli vom chliine Twannbärg ins Tal herunter, um damit die Kuhmiete zu entrichten. Das gab ausgiebige Ankeſchnitte, kurz Schnitte geheißen, für klein und groß. Ein ankne bloß im Ankechȳbeli als Butterstoßfaß gestattete man sich gelegentlich zur Winterszeit.

Geschah dies regelmäßig von allen Lieferanten der Twanner Chäserei (s. o.) glȳchlig, so bestand der Chäsereichääs (als Gegensatz zum Bäärgchääs) natürlich nur aus Magermilch. Wurde der mager Chääs dann erst noch hert wi Stäi und arm a Chuſt, so mußte er sich den Titel Tȳrligȳger gefallen lassen — als eigentümliche Umdeutung des armen Spȳsgȳger, der um milde Gaben vor den Türen geigt. In guten Zeiten aber wurden zu Twann bis sieben Zentner Milch verchääſet, und es gab (z. B. 1744) ganz aaſtändigi Chääsli von beiläufig Viertelzentnerschwere. Der im Chehr um von den Lieferanten verköstigte Lohnchääſer war dann fei e chläi es Mannli.

Auch Ligerz hatte eine kleine Talkäserei, wo das Chääs zäichne (1837) behufs Zustellung an die Beteiligten ebenfalls eine Rolle spielte.

Seit einigen Jahren gehört auch unsere Gegend zum Kreis Biel des bernischen Milchtechnikerverbandes. Der Geichter Landwirt Seila[3] hat sich in dieser Beziehung große Verdienste erworben.

VI.

Eine Weingärtnerbevölkerung, die durch ihre Tagewerke zu so subtiler Klein- und Einzelarbeit erzogen wird, ist damit von selber auch veranlaßt zur Kleintierpflege. Wir gedenken hier des Schnäggezüchter Köbi Gall in Ligerz, der sich humoristisch den größten Hornviehbesitzer nannte. Wir erinnern an das in „Ins“ 335 ff. über Geflügel und Kaninchenzucht Gesagte, wobei sprachlich „das“ noch heute gültige, sporadisch auch in Bözingen zu hörende, „Äier“, das glugg ig, d. i. brütlustige Huhn,[1] das Hiendli als Kücken und der Ggiggel als Hahn notiert sei, auch das Langohr unter den Kaninchen angemerkt werde. Mit der Erwähnung des Imp als Bienenvolk, des Impi und Impeli als Biene (Beji), des Impistock und -hüüsli, sowie des Impi-Gäärster als vielgenannten Bienenzüchters deuten wir ein Kapitel eines spätern „Bärndütsch“ („Saanenland“) an, indes eben hier noch von wiederholten Ansätzen zur Seidenzucht während schlimmer Weinfehljahre zu berichten ist.

Bereits um 1768 wurden um Biel durch die bernische ökonomischi G'sellschaft Maulbeerbäume zum Zweck der Seidenwürmerzucht und Seidenindustrie gepflanzt.[2] Von da aus müssen die Versuche rasch bis nach Twann sich ausgedehnt haben, da hier am Gäärsterhuus ein wenigstens hundertjähriger Baum — und zwar noch in voller Lebenskraft — steht. Auch dies ist allerdings e schwaarze — schwarzfrüchtiger — Baum, dessen Blätter nach bisheriger Annahme nid so gueti Siide gääbe, wi vom wiße (weißfrüchtigen) Baum. Und da nach altem Spruch d' Chie z'Bärg gange, wenn d' Mulbeerbletter fifliibergroßi fii, also erst Ende Mai oder anfangs Juni, so bedeutet das selbst für Twann und Ligerz, die wärmsten bernischen Orte, eine klimatische Speeti, welche mit den Lebensbedingungen der Raupe nicht völlig stimmt. Hauptmann Dütsch in Ligerz pflanzte daher wißi Bäüm, und als Siidestuube, welche noch heute zu sehen ist, wählte man ein Gehalt im Rumbuu (zu S. 186), diesem Försterhäuschen an dem herrlich besonnten Waldegge über Bippschól. Mit Hauptmann Deutsch nahmen Hauptmann Engel und Notar Engel sich der Sache an, und die Sidezuchtg'sellschaft empfing innert der Jahre 1837—1849 z. B. aus dem Ängelbärg und von der Insel regelmäßige Beiträge, die sich zwischen 5 und 28 Franken bewegten. Leider brachten alle Opfer und Mühen bloß unansehnlich gääli Side zustande, die an der Berner Ausstellung des Jahres 1853 bloß einen Aufmunterungspreis errang, trotzdem der Gutsherr Wildbolz, der Arzt

[1] Nicht jedoch „die“ Huen. [2] SDS. 1914, 12; Fäsi 4.

Dr. Engel († 1857) und dessen Schwiegersohn, der Twanner Sekundarlehrer und seitherige eidgenössische Lebensmittelexperte Schwab, die Angelegenheit neuerdings an die Hand genommen. Diese harrt gemäß dem Satze nüüt naglag g'winnt neuer Studien und Versuche. Solche hat im Jahr 1914 Oberlehrer Böhlen in Vinelz mit seinen Schülern aufgenommen, und die außerordentlich interessanten Ergebnisse berechtigen zu der Hoffnung, es komme vielleicht doch noch irgendwann und irgendwo im Seeland zu einem befriedigenden Resultat so lockender Vereinigung einer neuartigen Baumkultur und Beerenverwertung, einer reizvollen Kleintierzucht und einer so feinen Industrie, wie das Siide winde, Siide spinne und Siidigs wäbe es ist. — Ein Seidenweber arbeitete übrigens vor zwei Menschenaltern zu Ins.

Ackerarbeit und Hausfrauenwerk.

I.

„D's Brinnelizält, d's ober und mittler Gummezält" (S. 131) bei Geicht über Twann suchen mit ihrer Umdeutung der „Zelg" enеren alte Saag (einem alten Wort) e neuen Usdruck z'gää. Die drei Zelgen waren ja[1] der dreijährige Turnus der Feldbestellung (Dreifelderwirtschaft),[2] welche mit Wintergetreide, Sommerfrucht und Brachweide vom 8. Jahrhundert an bis um 1760 das verkehrsarme dörfliche Zusammenleben der Markgenossen mit Brot und Zukost, mit Milch und Fleisch und Acherzug unterhielt.[3] Die jeder Familie zugeteilte Zelg war als „Nährfruchtland" der ez-isc, eßbisch, Esch, stellenweise das Jisch und das Öösch, wie zu Neuenstadt les Œuchettes, wie bei Prägelz les Ouches.[4]

„Das" nun gänzlich umgedeutete „Zält" näherte sich der Zelg noch in Schreibungen wie „die lamlinden (Lamlinge-) Zelt" (1743), „die hindere g'selt" (1744). Unentstellt finden wir 1811 das Leimezälgli (Ga.), die Maderätsch Zelg (1589), die Zellg im Grüüß zu La. (1533) usw. „Auf" dieser Brünnelizelg lagen 1696 eine Ägerte (Ins 303), sowie der obere und untere Brünnelisacher. Als andere Achchere seien zwecks kleiner Ergänzung zu Ins 290 ff. bloß nachgetragen: der Ägertenacher (Tw.); Burgacher uf em Brünneli (Tw.); die Lorenz-Achchere (Tw.), der Rösseli- (Rosselet-),

[1] Vgl. Gb. 270 f.; Ins 293. [2] Hoops 1, 48; 2, 68. [3] Dr. Manuel Röthlisberger, Das bernische ländliche Nachbarrecht (Bern, 1916) 30—47. [4] Graff 1, 529; mhd. WB. 1, 761; schwz. Id. 1, 569; vgl. zum Teil M-L. WB. 2913.

Zimmerli-Acher (Tw.), Bendichtsacker (Vg. 1788); Salmans- (La. 1533), Hätt- (Kappelen 1533), Hirzelacher (Tü); Fuchse- (Fh.), Bäre- (Tw.), Spärwerßacher (Kapp. 1533); der Wyler- (Tw.), der churz und läng Schelmenacher (Schindanger, Schinterplatz, Kapp. 1533); die Grintacheren (Kapp. 1533); der Tschemelacher (Sutz 1768); der Büünenacher (Tw.); die Twanner Graaustäi-, Birebaum-, Tschänibaum-, Hereⁿbaumacher; d's Roßiiise (Geicht); d's Mittlerfäld (Geicht). Auf alle diese Äcker wird wie in Ins z'Acher g'gange oder g'fahre zum achcheriere; aber in Tw. nicht mit dem sonst allgemein westschweizerischen Flueg, sondern mit dem erst neuzeitlich dem Schriftdeutschen entlehnten Pflueg, der denn auch zum sonst unmundartlichen pflüege dient. Das besorgen aber auf den Bärgblätze der frühern Allmänt des Twannberges dortige Bauern, wenn nicht Dessebärger; im Wein- und Pflanzgartengelände der Talschaft ist für den Pflug kein Platz. Anders war das zur Zeit des rechtsseeischen Grundbesitzes. Da kam auch das Nachbarrecht der Radwändi (so hieß 1583 zu La. ein Acker) zur Geltung. Es gab Verschreibungen von Ackerstücken mit dem Vermerk: Man radwändet oben vom Wald härab uf disem Acker (La. 1533); oder: Hans Möriß radwändett uff dem Acker so und so (Kapp. 1533); oder: Da und da liegt eine Jucharten Acker, so auf mich radt wändet (1761).[5] Solche Äcker, die mit dem Recht des Anstößers belastet waren, behufs der Pflug- und Wagen-Radwende auf sie uuse z'fahre, hießen Anwander (z. B. Kappelen 1533).

Erstmals unter Pflug oder Hacke genommene Ackerstücke sind Uufbrüchch. Sie sowohl wie ältere Ackerfluren in isolierter Lage zumal an Gehängen, die an Wald grenzen und gegen Viehtrieb zu schützen waren, wurden iizuunet als obrigkeitlich bewilligte[6] Zischleeg. Nach solchem „Absondern", l. cernere,[7] benennen sich die jurassischen Cernils z. B. auf dem twannerischen Courtelaryberg, und das zu Li. gehörende Cerniaux (1783: Cerniod mit den damals noch bestehenden 14 Häusern),[8] 1609 Chernols, Chernolz, Schernols, Schernelz, Schääᵉrnelz, Schärnelz, 1597: Tschärnelts.

Solche Einschläge sind natürlich magerer Boden, welcher der Düngung bedarf. Vor allem des (Stall-) Mist, der früher in Stedt und Stedtli (als welsche courtine) ebenso ung'schiniert am offenen Heerweg sich breit machte, wie heute noch stellenweise uf em Land. In Twann mußten diese Misthüffe, deren Geruch das Leitmotiv der

[5] PuTw.; NB. 4, 183; vgl. Gb. 241 f. [6] NB. 4, 133—1266 in großer Anzahl. [7] M-L. WB. 1832; Walde 154; zu gr. krinein. [8] RBS. 149.

Atmosphäre abgab, zugleich mit den malerischen Laube (S. 127) aus der zur Straße verbreiterten Gasse weichen. Schorete, Wüschlete (šš, Kehricht), Rueß u. dgl. ergänzen den Stalldünger nicht so rasch wirksam wie der Brennhäärt der Mutthüffe (fournaux de terre), wie die Gülle oder B'schütti (um 1840: Spütti), namentlich die im wachsete Moon (1806, 1807) und womöglich im Stäibock (1811) uustaganni. Dünn wi Abwäschwasser ist sie freilich auch dann unwirksam. Konservierte Jauche aber untersagen die Käsereigesellschaften. Erst recht in e Wuet[9] (Wuehligi, Raschwüchsigkeit) g'ragate die Pflanzen durch gewisse Reizstoffe, besonders aber durch eläkterischi Hochfrequenzströme, die bei Pflanzen wie Tieren den Stoffwechsel beschleunigen. Das macht zitig z'gruenele, kann aber freilich Pflanzen auch gäil machen: zum Vergeilen bringen.

Die Ackerstücke wurden zur Zeit der Dreifelderwirtschaft hauptsächlich mit Getreide bestellt: „mit Frucht angebauen (1764), mit Korn (Dinkel) und Gewächs" (Tw. 1767). Die Hauptrolle spielte dabei „die" oder „das" in „Ins" 310 ff. vorgeführte Baschi als Mischgetreide (z. B. das alt erlachische Wickibaaschi), dessen Schreibung (bage,[10] page 1696, Base 1726, Basä 1718, Bäßy 1750, Basche 1761, Bäschi 1752, Bachsä 1717, Bachsi 1746, Batzen 1743) auch links des Sees so viel Mühe machte. Dazu kam Spät- und Früehhaber (z. B. 1816 am 16. Mai gesät) mit dem eigentümlichen Chläili[11] des Kerns; der Winter- und Summerwäize (1806), unter welchen man Chleesoome säete, um diesen, wo er nid erruunne wäär, mit Rogge zu ersetzen; die Gäärste, die man (schon 1834) gleich dem Roggen in handhohem Stand 'troolet het (gewalzt), um das Lagern, das daherige fuule und uuswachse zu verhüten. Uusgange war schon früh der Hirse, Hirsch, dessen Spreuer so gut gegen das duurligge Schwerkranker sind. Das summere (Geicht 1770) heißt spezieller der Choornet und neutwannerisch d'Äärnt, das äärnte. Die (schon 1849 auf der Insel mit einer Treschmaschine) 'treschete (šš) Ääli kommen nur im Buureland in den Spiicher,[12] das nordfranzösische spicarium. Zum Dreschflegel alter Zeit (Ins 318) sei nachgetragen, daß er dem Twanner in dem bekannten Bild vom Glückspilz an die Stelle der Laterne, des Holzschlegels usw. treten kann: Wem auch gar alles gelingt und gerät, däm duet noch der Dreschflegel uf em Esterig chalbere.

[9] Im mhd. WB. 3, 534 zu waten und l. vadere (energisch nach etwas hinstreben) gestellt. Anders Kluge 501. [10] Morel 215. [11] Das Büchöörnli: Gb. 517. [12] Ein solcher zu Büel: aBl. Taf. 22; vgl. Albert Stumpf, Bernische Speicher (Zürich 1914), Nr. 1 und 2 und Inschriften S. 22. 26.

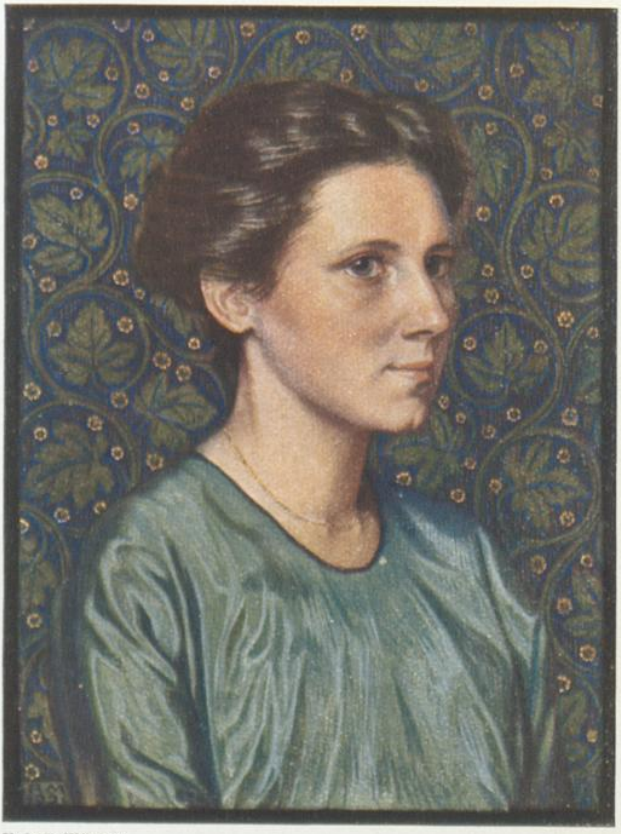
Eigentümlicherweise hieß im alten Twann das Gespinnst d's G'wächs, welcher im engern Sinn gefaßte Name sonst das Getreide (das links des Sees selten gepflanzte Chorn) bedeutet.

Der gleichen Gefahr abz'mu̯u̯dere, z'vermu̯u̯dere oder z'vermoore verfallen, wie Getreidesamen, in nassen Frühjahren auch d'Härtöpfel. Zu den zahlreichen frühen Sorten dieser Hackfrucht (Röösteler oder Röösteliherdöpfel usw.) seien hier die Grü̯bler beigefügt: im Garten gezogene Knollen, die man zum Gebrauch vo der Hand i d's Mu̯u̯l unter den stehen gelassenen Stauden fü̯ü̯re grü̯blet (hervorklaubt). Die an der bernisch-freiburgischen Grenze bereits 1748 gepflanzte [13] Kartoffel wird gemäß der kleinen Landwirtschaft des Berglandes ohne Pflug kultiviert. Dem setze mit Hilfe der Haue folgt, vor em fü̯ü̯re choo der Triebe, das bu̯tze (jätte) und riehre (Erl.: höögle) mit dem liechte Dreizingg zwecks lu̯gg mache des Rauft (der Erdkruste); dann, wenn si fü̯ü̯re sii, das hau̯le mit dem Spitzhau̯li, welches in kleinem Maßstab die Form der Blatthaue wiederholt. Das Spitzhauli dient auch zum hü̯ffle, hü̯ffele (wälmle), wie der ziemlich schwere Charst zum u̯u̯sdue (grabe). Auf dem Twannberg vollzieht sich dies an recht kalten Herbsttagen unter wiederholtem Händ weerme an eigens hierzu aa'zintnem Fi̯i̯r.

Im Härdepfelchru̯mme des Kellers wachsen im Frühling d'Chäiste mannshööch, so daß man an ihnen die Knollen fi̯i̯re zieht. Ein abchäiste vor dem Gebrauch unterläßt man: das macht mi̯ nimme^{br}; es macht die Knollen verböllet und schwarz. Die bei starkem Überfluß und niedrigem Preis mittelst des Härdepfelstüehli, der Härdöpfeldri̯cki oder -dri̯ckere vorbereitete di̯i̯ri Rööösti sei hier (S. 495) nochmals erwähnt. Diese Rööösti wird am Vorabend der Bereitung i̯ig'wäicht. Zum sofortigen Verbrauch gesottene (g'schwellti, g'schwelltni, g'schwelltnigi) Härdöpfel schiblet man dagegen mit dem dem Schälu̯si ähnlichen und an die Riebhächle erinnernden Raffler. Sonst aber war der Härdöpfelraffler ein in Holz gefaßtes, sehr engmaschiges Drahtsiebstück, durch welches die Knollen zum Zerkrümmeln du̯u̯redri̯ckt werden.

Zum brägle alsdann i̯bertoo, soll jede Rööösti im spru̯dlige Schmutz der Pfanne pfi̯ffe (sausen), zischen und sprägle (spräzle). — Aus den der Rinde entledigten: b'schnittne rohen Kartoffeln wird die raui Rööösti, werden ebenso Härdöpfelbitzli, wenn nicht (halbierte) Bitze bereitet. Versoodere, versoore, verbrenne oder auch aabrenne (aabrönne, „brönte") sind gleich sorgsam zu vermeidende Nachlässigkeiten.

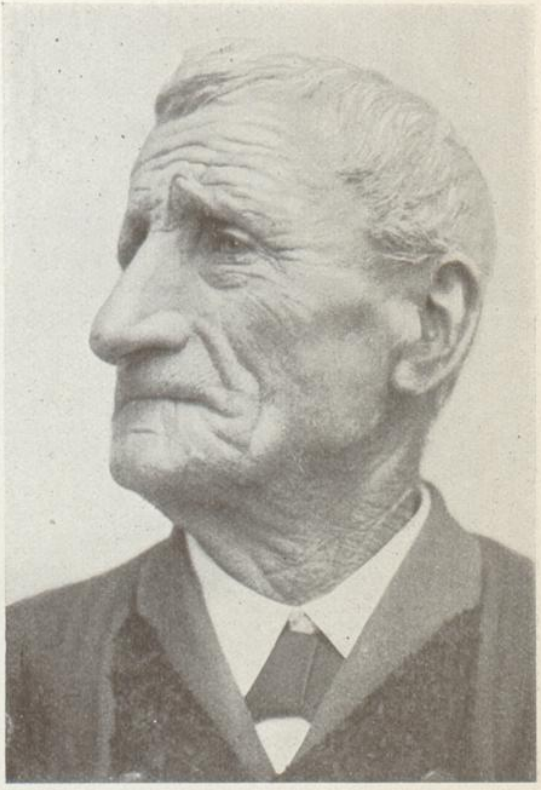
[13] Laut Staatsarchivar Schneuwly in Freiburg.



Rudolf Münger

Mädchen aus Erlach

Wie Kartoffeln, pflanzt man u. a. i de Witine (Blößen) der Rebberge Bohnen mit oft so großem Erfolg, daß man z. B. 1782 no z'Martistag „Grien Bonen gekochet u gäßen" hat.[14] Ohne Stütze gedeihen da prächtig die Buschbohnen, Mutzli, als Suppebehnli, Suppebohne einer Gruppli-Art. Solche zweiter Art, die ausschließlich zu Suppe, Muessuppe verkocht werden, aus welcher jedoch besondere Kochkünstlerinnen di linde Bohnen uusezieh, für nes Sößeli dra z'mache, heißen Stigbehneli. Sie fordern nämlich (Reb-) Stickel als Anhalt, an denen sie gradlinig steigen. Schwänkle dagegen: Ranken, wie die Erdbeere sie seitwärts treibt, wollen die Stäckebohne recht hoch empor senden an Bohnestäcke. Nach dem Aussehen solcher ist eine überschlanke Person so dinn wi ne Bohnestäcke. An solchem Anhalt spinne die Bohnen so ausgiebig, daß kundige Frauen sie ähnlich den Rebschossen hefte, um den einigermaßen hinterhaltenen Saug (Ins) oder Schutz der Fruchtbildung zuzuwenden. Unter den zahlreichen Stangenbohnensorten schätzt man insbesondere die nahtlosen Ohnifädebohne, anderwärts die Ung'fädlete geheißen. Zu Twann bedeutet aber dies Wort just g'fädleti Bohne, welche des fäädne oder des fiifere erst noch harren, gleich wie die Chiifel-Erbsen (pois mange-tout). Mit uusloo dagegen bezeichnet man das an winterlichen Abenden gemütlich vorge-



Abraham Weber, Landwirt, Brüttelen

[14] Herbst-Rödellein.

nommene Auskernen hartschaliger Bohnen und Erbsen, deren Samen d's Mannevolch in das drunder g'stellte Gefäß, d's Wiibervolch eher i d'Schoos, „aus"-fallen „läßt". Dann folgt das erläse. Di wieste Bohne g'schwellt ma für d'Sëi. — So eifrig wie möglich wird für einen ansehnlichen Vorrat von diire Bohne g'soorget. Die g'spaltete und angesottenen Kefen werden zunächst im Cheemi an eigenen Stäckli uufg'hänkt und kommen dann im Bohnechëërbeli zum uusdeere an die Sonne. Schließlich werden sie in eigenem Bohneseckli dem Luftzug der schwarze Chammere ausgesetzt, in welcher man auch d's g'räükt Fläisch verwahrt.

Im Keller aber warten suuri Bohne ihrer Verwendung. Sie werden im Bohnestandli iig'macht wie in eigener Kufe der Süürmangold, sei dies nun kleinblättriger Schniid- oder aber Abbrächmangold mit langen, breiten Rippi. Besonders stolz paradiert sogar neben dem Trinkwiifeßli, dessen Inhalt sie bei fleißigem abbutze nicht schädigt, die Surchrut- oder Surchabisstande, eigens gefüllt vom Chabishobler, welchem ma b'richtet g'cha het, är föll choo. In der Erdgrube dagegen überwintert, d'Stoorze aufwärts kehrend, d's süeße Chrut. In den Seestrandgärten links des Sees läßt man übrigens Chabis wi Chëhli getrost auf seinem Standort überwintern und holt sich nach Bedarf es Chëhli (vielleicht es uufg'sprungnigs) oder zwäi, drei Chëhli, wenn nicht so und so mängs Chabischëpfli, oder sogar es Bluemmechëhli (Blumkohl, chou-fleur). Besonders geschätzt sind, und zwar von jeglicher Kohlart, die derben, festen Häiptli des Bäärgchabis vom Dessebärg, vom Twannbärg, von Geicht, indessen d's Mooschrut sowohl nach Fischen wie nach Turbe riecht und schmeckt: fischelet oder chrütelet und wie die ersten Moospflanzen überhaupt möösele t. Das nämliche kann vom Rööselichöhli des Mooses gelten, im Gegensatze zum Reeselichehli der Strandgärten.

Die rechtsseeischen „Bondangße": die Runggle, neutwannerisch Runkle, Runkelriebe führen im Namen über zu den Riebli, insbesondere den Pfelzer-Rüebli. Die soll man doch ja im Fisch sääije, wie i der Wagg und im Schitz d'Bohne setze und im uufgäänte Moon d'Äärbs. Ein besonders guter Erbsenpflanztag ist der Ezechiel-Tag (10. April). Nicht in diesem dagegen d'Zitibele; die chämme sust i d'Gauche (würden vergeilen). Auch sollen sie käi Augsteräägе 'berchoo. Botanisch verwandt ist das Lauch. Das sächliche Geschlecht lehnt sich an „Gemüse" und G'chööch, das Gegenstück zu dem mit Essig oder mit Späck aag'machte Solaat, welcher

nicht mehr frisch dem Solaat- oder Pfäfferbecki enthoben, sondern schlampig geworden, am Abend noch erst recht mundet. Spaargle wurden bereits 1794 im Insel-Garten gepflanzt; neuer ist d'Rü-baarbere, und bloß für das Geflügel wird etwa Meerchoorn (Mais) gebaut.

II.

Mattsoomme[1] oder Páwo (pavot aus papaver,[2] Mohn) als Solátöl, chrutsigi und glatti Münze (Minze) u. dgl. führen über zu den Arzneipflanzen für Chrankni und Bräschthafti und für Diffisiili, für welche niemer der Dokter räichti. Gegen allerlei Übel wissen die Hausfrauen zumeist recht g'schiidi Rezätt. Fiffingerlichrut und Sarnikel; Karmänderli (Gamander) und Biberchlee, Kamille und Wärmuete spielen eine gleich wichtige Rolle wie Meerzeschneewasser für Brandwunden, g'salzner Späck für Wunde z'butze, d's Schmäärhütli der Nierenfettkapsel für der Umlauf mache z'riisse und Séigalle für Spriißen ii (wenn man Glasscherben oder Holzsplitter: e Spriißen iig'macht het). Solche Kräuterkunde wäre eine gute Vorschule für die mehr und mehr der Neuzeit sich wieder aufdrängende Kultur von Arzneipflanzen in einem eigenen Chrütergarte neben dem Blumen- und dem Gemüsegarten, in welchem dagegen das Buchs als Safträuber und Schneckenherberge füglich fehlen darf.

Wie kundig der Garten mit der Umstächschufle oder der nunmehrigen Grabgable, dem Rechen usw. bearbeitet wird, zeigt z. B. die Art, wie er über den hungerige Braachet hinüber hilft: den Juni, in welchem die Frühgemüse vorüber, die späten Garten- und Ackerernten no nid nooche sii. In Twann gibt es freilich Partien, welche des Gartens so gut wie ganz entbehren. So d's Gäßli und die untersten Häuser am Burgwäg. Sie konnten sich früher, z. B. 1533, des länge, des innere (1605) und des ussere Moosgaarte getrösten. Nun sind diese Stücke größtenteils vom Bahnhof, vom Tanneplatz und von Privatgebäuden in Beschlag genommen. Dafür hat jedoch der zurückweichende See Platz gemacht für eine äußerst intensive Strandgartenkultur. Der Obst- und Gartebauverain von Biel und Umgebung gibt hierfür große Anregungen.

Zur Zeit des rechtsseeischen Grundbesitzes gab es dort auch Büünde, Büünne, in Tw.: Bünte (Büntenachcher) für Gemüse und

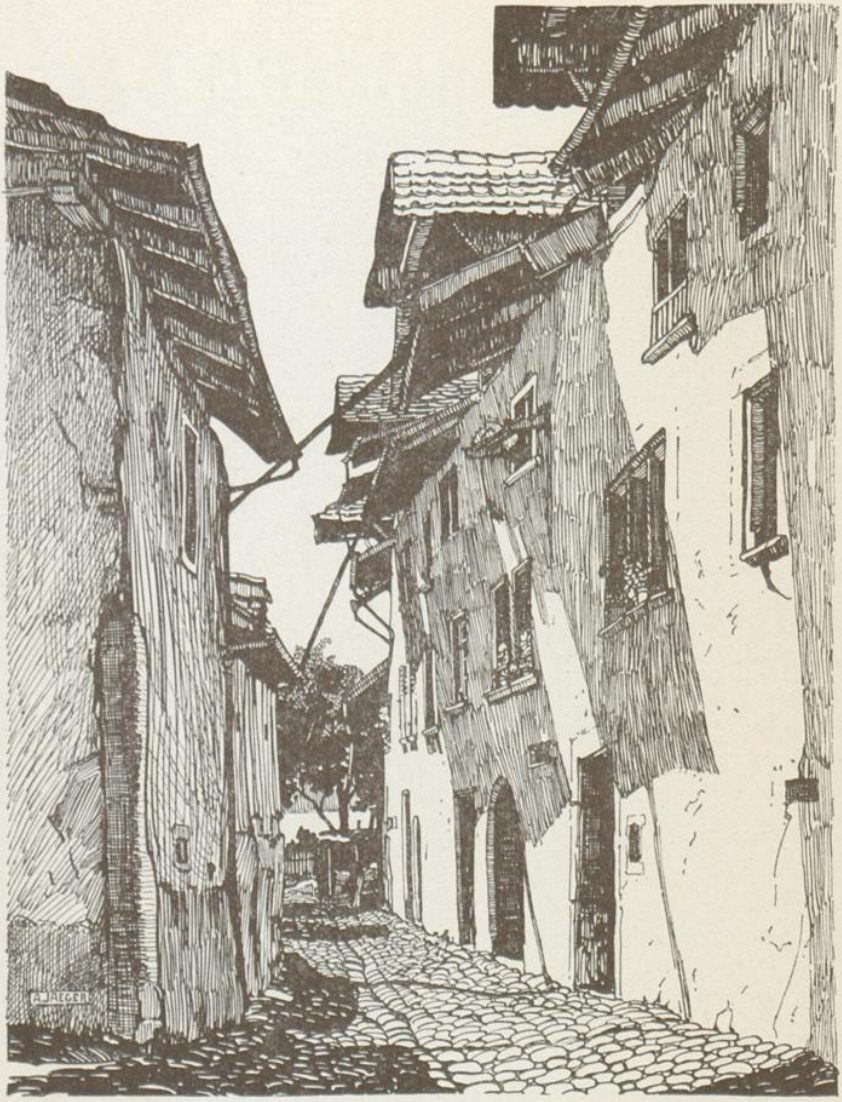
[1] Umgedeutet aus Magsamen: altdeutsch: mago, mage und mahen, mân, Mohn (Kluge 317; schwz. Id. 4, 104: Magi). [2] Walde 560; M-L. 6210.

G'wächs (Gespinst). Dies letztere wurde gleich dort auch g'rooſtet (geröstet) und heimwärts verschifft. Auch die Geichter pflanzten Gespinst und zogen den Samen dazu: den Flachsſoome oder die Leinsaat, sowie die Hanfsaat, Hawßet, Hauſet (1853: Hausetsamen) selber. Eine gute Nebeneinnahme aus ersterem gewährte das g'liſteret Liinööl (1833), welches als Beleuchtungsmittel allerdings vorteilhafter durch Räps (z. B. 1832) ersetzt wurde. Das Gespinst aber wurde in bekannter Weise auf der Brächhütte oder dem Hüüsli d'deert und b'brochche. Die Dingle schafften Knaben auf den See; dort häi ſi ſi aa'zunte und dem Bärgluft ubergää, um an dem grandiosen Fliirwäärch ihre Augenweide zu haben. Das Wäärch (der Hanf) wurde sodann g'riibe in Tw.: g'manget) und gleich dem Flachs g'hächlet. Was hierbei von den schön geordneten Fäden der Riiſte gesondert wurde, gab beim Flachs Chuuder, beim Hanf Chnöpfigs, Chnöpf. Die letztern wurden zu Wöſchſäili gedreht oder gaben, g'woobe, Äſchetüecher. Das übrige Gespinst lieferte, gebäucht (b'büüchet), währſchafti ſälberg'g'ſpunnigi und im Dorf g'wobni Gewänder, Bettzeuge usw. Vgl. l'habit d'estouph[3] zu Courtelary 1687 als Aufgeld zu einem Kuhberghandel.[4]

Vielleicht lehrt die Zukunft auch unser Ländchen, sich von den Krisen des Weltmarktes unabhängiger zu machen durch neue Erzeugung von Wulle (S. 511 f.), Siide (S. 516 f.) und G'ſpünſt, zu welchem dann auch die in der Neßlere (Tw.) und sonst an unsern Flüehne so wuehlig gedeihenden Neßle gehören werden. Das durch Amerikas Baumwolle (Bauele) verwöhnte, hie und da mit der Beschränktheit eines Bauelegrind arbeitende Gewerbe der Gegenwart hat diesen „Netzstoff" (neßß-ila) der alten Fischerei und Hausindustrie (vgl. das Nesseltuch) zu würdigen verlernt oder höchstens sporadischen Gebrauch (für Spinatzusatz, gegen Harnbeschwerden u. dgl.) davon gemacht. Und doch gibt die nach Art von Flachs und Hanf g'rooßeti Pflanze ein wunderbar feines und starkes Gewebe. Heute aber weiß man bloß, daß d'Neßle (nur nicht „dää Monat") brönne.[5]

Die künftige Bekleidungsindustrie bedarf ja keiner Rückkehr zu veralteten Gewändern, wie dem G'ſtaltrock ohni Ermel von blauem Griß oder Strichchlituech, wie allerdings grad es rächt es tolls Wiibervolch ihn mit Stolz getragen hat. Auch nicht zu den

[3] Gr. stýpē, stýppē, wurde entlehnt als l. stūpa, stuppa (frz. étouppe), und dieses über germ. stopfa (M-L. WB. 7332) und it. stoffa (étoffe) und stoffo als Stoff; hierzu der zum Stopfen dienende Stöpfel = Stöpſel, sowie staffieren uus g'ſtaffiert. Kluge 30. 545.) [4] Schlafb. Tw. 165. [5] Warum? Vgl. die neuerdings in der Elisabeth Müller herrlichem „Vreneli" (S. 53 f.) erzählte Sage.



Gasse (Industriegasse) in Twann

wiß u blaaue Strichlihose der Männer. Wenn nur über dem ganze Hemmᵇlistiil oder -schilt eigenhändig verschaffets (verarbeitetes) guets Duech, dessen Kosten doch nicht i d's Guettuech ine griffe, von rechter Haushaltungskunde zeugt. Wenn nur der weibliche Grundsatz: Mi soll nid hüroote, bivor mą cha Hose blätze, sich immer siegreicher durchkämpft. Wenn nur nicht aus Löchern des brättig statt zigig g'lismete Firfueß d'Fäärsere näckę-dig blutt fiire gugget und das Brasseli (bracelet, Armband), will aber hier sagen: das elastische Strumpfband das schadhafte Böörtli verdeckt. Wenn nur nicht die siidige Hideli gewisser Stadtschönen auch die „Landpomeranzen" anlocken, Vogelg'schiich zur Schau zu tragen. Dann mag über der flott gewellten Zipfe oder Tritsche des Frauenkopfes ein geschmackvoll selbst garnierter Dechchel — wenn zu groß, mit dem Párettli als innerer Randfüllung aus homogenem Stoff g'fieteret — die anmutvolle Trägerin zur Aufforderung anreizen:

Komm hieher, mein lieber Figaro,
Und schau mal, wie mir der Hut steht!

Verkehr.

Kauf, Kram, Markt.

I.

Handle" und händele im kaufmännischen Begriff des Worts, und händle, wie brotnjjdischi und verbünstigi Verbönner aus Verbunst unter sich tun, gehören in erster Linie zu Hand, wie in zweiter Linie die aus jenen Verben rückgebildeten Dingwörter der Handel und der Händel. Letzterer freilich so, daß er sich leicht aus der singularisierten Mehrzahl (Streit-)Händel erklärt; aber ihre sachliche Parallele wird ja durch die Gegenwart genügend illustriert. Händle kann heißen: enandere i d'Fingere näh; handle ist der Wortableitung gemäß: etwas in, auf, an die Hand nehmen, a d'Hand näh. Das tut ja auch z. B., wer Roß-handlet und von Anfang seines Berufs an (um) Roß-g'handlet het. Gleich durchfühlbar ist die Grundbedeutung von bihandle (und mißhandeln). Offen liegt diese zutage bei „handlich" (handy), während hantlig mit dem Nebengedanken „das hat Widerstand gefunden" (das het gstotzt u g'stotzt!) behaftet ist. Wir gewahren, wie es mit dem Gefühlswert von „angelegentlich, nachdrücklich" — es ist hantlig g'gange! — zum Abzielen auf Vorteil und Gewinn überleitet. So wird die Handlung als „action" zur Handlung als Handlig (d'Handlig lehre) und zur Handlung Meyer, Müller & Cie., welche sich mit der „Erhandlung" (1712; etwas „an sich erhandlen": 1678) und mit vorteilhafter Wiederveräußerung, gegebenen Falls unter dem jjihandle des und des Gewinns abgibt. — So wird der Handel zum Tausch, das Handeln zum düüsche, tüüsche (ss): tauschen = täuschen gemäß alter Sprache, welche noch im Grindelwaldnischen[1] sich durchsetzt und im Geschlechtsnamen „Teuscher", svw. Handelsmann, Händler versteinert vorliegt. Dem Roßtäuscher[2] alter Zeit aber war es vorbehalten, mit seinen bekannten Tücken den Teuscher durch den Täuscher und das

[1] Gw. 459. [2] Lf. 253. Vgl. den „Täuscher" in Schillers „Pegasus im Joch".

dụụsche: tauschen mit dem täuschen zu infizieren und selbst den „Eintäuscher und Gegentäuscher“ (1710), den „Thäuscher“ 1728), ja auch die hohe „Frau Täuscherin“ (1708) eines Kaufvertrags im heutigen Sprachgefühl leise zu diskreditieren. — Das heute einseitig gefaßte chạuffe, welches als altes chouff(j)an zugleich verchạuffe bedeutete und aus sich sowohl den ahd. koufo (kouf-man = Kaufmann, Chạufmạ) als den ahd. kouf (Chạuf u Lạuf) hervorgehen ließ, ist im Gegenteil ethisch gehoben und gesäubert[3] aus dem lat. caupo (Krämer und Schenkwirt zumal für die germanischen Söldner) und aus cauponări hervorgegangen.[4]

Alte und neue Bedeutungswerte stụụren also z'sämme zu einem Handel, Tausch und Kauf ụụfrächt u redli, „ohne falschen Tuck“,[5] ohne Gefährde („luter ohne alle gefehrdt oder geverd vnd argliſt: 1484), sans dol ni fraude (1821), sans fraude ni barat, ohni Lụụgine, ohni Vöörtel, ohne nach Art des Vöörteler Voortel z'trịịbe oder z'vöörtele, ohni z'bschịße. Dies kann ja wohl verhütet werden mittelst einer (vielleicht in zierlicher Kanzleischrift abgefaßten) „glaubsamen“ (1575) „Kauffbeyelschrift (1719) oder Kaufbeile,[6] wenn nicht ein Niklaus Manuelscher „Policarpus Schabgnaw“[7] sie mit seiner Hundshụt (schlechtem Pärgimänt) i d's Folio ịine nüütnụtzig werden und ihre Bestimmungen lạgt i Vergäß (Vergääs) choo. Da ist schon der Handschlag (einander „in die Hand schlagen“: 1587) zuverlässiger, wenn nicht die Genossen eines Betrügers Grund finden, darob heimlich i d'Händ z'chlopfe (Beifall zu klatschen). Zu den geübtesten Betrügereien gehört das Abschwatzen: „abläschele“, ablätschle, ablätsche einer gewünschten Sache und das ụụslạugne von Schulden, die man auf dem Wege des Kredits: des dings gää und dings näh, ụf Bụff, ụf e Chnebel (d's „Chäärbholz“) het lạ uufschrịịbe, i d's Büechli tue. So wird auch manche größere Schuldverschreibung es bapịịrigs Dier (Tier), und der Gläubiger mag seine Forderung i d's Chemmi schrịịbe"; er het ſi Sach vergäbe g'gää. Er büßt nun das z'lang lösse (oder nunmehr auch in Tw. loose) auf die gar lụte und, auf gute Lümde[8] sich berufenden, Versicherungen des Schuldners, er werde der Sach schó B'schäid gää und ſiner Schulde erledige, er stehe noch nicht

[3] Der caupo hat laut Horaz (Satiren I, 5, 4) Wii g'chauft u 'tauft. [4] Seil. 1, 107; Kluge 334. [5] „Tücke“ ist ursprünglich Mehrzahl. [6] Schwz. Id. 4, 1161—6; Gw. 547. [7] Papst 854. [8] Isolierte Glieder der großen Wortfamilie klu: laut, Laut, läuten; losen = lauschen, luuße (auch visuell: Gb. 209) als Durativ alt hlôsen neben lûs-trên, basl. lußere, uus lustere; hliuma (Gehör, Ohr) und liumund Leumund, verleumden: Kluge 280. 288. 294. 473.

blank (ohne Mittel). Es sei noch nicht an dem, daß er in seinem G'schäft, in das er Hab und Gut g'setzt häig, öppa hindertsi mach, über nüüt chööm, z'nüüte gang, verlumpi, konkurs mach. Es komme dann schon wieder die Zeit, wo er füüre huusi, füür mach, öppis füür häig. Er werde sogar den alten Twannern es gleich tun, die mit ihrem raue („rauhen" statt rohen) Ji komme von pär tuusig Franke[9] die — 1825 gegründete und selbst im Kriegsjahr 1915 einen Umsatz von 15 Millionen aufweisende — Nidauer Amtsersparnis-Kasse hauptsächlich speisten. Wenn nötig, werde er noch Merikaner, wie der Lüscherzer Hans Grimm, der siebenmal drüben gewesen und zwar lahme Füße, aber einen gespickten Beutel heimgebracht habe. Der habe freilich keine Gelegenheit, Gält z'mache, verlämmeret (Erl.: verlälleret). Er habe eben im eigentlichen wie im übertragenen Sinn immer d'Strümpf 'bbunde g'haa, daß sie ihm nie über d'Straufinke oder d'Holzbööde abe g'lämelet, glampet häige, wie wenn sie (in ihren schmutzig angelaufenen Rillen, Rümpf) Wasser zugi (zögen, auffögen, S. 145). So miechi's (erklärte der Großsprecher) nur die vom Krieg überraschten Glünggine. — Worte sind eben zu allen Zeiten wohlfäil.[10]



Frau Mina Schilling-Mürset in Twann

[9] Es gab laut Meiners 1, 198 um 1782 auch in Nidau Bauern mit 20·000 Louisd'or Vermögen. (Der L. wurde gleich dem Louis d'argent erstmals 1640 unter Ludwig XIII. geprägt und ist dem Franzosen noch jetzt, was uns der Napólion 20 Fr.; vgl. Seil. 3, 259.) [10] Sonst unterbernisch: „wölfel" mit der Verbalbildung „wölfele"; es het „g'wölfelet" im Gegensatze zu tüüret = uufg'schlage.

II.

Zunächst ein Ort des Handels: ein zur Spende von Schatten u Schäärme überspanntes Zelttuch, dann das Zelt und die in ihm zur Schau gestellte Ware, auch ein Einzelstück derselben heißt der Kram, mhd. auch die krâme.[1] Wer hier kauft, chroommet. Insbesondere chroommet er verwöhnten Kindern öppis (häi^{m}): es Chröömli (was in Tw. zunächst ein Fiifer- oder Zääbnerstick beim Zuckerbeck bedeutet), und als Verschwender verchröömerlet er all sein Geld. Der Verkäufer seinerseits kramt seinen (Klein-)Kram aus, wie ein Schwätzer es mit seinen Geheimnissen tut. Der altdeutsche Chrääm mer (krâmarî, als Geschlechtsname schon 1301 in Peter Kremar von Biel, neben dem dortigen Kramar) bot hierzu um so mehr Gelegenheit, da er, wie der caupo (S. 528), zugleich Schenkwirt war.[2] Die einfachste und bequemste Art der Warenauslage bietet das Brett: der Lade. So bat Erlach 1697 den Berner Rat, er möchte im neuen Kornmagazin auch wieder, wie im alten, vier Krahm-Läden, jeden 15 Fuß lang, herrichten lassen. Das wurde gewährt.[3] An den Platz eines solchen ursprünglichen Laden tritt nun der Ladetisch (das Korpus), und „Lade" selber rückte auf zur Bezeichnung des mittelgroßen Verkaufslokals,[4] wie auch das Ladli zum Lädeli wird. Ziemlich primitiv mag noch der alt Lade Twanns als einzige Kaufsgelegenheit des Orts — bi'm Platz — ausgesehen haben. An seine Stelle trat 1834 der neu Lade bi'm Höösli, der nun aber die Konkurrenz von sieben andern Läde (von denen Irlet s. S. 160) auszuhalten hat. Selbst das viel größere Ins zählt deren doch nur sechs, wenn wir auch dort die Metzgerläde und die Beckerläden abrechnen.

Sagt das Französische hierfür magasin, so spart das Deutsche das arab. mac'hâzin (wo man Waren verörteret) als Magazin, d. i. Lagerraum auf, wogegen das persische Wort für Markt: bâzâr, als Bazar oder (frz. gesprochen) Basar eine gelegentliche Veranstaltung von Kleinwarenverkauf um übertriebene Preise zu einem gemeinnützigen Zweck[5] bezeichnet. — Das hier seltene Wort wird um so häufiger durch die Tómbola[6] ersetzt. Gesellschaften und Vereinigungen veranstalten sie für den Fortgang ihres Verbandes oder auch, wie zweimal in Twann,

[1] Kluge 262, [2] Hoops 3, 95. [3] Schlaffb. 1, 235—7. [4] Kluge 275; mhd. WB. 1, 925; schwz. Id. 3, 1964 ff. [5] Dagegen steckt der sizilianische bazzariotu als Betrüger (M-L. 1010) den Profit selber ein. [6] Die it. tombola ist das von jeder Volksbelustigung unzertrennliche Lottospiel, bei welchem der wie gewöhnlich Verlierende g'heit (tombe), oder noch drastischer, der Büürzlibaum (il tombolo, la tombolata) macht wie von einem Hügel herunter: einem tombolo, l. tumulus (zu tumêre, schwellen: Walde 795 f.; M-L. 8982; Seil. 4, 353.

für Ausstattung der Kirche (s. u.) und einmal für die Vollendung des Twannbachschluchtweges, hier also jedenfalls mit wirklich gutem Tombolag'wüsse.

Das aus l. consummare (consommer, vollenden) und consumere (consumer, verzehren) zusammengeschlossene konsumieren (neben Consommation) erzeugte die Rückbildung Consum. Der hiesige Konsumverein unterhielt die vier Ablagen zu Twann, Ligerz, Prägelz und Deß.

Aus all diesen fixen Verkaufsräumen tritt der Käufer mit der iig'machte (emballée) Rustig, die er als der P'hack oder das P'häckli mit sich trägt. Im Gegensatze dazu sucht der Husierer, wo das husiere nicht mit bättle auf eine Stufe gesetzt und verboten wird, Haus um Haus mit seiner Ware ab. Zwischen ihm und dem Krämer vermittelt der Grämpler, die Grämpleri durch grämple[7] mit Lebensmitteln. Ihren Beruf vertrat zu den Zeiten alter Verkehrsarmut der Säumer. Von seinen Säumerställen (Stall = Ablage) oder vom Kaufhaus (pro stabulis seu domo fori) zahlte Erlach dem Haus Savoyen in den Jahren 1396 und 1397 je 30 Schilling.[8] Das gr. ságma: der Saumsattel (dessen Ladung der Saum[9] ist), ist ml. „bastum", auf welches man sonst[10] den bastardus (bâtard), Paster und alles verpasteret Wäse und Züüg zurückführte.

Warenbestellungen zwischen einem Geschäftshaus und entfernten Kunden vermittelnd, räiset ein Räisend mit Mustern als Müsterler. Seine Aufträge sind ihm auf Treu und Glauben „anvertraut" (commissi, wie die als Kumissione bezeichneten Verrichtungen innert enger Grenzen); er ist commis voyageur, Gummi, Gumi. Die Elastizität seines Auftretens reizte den Wortwitz zur Gleichsetzung mit dem gummi elasticum: dem Gummi, Gumi (la gomme),[11] nunmehr Gautschu,[12] Gátschuu, im Emmental „Gätschuum" geheißen.

III.

Der Gegenstand des Handels ist die Ware. Entsprechend ihrer mutmaßlichen Verwandtschaft mit Wert[1] bedeutet Waar in jedem Berufskreis das Hauptobjekt seiner Arbeit und Sorge. Des Landwirts Waar ist das Vieh (Veh, d'Vehwaar, Lebware), des Bäckers Waar die Bachrustig usw. In umfassendem Sinn ist dagegen d's Wäärli der Inbegriff der geringen Habseligkeiten eines Menschen. (P'hack di's Wäärli z'sämme u gang!)

[7] Schwz. Id. 2, 736 ff. [8] Taschb. 1901, 13. [9] Schwz. Id. 7, 944—953. [10] M-L. 979; WuS. 1, 29. [11] Über gr. kommi aus ägypt. kamî. (Seil. 2, 161.) [12] Frz. caoutchouc aus südamerikanischem cahutschu. (Seil. 4, 334.)

[1] Kluge 483.

Die frz. Entsprechung marchandise (Marschandiise, šš, i) führt uns zurück auf l. (die) merx,[2] die merc-em, woran sich eine sachlich und sprachlich reiche Wortfamilie knüpft. Denken wir zunächst an den (im Merc-urii dies, Mercredi gefeierten) Merkur als Gott des Handels und Verkehrs; sodann an die merc-ēs als Sold, um welchen der mercenaire als Söldner dient; weiter an die durch die Begriffe Sold, Minnesold, Geneigtheit, Güte, Gnade und deren im Dank versprochene Erwiderung hindurchgegangenen merc-ēs als la merci, als Mĕrßi[3] (am Platze des durch den gereimten Nachsatz möcht gärn no meh verspotteten „obligé“, óblischee). Ferner an den mercier (Trödler) als Inhaber eines Kurzwarengeschäftes: einer mercerie, Mérßeri (Tw.). Endlich an das im Gegenteil großzügige com-mercium als den Handelsverkehr, den Verkehr (commerce) überhaupt, der aber im Kumäärs (-ä-) oder Kumäärš wieder zu den Kleinlichkeiten einerseits umständlicher Anstandszeremonien (Wichtigtuerei), anderseits des bunten Kleinkrams (Plunder im heutigen Sinn, Bagatellen, Bägitälle) herabgesunken ist. Vgl. jedoch die Kumäärsgaß. (Li.) An den Platz des l. mercator[5] aber: des Großkaufmanns (im Gegensatze zum caupo) trat der das „mercatare“ (chräämerle) betreibende it. mercatante, der Marketender, der Marggitänter und d'Marggitäntere (Lg.), der Maarggidänter. Aus l. mercari, später mercare (Handel treiben) wurde dagegen der it. mercante und der frz. marchand. Der vertreibt seine Ware (Marschandiise, s. o.) mittelst des mercatus (marché): des Handels und seines nochmals hauptsächlichsten Standortes: des „Marktes“ (s. u.).

Für dieses Wort traten allerdings zunächst zwei andere Ausdrücke mit bemerkenswertem Bedeutungswandel ein: Messe und foire.

Wie die Läserfunntige (S. 374 ff.) sich als nachmittägliche Belustigungen an die sonntäglichen Herbstablaßpilgerzüge zur Ligerzer Kirche anschlossen, und wie aus der Kirchweih die Chilbi mit all ihren chilbige Anhängseln und Auswüchsen erstanden ist: so wurde aus der kirchlichen die händlerische Messe. War ng der Predig die nicht zur Abendmahls- und Totenfeier zurückbleibende Menge verschickt: missa, it. messa,[6] so schickte sich diese zu den nachmittäglichen Belustigungen an, bei welchen der Zuzug fremder Händler mit ihren Nutz- und Luxuswaren mehr und mehr die Hauptrolle spielte. Die kirchliche „Messe“

[2] Nach ansprechender Deutung (Walde 480) zu einer Verbalgruppe mit dem Begriff „anfassen“ gehörig, also eine sachliche Parallele zu „Handel“. [3] M-L. WB. 5517 am Platze. [4] Ich bin Ihnen „verbunden“. (Vgl. Obligation und obligatorisch.) Ebenso ist danken: äi'm dra dänke. [5] Noch altsp. und pt. mercador. [6] Hiernach „die Messe“, wie aus post illa (verba = „nach diesen (Worten)“: die Postille; wie Liederanfänge als Liedertitel.

klingt in Tw. noch fast verschollen nach in: äi'm d'Mäß abeläse (wie: äi'm es Kapitel läse = äi'm abekapitle und wegen der Ruhestörung durch das „Mettenglöcklein" der Frühmesse, der matutina: e Metti mache, aastelle, haa).

Während dagegen die Händler-Messe an wenigen dadurch namhaft gewordenen Stellen (Zurzach, Leipzig, Lyon, in zweiter Linie Basel und Bern[7]) haftet, ist die frz. foire als Jahrmarkt auch ins Deutsch-Westschweizerische vorgedrungen. So nach Twann, dessen ehemaliger Markt (s. u.) als la foire de Douanne besucht wurde. Diese foire ist die (singularisch benannte) l. feria.[8] Zugrunde liegen ihr die feriae[9] im Doppelsinn der Feier: Fiir, das Fiiroobe[nd], des fiire, und der Ferien: Feerie, Feerie. Diese sind neu volkstümlich geworden in den Schulferien mit den just arbeitsreichen Hefterferie (S. 323), Magglingeheuetferie (S. 495), im Gegensatze zu den städtischen Ferienkolonien, in welche die bedürftigen Schüler z'Feerie gange.

Alle diese Kaufgelegenheiten der Läserfunntige und der Chilbi, der Messe und der foire werden natürlich weidlich ausgenützt zum verströme und verhütze, vertschaggere, vertschäggere von allerlei verlägner Rustig, Miggis und „Minggis", Uusschaub und Gg'rääbel, rebut, Ramsch, Riffraff, dessen Aufliegen im heimischen G'schäft den Inhaber wurd aaschäme. Darum stellt ein Verdienstarmer damit auf seinem Chaare[li] eine Züüglete, ein züügle von Ort zu Ort an. Da wird es grüüslig's G'hehr aag'stellt und d's Muul g'führt, daß auch der Gizig mit der Einbildung, er häig wohl g'schaffet, es guets G'schäft g'macht, aufgeschwatzte Bedürfnisse befriedigt sieht.

Ein Hahnenfeder muß er han,
Ein Hemd mit seiden[10] Nähten,
Damit er mag am Tanz bestahn,
Gefallen seiner Greten.

Zumal der Zuckerbeck (Confiseur) wird seine Ware leicht los mittelst des tschättere des Glücksrades, dessen Inschwungsetzung (reedle) wieder und wieder einem Günstling des Schicksals einen Läbchuechе oder gar ein Häärz mit gruusam schönem, äxtra für ihn gedichtetem Väärsli (Sprüchlein) in den Schoß wirft. (Häärzbüechli nannte Maler Anker die massenweise erhandelten, sonst [Schulmädchen-]

[7] Ehemals auch Neuenburg, dessen zeremoniös eröffnete Messe durch Favre (207) geschildert wird. (Vgl. Gb. 530 f. [8] M-L. 3250 [9] Das r aus s in l. „fas-nom", fānum (heiliger Ort), vgl. pro-fanus (vor und außer dem heiligen Ort befindlich, unheilig). Einläßlich: Walde 270. [10] sidîn, wie silberîn = silbern usw.

Album geheißenen Hefte in Queroktavformat mit auf den Umschlag gedruckten guldige Häärz, deren Papier ihm für die auch in unserm „Ins“ und „Twann“ teilweise reproduzierten Studien trefflich diente.

IV.

Der Hauptausdruck für alle solchen Veranstaltungen ist nun freilich (s. o.) l. mercâtus[1] als marché iSv. Wochenmarkt, als ahd. márkât, mérkât, mérchât, mhd. market, mërket, 1670 Märkt, 1641 Märck, Määrit, Meerid (Ins, wo aber auch Meerig, wie um Murten Märig). Auch Twann sagt etwa Määrig. Ausdrücke wie: äi'm i'n Määrit falle (1635, d. h. durch Überbietung ihn im Markten stören), „den Märit in dem Prys halten (1670), mit einem deß Märits übereinkommen oder mit ihm deß Märits deß einen (äinig) werden“ (1670), so daß man mit ihm nicht einmal mehr um enes Fränkli stößig bleibt, setzen sachlich die Verbalableitung markten voraus. 1653 schrieb man märkten, 1765: märten, määrte und (in Tw.) määrtzele (Iterativ wie z. B. swankezen schwanze zu schwanken), d. h. feilschen.

Als Marktorte kamen von jeher Amtssitze in ersten Betracht, damit die Määritlüt zugleich amtliche Angelegenheiten erledigen können. Darum war z. B. im alten Arbäärg jede" Määntig Määrit u G'richt zugleich. Auch sind gewisse Markttage (z. B. zu Biel um 1781 im Juni) Zahlungstermine.

Als uralter Freiherrensitz, der noch lange selbst unter nidauischer Landvogtei großer Selbständigkeit genoß (S. 214), war auch Twann ein Marktort bis etwa um 1885. Um diese Zeit verunmöglichte die Juragewässerkorrektion mit ihrer Seespiegelsenkung um mehr als 2 m nicht nur die Twanner Landwirtschaft im Äänerland (S. 504), sondern gleicherweise den Transport von Lebensmitteln nach dem linken Ufer zwecks Versorgung der Rebleute und der Gewerbetreibenden, der letztern einst auch in Biel. Vorher brachten Gerlafinger Bockfüehrer auf ihrem Bock (großen Lastschiff, S. 22) schwere Ladige von Gemüsen auf den Twanner Markt, und Möriger und Epsiger (Epsacher) befuhren ihn mit Chiirße.

Der eigentliche Määritblatz war die Bachteleländi unterhalb der Kirche. Da hatte am Wuchemäärit, der immer auf den Freitag (Määritfritig) fiel, der Kleefaß (Cleophas) von Neuetstadt seinen Fläischstand inne und versorgte die Käufer mit Späck und sonstigem Schwiinigem, während der Jost aus dem nämlichen Stedtli den Platz under dem Ragathusboge, wo heute die Metzgerei

[1] Hoops 3, 197 f.

floriert, mit Chääs besetzt hielt. Bis an die Bäreländi aber dehnte z. B. 1685 der Märgreetmäärit (am 15. Juli) oder helig Chrütz-määrit (Kreuz-Erfindung am 3. August oder Kreuz-Erhöhung am 14. September) sich aus. Da wurden denn neben der Chiefferlaube des Johanniterhauses (S. 202) auch die Gassenlauben des Dorfes äxtra suuser g'wüscht.

Wem es noch nicht genügte, alle diese Twanner Märkte z'freg-gantiere (fréquenter), der konnte seinen Ohren ein volles Genüge schaffen an den Gassenrufen: Grooblauch (Lauch)! Séllerüüi! Meije-roon! Rääteeech! durch Hüttemanne us em Mistelach. Lüscherzer Fischer durchzogen das Dorf mit Körben voll kleiner Felchen, die sie mit dem Ruf: Pfeerig! Pfeerig! zu Fr. 1. 50 bis Fr. 2 für den Vier-lig (24 + 2 Stück) ausboten. Ein schreckliches Getrommel schickten fahrende Ausverkaufshändler, die aus ihren Drotschge herauskreischten, als Heroldsruf durch die Dorfgasse.

Recht gern aber verzichtete jüngst sogar das Amtsstädtchen Erlach zugunsten des an einen Eisenbahnknotenpunkt gerückten Ins auf die immer noch im Kalender figurierenden Märkte, welche z. B. 1347 under em Märithuus bi'm undere Toor gehalten wurden. Bis um 1900 fand dort noch immer ein (Getreide-) Soommemäärit statt, noch früher auch ein Chooru- und ein Säumäärit. Der Kornmarkt zu Murten und (schon z. B. 1829 all Määntig) zu Nidau hat ihn überwuchert.

Einen Wuchemäärit ließ sich Nidau 1454, 1484, 1614 neu bestätigen; und damit er nicht durch den Bielmäärit konkurrenziert werde, verbot Bern 1770 die Beschickung des letztern mit Obst- und Gartenfrüchten aus dem Nidauer amt. Nur die Getreideausfuhr aus letzterm nach Biel, wo die Twanner und Ligerzer ihre Brotfrucht kaufen mußten, stand seit 1681 offen. Da aber die Landwirte des Nidauer-amtes solche Sperrung des Bielermarktes häi z'g'spüüre 'berchoo, durfte der letztere seit 1793 „mit Bescheidenheit mit Erdspeisen" (Häärt-spiis) befahren werden.[2] Der Handel mit solchen ääsige Spiise war bereits 1448 gestattet, aber mit einer Gebühr von 1 % belegt worden. Die Verordnung ward 1804 erneuert.[3]

Friedlich teilt heute Nidau, welches ebenfalls 1448 seine Jahrmärkte a der Uffahrt, am Bartlométag (24. August) und am Chlauser-tag (St. Niklaus, 6. Dezember) bestätigt erhalten,[4] den ihm einzig ver-bliebenen Chlausermäärit mit Biel. Dabei gehört der alten Grafen-stadt der Nachmittag, der Zukunftsstadt der Abend. Die Hauptauffuhr

[2] NB. 1, 825—9; 3, 248: 5, 146 ff.; 6, 12—15. [3] ABR. 1, 117. [4] Ebd. 1, 115.

galt den Mastsäü, deren so weit möglich en iederi Hushaltig äini zum ii̯metzge erstand. An beiden Orten bilden nunmehr Bäremutze und Grittibänze, Läbchuechehäärz und Züpfe die Hauptobjekte des Kaufes; des struppigen Chlauser wallender Bart und — als dessen symmetrisches Gegengewicht — die mit Nuß, Güezi und G'vätterlizüüg gefüllte Hutte spielen die Hauptrolle. Von der Bieler Burg aber mußte der Chlauser (=Markt) wegen jugendlicher Pöbelei nach dem Määritblatz hinunter zügle, um aber auch hier namentlich wegen zügellosen Hantierens mit der Ruete in Frage gestellt zu werden. Jedenfalls muß der Heimatschutz den als „Altertum" geschätzten und geschützten Günstling über Freude in Ehren neu unterrichten.

Wie Biel gäng der erst Donnstig im Monat Vehmäärit abhält, so ist Arbäärg mit seinen neun Jahrmärkten am Platz der zwei, die es 1501 zählte, und der einstigen Martistagmäß einer der besuchtesten Marktorte zumal mit seinen Roßmäärite, im Hoorner und Meerze.

Es gibt aber auch Märkte um menschliche Arbeitskräfte. Noch hat die Stadt Bern ihren „Meitschimäärit" und Chnächtemäärit, und einen Chnächtemeerid hatte Ins in seinem Land- oder Ragthuus. Dem fehlte es nicht an obligaten Anhängseln wie spiile (1649), suffe, Schleglete (1658), so daß am 7. März 1658 das Chorg'richt beschloß, den Markt vo der Wienachtszit weg auf eine andere Zeit zu verlegen. Der in Osternnähe fallende Eißermäärit aber wurde 1856 stark beschränkt und seines Roomeerid, an welchem auch Mäitli zu schlimmen Händeln Anlaß gaben, entkleidet.

Weg und Steg, Brücke und Straße.

I.

Vom Twannbach nach der Ligerzer Kirche führt das durch Alter und Bedeutung ehrwürdige, durch Albert Anker in einem seiner schönsten Gemälde verewigte Pilgerwägli, für dessen Anmut uns Worte fehlen würden, wenn auch der knappe Raum sie zuließe. An Alter kommt ihm das Faanel[1] nahe (an welchem der Faanelacher liegt). Das war

[1] Zu l. vehi (fahren) stellt sich die „veh-ēna", vēna als Bahn (speziell auch Blutbahn und insbesondere die augenfällig hervortretende Vene, Walde 815). Das Gäßchen hieß die ven-ella, la venelle oder (wie „le" chemin) le venél, vanél, umgedeutscht: das Fánel (aa), nachbarlich neuenburgisch 1703 das Fanell, heute gesprochen: le Fánel. Vgl. das Vanel im „Saanenland".



Alte Treppe in Vinelz

Öffentlicher Fußsteig, vom Gostel nach dem eigentlichen Dorfe hinaufführend (nunmehr neu umgebaut mit Zementstufen und Eisengeländer)

zunächst der sehr alte Dammfußweg am rechten Zihlufer zwischen der Ins-Neuenburg-Straße und dem Neuenburgersee.[2] Die hier sich bietende Fischer- und Schifferarbeit lockte früh zur Anlage eines wohlbestellten Heim, z. B. des Haus im Fannel (1592). 1683 entstand das ansehnliche und eigenartig anmutige Fanel-Haus,[3] zugleich als Wirtschaft, welche später durch die Zihlbrügg-Wirtschaft ausgeschaltet wurde.

Heute abg'fahre, war dieses Gampeler Faanel einst der Endpunkt einer Wegschleife, welche die Moosanwohner am Morgen am zwäi antreten mußten, um über Gampelen der Rank z'näh oder z''berchoo.[4] Ein verirrliger Weg, dieser ostwärts gerichtete Mooswääg, der immer wieder in Sackgassen sich verlüffe het, um den ihm Folgenden für den Naar z'haa!

Ähnlichen Irrgängen setzt sich aus, wer nach dem reizvollen Tschülimung oder nach dem Schalteräin uufe oder uuche (Ins) het (empor strebt) oder sonst einen stotzige, stutzige Räin, Stötzliräin, Stutz, Chrummestutz, ein Stützli ersteigt, um für kurze Mühe mit herrlichen Überblicken belohnt zu werden. Auf dem Schaltenrain kann er uf de sibe Wääge, anderwärts auf einem Vierweg, Dreiweg (l. trivium,[5] woher die verschiedenen Tribei bei Worben, Solothurn, Wiflisburg) sich verirre. Selbst auf dem einfachen Chrützwääg ohne Hand (Wegweiser) kann man ratlos bliibe stecke: i d's G'läis iine choo, statt auf richtiger Wagenspur zurecht zu kommen: i d's G'läis z'choo. — Fernere Hindernisse sind zumal z'Nacht die quer über den Weg gezogenen Wasserabläufe: Abschleeg. Solch ein Abschlaag war allerdings unnötig z. B. bei den durchlässigen Knüppeldämmen, wie sie anläßlich der Wasserversorgung im obere Tschugg ausgegraben wurden. Winterliche Hindernisse bieten hohe Schneemassen, durch welche nicht eine von zwei bis vier Pferden gezogene Schneedräibe den erwünschten Träib schafft.

Wegweiser (Händ) oder an Felsblöcken, Waldbäumen usw. angebrachte rooti und schwarzi Wegzeichen ersparen dem sonntäglichen Lustwanderer das wärwäise („wer weiß?" fragen), äb's jetz rächts oder links witer gang, auf dem unsagbar reizvollen, zweistündigen Hööchiwääg Biel-Twann. Die Verkehrs- und Verschönerungsveräine Biel und Twann (welch letzterem allerdings vor allem die

[2] Im Bereich von La Tène (vgl. Aw.; Jahn 380). [3] SJB. A 417. [4] Solche Chrümmine, Chrümp, Chehre machte 1779 im Moos oder „Ried" (auch „der Moor" geheißen) der zweitmals die Schweiz besuchende Goethe; vgl. seinen Brief an Frau von Stein am 9. Oktober von Lauterbrunnen aus. (Ausg. v. Wilhelm Fielitz, Fkf. a. M. 1883, I² 189 f; vgl. Dr. A. Bähler im SdB.) [5] Vgl. „trivial", sowie Triège bei Jaccard 575. Ebd. 60 f. 123. 371. Carouge aus Carrogium (1268), Quadruvium (Vierweg).

Twannbachschlucht obliegt), sowie die Burgerg'mäine Twann und Tüscherz haben seine Erstellung im August 1915 begonnen. Er führt vom Beaumont und vom Pavillon über Biel, sowie von der Höhflüeh als Haltstelle des Leubringer- und Magglingerbähnli (s. u.) nach dem Höhlestäi (S. 148), der Schloßflueh, dem Chapf und nach Twann hinunter. — Von ihm zweigt zwischen Vingelz und Tüscherz der Bielwääg ab, diese vormals einzige Verbindung Biels mit den linksseeischen Ortschaften: na de Dëërfer (Twann und Ligerz). Von den hoch gelegenen alten Dorfteilen Tüscherz und Alfermee war er bei Glatteis nur für g'üebti Bärgmanne gefahrlos gangbar. Die damit im Winter truurig isolierten Orte baten 1811 um ein Schgalrächt, doch vergäbe[ns].[6] — Bessere Verbindung bot schon um 1533 der Roßwääg mit dem Bärg (la Montagne): dem Dessebärg. Auch an den Twanner Hornstock[7] führte damals ein Roßweg, und ein dritter von Ligerz nach Prägelz.

Dieser noch immer gut unterhaltene Kurzweg ist der Charrwääg von 1609, die ml. carretta und carreria: la charette (1697) und la Charrière (1825), d'Schäriere oder d'Schäräie, nach Bieler Muster wohl auch der Tschäärts. Von Schärnelz weg ebenso steil wie anmutig, konnte er wohl die S. 464 erwähnte „Haltstelle" bieten.

Am Seevorsprung des Vingelzbärg: am runsenreichen Ruusel steigt der Franzosewääg steil an. In seiner Nähe fand 1798 das Gefecht am Ruusel[8] statt (Ins 512). Seine Benennung schreibt sich jedoch[9] von französischen Inschinööre her, welche 1836 bei der Einmündung des Holzlaß in die damals vom Staat erstellte Strgaß die Felssprengung mit Bulver bekannt und geläufig machten.

Persönliche Erinnerungen stecken im Jean- (Schang-) Wääg (Tü.), im Wißäier- (Tü.), Fankhuser- (Tü.), Traffelets-Wäägli, im Siechenhaus am Chäiserwääg (Kappelen 1533). — Beim Beiji-wäägli nahe dem Tschampetschäng (S. 176) suchten um 1860 die Twanner und Ligerzer Unternehmer Engel, Deutsch und Burkhard durch Einschnitte in die Fluh ideale Bienenwohnungen einzurichten.

Von lokalgeschichtlicher Bedeutung sind der Festiwääg oder (1811) d's Festiwäägli (Li.) und der Tümegässe-Wääg (Tw.); der Engelberger Brunnwääg (1555) und der Wingreiser Hüsliwääg; der Stetzliräin- und der Franzeriedwääg, welche nach dem Twannberg hinanführen; der Chrumm-, der Blättli-, der Chropfwääg im Täätsch-Wald (1704). Der Lochwääg als ältester Verbindungsweg Twann-Mühlenen-Tessenberg. Ein Lachchewääg führt

[6] ABR. 2, 39 ff. [7] PuTw. [8] Pfarrer Gerster im Taschb. [9] Nach Albert Krebs.

über den Schaltenrain, ein mit schöner Aussicht lohnender über Wingreis hin. Zwischen Geicht und Twannberg zieht sich der Alber- oder Alpwääg, über das Rondbois hin d's Rümbuu-Wäägli. Wie ein Fäldwääg verliert sich der Graas- oder (1816) grüen Wääg manchenorts, und bloß mittelst eines Haspel (tourniquet) gewährt ein Haspelwääg Einzeldurchtritt. An ihn erinnert zu Tw. der Gätterliwääg. Wer meh söttig Nääme verlangt, dem schreiben wir ein dickes Buch darüber.

II.

„Dieser Weg ist kein Weg. Wer es dennoch tut, zahlt zehn Franken Buße." Die berühmte Verbottafel hätte vormals an mancher Lost (S. 177) stehen können, welche, seither in Kultur genommen, ein des Durchfahrtsrechtes entkleideter Holzlaß war. Aus dem 16. bis 18. Jahrhundert begegnen uns alle die Bäritsch-, Färich-, Ribel-, Funtele-, Büntelen- oder Pinteli-, Pinte- (Tü.), Wolfe-, Risel-, Rüselets- (Tw. 1533) oder Rosselet-, Rösselets-(?) Schläipf, Schläiff, Schläif, Schleif, der chliin Achcherschläipf usw. Noch heißt der Schlittschläipf ein steiler Winterholzweg.

Zwischen Tschugg und Entscherz diente einst die fast haushoch eingeschnittene, dann plötzlich schroff ins Gelände vordringende Grueße[1] als Verbindungsweg. Die Höhle, die Höhlegaß (Gäserz, Kerzers), die Linde-, Mühli-, Cheßler-, Chorbere-Gaß. Zu Br. d's Herregäßli und die Hünigegasse. Die Ridaugaß zu Biel, die Bielergaß (1533) zu Kappelen. Die Dorfgaß Twann-Wingreis, d'Hindergaß Ligerz, die Wassergaß von Erlach zur Mühle Mullen. Die Erlacher Böcklisgaß. Das Gäßli als älteste Dorfpartie Twanns setzt sich parallel dem See fort als d's Schoregäßli, indes die 1728 von Stein erbauten Landerelaube[2] der Twanner Dorfgasse[3] der Biel-Neuenburg-Straße weichen mußten. Etwelche Entschädigung für diese ästhetische Einbuße bot die Verwendung von g'schlagne Stäine

[1] Aus l. corrōsa (via): (durch Wasserkraft) „ausgenagte" Bahn. Zu l. rādĕre, rāsi, rāsum (scharren, schaben, kratzen, in urverwandten Sprachen auch ritzen, graben, hacken, nagen, wie z. B. der Ratt oder Ratz, die Ratte als „Nager" tut). Walde 639 f.; vgl. rasieren und raseliere (s. o. S. 29 ff.) Ein vollständiges z'sämmechratze ist cor-rādĕre, wie eben das Wasser in der Grueße es vollbracht hat. Das echt deutsche ue-, alt-uo- ist verdunkeltes ā, wie z. B. tuen, tuon (tun) aus ursprünglichem tān (vgl. ge-tan und Ta-t) es nahe legt. Mit dem ß am Platze des s in corrasa vgl. unsern durchgängigen Wechsel zwischen s und ß (Trueſe = Trueße usw.). Der Wechsel zwischen ā und uo, ue vollzog sich über ō, wie rōdĕre = rādere (Walde 639. 657) zeigt. Zu dieser ō-Form (rōdere, rōsi, rōsum, vgl. Erosion als Ausnagnng durch Wasser, als e-rōdĕre) stellen sich z. B. die Twanner Chroos und das Chröösli augenfällig. [2] SJB. C 180: RM. 3. Juli (370). Die oder das lander: der Stangenzaun, das Stangengeländer. [3] Vgl. aBl. 30.

für die B'ſetzi der neuen Dorfſtraße. Bei der Waſſerverſorgungsanlage kamen die ſpitze (ung'ſchlagne) Steine der alten Gaſſe zum Vorſchein. Für ſteile Gaſſen ſind dieſe beſſer; ſo beſchaffte man ſie für Geicht (mit ſeiner Brüelgaß u. a.) aus Thörishaus. Die Beſchaffenheit des Pflaſters fällt aber außer Betracht für den auf der Gaſſe ſich herumtreibenden oder uf d'Gaß 'trịbne Gaſſevagant, den Gaſſeſchlingel, das Gaſſeg'ſchöpfli.

Über ſchmale Gewäſſer führen z. B. der höödh Stääg (über den Mooskanal zu Siſelen, 1783); der Chatzeſtääg oder das Chatzeſtägli über die Schüß an der Hofmatt zu Nidau (1783).[4] Das Räbgartebrüggli iſt eines der vormals (z. B. 1758 und 1769) mit Unterſtützung der Berner Zollkammer erſtellten Brụ̈ggli.[5] Weitere Hilfe verſagte der Staat z. B. 1786 an die durch ein Bockg'ſtell geſtützte neịi Brịgg über den Twannbach,[6] welche dann 1830 unter einem Holzfuhrwerk zuſammenbrach. Zwei Geichter: die Brüder Lehnen, kamen dabei um, ebenſo zwei von ihnen an Stricken mitgeführte Stiere, während zwei frei nachfolgende ſị darvo choo. Der Neubau an alter Stelle wurde erſt anläßlich des Straßenbaues Biel-Neuenſtadt durch die heutige Strạßebrügg erſetzt.

Größeres Intereſſe nahmen die frühern Berner Herren an Straßen und Brücken, welche über das Seelandtor der Neubrügg nach Neuenburg in ihrers Waadtland führten, wenn nicht über die Frieswilhööchi, über Arbärg, Büel, Sant Niklaus, Nidau nach Biel.

Das war ein rụmple u pöle der Staatskaroſſen über die Arbärgerbrügg, welche ſo kühn und ſtolz „über die mächtig einherziehende grüne Aare auf mächtigen Holzpfeilern ihre braunen Holzjoche ſpannte!“ Noch heute, wo der Hagneck- und Niederriedkanal (Ins 139, 223, 227) bloß noch einen verſchwindend kleinen Teil der Waſſerfülle des prächtigen Stromes den alten Weg am hochgebauten Stedtli vorbeirauſchen laſſen, präſentiert ſich dem vo ụnder ụụſe ſchauenden Blick die Brücke als ein Kleinod altſchweizeriſcher Zimmermannskunſt. „Die ganze Arbeit trägt gotiſchen Charakter ſowohl in den Profilierungen und den Ziermotiven, als in der Konſtruktion der Dreiecksverbindungen.“ Zudem iſt ſie nach dem Urteil eines Architekten „ungeheuer ſolid gebaut“. So dürfen große Laſt- und hochbeladene Erntewagen ung'ſchiniert und ohni ſi[ch] z'förchte darüber fahren. An den große Märittage[n] aber entfaltet der „hölzerne Tunnel“ ein höchſt originelles und maleriſches Bild, wenn da Verkäufer von Gäisle, Hälslig (Hälſig), Chụ̈bel, Sịịb und allerlei Kleinkram ſich an die Wand drücken, indes in der

[4] aBl. Taf. 17 [5] NB. 3, 266. 452. [6] Schlafb. Tw. 213 f.

Mitte die Menge sich staut und drängt, um den über die Brücke flutenden Zügen von Rösser und Chüe us Wääg z'goo.[7] Die 1568 erstellte Brücke ersetzte den „Holzufsatz" von 1516.

Wenn möglich noch wichtiger war seinerzeit die Gümmine-Brügg als Vermittlerin des Verkehrs mit Murten. Sie ersetzte 1454, sechs Jahre nach der bernischen Eroberung dieses einstigen Reichsstädtchens, das Gümmene-Fahr, welchem an Verkehrswert noch das zu Dettlige gleich kam;[8] ebenso an ihrem Teil die läderigi Brügg zu Oltige,[9] eine für augenblicklichen Gebrauch schlauchartig aus Leder erstellte, mit Luft erfüllte und verankerte Fußbrücke.[10] Die Güminenbrücke ward 1468 nach verzehrendem Brande neu erbaut. 1529 machte ihre Erneuerung die Oltigebrügg über die Saane und Aare entbehrlich.[11] 1556 wieder gründlich repariert, ward sie 1915 durch einen Neubau ersetzt,[12] wobei natürlich der Befestigungscharakter alter Brücken, wie auch der zu Arbärg, Laupe, an der Zihl wegfiel. Wenn nur nie der bleibend architektonische Wert, der auch in solchen Bauwerken sich herrlich entfalten kann, durch irgend ein Modell us der Schübladen use ersetzt würde!

Ins Bistum (Basel) führte die 1491 durch einen Sturm fortgerissene, aber binnen kurzem hergestellte Brügg z'Büre über die hier besonders „ränkevolle" Aare.[13] E 'teckti Brügg besaß auch Nidau in seiner Stadtbrügg über die Zihl. Heute führt über den Aare-Zihl-Karnaal die moderne un'teckti Brügg samt ihrer Verbreiterung für die Biel-Täuffelen-Ins-Bahn (s. u.). Ferner führte 1783 zu Nidau über die (Madretsch-) Schüüß die Läntibrügg und über die Bözinger-Schüüß die Sandbrügg, welche das Stadtgericht Nidau von Mett trennte.[14] Die Fallbrügg aber, sowie die Chefibrügg sperrten das Schloß ab. Eine schwache Stunde kanalabwärts breitet sich das heute sehr ansehnliche Gemeindedorf Brügg mit Eisenbahnstation.

Zihlbrügg hinwieder heißt der neuenburgische Grenzweiler dank der alten (vgl. Ins 24) und neuen Brücke über den Zihlkanal zwischen Neuenburger- und Bielersee als Verbindungsstück der einstigen Poststraße Bern-Neuenburg. Eine Halbstunde kanalabwärts verbindet die immer noch 'teckti, sehr solide und stattliche Sant-Jhanns-Brügg bei dem sie benennenden alten Kloster (S. 12, Ins 571 ff.) und nunmehrigen Zwangsarbeitshaus die Straßenverzweigung bei der Chlostermühli

[7] „Basl. Nachr."; -er im „Seel. Tagbl."; Mühlemann 7: Bild. [8] Grunau 11, 82 f. [9] Vgl. die also nicht bloß sagenhafte zu Grasburg: Gb. 659. [10] Grunau 11, 106. [11] Ebd. 109. [12] Ebd. 110. 111. [13] Diese galt hier zu Zeiten fast als „Hort" unerkannter Leichen. [14] RBS. 61.

(Ins 322) nach Erlach und nach Gals mit dem neuenburgischen Grenzstädtchen Landeron. Das Kloster baute die Brücke, und zwar mit Hilfe eines von Papst Julius II. bewilligten Sündenablasses[15] für die am Bau Mithelfenden, im Jahre 1512. Das Bauwerk mußte aber, weil verfuulet, 1710 gänzlich erneuert werden.[16]

Dem Besitzer der Kanalmühli (Ins 322) lag der Unterhalt der Schooßbrügg zwischen Siselen und Finsterhennen ob. Deren Erneuerung und Verbreiterung fiel darum 1813 der Berner Insel zur Last, ward ihr aber vom Staat abg'noo.[17]

III.

Über fest g'stampfete Lätt breiteten römische Wegmeister ein nüün Schueh bräits Stäibett von stötzlig g'stellte Chiislig. Die Zwischenräume füllten sie aus mit Steinsplittern, die wir als Schiifere, G'schiifer, Schifergrien (1769), auch als Räins bezeichnen. Über diese musterhafte Unterlage kam erst ung'huurdets oder ung'siibt's Grien u Sand, z'oberist aber, als leicht konvexe Schicht, ganz Räins. Das gab den „bestreuten Weg" der Römer, ihre via strāta,[1] in der Folge nur die strāta: it. strada, frz. étrée, holl. straat, engl. street, ahd. strâßßa, Straaße, Strooß. Neu ist die Staubbekämpfung mit Asphalt, Gummi, oder der aus Attisholz bezogenen Straßenspritzmasse.

Die beidseitigen Wasserrinnen (Schale) aber, deren Ablauf der moderne Straßenbau stellenweise durch coulisses: Güüliise, Göliise (Tw.) under der Strooß duur abführt, wurden zugleich als eine Art trottoir: Tröttwaar (Tw.), Trödwaar (Gottst.) für Fußgänger ausgebaut.

Die Straßer (wie auch in Tüscherz ein altes Geschlecht heißt) legten in solchem Sinne ein ganzes System von Militär- und Handelsstraßen an, auf welchem die Truppen mit „napoleonischer" Überraschungstaktik von Grenze zu Grenze marschierten. Da ihre Römerstrooße[2] sich meist einen Meter hoch, also dammartig als Tärrowääg (terreau) über die Ebene erhoben, benannte man sie als Hochstraße, Hochstriß (Kappelen), Hägstraß (Dotzigen).[3] D's alt Hochsträß hieß um 1783 ein Wald zu Hermrigen.[4] Ähnliche Benennungen sind: das Maur,

[15] Original-Ablaßbrief vom 13. Januar 1512: SJB. A; vgl. Schlaffb. 1, 67. [16] SJB. C 177. [17] ABR. 2, 432.

[1] Zu einer großen Wortsippe (Walde 737), zu welcher u. a. l. sterno, strāvi, strātum (hinstreuen, hinbreiten, hinstrecken), ahd. stro Streui, Strau, Stroh usw. gehören. [2] Mül. 18 ff.; Geiser, alte und neue Verkehrswege; Vortrag 1906; Benzerath 105. [3] Jahn RB. 4—6. 12; Gusset 15 f. [4] RBS. 96.

„das Hochgemäuer" (Ga.; vgl. Ins 83: der Därten) und die Molls (molēs als der Damm). Einzelne Teile wurden früher als Grääfistrooß oder aber als Chemin de la Reine auf die Königin Berta zurückgeführt; sie werden aber wohl nach einer Nidauer Gräfin benannt sein. Auf jegliche Datierung verzichtend, benannte man andere kurzweg als Häidewääg;[5] so zu Gampelen, Bargen, Seedorf, Port, Kerzers; vgl. insbesondere Ins 24.

Eine vie d'Etraux (oder vie de l'Etrat, Etrat) führte als Weg für Maulesel (chemin des mulets), denen man ein Glöggli umhing, von Neuenburg her über den Schüffuur (Chalchofe, südwestlich vom Chasseral) und über die Unterseite des Dorfes Nods fast graade Wägs nach Deß und von hier in die Talenge des Jooret (Jorat), um stotzig durchs Ilfingertal nach der überbrückten Schüüßschlucht bei Friedliswart hinunterzusteigen. Hier mündete sie in die ebenfalls bereits römische Straße Biel-Pierre-Pertuis-Augst (Augusta Rauracorum).[6] Über dem heutigen Dorfe Deß wartete des Wanderers ein hospitium samt Stallung für den Maulesel. Es war das hospicium de Libre Lance oder Franche Lance.[6a] Von seinem Reittier glitt der Eigner herunter, wenn er in der Mitte des Dorfes angelangt war. Da ist nämlich, wenn ma vo Prägelz här chunnt, rächter Hand ein noch heute wohlerhaltenes Menschenbild, in Stein gemeißelt, an einer Mauerecke zu sehen. Es ist[7] der heilige Christóphorus (Christöffel): der „Träger des Christus"-Kindes durch tiefe Wasser auf dem Fluchtweg seiner Eltern nach Ägypten.[8] Auf dem obersten der drei schmalen Tritte kniete unser Mann, um von dem Heiligen sich Schutz für seine gefahrvolle Weiterreise zu erflehen. Denn die führte zwar nicht durch tiefe Wasser, wohl aber an Lamlingen vorbei durch das allerdings reizvoll romantische, jedoch vor der Straßenanlage nach Ilfingen (s. u.) unheimlich einsame Jooret-Tälchen, wo lange Bergwaldzüge von links und rechts ganz nahe zusammenrücken.

Die Biel-Augst-Straße war ein Zweig des großen römischen Heerweges, der aus Italien durch die Westschweiz an den Rhein führte: von der Reiterkolonie Nyon nach Wiflisburg, Murte, Cheerzers, Fräschelz, über die vormalige Saanebrügg nach der Laupemühli, am Ung'hüürhübel im Forst vorbei nach der Umgebung des spätern Bern. Eine doppelte Abzweigung zwischen Merzligen und den Werdhöfen umfieng den Jäißbärg (Jensberg), dessen Ostpartie als Studebärg an ihrem Fuße die Militärstation der 21. Legion zu Petinesca trug. Von hier strebte sie (ähnlich wie heute zwei Regionalbahnen) in zwei Strängen: durch den Safnerewald am Südhang des Büttebärg nach Längnau, und durch Dotzige, Rütti, Arch, Leuzige, gegen Solothurn. Von dieser „großen Pulsader" zweigte sich ein vielmaschiges Netz ab. Linieri (Tw) oder Linieri (Ins) durchschneidend, belebte ein Wegsystem auch westlich des Tessenberg den Jura. Den Tschülimung umsäumte eine Neuenburger-Straße, deren Spuren im Gamplemoos, bei Zihlbrügg, sowie auf dem Feld zwischen Tschugg und Vinelz sich vorfanden. Bei Zihliwil zu Orpund

[5] Jahn KB. 80; vgl. Gw. 672. [6] Besson D. 2; Mont. 145. [6a] Besson D 2. [7] Nach sinnvoller und jedenfalls sinngemäßer Deutung des Herrn Pfarrer Fayot in Deß, dem wir auch sonst manche liebe Beihilfe zu unserer Arbeit verdanken, und dem als ritterlichem Mann noch ein Kränzchen auf sein allzufrühes Grab gelegt sei. [8] Matth. 2, 13 ff. [9] Nach Lüthi; vgl. Jahn KB. 91.

vorbei führte ein ähnlicher Umgehungs- und Fourageweg, wie z. B. von Bulle über Plaffeyen, Rüschegg, Uetendorf nach Thun.[10]

Je ein Tuusig militärischer Schritt („millia passuum") ward durch säulenähnliche „Meilen"-Steine nach Art unserer Stundstäine marggiert und g'nummeriert.[11]

Im Doppelsinn „ausgefahrne Wege" gehend, überließ das Mittelalter die Anlage neuer, dem wachsenden Verkehr genügender Straßen kräftig aufstrebenden Gemeinwesen wie dem stadtbernischen. Bern verband die Alpen mit dem Jura über d'Aar übere durch die fünf Straßenzüge von der Stadt aus über Arbäärg und Biel, und über Büre (s. o.), vom Emmengebiet aus über Solothurn und über Wangen, von Langenthal aus über Aarwangen.

Die Regenerationsperiode 1815—1831 brachte mehrere neue Straßenzüge. So Aarberg-Neuenburg wenigstens als (bereits 1766 begonnenes, aber erst 1823 vollendetes) Teilstück Barge-Walpertswil bis Sisele, nach welchem Orte die seit 1834 an die Murtestrooß gewiesenen Fuhrwerke vorher häi müeße go chehre. Schon 1743 war Arbäärg-Nidau gebaut worden; der Anschluß über Biel nach Solothurn folgte erst zwischen 1850 und 1857, indes „die große gmeine landstraß, als man gan Böxingen (Bëzinge) gatt",[12] schon 1540 (in welchem Jahr auch die Falbringestraß erstellt wurde) den bloßen Fußweg ersetzte. Die Jahre 1856 bis 1860 brachten das neue Bern-Neuenburg-Stück Cherzers-Müntschemier-Eiß (Ins), das Jahr 1846 die neue — den Sankt Jodel umgehende — Ins-Erlach-Straße. Die alte war 1701 verbessert und bis an den See geführt worden, damit man hier die bisher über die Gampelestroß gefahrenen Eißer-Mühlistäine (Ins 42) verschiffen könne.[13] Das Teilstück Erlach-Mulle" hatte 1820 der Neuenburger Pourtalès erneuert.

Von der rechtsseitigen Bielerseestraße, welche seit 1917 durch die Biel-Täuffelen-Ins-Bahn entlastet wird, wurde das Teilstück Hagni-Lüscherz um 1870 erstellt. Das von den nagenden Wellen des Sees schwer bedrohte Stück Lüscherz-Erlach ist neu und muß vielleicht später zeitweilig durch den 1727 gebauten Weg über die oberi Budlei (Ins 99 f.) ersetzt werden.

Die linksseitige Seestrooß, durch welche erst das 1815 mit an Bern gefallene Neuetstadt dem alten Kanton wirklich angegliedert

[10] Vgl. die Karte der Römerstraßen von Gymnasiallehrer Ernst Schneeberger in Bern (MV. 1913, 11). Über die Peutingerschen Tafeln: Mül. 18 ff.; Seeländer Tagblatt. [11] Als Terzen, Quarten, Quinten, wie noch Orte am Walenstattersee heißen. [12] SJB. A 163. [13] Schlaffb. 1, 233.

wurde, ist ein Geschenk der Jahre 1835 bis 1840. Dieses mit Hagneck-Grien bekieste und seit 1915 mit der Dampfwalze bearbeitete Straßenstück Biel-Neuetstadt galt als eines der schönsten unseres Landes. Der See südwärts, Weinberge und Jurawälder nordwärts, dazu an Straßenrandstellen wie zwischen Brunnmühli und Bippschól wahre Blumengärtchen, die von des Frühlings Erwachen an bis zu des Winters ersten Boten immer neue Reize entfalten, locken denn auch allsonntäglich ganze Scharen Fußwanderer an, den Werktagsrost sich aus den G'läich zu schaffen und höchstens für die Heimkehr d'Bahn z'näh. Die bloß dem Seespiegel gleiche Steigung bis Neuenburg kürzt auch die Wegeslänge fast um die Hälfte des früher der Berglehne folgenden alten Weges, der aber allerdings die neue Straße an Landschaftsreizen (vgl. den Hööhiwääg S. 539) stellenweise noch übertrifft.

Und von dieser hützudaag landschaftlich schönsten aller Straßen wit u bbräit haben die Seebutze der Drißgerjohr niit welle wisse! Begreiflich — es war die Zeit, wo der vom Durchbruch der Volksherrschaft genährte Freiheitsdrang des Landvolkes (vgl. Ins 535) zunächst für die eigenen Güter und regionalen Interessen gegen vermutete Bedrohung von oben aabe sich wehrte. Und zu solchen Gütern gehörten vorab die bis an den See hinunter reichenden Weingelände, die damals auf einem ihrer Höhenpunkte der Ertragsfähigkeit stunden. Der Widerstand gegen deren Verminderung und Zerschneidung durch eine Straße lehnte sich aber an eine Opposition, die aus entgegengesetzten politischen Gründen vor den Dreißigerjahren der Besitzer des damals prächtigen Ängelbärg, Herr von Graffenried aus Bern, in die Wege leitete. Der erwirkte, nachdem zu Anfang Mäie 1827 „verschiedene Herren von Biel mit einem französischen Ingenieur (Inschinör) eine Straße nach Neuenburg geplant", am 7. Juni ein Verbot gegen das Betreten seiner Reben. Und die einheimischen Besitzer der Umgebung schlossen sich ihm an. Es bedurfte langer Aufklärungs- und zugleich Förderungsarbeit, bis die Seestrooß durchgesetzt und gebaut war. Schöne Landentschädigungen gewannen schließlich (1838) auch die Intransigenten, und die Vorteile der neuen Straße leuchteten am Änd allen ein. Das war denn doch öppis anders als die alten Chrimp und Änggine des Bielwääg, sowie der allerdings höchst malerisch aussehenden Laube (S. 127) der Twanner Gasse, der Twanner Hinderduure-Wäägli vom Chroos- zum Burgwääg und z'Chliinne Dwann hinder Begré's duur; der alte Rank zu Bippschól dicht am unterfressenen und allzeit mit Einbrüchen drohenden Ufer; die alte, schmale, mit niedrigen alten Laubenbogen überspannte Li-

gerzer-Gaß usw. Zudem bleiben ja alle diese alten Wege mit ihren eigenen Reizen für den Fußgänger unverkürzt. Und auch die sie ersetzenden Strooße und Ströößli sind vielfach von äußerster Anmut. Wer möchte z. B. heute das Lamlingen-Ilfingen-Sträßchen missen, an welches der, obwohl (oder weil?) unpadändiert, Tagreisen weit aufgesuchte Ilfinge-Tokter Chüpfer zwänz'gtuusig Fränkli g'stüüret het? Wer die zwischen 1847 und 1851 erstellte neui oder Neu-Strooß, d. i. die Dessebärgstrooß? Wer die schon vorher gebaute wältschi Strooß Vingelz-Tüscherz-Tessenberg? Wer die Straße Neuenstadt-Lignières von 1845? Wer den Ersatz der Tschäriere (S. 539) durch die Ligerz-Schärnelz-Prägelz-Straße (1870—1874)? Wer das durch den Travail militaire vom Januar bis Mai 1915 aufs neue „durchstoßene Felsstück" der petra pertusa, Pierre Pertuis, am Bierebärti?[14] Begründeten doch sie alle das Kompliment von 1788, Bärn häig di beste Strooße vo der Schwiz.[15] Ein Ruf alten Datums, zu welchem Sorg z'haa sich scho der wäärt wäär.

Seeländische Eisenbahnen.

I.

Mit Isepahn rite[1] könnten auch Ligerzer, Twanner und Tüscherzer, wenn si der Wiil hätti, bloß zwischen Neuenburg und Biel der ganz Tag versuumme. Wie erst recht, wenn der am 19. April 1907 auf 16 Millionen Franken veranschlagte Bahnhofumbau Biel vollendet sein wird! Zääche bis änglif (Tw. endlif) winterliche Bundesbahnzüge, dazu nach Bedarf iig'läiti Güeterzüüg sieht und hört man zu normalen Zeiten als rächti Rumpline dem See nach uufe rauchne u rattere, wie gleich viele aabe. Je zwei Züge schnuze duure oder vorbii als Schnäller; aber auch die Schläipfizifig fahren zwischen den Stationen im Schwick, im Schnüß, im Schnuz vorüber, so daß sie im Anfang des Bahnbetriebes einem Mütterchen den Ausruf entlockten: Wenn ma si het g'chëërt pfiffe, so ist si schó doo! Die „Bahn" nämlich. Die pfiffet, wie sie anderwärts schon lang het pfiffet.[2] Bei näherer Orientierung ist es freilich d'Máschine oder d's Lokomativ,[2a] gemäß heutiger Gelehrsamkeit: die Lokomotiv. Die Bahn gibt aber noch andere Töne zu hören. Einer der vier Twanner Bahnbeamten awisiert die Nachbar-

[14] Molz 27. [15] Meiners 4, 293.

[1] Vgl. Baumg. 2. [2] Vgl. schwz. Id. 5, 1075; Gb. 644. [2a] Dissimilation.

stationen und die Bahnwärter durch aagää der Zugsabfahrt. „Der Zuug liitet ab“ und mahnt mit hell metallischem aaschlaą auch vor jedem Wächterhiisli zum abelaą der Bárieere. (Vgl. die Bäreire S. 104.)

Zur nämlichen Sicherung der Bahnlinge und ihres Betriebes begehen jene zwischen Biel und Neuenstadt zwei Streckewärter. Falls nicht Glatteis oder tiefer Schnee die (1817 durch K. von Drais erfundene) Draisine: Dréssine macht z'schleudere, dient ihnen dieser Prototyp des Fahrrades: des spaßhaft als Galóppsipeed umgedeuteten Velo[3] zum Ersatz des laufe. Als vormaliger Läuffer aber mußte er am Morgen am drei aufbrechen.



Jules Steinegger, Stationsvorstand
Twann

Die vorgesehene Doppelnormalspur wird solche Arbeit g'chöörig vermehren, zumal die Bahnstrecke so wi so keine ungefährdete ist. Ein Erdrutsch mit Steinschlag traf 1903 zwischen Alfermee und Tüscherz einen morgenlichen Güterzug und het na z'sämeg'chrutet. Zwischen Brunnmühle und Bippschól stürzte am 12. November 1912 ein von der Bammerthisliflue sich ablösender Felsblock auf die Schienen und hätte einen daher fahrenden Personenzug zermalmt, wäre dieser nicht durch zwei (von den Bundesbahnen nachmals mit zwänz'g Fränkli belohnte) Töchterli des Weichenwärters Häsler gerettet worden. Denen isch es z'Sinn choo, was gi[b]scht was hescht zur ziemlich fernen Bahnwärterin zu rennen und durch sie den ahnungslos fahrige Zug lo uufz'haa.

[3] Als „Schnelltritt“ benannte der Engländer Knight das von ihm erfundene Velociped (ein Hybrid aus l. vēlōx: schnell, und gr. pédon, hinter dessen Bedeutung „Boden“ die von „Tritt“ steht. Prellw. 355). „Velo“ wie „Auto“, „Kino“ usw.

Den Halbi-Sibni-Zug (6^{28}) erwarten in Twann jeweils etwa zwänz'g Arbeiter der (Reparatur-)Wäärchstatt der Bundesbahnen oder Gramper (Arbeiter, welche irgendwie an den Bahnlinien bähnlere), Taglöhner usw. (S. 99). Am achti z'Dobe sind sie daheim; sie warten nicht den (gegen eilf, pardon: dreiundzwanzig Uhr) fälligen letzt Zug ab, der anderwärts „Lumpesammler", in Twann sarkastisch der Siidesammler geheißen wird.

Von Biel aus fährt seit dem Bau von 1859 bis 1861 und der Einweihung vom 30. Nöffämber 1860 die Bahn nach Neuetstadt, um dort an die 1858 erstellte Linie Landeron-Neuenburg mittelst des längere Zeit noch fehlenden interkantonalen Stückes Neuenstadt-Landeron sich lückenlos anzuschließen. Aber auch die Strecke Biel-Neuetstadt kam nicht ohne Kampf zustande. Die nämlichen Twanner, welche (s. S. 546) ihre Weinberge nicht der Straße hatten opfern wollen, wehrten sich nun erst recht gegen die zweite Durchschneidung durch die Tonnigs, ja die Chäibe Bähn, und es wird erzählt, sie hätten bereits gelegte Schiine i'n See uuse g'heit. Da nahm sich ein weitschauender Mann, der überhaupt seinen Zeitgenossen d's Zit uufzoge het (sie belehrte, „welche Stunde es geschlagen habe") auch dieser Sache an. Es war der Trübeljoggi: Jakob Krebs, Wirt zum Twanner Räbstock (S. 452). Zugleich langjähriger G'mäinschriiber und Großrgat, schenkte der in allne Däile streng real Maa seinen Gästen und Hörern im doppelten Sinne klaare Wii ein. So gelang es ihm und dem Neuenstadter Imer, die Wiibuure auch mit dem zweiten Verkehrsstrang auszusöhnen. Die 45 Rappen, womit sie für den (Quadrat-) Schueh Rebland etschädnet wurden, wirkten ebenfalls als e guter Chaarteplaan (cataplâme, gr. das kataplásma, Uufschlag) auf die giechtige Wunden. Vor dem Verdacht aber, daß die Männer als finanziell Interessierte i'n äigete Sack machi, daß sie Schmuu oder



Großrat Jakob Krebs-Römer
† 1865

Trübeljoggi, Wirt zum Rebstock in Twann
(Die Traube als Schild: S. 452)

Schmuus („Schmaus")[4] machi, schützte sie schon der auch einem Dr. Schneider (Ins, S. 132) widerfahrne 'Reinfall mit der verkrachten „O wétsch"-Bahn (der als Ost-West-Bahn gebauten Linie Bern-Biel-Neuenstadt).[5] Die Erbauer der Bahn (Prisar und Grepelle) überraschten denn auch deren Eröffnungsfeier mit ihrer fünftägigen Sperre bis zur Begleichung ihrer Forderungen. Erst als Eigentum des Staates Bern seit 1861, dann als Teilstück des „Jura-Simplon", und seit 1905 der Bundesbahnen gedeiht nun auch diese linksufrige Seebahn so, daß sie am 1. Mai 1904 die Station Tüscherz einschalten und 1912 die Haltstelle Ligerz zu der Station mit dem von den Gebrüdern Louis von Schaffis nätt und propper erstellten Gebäude erheben konnte.

II.

Die wegen des erwähnten Widerstandes links- statt rechtsufrig projektierte Bahn ist nun 1916 in anderer Gestalt doch choo: Die elektrische Schmalspurbahn Biel-Täuffelen-Ins schließt seit dem 2. Dezember 1916 dä iisig Halsring um den See. Mittelst des Rollschemels an die Normalspuren der Kopfstationen leicht anknüpfend, überfährt die „Rechtsufrige" zunächst die an die Straßen- und Fußbrücke über den Aare-Zihl-Kanal gelehnte Bahnbrügg, deren Betonpfähle erstmals mit dem Dampfhammer am Platze der alten Pföhlchatz eingerammt wurden. Verstummt sind damit freilich die schwerfälligen alten, aber mit humoristischen Einlagen (S. 479) chuurzwiilig g'machte Pfählarbeiten wie bei der Erstellung des schmalen Bahnübergangs über den Graben der Twanner Ragathuusländi. Da knüpfte sich an jeden der wuchtigen Schläge ein G'sätzli des alten Liedes:

Trutz nid so, trutz nid so,
's kommt die Zeit, bist wieder froh.

Verstummt sind sogar die prosaischen Vorarbeiterrufe beim alltäglich eintönigen pföhle: äis, zwäi, drei oder un°, due usw. bis nüünzääche, welche endlich erklommene Zahl mit einem siegreichen „Hochauf!" gekrönt wurde.[1]

Über Ipsach, Sutz-Lattrige, Möörge führt die Linie nach dem Industrie- und Bauerndorf Täuffele und biegt unfern des Kraft-

[4] Zum jüdischen Verb schamá' (hören, im Hiphil: hören lassen) gehört schéma' (Kunde, Gerücht), neujüdisch schmüá' und als weibliche Mehrzahl schmüóß: Geschwätz, besonders zum Aufschwatzen eines faulen Geschäfts, dann der durch solche Mittel ergatterte Gewinn. (Vgl. Seil. 4, 494.) [5] Vgl. die „Suisse accidentale" als die infolge von Verwaltungsfehlern von häufigem Unglück heimgesuchte Suisse occidentale (Linie Bern-Freiburg-Lausanne).

[1] „Seel. Tagbl."

werkes Hagneck (Hagni, Ins, S. 223 ff.) vom See südwestwärts ab, um die Höhe des nun lang genug vom Fernverkehr abgeschnittenen Sịịsele (Ins, S. 31) und seines Vorortes Feisterhénne (S. 475 ff.; Ins 336 f.) zu gewinnen. Über Brụ̈ttele mit seinem einstigen Bad und jetzigen Mädchenheim (Ins, S. 58 ff. 579) führt der Schienenstrang nach dem Dorf und der Bahnstation Ins. Damit hat eine zwanzigjährige, mit unsäglicher Mühe und Geduld durchgeführte Arbeit weitblickender Seeländer, an deren Spitze Oberst und Nationalrat Eduard Will (Ins, S. 227) mit gleichem Enderfolg wie für die von ihm verwalteten bernischen Kraftwerke gegen haarzigi Widerstände kämpfte, das bernische nụ̈ụt nooloo gwinnt aufs neue erwiesen.

Die gleiche „A.-G. Seeländische Lokalbahnen" erstrebt seit langem auch die Fortsetzung der Biel-Ins-Schleife über Vinelz nach Erlach, welches alte Grafenstädtchen trotz seiner enormen Opferwilligkeit seiner Zeit durch die Eifersuchts-Intriguen eines Landerer Uhrenfabrikanten um den Vorteil gekommen ist, mittelst einer Bahn Ins-Erlach-Landeron einerseits an Biel-Neuenburg, anderseits an Bern-Neuenburg (S. 553 f.) Anschluß zu gewinnen. Laut Bundesratsbeschluß soll nun eine von den Bernischen Kraftwerken betriebene Schmalspur Erlach-Landeron-Lignières-Nods-Deß-Prägelz gebaut werden. Erlach wehrt sich für die damit schwer gefährdete neue Dampfschiff-Flotille (S. 40 ff.) mittelst Erstrebung eines tessenbergischen Anschlusses in Neuenstadt statt in Landeron. Einstweilen fahrt das Auto Ins-Erlach, wie das von Biel über Hermrige nach Arbärg.

Hier oder dort angeschlossen, erhält die Tessenberger Schleife ihre Vollendung zum Ring in der am 8. Juni 1912 eingeweihten Drahtseilbahn Ligerz-Prägelz. Es ist der Fụ̈ni (le funi, funiculaire; „der" l. fünis ist Seil, Strick, Tau, auch nach Art des Seils, welches laut der Sage die landvögtlichen Fuhrwerke auf besonderm Wege nach dem Schloß Erlach empor zog[2]). Er überwindet auf seiner 1200 m langen Linie eines schwach geschlungenen S 400 m Steigung. Er entfaltet während seiner selbst im Winter 17maligen Auf- und Abfahrt im Tag während der sächsminịtige" Fahrdauer eine prächtige Reihe abwechslungsreicher, teilweis entzückender Landschaftsbilder. So namentlich droben auf der geräumigen Terrasse zwischen der Station und dem Gasthof Monsouhait in der Nähe der verschiedenen Ferienheime, die sich in zunehmender Zahl zu Prägelz ansiedeln. Der wohlangelegten Brüstung fehlt bloß noch der Alpenzeiger. Aber selbst die Haltstation Festi (Château, S. 102) mit der gut angelegten Freitreppe bietet eine reizvolle

[2] Kal. Anker.

Fernsicht. Die Anfangsstation sodann vereinigt sich mit den fast gleichzeitig neu erstellten Gebäuden der Wirtschaft Lăriau, dem Zugang zur neuen Länti, der Station und der Crêmerie zu einer ringartigen Gebäudegruppe, die in ihrer stilistischen Einheit von den beiden eigenartig altstädtisch gebauten Dorfteilen von Ligerz sich eindrucksreich abhebt.

Zu P'haralăll-Bahnen hat Ligerz-Prägelz bereits seit 1885 die Drahtseilbahnen Biel-Magglinge mit der Zwischenstation Höhflüeh, und seit dem 13. Januar 1898 Biel-Leubringen mit der Zwischenstation Beaumont — der einstigen Chalberwäid, an deren Platze bereits ein reizvolles Villenquartier angelegt ist.

In bessern Zeitläuften mag sich vielleicht auch der alte Plan verwirklichen, von der Twanner Kirche aus eine Drahtseilbahn über Chapf, Geicht, Twannbärg, Lammlinge, Prägelz anzulegen und so den letztgenannten Ort zum Berührungspunkte zweier Tessenberger Ringe zu machen. So streben dann innert vier oder fünf Wegstunden fünf Bergbahnen nach dem Kamm oder Plateau der Seekette und machen aus deren Dörfern oder Gehöften das, was dem Stadtberner sein Gurtendorf ist. Zum Gurten aber wird dann — nur hoffentlich ohne Bähnli — der Schäfferal werden.

Wird durch all diese Bergbahnen, zu welchen noch sechs Bergstraßen und eine reiche Zahl reizvoller Fußwege (S. 536 ff.) kommen, die Seebahn alimentiert, so droht ihr wirksame Konkurrenz durch die längst projektierte Straßenbahn Biel-Samm Plääsi, welche in bessern Zeiten die Arbeiter- und die Schülerwelt sich wirt z'Nutze mache.

Vielleicht aber macht — wie auch ein gescheidter, schlichter Geichter Bauer vermutet — bis dahin die Erfindung wohlfeiler Akkumulatoren für Einzelwagen all solche teure Anlagen überflüssig.

Für absehbare Zeit gilt dies nicht für die beiden Tram-Linien Biel-Mett (seit 24. Oktober 1913) und Nidau-Biel-Bözingen (seit 18. August 1877 als Rößlitram, seit 7. Oktober 1902 elektrisch betrieben). Es war eine Genfer Gesellschaft, die das letztgenannte Trämm baute. Sie machte jedoch so schlechte Geschäfte damit, daß sie nach zwei Jahren den Betrieb einstellen wollte. Es fehlte auch nicht am Spott des Publikums über immer wiederkehrende Entgleisungen, zu deren Behebung aber die Passagiere den Angestellten willig halfen. Die Gemeinde übernahm 1902 den Betrieb und gestaltete ihn elektrisch.

III.

Die Bahnlinie Neuenburg-Biel setzt sich sei 1. Juni 1864 fort in der Linie Biel-Brügg-Lyß-Zollikofen-Bern. Die zweite Station

nach Biel: Bueßwil, ist Kopfstation der SBB-Linie Büren-Arch-Rüti-Leuzige-Lüßlige-Solothurn als Konkurrentin des 1857 erstellten Bundesbahnstückes Biel-Mett-Pieterlen-Lengnau-Grenchen-Solothurn. Zwischen beide legte sich im September 1911 als dritte Linie die mit Heißluft-Motorwagen betriebene Straßenbahn Biel-Mett-Orpund-Safnere-Meinisbärg: ein Stumpen, der, fortan elektrisch betrieben, im Amtssitz Büren Anschluß finden soll.

Bußwil konkurrierte beim Voranschlag der Biel-Bern-Linie mit Aarberg als Durchgangspunkt. Der Arbärgerchrump wurde vom Großen Rat zuerst aag'noo, dann aber den mindere Chöste zu lieb fallen gelassen. Er stand längere Zeit im Vordergrund der öffentlichen Interessen, gab enorm viel zu reden und zu schreiben und brachte die Bevölkerung von Aarberg und Umgebung in höchste Aufregung, blieb auch nicht ohne politische Folgen.[1]

Aarberg entging dafür dem Schicksal des abgefahrnen Erlach (mit dem es laut eines Projekts durch die Fortsetzung nach Landeron verbunden werden sollte) durch den Bau der Broyetalbahn Lyß-Arbärg-Challnąch-Cheerzers-Murten-Payern (Bäijeere)-Lausanne. Und nun — 1921 — kam die Überlandbahn Bern-Arbärg-Biel in ernste Frage. Biel ist auch der Ausgangspunkt der am 1. Mai 1874 eröffneten Linie Rondchâtel-Reuchenette (Rụ̈tschęnett)-Sonceboz (Sụ̈ngßeboo), wo die Linien nach Courtelary (Gụụrtlạrị) St. Immer-La Chaux-de-Fonds und nach Delsbęrg-Basel, sowie Delsbęrg-Pruntrut (Brụnnetrụ̈t) abzweigen. — Eine Schmalspurbahn Biel-Worben-Lyß bleibt seit Jahren im Stadium des Studiums stecken, wie die schmalspurige Seelandbahn Lyß-Koppigen-Herzogenbuchsee.

Als neuer seeländischer Eisenbahnknotenpunkt bleibt uns auch Ins zu nennen. Seit 1. Mai 1903 fahrt die Eläktrischi von Ins nach Murte und baute damit (als das Mụụrtezụ̈ügli) die seit 1898 betriebene Linie Murten-Freiburg ebenso aus, wie nunmehr die rückwärtige Verlängerung Ins-Biel. Zugleich aber bildet Ins seit 1. Juli 1901 eine Hauptstation der einstweilen noch mit Dampf betriebenen (daher die drei Tụnäll mit Rauch erfüllenden) Normalbahn Bern-Neuenburg. Als di Diräkti vermeidet sie den gewaltigen Umweg über Kerzers-Lyß. Der Ort beteiligte sich an dem den 12. Séptämber 1498 begonnenen Bau mit 120,000 Franken. Diese Leistung entsprach dem sechsstrahligen Stern, dessen vier Radien nach Neuenburg und Bern, nach Freiburg und Biel zielen, dessen fünfter nach Erlach und Tessen-

[1] alt Regierungsrat Scheurer.

berg vorgesehen ist, und dessen sechster wenigstens e Zit lang uf em Täbeet[2] isch gsii (gsi isch): Ins-Witzwil-Fäälbaum (La Sauge)-Cudrefin (Cüdergfii oder Cüderfiin)-Lausanne. Jenes Opfer und diese Bedeutung sicherten Ins das Anhalten aller Züge außer dem mitternächtlichen Blitzzuge nach Paris, auch das einzig ihm eingeräumte Halten des von Paris kommenden und in acht Stunden Bern erreichenden Morgenschnellzuges. Selbst Gümmene mit seiner (am 22. Jänner 1904 eröffneten) Abzweigung Laupen-Neuenégg-Flamatt erfreut sich dieses Vorteils so wenig wie Cheerzers.

Schwer errungen und durch eine Konkurrenz, wo ma nit glaube wuurd, schwer bedrängt, kämpft äinewääg „Bern-Neuenburg" sich tapfer und immer erfolgreicher durch böse Zeiten. Dazu hilft ihr der gewaltige Aufschwung der Mooskultur (Ins, S. 167 ff.), in welcher der Strafanstalt Witzwil und dem Arbeiterheim Tannenhof (Ins, S. 580 ff.) g'wiirbigi und tiifigi Moosbütze immer zielstrebiger nachfolgen. Das mit Witzwil durch ein Industriegeleise verbundene Gampele, zu welchem kirchlich und verkehrstechnisch das durch neuste Entsumpfungsarbeit erst noch recht erschlossene Gals mit gehört; das mit dem See- und Moosdorf Sugiez (Sugy, Süschi, Schüsi) und dadurch mit dem Mistelach verbundene Ins; die landwirtschaftlich und industriell mächtig emporgekommenen Moosdörfer Müntschemier und Cheerzers ersetzen mit dem Lokaltransport der der schwarzen Erde immer erfolgreicher abgerungenen Schätze den in unkaufmännische Konkurrenz abgelenkten Ferntransit.

So begann mit der „Direkten" ein seeländisches Eisenbahnnetz, mit dessen einst vollendetem Ausbau und Fernanschluß sich einstweilen keine Landesgegend von gleicher Bevölkerungsdichtigkeit mißt. Und das ist der Landesteil, dessen Abgeschlossenheit und daherige auch moralische Versumpfung zur Zeit des auswärtigen wirtschaftlichen Auflebens bernische Staatsmänner wie Schenk tief beklagt hatten.[3]

Tragen und fahren.

I.

Aber cha de"n äigetlich o no öpper lauffe, we"n doch alls fahrt? Das heißt aber im Grund: mit den Füßen fahren, statt

[2] „Der gr. tápēs, „das" l. tāpētē oder „tāpētum", it. il tapeto ist das Tabeet, während altdeutsch „der" oder „das" teppich und frz. le tapis Ausweichformen sind. Aber etwas uf d's Tabeet (basl. Tapeet) bringe ist „mettre qqch sur le tapis."

[3] Staatsverwaltungsbericht 1856, 261, 265; 1857, 202 ff.

p'här G'fehrt. Denn, wie schon der fahrende Schüler zeigte, wie das Faktitiv füehre beweist, und wie „fahre wohl!“ (vgl. Wohlfahrt) es nahe legt, ist fahren überhaupt: sich von Ort zu Ort bewegen.[1]

Also zunächst ein gąą: gehen als łąuffe, laufen als springe, springen als gụmpe oder sątze, e Gụmp oder e Sątz näh. D'Seeländer nähme 's ụụf in all diesen Fortbewegungsarten mit jedem Bärgler: vom schwerfälligen Trappigang bis zum Dauerlauf, ohni dass es 'ne ụf e Blą̈ąst (ụf den Ągte) chụnnt. Wenn's pressiert: wie rasch ist er räisig und hịpft ab! Er schuehnet oder schäichlet, als gälte es, ein Dampfweloo (Motorrad) oder den Dampfwage (vulgo: die Stinkbänne) einzuholen. Er muß freilich hinter ihnen zurückbleiben und kommt sich vielleicht vor wie der auch geistig verstandene Hụ̈mpeler, der überall hinderdrịị hụmpet oder hụ̈mpelet. Wie ſịị nach seiner Meinung die Alten g'lụ̈ffe, g'loffe (Ägerten: g'łąuffe)!

Als ob der Kilometerfresser d's Määs abgääb auch für das treniere von Lunge und Herz, von Ohr und Auge! Und ist nicht verständig abgemessene Fußwanderung im Grund der beste Sport?[2] Den üben bäuerliche Mäitli und Buebe z. B. im Stälze łąuffe mit gelegentlichem Tragen der einen Stelze auf der Achsel und Hüpfen auf der andern. Im Waten durch tief verschneiten Schulweg mit den Stoogle und Chlötz an den Schuhabsätzen. Im Notweg über verịịſcheti Stütz aahe (Lü.: aache, Erl.: aabe), wobei es den Ungewandten ụnden ụụs oder ụnder ụụs nimmt, wenn er nicht um d'Schueh oder d'Füeß Hụdle umlịịret, wenn er nicht einfach nach Knabenart ụf em Bụụch oder dem Nordpol rụ̈tscht, rịtscht. Der angehende Mann aber schnallt sich auch und gerade zu winterlichem Notausgang di Schịịer an die Füße und die Hụtte auf den Rücken.

Denn noch heute gibt es Fußgänger und Träger. Leute von der Ansicht eines Seume: Es gieng alls besser, wenn mą meh gieng, und der verwandten andern: Mị ertrieg mängs besser, wenn mą meh trieg.

Dieses träääge, linksseeisch: traage, alt erlachisch und rechtsseeisch: trooge, gilt beim Seebutz dem Halschoorb (S. 295) und — wie anderwärts — der Hụtte. Ganzi Hụtte voll frisch ausgegrabener Kartoffeln trägt diese 72jährige Twannerin heim. Ein eigenes einheimisches Gerät ist die Holzhụtte oder das Holzrääf[3] zum Tragen

[1] Prellw. 356; Kluge 124; schwz. Id. 1, 886—905. [2] L. se disportare, afrz. se disporter: „sich auseinander tragen“, sich zerstreuen, sich erholen; daraus le disport, engl. disport, sport nun in heutiger Deutung. (Seil. 4, 394.) [3] Rääf: Lf. 327.

und bequemen uusläääre einer beträchtlichen Last Schiter. Mit der Brothutte, welche neben dem erforderlichen Feldwerkzeug das z'Imbißseckli birgt, geht der Rebmann an seine Arbeit. Er trägt sie ebenso anscheinend leicht, wie der Soldat seinen Torniſter (den einſtigen Habersack, le havresac), welchen er humoriſtich d's Öörggeli (den Leierkaſten) oder d'Schwäißguufere nennt. (Die Gufere, 1802 die Goferen, 1795 die Coffer, iſt der Koffer, cophinus.)[4] Alles das wird uf em Rügge 'träit: zu Rugck,[5] welche Fügung unſer „zurück": z'ruck, älter z'rugg ergeben hat. Hat man doch z. B. uf der Z'ruggräis (Rückreiſe, Heimweg) den verlaſſenen Ort im Rügge. Vielleicht, weil man ihn am liebſten mit dem Rüggen aaluegt (oder mit der Fäärfere). Leichter trägt man i der Hand d'Piinte (S. 446) für Flüſſigkeiten, ſowie das Felleiſen (1788: Feleiſen) als entſtellte valiſe oder den Mantelſack (1788), das nidwaldiſche Watſeckli, das auch ſeeländiſch entſtellte Wärtſeckli. Für Geſchäftsgänge nach Biel nahm man vormals das aus feſtem Grißſtoff beſtehende Watſeckli mit. Blaau u wiß war das baumwollig, grüen das wullig. In dieſem hat der Schumacher am Sunntig am Morge d'Schueh verträit.

Jenes war der Hausfrau gut genug, um Bohnen us de Räbe z'trage. Das heutige Netz war ſonſt ein aus alten Fiſchernetzen (S. 82) zurechtgeſchnittenes Seckli; alſo ein wirkliches Ridiggüül (réticule, reticulum ſtatt rētiŏlum, Netzli,[6] aus l. rēte,[7]) und erſt nachmals ein (ridiculement) mit dem Pómpaduur[8] gleichgeſetztes, rundliches Handtäſchchen.

Das Pómpaduur erinnert an das Exgüſichöörbeli (é-), das baſleriſche Ärgiſig'cheerbbli, -p'häggli u. dgl., mit welchem man einen Spaziergang als geſchäftliche Verrichtung vorzutäuſchen ſucht. (Man veräxgüſiert ſich oder „ent-ſchuldigt" ſich, weil unter Augen der Tag um Tag beſchäftigten Landbevölkerung nur der Städter unkritiſiert werktägliche Spaziergänge macht.) Richtige Arbeitskörbe ſind dagegen: das z'Äſſe-Chëërbeli zum Mittragen der Mittagsmähler auf ferne Arbeitsplätze (nun durch die Gäntine verdrängt, ſo daß höchſtens noch das eine oder andere auf dem Eſtrich des-ummetroolet). Der rauh Chöörbb (aus raue Wiidli, die nicht g'ſchunte werden). Der aus dünnen Holzſchienen geflochtene Schiine- oder Schiinchoorb, Schtuchoorb zu allerlei Gebrauch. Die halb verſchollene, nur zweifelhaft einſt auch twanneriſche (als „Zäine" um ſo beſſer oſtſchweizeriſche)

[4] Urſp. ſvw. großer Korb: Seil. 2, 199. [5] SJB. B 456. [6] M-L. 7234. [7] Ebd. 7255; Walde 642. [8] Nach Ludwigs XV. berüchtigter Maitreſſe (1221—1764).

Zäinde: rund, niedrig, bis drei Mäß fassend, aus ganzen oder gespaltenen, rohen oder geschälten Weiden.[9]

Als „Geflecht" bezeichnet man auch den mehr tiefen als umfänglichen Chratte: den Handchratte (1795), Stäichratte (1835), Chiirßechratte, den spezifisch linksseeischen Sitechratte mit ebener Wand an der Leibesseite des Trägers, gebogener Wand an der nach außen gekehrten Seite; den Erlacher z'Imm^{b}ißchratte. Bildlich heißt der Neugierige e Gwunderchratte. Geflochten ist ebenso der schmale, tiefe, zylindrische Rundumm-mel, Liirum oder Liir-ummel (=i=)[10] zum Lebensmitteltransport auf das Feld und namentlich zum Magglinger Heuet (S. 496), daher am Henkelbogen besonders bequem tragbar.



Der sonst auch seeländische Bieter[11] ist linksseeisch bloß noch die unförmlich und unhandlich große Frauenrocktasche, wo mą chënnt e Chäigelchrugle dri schoppe. Schleppt jemand einen schweren Sack mit, so ruft man: Dää oder die het e Bieter aag'hänkt!

Ebenfalls veraltet, ja links des Sees völlig aufgegeben ist nun auch das Tragen auf dem Kopf, dessen

[9] Der got. tains (Zweig, Rute, vgl. wina-tains, Rebstock), der ahd. und mhd. zein (das Stäbchen, vgl. der isen- und stahel-zain) gibt geflochten den Korch: die got. tainjō, die ahd. zein(n)a, die mhd. zeine, Zeine. Als „Geflecht" erscheint auch „Korb" aus lat. (und kelt.) corbis: Walde 191; vgl. M-L. 2222—6. [10] Über das liire als im Kreis herumdrehen s. Jns 618. [11] Schwz. Id. 4, 1881 f.

früher allgemeiner Frauenbrauch dem „Tragen“ überhaupt links des Sees eine erweiterte Bedeutung gegeben hat. Was man anderwärts bringt, das träit (tragit) mą hier.[12] Da wird oder werden, bzw. ward oder wurden Gält, Wįį, Trį̈bel träit (gitragit);[13] der Bote het der Brief dem Märįį 'träit, und dem zum B'schäid tue eingeladenen Mitgast im Wirtshaus wird (wenigstens noch sporadisch in Ligerz) nicht zugerufen: i bringe dęr's, sondern: i traage dęr's!

Namentlich das Trį̈bel traage (auch von Mį̈sterli solcher) vom Twanner Landungsplatz über Gerlafingen nach Bern begegnet uns (z. B. 1783 bis 1790) häufig. 1790 gelangten „auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege“ vier Enten in die Hauptstadt. Ein vielgenannter Trį̈beltreeger war der Wįlhälm-Ruedi.

Trį̈bel trugen uf em Chopf in g'stecketig vollem Chorb die nämlichen ehemaligen Twannerinnen nach Biel, die vor der Wasserversorgig e große Chessel pflätschet völl oder platschvöll Wasser uf em Chopf und dazu noch in ęren iedere Hand einen kleinern Kessel voll vom Brunnen in die e Stäge oder zwo Stäge hööch gelegene Küche schafften. Was Wunder, daß sie zu Zeiten, wo n es n iders Bäi ins Arbeitsfeld ausziehen mußte und d's Hųųs g'b'schlosse worden ist, es gar nicht „tragisch“ nahmen, die chlįįnne Chind, eingewickelt (enmaillotés) i d's Máiottli (le maillot, S. 78), in winziger Waagle auf dem Kopfe mitzutragen, um sie während des strengen Tagewerkes stetsfort vor Augen zu haben! Auch Buebe lernten solche Tragekunst und giengen unter sich Wetten ein, wer ohni z'haa (die Last mit den Händen zu halten) die schweren Wasserkessel gefüllt auf dem Scheitel trage.

Aber alte Änerländeri zumal aus dem Moosgebiet, wo der Arbeitsplatz oft Stunden weit vom Wohnhaus entfernt liegt, machten die Sache nicht weniger brav. Ja, es gab Inserinnen, welche nach Erlach, und Neuenstadterinnen, ja Erlacherinnen,[14] welche uf e Dessebärg den Männern oder Söhnen ihr Mittagessen noch warm auf dem Kopfe zutrugen, dazu noch ein schwer belastetes Chörbli am Arm mitschleppend. Heute gibt es noch Frauen aus Müntschemier, welche sich auf solche Balancierkunst und Kraftübung verstehen. Der Schädel wurde und wird dabei geschont mittelst des bisweilen zierlich gefertigten Ringli, speziell

[12] Vgl. it. portare = apporter, sowie das aus portato (1. Getragenes, 2. Trägerlohn) gekürzte Porto. [13] Tragen und fragen beeinflussen einander im Schwanken zwischen starker und schwacher Biegung. Man sagt ja auch er fragt und i ha g'fragt (neben „ich frug“), g'frogt, strichweise oberländisch: g'frägt. [14] So nach der Mitteilung von alt Regierungsrat Scheurer seine tapfere Mutter.

das z'Dobe- (Abend-, will sagen: das Mittagessen)-Ringli. Dieses besteht aus zuweilen zierlich z'sämmeg'nääite Blätzli, welche mit Dinkel-Spreuer gefüllt sind. Diese verschieben sich beständig leise und lassen, am Platze der erhitzten, kühl gebliebene Partien nạạche rüüdele (Erl.: nooche füchchere).

Unstreitig förderte solche Tragekunst während ihrer Jahrhunderte langen Dauer die noch jetzt an bejahrten Frauengestalten zu bewundernde graziöse Körperhaltung und Gangart, gegen welche das entenartige watschele junger Dutzendgrazien wüest absticht. Dieses mit schwerem und sperrigem Wäärchzüüg nach dem Rebberg eilende Großmüeterli könnte eine Rebekka[15] sein oder eine sizilianische Wasserträgerin, die den schweren Krug wi nüüt sich uf di linggi Achsle hebt. Wie ein Hiirz hinwieder hüpft die junge Baskierin mit der schweren Last auf dem Kopf davon, unter welcher hinwieder die schwachen Bäinli des dickschädeligen Negers einzubrechen scheinen.



Doch, ohni z'bäärze (ohne daß er päärzt, ächzt), poorzet der den Last (1765, aus „Ladt", „Ladet"), welchen er sich auf den Kopf b'büürt oder g'lüpft („gelüftet", in die Luft gehoben) hat, wie man eine Nadel vom Boden uufhebt. Ohne sich z'überlüpfe, belädt er sich selbst mit einem G'fehrt (Sammelsurium von allerlei Traglast),

[15] 1. Mos. 24.

dessen europäischer Träger jeden Augenblick abstelle und rufen müßte: leue,[16] wie der Twanner Berggänger auf dem Lëistäi (S. 156) oder uf em Leublatz bi de sibe Wääge (S. 538) leuet.

II.

All dieses Tragen und Bringen[1] vereinigt sich in Sache und Wort[2] mit fahre und fuere und Fuer als Fahrt, Weg, Weggeleit, Wegzehrung, sowie mit Fueder zu einer umfassenden Begriffsgruppe. Gegen Fuerlohn fueret der Fuerma; er besorgt Fuerige oder Fuere, z. B. heute eine Wiifuer. Noch zu Gotthelfs Zeiten gab es die traurigen Armefuehre, mittelst welcher Abgeschobene in ihre Heimatgemeinde g'füehrt, g'spediert, g'frachtet wurden wie Waren; einerlei, ob es in fremdem Dienst abg'wärcheti Invalide waren, oder ein zerfahrner Fahri, eine Fahre, die abenteuernd um enand fahrt, eine Rülze, welche rülzet.[3]

Ist der Fuehrmann mit seinem G'fehrt zur Fahrt bereit: ahd. fartig, fertig, so fertiget: fergget er die ihm anvertraute Last. (Vgl. den Feergger, Fergger als Spediteur industrieller Geschäfte.)

Wenn er nur mas g'fahre! Wie, wenn er (wie ein den „Faden" verlierender Sprecher) nid ab Stett chääm! beim ersten Hindernis aan wäär und auch heute bliib b'stecke, wie er gestern b'stochche isch! Vergebens langt er aus der Tasche die zwirneti Zwickschnuer (1850), um an die Peitsche en neuen Zwick aaz'mache und das Zugtier z'zwicke und z'chlepfe. Es heißt daas Mool nicht: das gäit wi mit der Gäißle g'chlepft (so mühelos). Das uufchlepfe des ermatteten, gleichsam zu Boden liegenden Tieres gelingt nicht, auch durch kein „hüüp i d'Sätz!" Das ist ein gewaltiger Irrtum: öha lätz! (Halt, da bist du lätz draa!) Um so mehr, wenn ein Fuhrmann wie „der Hüst", der dazu „große Flüche flucht", mit dem unaufhörlichen sinnlosen hüüst öhaa! (links! halt!) in den Kopf des armen Tieres Wirrnisse bringt, wie in einem ordnungslosen Geschäft, wo alles hüst u hott (links und rechts) us enandere ggatteret. Solches hustere des Husteri verunmöglicht auch jedes sittig fahre, wo es abwärts geht. Umsonst suchen gescheidte Tiere selbst 's uufz'haalten: den Wagen oder Schlitten langsamer gehen zu machen, indem sie mit

[16] Schwz. Id. 3, 1545: lüwwe.

[1] Zu kelt. bronk (führen): Kluge 71. [2] Tragen zu engl. draw (ziehen: ebd. 462); ziehen = l. dücere (frz. duire): mit sich ziehen, führen, bringen. Was vorwärts bringt, mhd. gevüere ist, fueret: ist vuorunge (Nahrung usw.): Wb. 3, 264 f.; schwz. Id. 1, 975. [3] Mit -z- iterativiertes, dazu umgelautetes rouler (rotulare, ruliere) oder direktes (entlehntes) rollen. Vgl. schwz. Id. 6, 882 f.

den Füßen verſtelle, grätſchen, grịtte, bis ſo ein Stierenpaar vergrịttet iſt: nur noch mit auswärts gerichteten Beinen geht. Wenig fehlt, und es kommt zum Kippen: ụụsläägre, umläägre. Es überwüürblet den Wagen, und die unter ſeine Laſt Geratenen chan" es verchrụtte, z'ſämmechrụtte.

Bergauf aber fordert die ſchwere Laſt Vorſpann oder Miete von Zugtieren: die Niet. So ſagte man noch vor einem Menſchenalter auch zu Twann, wo — trotz der allzeit kleinen, aber oft auch ſo zu



wenig beſchäftigten und darum gerne fịr n e Batze z'verdiene ausgeliehenen Pferdezahl — häufig Niet g'räicht oder g'ſuecht und g'haa wurde. So von Teſſenbergern und ſogar von Neuenburgern, die noch an die für Fußgänger ſehr ſchöne, aber für Zugtiere ſehr beſchwerliche alti Strooß über die Gụmbe (La Combe) ob Landeron und Alterịịff (Haute-Rive) über St. Blaiſe gewieſen waren.[4] Für eine ſolche Tagesräis wurde ſowohl vom Vorſpann Suchenden wie Bietenden g'nietet; letztere haben auch ụụsgnietet oder vorg'ſpannet.

Das Vorſpannen iſt ein aa- oder ịịſpanne mittelſt der Stricke, welche die Sịịlblatte (1770) oder Sịtebletter mit dem Kummet verbinden. Der Chommẹd oder Chụmet (Geicht) wird nun auch immer häufiger den Zugochſen aag'läit und das joche der Kühe und

[4] Karl Irlet.

Ochsen, das Joch mehr und mehr auf die Holzfuhren im eng geschlossenen Wald eingeschränkt, wo angeblich das Hin- und Herfahren der Grinde unliebsamen „Anstoß" erregen kann. Im freien Feld ist jedenfalls die Unbeweglichkeit und Unbewehrtheit des Kopfes gegen sommerliches Geschmeiß (G'schmäüs), z. B. gegen Mugge, welche die tränenden Augenränder der armen Tiere in dichtem Kreis umlagern, ein ebenso arger Skandal, wie das stundenlange Stehenlassen vor der Pinte. Es sollte genügen, daß solch ein Zugtier gäng im Strick oder im G'schiir (Ins: G'schiirn) ist und zu gutwilliger Kraftanstrengung i d's Gschiir liggt wie ein arbeitsfreudiger Mensch.

Das war ein anderes Ochsenwagengespann, mit welchem die alemannischen Fürsten durch ihre Lande fuhren — ein Nachklang des Kuhgespannes der germanischen Erdmutter Nerthus[5] und ein Vorbild des eigenartigen Stolzes, mit welchem ein Herr Lentulus zwei oder vier Stiere vor seine Kutsche spannte,[6] eine Jungfer von Grafenried in Ins sich von vier weißen Stieren zur Kirche fahren ließ.[7]

Eine Weihe des Zugtieres, welche an die der Eselin als Tragtier erinnert. Als Symbol des Friedens[8] und der dem Menschen zugute kommenden instinktiven Gschiidi[9] eignet sich allerdings nur bedingterweise das Tier, nach welchem die Eselstrooß von Büren durch Diesbach nach Aarberg benannt ist, und der vormals aus dem Wistenlach durch das Moos nach Bern Butter tragende Ankenesel. Auch nicht immer harmlos[10] benahm sich das Muultier als Vorspann- und als Saumtier (S. 438) am Platze des Saumpferdes, nach welchem der Saum (s. „Wein") als chevalée, 1396 als cavallata[11] benannt ist. Häufiger als heute[12] diente allerdings das Pferd zum rite, das auch Frauen ganz selbstverständlich gritt lige (basl.: gritti grätti) übten — wie Kinder uf em Gigampfiroß. Deren übriges rößle, Rößlis mache ist eine Nachahmung der Wagenfahrt womöglich mit dem linksseitigen Zurhändler und dem rechtsseitigen Vörhändler. Das „von der Hand" (des Lenkers entfernte) Pferd des Vorderpaares vor dem vier- bis sächsspännige Müllerwagen trägt immer noch am Kummet das nach Sinn und Ursprung verschieden[13] gedeutete Dachsefäll.

[5] Hoops 3, 307. [6] Kalender Anker. [7] Ebd. [8] Zacharja 9, 9 f.; Matth. 21, 1—9. [9] 4. Mos. 22. (Bileams Eselin.) [10] RvTavel, Gueti Gspane 154. [11] Taschb. 1901, 12. [12] RvT. GG. 60 f. [13] Zuletzt im „Bund" nach Melillo, Mittelalterliche Posten Italiens (Mailand, 1904). Nach Hoops 1, 384 wurde der Fettansatz des Dachses vor dem Winterschlafbezug seiner (ihn als „Baumeister" benennenden) Höhle bei Plinius (h. n. 8, 138) dahin gedeutet, daß er in der Not sich aufblähe, um Schläge von Menschen und Bisse von Hunden unwirksam zu machen. Drum riet der Dichter Gratius Faliscus in seinem Jagdlied (340) den Jägern, sie sollen Kappen aus grauem Dachsfell tragen, wie man ja auch

Eigenartig unterschied sich von solchem Straßengespann das oft durch schlechte Mooswege geführte Gespann der Burgunder: fünf Rosse zogen gäng äis hinder em andere. Auch so ward das erschüüche-(erschüücht sii) der durch Schüüchläder am richtigen Sehen gehinderten Tiere vermieden.

III.

Der Mühlichaarrer als Lenker des stolzesten Bauernpferdegespanns ruft uns zusamt der Formel chaare u fahre (Gals 1772) den Chaare als den gallischen carrus ins Gedächtnis. Er ist als Zweireeder zum Gefährten der Bänne degradiert worden und hat bloß als Chaarli (vgl. Bännli) zum chaarle leichter Lasten die Gestalt des vierrederige Wagens. Bloß drei Raad (Ins: drüü Reeder) hat das Stooß- oder Stooßiwäägeli (la poussette), vieri doch das mit der Lande (dem Stangenpaar) zum Ziehen eingerichtete Ziehwäägeli. Mit ihm wie mit dem Bäärnerwäägeli[1] läßt sich (in Spazierfahrten) uusfahre, rößle wie in der vom Gutschner geführten Gutsche (einen Gutsche füehre), wie in der Scheese (chaise) oder dem Scheesli, im Schaarebank (char à banc) alten Stils.[2] Es lassen sich aber in beiderlei Wäägeli auch besonders sorgsam zu behandelnde Sachen (z. B. vor verhotschle zu bewahrendes Obst) transportieren; und im einen oder andern verwäägelet der Bäcker, der seine Kunden absucht, Brot. Ein schweres (be-)laste ertragen dagegen nur Wääge starker Bauart mit den trennbaren und verschieden zusammensetzbaren Teilen, welche der Hinderreedig und der Vorwage heißen. Die ein Dreieck bildende Grätti des letztern wird an ihrer Basis durch den Heblisnagel (Hebisnagel: Tw., wie schon 1696, Hüfisnagel: Ins[3]) mit dem Hinterwagen verbunden. Das um ihn drehbare Tragholz über der vordern Achse trägt als der Volbe" oder der Pfulbe"[4] (aus lat. pulvinus, Polster, Kissen), als Holz-, Läitere- u. dgl. Pfulbe den zu verschiedenen Lastarten eigens eingerichteten Wagen. So formiert man den Mostwage, Güfiwage mit dem Mostgüüfi (S. 366), den Läiterwage, den Mistwage mit der Misthuurt und den besonders praktisch gebauten Brüügiwaage. Auch als Heu- und Getreidewagen wird dieser eingerichtet

die Halsbänder der Jagdhunde mit dem Kopfhaarbüschel des lichtscheuen Tieres auszustatten liebe. Nachzuforschen bleibt, ob und wie in dieser Traditionslinie die Idee des Pferdeschutzes gegen feindliche Mächte auf der nicht vom Fuhrmann besetzten Seite zu suchen sei. Vgl. schwz. Jd. 1, 772.

[1] Vgl. überhaupt Lf. 238 ff. [2] Meiners 2, 255 (1783). [3] Kalender Anker. [4] Schwz. Jd. 5, 1100.

mittelst der Wälle und des leiterartig aufrichtbaren Füürg'stütz (des Graasstiil, wie ein gescheidtes dreijähriges Vinelzer Kind jenes nannte). Eine Plaache (Blache) aber deckt die Ladung gegen Unwetter.

Zeitweiliges salbe (schmieren) der Spille (Spindeln), der Achse mit Wage- oder Chaaresalb macht den Wagen gäärner z'goo. Solches früher aus Räpsöl, Tannharz und Däärmschmutz bereitete Salb ist heute so billig zu kaufen, daß ein sehr wenig Gewinnender nid Chaaresalb verdienet. Für die Manipulation wird erst der Loom oder Loon (Lung),[5] der Achsnagel, samt dem von ihm vor dem abgoo geschützten Rad abg'noo und nachher wieder daartoo. Wird dieses vergessen: wie bald ist dem Fahrenden es Rad abb! Das widerfährt bildlich auch einem, dem das Unglück eine Hilfsquelle, einen Stützpunkt seiner Wohlfahrt entrissen hat.

Das Hemmen bergab wird auf einfachste Weise bewerkstelligt durch hindere haa mit voller Kraft der Arme; durch allfälliges stoo uf d'e[n] Schläipfbaum, der sich vom Vorwagen her in den Boden einritzt; durch Anlegen der Spann- oder Sperrchötti um eine Radspeiche, in welche eingreifend man gegenteils bergauf späichet, um — wie auch bildlich — kräftig nachzuhelfen; endlich durch underlégge eines hölzernen Radschuh: eines Schläipfdroog. Als solchen läßt bildlich eine lästig hinderliche Gesellschaft sich nooche zieh, nooche schläipfe.

Gleich verderblich wie all solches notgedrungene spanne, nur in anderer Weise — nämlich durch Aufwerfen von zwärisch über die Straße geworfenen Wellen — wirkt mit seinem hötschle das Auto. Es ist dies die eine Straßenschädigung neben der andern: dem stüübe solcher Kraftwagen, welche noch nicht zum Mitführen des Mayerschen Staubsaugapparates genötigt worden sind. Gleich dringlich wie dieser wäre der Ersatz des Benzins durch Spiritus.

Einstweilen heißt's auch hierin bildlich: mi loot's schlittle oder schlittle, läßt den Schlitte gehen, wie er mag, ohne bergab ihn z'ebbhaa (in seiner Gewalt zu „behalten"), bei seiner Fahrt in Egi z'haa, dem recht schwer belasteten Lastschlitten nötigenfalls eine Chritzchötti unterzubinden, so daß er nicht überbócket, sich überschloot. Neben dem Hemmen ist beim schlittle oder schlitte, wie die Jugend es am Juragehänge zur Sältsami zu üben bekommt, und beim Holzschlitte aus dem Wald räise oder wiise die Hauptkunst. Es handelt sich dabei um das Einhalten einer gefahrlosen Fährte und um das Ausweichen: flieh. Man flieht dem Grien (dem Kies der Straße),

[5] Ebd. 3, 1296 (Lunn); Kluge 296 (Lünse).

flieht Begegnenden, flieht plötzlichen Hindernissen. Besonders gefährlich ist der Chehr der neue Strooß als deren Einbiegung in die Seestrooß beim Twanner „Bären". Daher die Warnrufe von dieser her zu den Abwärtsfahrenden: Häit (haltet) uuf! und die Mahnung der letztern zum uuswiiche: O hoooi! Ist die Gefahr vorüber, so tönt's: Lööt's gheie! In Ligerz warnte man noch vor zwei Jahrzehnten patoismäßig: goor le mii (gare à moi)! Zu Erlach ruft man („hors":) Oor! Oor!

Unschwer ist solche Selbstpolizei beim Äiblätzer („Einplätzer"): sowohl dem schwerern einheimischen Füdleschlitte als dem Gibeli, der Gibe, wie dem aus schmalen Leisten gebauten Davóser, Davóserli. Beide stellen sich als Wiiserli dem Wiiser als Zwäi- und Dreiblätzer und vollends dem als bobsleigh auch schon vornehmelnd eingeschlichenen Pöpsli gegenüber. (Eine Nachäfferei, wie das bayrisch-berneroberländische „rodeln").[6] Zumal in die Stangen des an den Kufen (Chueche) b'schlagne Wiiser stellt sich als gewandter Räiser der Holzschlittler.

Der junge Bieler Karl Theurer erfand den lenkbaren Skischlitte (Ski: ältere Saag [Ausdruck] für Schii).[7] Dieser erinnert in etwas an den Grindelwaldner Veloschlitten Bühlmanns.[8]

Von all diesen Schneeschlitte unterscheidet sich der als Sässelischlitte gebaute Fischschlitte, dessen Insasse gäit gą stifzge: mit Hilfe zweier mit Stifzge beschlagener Stäcke sich auf dem Eise ziemlich rasch vorwärts bewegen. Es bietet dies einigen Ersatz für das ziiberle (glitschen) und das schlifschuehne.

IV.

Mehr großartig (iSv. großhansig) als den örtlichen Verkehr fördernd, fuhr z. B. um 1830 der Feufspänner Bern-Neuenburg über den Umspannort Ins und die Hauptstationen Arbärg und Schwande (bei Schüpfen), welch letzterer Ort nach bzw. vor der Übersteigung des Frienisbärg erreicht wurde. Einen andern feufspännige Wagen (1789: eine Diligence) entsandte Neuenburg jeden Morgen um 4 Uhr nach Basel; unterwegs bot Sonceboz Fahrgelegenheit nach Biel, das ebenso von Aarberg aus mit der Postschese erreicht wurde. Den Kurs Neuenburg-Bern sehen wir aber später in Zweispänner zerlegt wie Kerzers-Ins, Ins-St. Blaise. Dagegen wuchs der Äispänner Ins-Brüttelen sich aus zur Fortsetzung nach Täuffelen, während Ins-Vinelz-Erlach und Erlach-Gals-Tschugg-Gampelen

[6] Zu allem vgl. Gw. 81 ff. [7] „Seeländer Tagblatt". [8] BS. 1914, Nr. 6.

Stümpe blieben, denen der Weltkrieg wegen Rossemangel noch Beschränkung, ja (wie letzterm) Stillstand auferlegte.

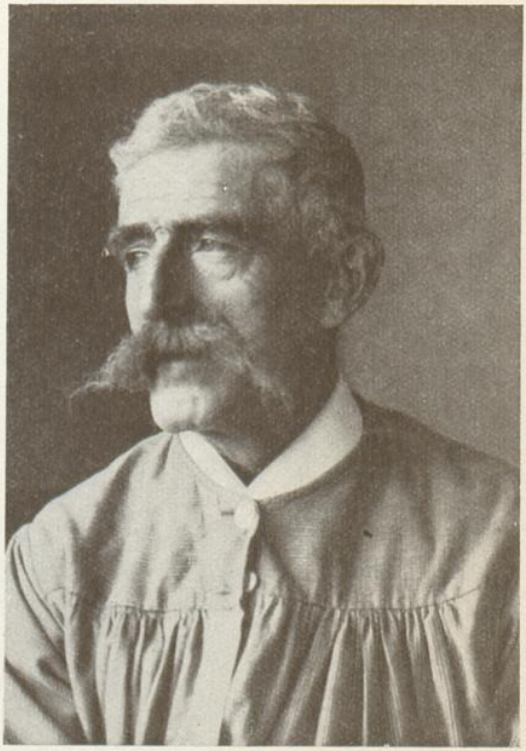
Gar keine „ordinari [ortinäri] Post" gab es 1782 zwischen Nidau und Twann,[1] weil aller Verkehr natürlich („p'här see", per se) p'här See (S. 40 f.) sich abwickelte. Dagegen ist 1801 von einer solchen Post die Rede,[2] wie auch Post und Onibüs[3] (ŏ=) Biel mit Solothurn verband. Das war der am 1. September und 15. November 1798 dekretierten helvetischen Staatspost[4] zuzuschreiben. Für den Kanton Bern war dies die Fortsetzung des Monopol-Mannlehens, das die Regierung von 1675 bis 1832 dem kaufmännisch gewandten Ratsherrn Beat Fischer und seinen Nachkommen übergeben hatte — mit dem Erfolg, daß jede Woche ein Waarenwagen und all Übertag Posten Basel-Bern und Neuenburg-Bern auch mit Paris und Nordfrankreich einen lebhaften Verkehr unterhielten.[5] Noch 1830 konnte all zwe Daag ein Brief von Twann nach Bern gelangen, nachdem er am Aufgabeort u̯ff 'tg̣g̣ (u̯ff g'gää) worden war. Dieser mitunter häufig (z. B. in Ins seit Menschengedenken ſi̯be Mol) wechselnde Aufgabeort hieß — wie nachmals auch der fahrende Postwagen — d'Post oder (z. B. 1805 amtlich) der Post, je nachdem an das italienische und diesem zugrunde liegende römische Muster (luogo) posto, (locus) positus oder aber an (stazione) posta, (statio) posita zu denken ist. Postiert war oder hatte sich in römischer Zeit ein Post-Stand: eine statio, Stazion und damit verbundene Wirtschaft zu Mu̯lle[n] bei Erlach. So deutet man wenigstens die Reste eines längst verbrannten Gebäudes.[6] Die auf solchen Halteplätzen angestellten Pösteler häi richtig nüüt Guets g'haa! Sie mußten von den Grundherren ihrer Station, die doch vom Gebrauch der Post ausgeschlossen waren, deren gesamte Unterhaltskosten eintreiben und wurden in diesem sie verhaßt machenden Geschäft überwacht von Polizeispionen.[7] Dieselben hießen curiosi: mit einer „Besorgung" (Sorge, cura) Beauftragte. (Die hiervon abgeleitete Bedeutung g'wu̯nd̯erig ging über auf curieux, was aber objektiv gewendet — gleich unserm ku̯riós — auch wunderlich, die Neugierde erregend, seltsam bedeutet.)

Einen solchen Stand für den Wechsel der Pferde und der Boten unterhielten auf ihren Staffettenlinien auch italienische Fürsten und die Päpste des Mittelalters.[8] Die Regierungen unseres Landes ahmten das Beispiel nach und hielten sich sowohl Läufer wie reitende Boten, die erst gar nicht, dann bloß auf besondere Empfehlung hin, und schließlich — zur Zeit des Postregals — gegen bestimmten Tragerlohn: den

[1] Irlet. [2] Ebd. [3] Lg. 115. [4] Öchsli [2] 613. [5] Kalender Anker. [6] Jahn KB. 20. [7] K. Breny, Bern, im 1. Postjahrbuch der Schweiz. [8] Seil. 3, 186.

Portlohn (1788) oder den Porto (1824), heute: das Porto, auch Sendungen bestellten. Es empfahl sich aber, diese ung'frankiert ụụf=z'gää; sie gelangten damit sicherer in die richtigen Hände, schon weil der Empfänger mehr zahlte als der Aufgeber.[9]

Von der heutigen Ausrüstung der Postverkehrsmittel war erst nach und nach die Rede. An den Platz des durch Lenau für alle Zeiten herzandringend besungenen Postęlión, dessen Hornklänge längst verhallt sind, tritt an jeder Bahnstation der Briefträger, der twannerische Fáktéér (facteur eigentlich als „Macher" oder Besorger irgend eines Dinges), der baslerisch hybride Briefie[r]. Einen eigenen Briefträger hat Twann seit 1897. Vorher mußte es sich mit Ligerz in den einen Faktéér teilen, der obendrein Geicht, den Twannberg und Magglingen zu bedienen hatte. Der nachmals eigens für Twann angestellte Fritz Krebs funktionierte als Briefträger von 1899 bis zu seinem Tode 1915. Er erreichte nicht das Alter des Brütteler Posthalters und Briefträgers Peter Hämmerli, der, 1832 geboren, den Dienst bis 1. September 1818 versah und bis 1. Mai 1919 lebte.



Abraham Schwab, Posthalter, Gals

Mit dem Postchaarli, das wohl recht manchen P'hack birgt, fährt der Briefträger nach seiner Station, für d'Zịịg z'mache: der

[9] Der einen bedeutenden internationalen Verkehr unterhaltende Schaffner Irlet zahlte für Briefe: aus Karlsruh 1824: 11 Btz. 2 Krz., aber 1825: 6 Btz. 1 Krz.; aus Piemont 1783: 6 Btz.; nach Havre 1739: 8 Btz.; nach Prag 1796: 4 Btz. 2 Krz., und für einen andern: 6 Btz.; aus Prag 1796: 7 Btz. 2 Krz.; aus Afrika 1813: 14 Btz. 3 Krz.; aus Amerika 1825: 10 Btz. 3 Krz.

Bahnpost seine Siebensachen abzuliefern und von kreuzenden Zügen neue in Empfang zu nehmen. Auf dem Postbüroo oder der Postablage aber kauft der Bedürftige selber seine Maargge (Maarke) und kauft für eine Zahlung das Mandat oder das (im Geschlecht an dieses gelehnte) Schegg.[10]

„Der Post" hieß z. B. bei Niklaus Manuel[11] der reitende Bote Berns. Er konnte aber mit dem Fußboten auch den Titel Postläufer teilen. Er führte als Waffe den Hirschfänger, wie der Fußbote den kleinen, mit rotschwarzen und schwarzen Franse" behangenen Spieß. Beide trugen auf der Brust das Schild von versilbertem Metall, worauf das Standeswappen eingraviert war.[12] Es gab aber laufende Boten sogar von Ins nach Bern;[13] so 1482 den für einen Gang mit zehn Schillingen abgelöhnten Bader (Ins, S. 58); so den von St. Johannsen nach Bern, der 1725 „zwo Nächt und anderhalben Tag geloffen (Tw. g'lüffe, glüffe, um Biel: g'lauffe) ist und um zwölf Uhren nachts" anlangte.[14] Auf einem Chaare hinwieder führte vor der Biel-Bern-Bahn der Bott Christener seine Waren, wie 1856 der Bäärnbott Jost aus Twann. Sein Vorgänger von 1775 war ein „Galgenvogel": er vergaß z. B. die Drucke voll Trüübel, die ihm besonders anempfohlen waren.[15] Besseres Lob verdienten der Lüscherzbott der Jahre 1774 bis 1844 und der P'hackträger von Gerlafingen nach Walperswil, der z. B. 1790 jeweils 2 Batzen erhielt. Mehr noch als solche „Bötte" (1806), Bött scheint eine recht zuverlässige Bötti (Ga. 1750) geschätzt worden zu sein; besonders wenn sie den Hausfrauen verkehrsarmer Örtlichkeiten obendrein die Dienste leisteten, welche sie sich nun von Hüsiererere — mehr Zuträgerinnen als Trägerinnen — zu verschaffen wissen.

V.

Die nächsten Jahrzehnte werden auch unserm Schwitzli die Flugpost bringen, welche in der so mannigfach von ihm zum Muster g'noonne Schwesterrepublik änet dem Bach längst zur selbstverständlichen Tatsache geworden ist. Der Schritt der Fliegekunst aus dem kriegerischen Dienst in den des Friedensverkehrs ist ja auch bei uns vollzogen, und in die knapp vor dem Weltkrieg in den Manövern um

[10] Interessante Wort- und Sachgruppe (vgl. M-L. WB. 7669; Kluge 392 f.; Graff 6, 416; mhd. WM. 2, 2, 92; schwz. Id. 8, 423 ff.): Pers. schah König; lo scacco, l'échec Schachspiel, Mißerfolg darin; sp. jaquel Schachbrett; engl. checky würfelig, bunt, zu check: 1. Schach; 2. ursprünglich auf gewürfeltes Gewebe vorgedruckte Kassen-Anweisung; ahd. scecho Teppich u. dgl., mhd. der schecke, schegge durchsteppter Leibrock und scheckot scheckig, tschägget, der Tschägg, Schägg. [11] Papst 863. [12] Roth 3, 358; MB. [13] AhB. 2, 248. [14] SJB. A 683. 691. [15] Irlet.

Jns (1913) neu erworbenen Lorbeeren eines Bider und Forer teilten sich bald darauf ebenfalls unvergeßliche Seeländer wie Kramer und Burri in Biel und Charles Favre in Neuenstadt. Knabenspiele aber mit selbstgefertigten Flüge oder Flügere wirkten wie fliegende Samenkörner, von denen unter Tausenden eins zur stolzen Pflanze aufgeht. Dem einen oder andern dieser spielenden Piloten können einst Erfindungen glücken von der Art etwa des Stabilisators, der ein umchiere, uberböxe, Box uber Box mache des Äroplan ganz vom tollkühnen Wollen und Wagen eines Sturzfliegers abhängig macht. Ferner des zu Land und Wasser gleich brauchbaren Hydroaëroplans. Sodann die Erreichbarkeit einer Flinggi, welche die des Spiiri übertrifft und den Gedanken eines Wettfliegens um d'Wält um (um die Erde) aus dem Bereich des Verrückte herausrückt. Die immer genauere Kenntnis des untern und obern Luftmeeres mit seiner Ebbe und Flut, seinen Loch, in denen man urplötzlich Hunderte von Metern g'heit wie im Traum. Ein weiterer großer Fortschritt wird darin bestehen, daß mą flügt wi d'Jnsekten u d'Vögel: mit Fäcke anstatt mit der Luftstrüübe (dem Propeller), ohne wagrechten An- und Ablauf uf Redli: grad üüfe u grad aabe, flingg u sattli, wi mą grad will; jetze still haa u schwäbe wi u e Weih u jetze fürt wi u e Pfiil.[1]

Ein Teil dieser Errungenschaften ist übrigens schon mit Propeller-Maschinen erreicht worden, und auch weitere Erfindungen wie durchsichtige und damit unsichtbare Tragflächen



Briefträger
Hämmerli in Brüttelen
Bild von 1912. (Vgl. S. 567)

[1] Nach Wilbur und Orville Wright.

machen die Flugapparate zu schätzenswerten Kriegswaffen. — Bei sichtigem Wetter leisten die Apparate schon jetzt zur Aufklärung i zwoo Stund meh als e Ggawallerii-Padrullie i viere-zwänzge. Wie werden sie erst den Werken des Friedens dienen! So als „Luftkauffahrteischiffe" — Gegenstücke zum Unterseeboot als Handelsschiff, so als Gegenstück zum überseeischen Fernschreiber, wetteifernd mit den „eilenden Wolken, Seglern der Lüfte", im Tragen wichtiger Kunden von der alten zur neuen Welt. Diese zu erfliegen übernahm 1921 ein englisches Luftschiff mit Platz für 48 Personen. Aber auch deutsche Zeppeline bleiben nicht hinter solchem Wagnis, das nur von der Idee, durch die Luft die Pole zu erreichen, an Großzügigkeit erreicht wird.

Strömt aber einmal die Seeanwohnerschaft zum neuen Bieler Flugplatz, werden sich Geschichtskundige finden, welche an die vorbereitende Gedankenarbeit eines Michelangelo, eines Böcklin erinnern. Sie werden aber zurückgreifen auf den Griechen Dädalus, dessen Idee das flüüge mit bloßer Muskelkraft 1921 die erste Verwirklichung erfahren hat. Eine Freiheit von schweren Mechanismen wie die von Gestäng und Draht beim Fernsprech- und Schreibverkehr, wie sie eben jetzt im Büchsi der alten Johanniter Münche angebahnt ist, vorbereitet aber schon im September 1902 auf dem Bielersee wurde. Da stellten Kundige Versuche an mit drahtloser Telegraphie nach dem System Engisch in Madretsch.

Wie es des Malers Sperberauge sein kann, das auch im Hirn Blitze erfinderischer Genialität aufleuchten läßt, so können es echte Jünger eines Daniel Richard sein, die, als Üürler und Iirler über Tag mit üürle und iirle ihr Brot erwerbend, die freien Stunden einer die Zukunft gestaltenden Gedankenarbeit widmen und weihen.

Aus dem kirchlichen Leben.

Heilige Orte.

I.

„Heil'ger Tempel ist der Wald" — z. B. des Jolimont, um dessen Chanzelbuecheche die hohe Buchensäulenhalle am Tschuggerwääg wie als Vorbild eines echt gotischen Domes[1] sich schließt und zu den neulich[2] eingeführten Sommersonntags-Bredige einladet. Helgebäüm (1662), Heligi Stuude (1675 auf dem Müntschemierfäld), Haine und Höhlen wie die Täifferhëhli hinter dem Täifferstäi der Twannbachschlucht, der über letztere wi n e Gëtz anzuschauende Tootestäi (die Ankeballe) erwecken „frommen Schauder" wie die Häidehëhli (S. 147) und der Hohlestäi (S. 148).

Die Heiligkeit von Quellen wie der dem keltischen Belenus (S. 105) geweihten Römerquelle zu Biel[3] würdigte vormals auch der Seebutz. Am Malehuusbrïnneli des Tüscherzwaldes (S. 131) kniete der Rebarbeiter auf seinem Wege nach Vingelz einen Augenblick nieder, oder er sprach ständlige ein kurzes Bätt.[4] Eine Feldkapelle mit beweglichem Altar am häilige Brunne zu Brüttelen unweit der Freistatt Gäserz soll an den Mord des Lausanner Bischofs David (850) erinnern.[5]

„Hiedisent" (hienooche) dem Siechehuus zu Biel stand noch 1520 ein Bildstock, welcher einen der Wege zeigt, wie man zur Errichtung von Kapellen gekommen ist. Die seit den Kreuzzügen errichteten Kapellen zum häilige Chrïtz[6] z. B. zu Neuetstadt (1377[7]) und Ligerz[8] helfen mit dem Namen nach. Es galt, das Kreuzesbild und seine Anbeter

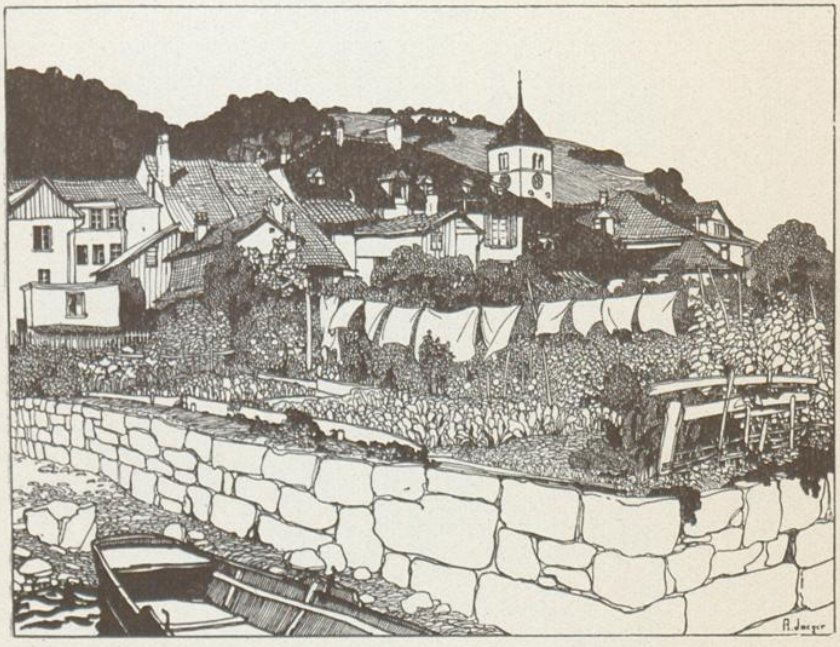
[1] „Ich glaube, der Künstler, der die Gotik erfunden hat, ist einmal an einem schönen Abend in einem Buchenwalde auf dem Rücken gelegen und hat geträumt, er sei in einer Kirche, darin es ihm so gut gefalle, daß er sich eine nach dem Muster erbaut hat." Karl Stauger. [2] Vom Erlacher Pfarrer Arnold Knellwolf. Wir erinnern an die Gottesdienste im Berner Dählhölzli uaO. [3] Meiners 1, 223; vgl. Hoops 2, 580 f. [4] Albert Krebs. [5] Stauffer 68 f. [6] Benzerath 31 ff. [7] Font. 9, 522. [8] Mül. 326.

mittelst Wand und Dach vor Unbill zu schützen. Der erste Bau solcher Art aber barg den mit dem Bettler geteilten Mantel des heiligen Martin (wie zu Großaffoltern). Ein solches langes Überkleid mit der zugleich den Kopf bedeckenden Kaputze (des Kapuziner) hieß ml. und von da her altdeutsch cappa, Kappe,[9] Chappe iSv. Gäpuschung (capuchon) oder Kabütze. Der Name ging aber später auf das den Mantel bergende Gebäude selbst und jedes nach seinem Muster errichtete Bethaus über. So „Ligendt" noch 1533 „3 Mannwerk Reben by der Cappen zu Tüscherz vnder dem Biellwäg",[10] und Erlach hat einen Chappenacher. In der Regel jedoch hieß das immerhin kleine Bauwerk capella, chapelle, Kapelle, Kapälle. So z. B. die 1681 gegründete, durch Lage und Anlage reizende chapelle des Combes über Landeron. Schon mhd. betonte man auch „die Käppel"[11] und formte daraus die neue Verkleinerung: das Chappeli. Ein solches steht seit 1894 auch wieder am Friedhof zu Gals. Und wie mhd. das Überkleid auch das Käppelin und das Käppel heißen konnte, so gleicherweise die Kapelle. Ein Vinelzer Allmendteil am Seestrand gegen Erlach heißt noch heute d's Chäppeli, uf em Chäppeli, und Chäppelisachchere liegen bei Siselen. In der Regel wurde jedoch die Lokativfügung „ze der Kapéllen" umakzentuiert: (zu der) Kappelen; und in dieser Form Cháppęle begegnet uns auch im Seeland eine große Zahl von Stätten einstiger Bethäuser, die entweder laut bernisch obrigkeitlicher Verordnung von 1530 auf dem Lande „abgeschafft", oder aber zu Kirchen (mit Seitenkapellen) umgebaut wurden.

Auf heidnische Altertumsstätten zurückreichend,[12] begegnen uns eine Reihe Kapellen aus sehr alter Zeit, andere aber aus dem spätern Mittelalter. Mit dem Erdbeben und Bergsturz von 1356 bringt man in Beziehung die Twanner Chappele bei Engelberg, von deren Dasein allerdings bloß noch die vier Chappele(-Rääbe) und die Chappele- (oder Tomegässe-) länti Kunde geben. Von der einstigen Tüscherzer „Kappen" (s. o.) reden noch die Rebstücke Chappelemätte, Cháppelebode und Chappeleschläif. Denen von Alframe (Alfermé, Hälffermé) gab Biel 1440 1 Mütt Kalch ze Stür an ir Kapellen.[13] Die Ligerzer Kapelle s. u. Denen von Mörigen gab Biel 1450 1 ℔ 5 ß an ir Capellen.[14] Belmünd behielt noch nach 1107 (vgl. S. 13) seine Kapelle.[15] — Eine früh abgegangene Kapelle Tschugg

[9] Du Cange 2, 127; M-L. WB. 1642; Seil. 2, 14 f.; Kluge 229. Vgl. la chape und le chaperon; bei Graff 4, 355 die Kappa als Regenmantel; im mhd. WB. 1, 787 ff. die reise-, münch-, mèsse-kappe, die lin- und scharlach-kappe, die unsichtbar machende tarn-, hël-, nebel-kappe. S. a. schwz. Id. 3, 384. [10] PuTw. [11] Du (Maria) bist ein lebende cappel. (In Konrad von Würzburgs Goldener Schmiede.) Mhd. WB. 1, 786. [12] Jahn KB. 79. [13] Taschb. 1903, 170. [14] Ebd. [15] Jahn KB. 36.

wird „die ursprüngliche Kirche von Erlach" sein.[16] Eine Kapelle in Erlach selbst, von welcher 1197 die Rede ist, gehörte der Abtei St. Johannsen.[17] Neben der 1880 in ihren Resten abgebrochenen St. Immer Kapelle zu Erlach wird öfters[18] die Bläuers- oder Blääierskapelle namhaft gemacht. Sie stand nördlich der Straße Erlach-Ins auf der Höhe, wo man die römische Poststation von Mullen (S. 566) sucht, auf dem Boden Adolf Hämmerlis. Den Zunamen Blääier trugen nach 1400



Blick auf die Kirche von Twann und den Kapf

Herren von Altorf bei Delsberg, welche bei Erlach Besitz hatten.[19] Neben bei den Cappeln und am Kapellenweg gibt es zu Ins. Ein Hof mit Kapelle zu Brüttelen bei Ins gehörte 1183 dem Priorat Peterlingen. Zu Vinelz liegen, wie d's Chäppeli (s. o.) und der Chappelenacher (1810), auch der Platz Vibaneiche. Chappelenachere liegen ferner zu Feisterhenne, Chäppelisachere (s. o.) zu Sisele. — Von den Kapellen zu Rugerol sprachen wir im „Ins", von der Neuenstadter Seekapelle, welche jetzt die französische Pfarr-

[16] Mül. 535. [17] Font. 1, 494. [18] Jahn KB. 20; SDS. 1914, 13. [19] aRR. Scheurer.

kirche ist, S. 113. — Eine nach 1400 gegründete und 1810 abgebrochene Siechekapälle stand an der Straße Biel-Bözingen, wo noch das Landhaus La Maladière steht. Zu Falbringen (1143: Valmuris, 1511: Vaulmery, Valmeringen) besaß Bellelay Reben und eine Kapelle.[20] — Während die Kapelle zu Werd (1231)[21] eingegangen ist, erhob sich das 1226 erstmals genannte Chappele bei Aarberg zum eigenen Kirchort. — Ein Ort Chäppeli liegt zu Golaten. Eine nüwe capell baute 1479 Murten.[22]

„Den" oder ehnder einen Martinsmantel trug im Krieg ein Priester als capellanus, chapelain, Kaplan den fränkischen Heeren voran.[23] Zwischen iine verwahrte er ihn in der königlichen Hauskapelle. Der Titel übertrug sich nachmals auf Kapellenpriester, wie z. B. den zu Falbringen (1437),[24] sowie auf Hilfsgeistliche jeder Art; mit dem Bedeutungswandel allerdings, daß „Kaplan" nunmehr den Verwalter der Kapelle mit deren Kleinodien, ihrem Urkundenschatz (Archiv) usw. g'mäint het. — Wenn nicht von Kapellen, so doch von (Altar-) Tafelen ist zuweilen die Rede. Biel steuerte 1492 an solche zu „Töufelen" 1 ℳ, zu Bargen 5 ß. — 1361 ist die Rede von der Bäihuuskapälle auf dem Friedhof Biel. Am Platz der dortigen französischen Kirche stand bis 1810 das Siechehuus mit der Kapelle, deren hölzige Becher 1623 eine Bielerin mit dem silberige ersetzte.[25] Die Bieler Zunftgenossen zum Wald, die Metzger und die Gerber hatten ein eigenes Kapälleli, die Fischer, die Wäber, Schniider (1441) und Schuhmacher (1486) doch je es Chrüz. Es silberigs Chrüz kam 1520 als St. Benedikts Arm in die Bieler Kirche.[26]

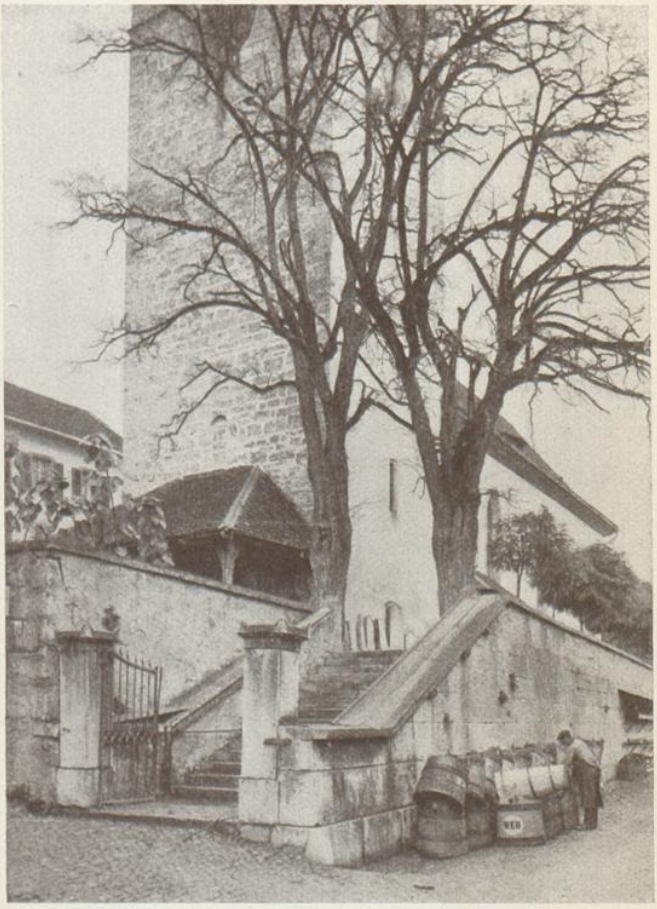
II.

Gleich der ursprünglichen Kapelle nur zur Not Schatten u Schäärm bietend, war das kleinere Zelt und der größere Tempel zunächst ein überspannter[1] Unterstand, und erst antike Baukunst gestaltete den letztern zu dem feierlich schönen Gebäude, das auch der Franzose gern temple nennt. Vgl. die place du Temple zu Nv. Das Berndeutsche dagegen braucht das Lehnwort bloß im übergetragenen Sinn, indem es z. B. das „pack dich!" übersetzt mit: mach di zum Thämpel uus![2] Den Hausfriedensbrecher jagt mg zum Thämpel uus. Aus der Einsiedlerklause, gr. monastérion, der spätern Klosterkirche, gestaltete sich das

[20] Mül. HS. 1, 205. [21] Font. 2, 113. [22] RM. 12. Okt. [23] Benz. 104. [24] Taschb. 1907, 285. [25] Taschb. 1903, 186. [26] Ebd. 187 f.

[1] Zelt aus rom. tenda (Kluge 505) und templum aus „tend-tlon" (Walde 768) zu l. tendere (spannen). Vgl. auch Zält (Tw.) aus Zelg auf S. 517. [2] Wohl in Anlehnung an die Tempelreinigung Matth. 21, 12 f.; Marc. 11, 15—17; Joh. 2, 13—17.

noch großartigere Münster,[3] dessen Verkleinerungsform Montreux[4] im Namen dieses Fremdenorts launig auf das ähnlich bergan steigende Oberdorf Tüscherz als d's chlii̯n Móntree übertragen wird. Das an der Seestraße (S. 545) neu entstandene Unterdorf Tüscherz heißt dem-



Eingang zur Kirche in Twann

entsprechend d's nei̯ Montree. Ecclesia, église findet im Berndeutschen gar keinen Widerklang, so wenig wie basilica.[5] Einzig das durch die

[3] Vgl. Moutier, Môtier und all die jurassischen Patoisformen im Atl. ling. 453. [4] 1794 Montreux und Montru (Jaccard 545) aus monasteriolum. [5] Von Constantin nach dem Muster „königlicher" Wohn-, Justiz- und Handelspaläste eingeführter Kirchenbau; vgl. rät. baselgia, frz. Bazeuge.

arianischen Goten im vierten Jahrhundert ins Deutsche gekommene gr.[6] kyriakón wurde als ahd. chiricha, oberdeutsch chilicha, Chilche die auch berndeutsche Bezeichnung für Gotteshaus.[7]

Dieser so ausschließlich gebrauchte Name kommt dafür schon in Orts- und Flurbezeichnungen um so häufiger vor; am meisten natürlich dort, wo es schon buchstäblich ausgeschlossen ist, daß d'Chilche mitts im Dorf blibt. (Übertragen heißt das: daß bei Erledigung einer Angelegenheit niemand sich in seinen Rechten oder Gefühlen verletzt glaubt.)

Wit i de Räben obe, gute fünf Minuten über dem Dorf und etliche mehr unter dem alten Herrschaftssitz der Festi, schaut über See und Seeland die einstige Kapelle und die nunmehrige Kirche von Ligerz. Für den steilen Anstieg entschädigt den Besucher die von einer Platanenbaumreihe beschattete, prachtvolle Terrasse. Von einer ebensolchen, mittels der Chilchestääge von der Straße her ersteigbaren, schaut der Besucher der Twanner Kirche über den See und dessen Südgelände, da ihm das ganze Dorf zur Rechten ausweicht. Z'oberist im Dorf liegt die Kirche von Ins, und eine Strecke über ihm der Chilcheflue zustrebend, erhebt sich das Gotteshaus Pieterlen. So isoliert gelegene Gebäude dienen drum auch zur Orientierung für Flurstücke. Hinder, vor, ob, under der Chilche zu Ligerz liegen die und die Rebgüter. So die Chilchrääbe zu Twann, auf deren Kosten der Chilchhof sich ausdehnt. Äcker liegen am Inser Chilchbäärg oder Chilchräin; andere an der Chilchstrqqß zu Mü. (1757), am Chilchwääg zu Mü. und Br. (1809), am Kilchwäg gen Sutz (1533); oder es gibt Chilchwäägachere (den Güggeler) zu Br., einen Acker auf dem Chilchefäld zu Port (1769, vgl. S. 99). Dies, wie der Chilch- oder Chilchenacher zu Gals und Si., die Chilchematte zu Br. (1647) und Ins, das Chilchen-Fischleegli zu Ins (1788, 1795) deuten zugleich auf Bestandteile des einstigen oder noch jetzigen örtlichen Chilcheguet. Über solches führte der Chilchmäier mehr oder weniger gute Chilcherächnig, wofern nicht geistliche Orden oder weltliche Grundherren darüber als Eigentum verfügten und damit auch das Vorschlagsrecht des Pfarreinsatzes (die Kollatur) inne hatten. So über die Bieler Kirche erst der Fürstbischof von Basel, dann als dessen Lehensträger der Graf von Thierstein, und (1364 um 1000 Gulden sie erwerbend) die Stadt Biel.

Wer aber auch für Bedienung und Unterhalt der Kirchen zu sorgen hatte: ihr inneres und äußeres uusg'seh stimmte bisweilen schlecht zur Kirchlichkeit des Mittelalters. Das zeigte sich bei den Visidätze,

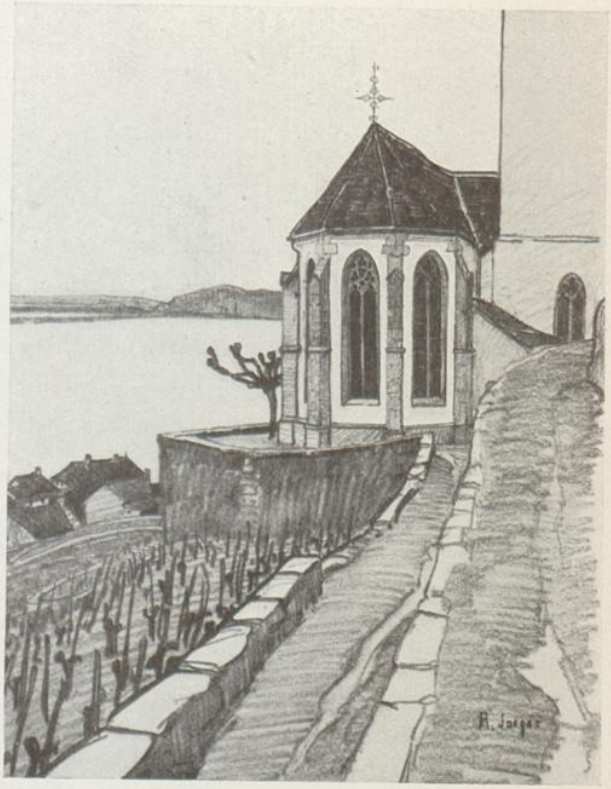
[6] Seil. 1, 233—5; Kluge 243. [7] Noch weitergehend Kürzung „Chile": schwz. Id. 3, 229; vgl. Chilbi aus Kirchweih S. 375. 532.



Friedhofportal und Kirche von Erlach

welche 1228, 1417 und 1453 (in letzterem Jahre durch den Lausanner Bischof Saluzzo oder George de Saluces) angeordnet wurden.[8]

Di mäiste Chilche uf de Dëërfer ụsse, wo doch grĭ̈slig äifach ſi b'bạuet g'ſi̥i̥ un alſo liecht wäri g'ſi̥ i der Oornig z'haa, häi g'loodelet uṇ g'lotteret. Dụr d's Dach ab het's chënne rägne, wi's welle het, un dur d'Fänſterlëchcher, wo nụmme chli̥i̥n g'ſi̥ ſi̥i̥ un wo n es ęre ganz weeneli g'ha het, het der Luft mit volle Backechënne dụụre zieh. Worum? ſi̥ ſi̥ mäiſtes nụmme mit li̥i̥nigem Tuech vermacht gſi̥i̥; Glas het mą̣ denn zumol no weeni g'chaa. Un der Bode vom Schiff? Dää iſch a mäṇ'gem Ort grad äifach der g'ſtampfet Ärdbode g'ſi̥i̥ wi in alte Strąuhụụschuchchine. Mi het mängiſch no dert, alſo mitts i der Chilche, Fĭ̈rnämmi vergrabt. Drum iſch der Bode g'hogeret uṇ g'lëchcheret g'ſi̥i̥, un wi naß u chalt! Es iſch ſi ſcho der wärt g'ſi̥i̥, 's arpaartig ụụfz'ſchri̥i̥be, daß mąn i me Stedtli wi z'Arbäärg im Jänner 1646 uṇder de Manne- un Wi̥i̥berſtĭehl nĕï b'bĕëdmet häig.[9] D'Wänd häi o inne nąąche alli Faarbbe 'zäigt: grïen u graau u ſchwarz. Mi het ſi̥ch ni̥it g'ſchochche, a große Feſtąąbe dranne d'Fackle z'lëſche. D'Mụụre im Chor het o nid vil beſſer ụụsg'ſeh, wenn ſchó dert in ere Niſche es



Chor und Terraſſe der Ligerzer Kirche
Blick nach Erlach

[8] AhV. 1848, 312. [9] Forer.

Wandschäftli isch iig'loo g'sii, für d'Nachtmoohlsache dri z'tue. (Si si denn no nid uf em Altar uufg'stellt g'sii.) D's ewig Liecht hätt darvoor solle brenne; das het a mängem Ort ó g'fählt. Zu de Häiligebäi un anderi Reliquie häi si ó niene Sorg g'haa weder z'Neietstadt un z'Därstette. Der Nachtmoohlbächer isch mängisch bloß vo Zinn g'sii un nid emol verguldet. Do u dert isch es Börteree vo dene vierzääche Liidesstazione im dicke Staub g'hanget, ganz ung'schickt u grobääniſch g'moole. D'Mäß- und d'Bätbiecher (Missalien und Breviarien), wo ma richtig denn no nid 'druckt het, het ma fast nid meh chönne läse; un verhudlet si si g'sii eppis grüüseligs. Daß si o nid ohni Fähler si abg'schribe g'sii, cha ma dänke. A mängem Ort häi d'G'chalt (Archive) g'fählt; mi het der Platz sür eppis anders z'bruuche g'haa: sür áller Gattig Rustig u Plunder hääre z'tue. D'Walpertswiler häi Nußseck i der Chilchen uufg'stellt g'haa. Darsür häi im Chor Stiehl un im Schiff Bänk g'fählt.

Der Lausanner Bischof, der überhaupt seit seinem Antritt (1440) das durch Krieg und Zwist zerrüttete Bistum zu heben unternahm, befahl kurz und bündig Abstellung des ärgsten Schlippschlapp.

III.

Eine heutige Revision der Berner und speziell der Seeländer Kirchen würde einen ganz andern Befund zutage fördern und Errungenschaften verzeichnen, die sich noch vor einem Jahrhundert keiner träumen ließ. So ist der Chanzel (Mehrzahl 1711 „die Chäntzel")[1] von der pfarramtlichen Verpflichtung befreit, Erlasse wie Wirtshausverbote (1753) u. dgl. „von Kanzel" (1807) oder „ab Kanzel" (1803) zu verlesen; und das dem Zisiiler übertragene verchünte von Eheversprechen wird z. B. in Twann durch Erinnerung an jüngst bestattete Gemeindeglieder (Abdankig) ersetzt. Damit ist der Kanzel ihr Ursinn der Freihaltung für eigentliche Amtsgeschäfte (wie anderwärts des Kanzlers, der auch nach Twanner Sprachgebrauch chanzlet, d. i. schreibt) aufs neue gewahrt.[2] (Das Chänzeli ist ein Felsvorsprung über Twann.)

Erwähnen wir ferner die nun überall eingeführte Chilchehäizig, welche freilich noch manchenorts (z. B. in Twann) nach dem besten System tastet. Der winterliche Gottesdienst braucht sich damit nicht mehr i d's Schuelhuus oder (wie um 1827 zu Ligerz) i d's Toorbedhuus (S. 200) oder sonst wohin zu flüchten. — Den Taufstäi,

[1] SJB. A 274 (Vogt von Graffenried). [2] Die an das Gliedergerüst des Krebses (cancer) erinnernden Gitterstäbe (cancelli) der „Kanzlei" sondern den Bureaubeamten vom Publikum und den Kleriker vom Laien ab. Vgl. Walde 121.

welcher meist zugleich als Abendmahlstisch dient, schmückten besonders in den Klosterkirchen kostbare Nachtmohlbächer und -blatte.[3]

In der Regel uf der Laube (Empore) vertraten vormals die Phosuuneblaaser[4] die Oorgele,[5] wofern nicht Lehrer als Vorsänger sie ersetzten. So zu Twann bis 1881, in welchem Jahre aus dem Legat von zääche tuusig Franke des Twanner Hauptmanns Engel die sehr gute Orgel von Weber in Bern erstellt wurde. Eine für dennzumal vorzügliche Orgel erstellte Erlach 1700; die zu Biel von 1782 und zu Ins von 1777, zu Vinelz, Mett, Walperzwil, Ligerz, Bürglen wurden seither durch Neubauten von Goll, Zimmermann u. a. mit all den wunderbaren Fortschritten der gegenwärtigen Technik ersetzt. Keine zwäärisch drii schreiende Quint und kein chuderigs Schnarrwerk, aber auch kein den Oorgelist zu altfränkischem düderle einladender Spezial-Zweifuß einer kleinen Landkirchenorgel könnte nunmehr den Vergleich mit einer Xanthippe oder aber einer „Flöte" provozieren: daas isch bi Góst es Register![6]

IV.

Aus abg'wätterete Chilchstüürn mit Chääsbissen als Dach übersattelt und vor dem unglücklich angeordneten wisse (wisge) außerordentlich stimmungsvoll mit Aäbi umrankt, schaut zu Gottstatt, zu Eiß, zu Vinelz, zu Erlach die riesige Zittafele dem nach ihr sich gern orientierenden Dörfler entgegen. Ganz zweckmäßig wird dabei z. B. an der 1876 neu erstellten Twanner Turmuhr, welcher Pfarrer Bitzius seine sinn- und gedankenvolle Predigt[1] gewidmet hat, auf den zu gewissen Stunden nur verwirrenden Luxus des Minutezäiger verzichtet. Die Viertelstunden werden ja auch dem Ohre angezeigt durch das viertle, das man bloß i d's Grabg'litt iine ungerne hört; denn do gi[b]t's baal[b] wider e Liich (Licht). Um so dankbarer ist man, wenn es nicht zu heißen braucht: d's Chilchezit gäit ng'm Sigerist; oder: es het all's si Zit,[2] weder der Tuurn z'NN. niid. Solche „NN." waren bis 1910 Ins, bis 1916 Täuffelen, welche Orte durch Erstellung tadelloser Turmuhren der tausendfältigen alten Not mit dem Zithüüsli, der Zitschnuer oder dem Zitsäili, den G'wichtstäine usw. abhalfen und keines Cheßler (1685) als Zitrichter (1704) oder Zitmacher (1754) mehr bedürfen.

[3] Viele solcher Geräte wurden 1528 durch die Berner Regierung vermünzt. Vgl. „Ein bernischer Säkularisationsrodel". Von Pfarrer Stammler. Anz. 5, 56 ff. [4] Vgl. Rdsächs. 229 f. [5] „Orgele" gibt die Mehrzahl organa (les orgues) als Vielheit der Register wieder. [6] Das ml. registrum (aus „re-gest-arium") der Orgel: Seil. 2, 184.

[1] 1, 243—9; in Edinger-Schmids Sekundarschullesebuch 319 ff. [2] Pred. 3, 1.

Mit der Zunge vergleichbar, ruft der Challe[3] der mittels des Gloggesäil gezogenen Glogge — besonders aus den schön harmonischen, wohl sogar zugleich melodischen G'lüt der Firma Rüetschi in Aarau, welche zum Vorteil eines recht hälle[4] Klangs die Überladung mit Kremänzel, Kramänzel meidet — in oft und schön besungener Weise[5] die mannigfaltigen Seelenregungen wach. Das bezeugen auch alle die Glockeninschriften, auf deren Wiedergabe wir mangels mundartlichen Stoffes verzichten müssen.[6] Nennen wir hier den Glockengießer Witzig in Biel (um 1648) und erwähnen wir, daß die zehn harmonisch gestimmten Glocken zu Bällelää (Bellelay) am Orte selber gegossen wurden.

Abraham Zehnder I. goß 1600 eine Glocke in Großaffoltern, 1603 eine in Vinelz, 1620 eine in Gampelen, 1624 je eine in Bürglen und Täuffelen; sein Sohn 1660 eine zu Wengi b. B.; David Zehnder I. 1634 eine in Lyß. — Die beiden Glogge zu Gottstatt und zu Zimmerwald stehen seit 1920 auf dem bernischen Verzeichnis der Kunstaltertümer.

Kirchen-Erneuerungen.

I.

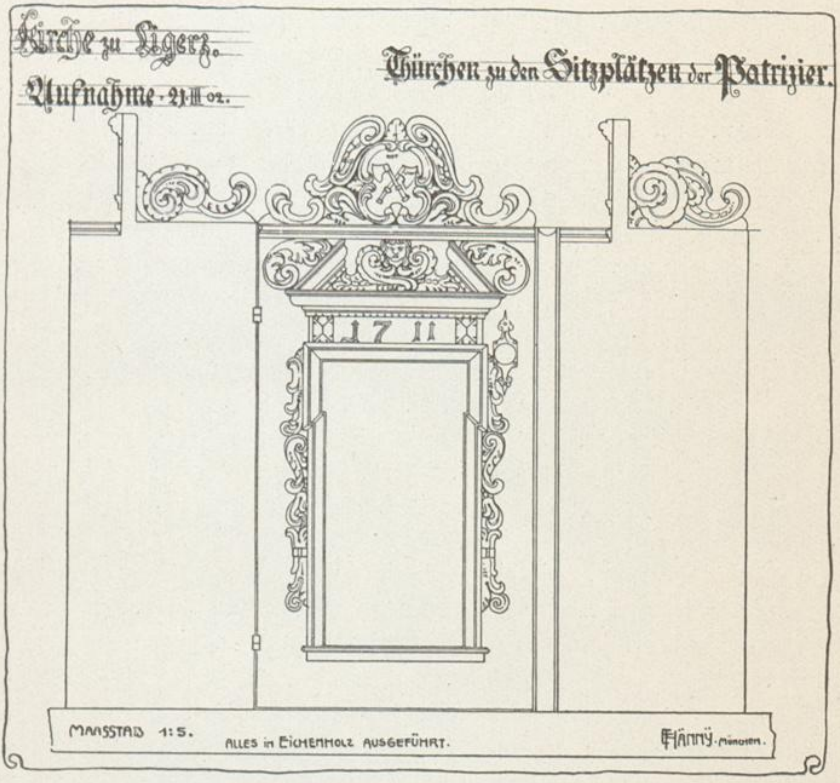
Nur wenige Worte kann unser „Bärndütsch" den Kircheneerneuerungen widmen, welche — auf Ermunterung hin und mit Unterstützung von Bund und Kantonsregierung — in den letzten Jahrzehnten auch und grad rächt im Seeland vollzogen worden sind.

Anstatt seiner vormals — um 1238 und bis zur Reformation bestehenden — zwei Kirchen[1] soll das alte Ober- und Nieder-Lyß zu einem längst geplanten Neubau kommen. Ein solcher von 1862 ersetzte zu Rapperswil die hinfällige alte. Übertünchte alte Wandgemälde

[3] Zu ahd. (Graff 4, 383) kallôn (schreien, lärmen), mhd. kallen (laut und viel reden); der basl. „Challi" ist ein Grobian, der emmentalische ein Lümmel. Als Iterative bedeuten mhd. kalzen und kelzen, emment. chältse: langweilig schelten, twannerisch chältsche, aber husten (wueste), der Chältscher (Wueste) haa. Schöner heißt der Klöppel frz. le battant. [4] Hääl um Ins = häll um Tw., in alter Sprache bloß akustisch (Grundbedeutung: laut schwatzend? Kluge 203), erst in neuerer auch optisch und damit sachverwandt mit heiter und klar (aus l. clârus, zu călare, ausrufen. Walde 115. 167). Dagegen ist in Gw. (671) hääl (zu hehlen: Kluge 199) sww. bedeckt, leicht bewölkt. [5] Mit Schillers „Glocke" und Bitzius' „Turmuhr" vgl. Ott's „Der Sigerist zieht am Gloggestrang". [6] Vgl. zum Ersatz „Die Glockeninschriften im reformierten Teil des Kantons Bern" von Dr. Nüscheler-Usteri, Zürich, im AhV. 10, 255—415.

[1] Mül. 341.

wurden zu Rütti bei Büren wieder zum Vorschein gebracht. Ein wahres Juwel besitzt Büren in der von jeglicher Überladung freien, eindrucksreich geschlossenen Einheit der Glas- und Wandmalerei seiner Kirche, an deren Erneuerung die nicht große Gemeinde 1906/07 die Summe von 64,400 Franken gewagt hat. Die vier Evangelisten mit ihren Attri-



buten im Chorgewölbe lassen wie als Folien den die Front des Chores beherrschenden Christus in seiner ganzen Anmut und Würde hervortreten. Ein diesem Frontfenster ebenbürtiges Kunstwerk ist das Seitenfenster mit den vier Scheiben, welche die Märtyrergeschichte der Katharina von Alexandrien darstellen.

Von den unter der Tünche füreg'chratzete Bildern im Chor zu Pieterlen sei besonders die Grablegung Christi, sowie das Nischenbild über dem Grab Eptingen-von Wildenstein (Anfang 14. Jahrhundert) erwähnt.[2] In gleichem Sinne, wie hier durch Rudolf Münger, wurde

[2] Näheres: Taschb. 1907, 27—9295, mit Titelbild und Kunsteinlagen.

1913 unter Architekt Propper die im 18. Jahrhundert dem Verfall anheimgegebene, 1837 aber dem deutschen Gottesdienst zugewiesene wiẹßi Chịlche z'Neuetstadt erneuert.

Voraus ging 1911 und 1912 unter Proppers Hauptarbeit die auf mehr als 150,000 Franken zu stehen kommende Erneuerung der deutsch-reformierten Stadtkirche Biel, diese dem heil. Benedikt gewidmete Hauptkirche, welcher seit 12. Juni 1904 (Grundsteinlegung am 20. August 1902) die französisch-protestantische und seit 1904 (Einweihung am 10. Januar) die christkatholische Kirche sich zugesellen.

B'bauet het man an äire vo 1451 bis 1469, am Platz von eren eltere chliịnere, vo dere mạ no der Tụụrn het lạ stạg. Numme het mạ dää um ene Stock hööcher g'macht, fịr daß mạ's besser g'chööri lịte. Aber das isch böös ụụse choo: Am 14. Juli 1481 zwüschen endlefi u zwölfi z'Mittag isch der Tụụrn ịig'heit. Wi d'Wäärchlịt no sị a der Arbäit gsịị un e Däil uf em G'rịst g'stande, het's blẹtzlig e g'waltige Chlack g'gää u drụụf es grüüsligs chrachen u tonnere. Der Tụụrn isch i'n Ring ụụse g'fahre mit sannt de Glogge, wo scho i' dä neu Schrage sị g'hänkt g'sịị. Äi Glogge het bim aabe dätsche es täüffs Loch i d' B'sẹtzi ịine g'schlage. Und doch het's ere nịit g'macht, so weeni wi den andere, wo ó i'n Ring g'fahre sịị. Aber was no merkwịrdiger isch: Alls het chönne flieh bis an e Zimmerg'sell, dää isch grad zwische de bäide große Gloggen inne blịibe ligge. Wo sich das G'schräi vo de Lịt e chläi het g'läit g'haa u mạ wider e chläi isch zue n ihm sälber choo gsịị, isch dä ganz Hụffe zueche g'lịffe u het no däm Bursch g'luegt. Är isch vo Sịịn gsịị; mi het 'nạ dänne 'träit u zue n ihm g'luegt (ihn gepflegt).

Är het d'Achsle ụụsg'macht g'haa, sụsch isch ihm nịit 'passiert. Mi het ihm sị wider ịig'macht, un dạrmit het er in acht Tage wider chönne goo u stoo. — Mi het dä Tụụrn wider zur Noot ụụsg'richtet, so wịt d's Gält darfịr g'reckt het. Anno Nịịne^nd vierzgi (1549) het mạ das provisorisch Ziegeldach vo 1483 wider dänne g'noo u der Tụụrn hundertzwänz'g Bärnschueh (vo der Mụụre bis zum Chnopf vierenịịnz'g Bärnschueh) höech ụụsg'haa. Mit Stụụrz (Blech) het mạ 'nạ äntlech o d'deckt, nạdäm es ganzi g'schlagni achtedrißg Wuche i d's Zịt un i'n Gloggeschrage un i dä ganz Ịibau het chönnen aberägne u d's Holzwäärch fịịle („fäulen"). 1551 het es di vier Eggtịịrnli g'gää u d's Wächterstịịbli. Under der Laube (dem Lättner) het mạ der Chanzel g'stellt; der Tischmacher Niklaus Heinricher het 'nạ g'macht. — A däm Bauwäärch vom Hans Dick het d'Reformazion nid vịil g'änderet, u d'Bilder sị under däm fịine Brediger Witte-

bach in aller Rueh dänne tąą worte; u d'Revoluzion het numme d'Gfahr b'bracht, daß d'Chilche o no wäär verstäigeret worte, wenn epper eppis rächts darfür hätt welle druf biete. Aber si isch äbe denn-zumol verlotteret gsii, wil es par Ärdbebe (b'sunders vo 1621 u 1755) eren arpaartig starch zueg'setzt g'ha häi.

Bis i di letzte Vierz'gerjahr het si niemer um die Bieler-Chilche g'chümmeret; u wo mą du eppis a 're g'macht het, isch es du grad lätz uuse choo! Mi het Fänster u Spitzbege u Nische un anderi schööni Architekturstick vo däm spätgotische Bau äifach vermuuret und interässanti Wandmalereie überchalchet. Vor di schööni Hauptporte gäge'n Ring het mąn e kapällenartige Vorbau g'macht. Aber was wituus schlimmer isch g'sii: mi het um d'Plattform um äis Mool iber d's ander uufg'grabt u g'gfifferet, für d'Undergaß z'erwitere (1842), für z'kanalisiere, für susch aller Gattig Läitige z'legge. Du het der Underbau fifferli aafoo noogää, un under äinisch merkt mą Chleck u starchi Risse ussefür un inneffür a de Muure. Du het mą (1911) uf der Stell d'Chilche g'ruumt u g'b'schlosse. Es het sich 'zäigt, daß d'Fundamänt bis uf sibe Meter abe mieße underbetoniert sii, für uf feste Bode z'choo. Darnoo het mą d's ganze Gebäud vo z'underisch bis z'oberisch erneieret, wo 's nööti gsi isch, in eren Art und Wiis, wo mą sich vom Architekt an Ort u Stell sälber mueß la zäige, für's z'bigriffe. O di füreg'chratzete Wandmalereie het mą kunstgemäß erneiieret.[3]

Erlachs Kirche erhielt ihre Eigenartigkeit durch den Kunstsinn verschiedener älterer Zeiten. Zu Ende des 12. Jahrhunderts als der ungegliedert Druckli-artige Bau errichtet, zeigt sie mit einem Mal dem Beschauer das stimmungsvolle gotische Chor, die schöne Renaissance-Kanzel, die kunstvoll geschnitzten Herrschaftsstühle des Schiffs, das hübsche Orgelgehäuse.

Der neuere Turm romanischen Stils, nun anmutsvoll altersgrau, erschien vor Errichtung und Beleuchtung der der Kirche vor die Nase gesetzten Kapelle bis oben aus in Ääbi und wilde Wii gekleidet. Unvergeßlich eindrucksvoll schimmert im Herbst das rote Laub nach dem Grün des Berges und dem Blau des Sees hinüber, indes das allzeit jugendgrüne Gewand des Fußes mit der Zier des schönen Friedhofs in eins verfließt. Von der Höhe aber ertönt wie aus dämpfender Ferne das harmonisch reine G'liit der vier Glocken. Zu ihm gehörte bis 1541, wo sie in das (nun einem Trüel gewichene) Chornhüsli zu hängen kam, die silberigi. Dagegen hanget im Turm noch di

[3] Taschb. 1803, 136—189; Dr. A. B. im „Seel. Tagbl."; SdS. 1912, S. 11; „Säemann" 1812, Nr. 9; BW. 1912, Nr. 57; Int.-Bl. 1912, 312; aBl. Taf. 20.

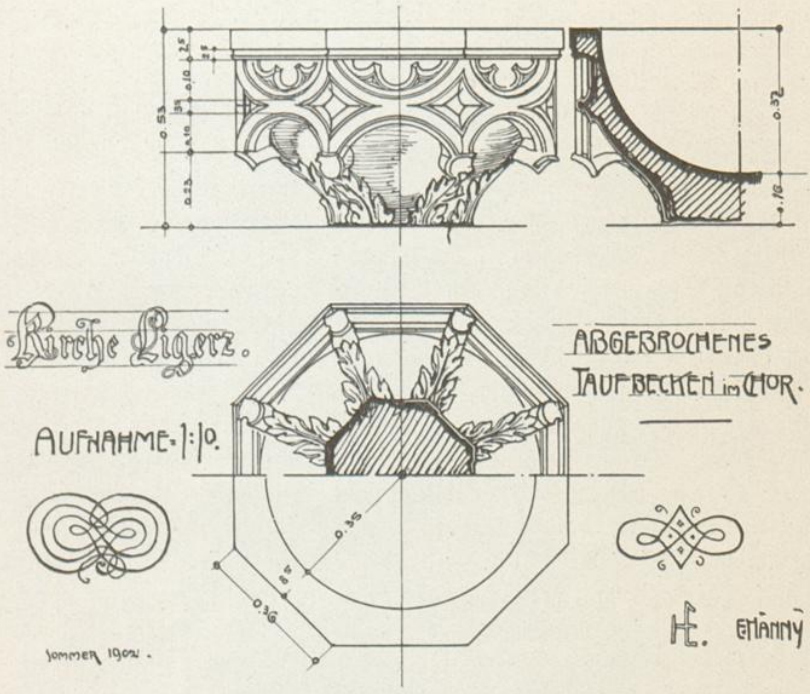
wältschi Glogge.[4] — Ähnlich mutz, aber raan (schlank, Ins 466) lehnt sich der 1484 gebaute und 1542 erneuerte[5] Vinelzer Kirchturm an das 1902 aus dem Legat der Frau Moser-Tribolet vom Vinelzer Malermeister Fritz Traffelet in Bern ebenso geschmackvoll wie uneigennützig erneuerte Gotteshaus. Zwei wertvolle Berner- und zwei Steiger-Wappenscheiben[6] erwarb die Regierung um 2750 Franken und gute Kopien; ein Handel, wie er auch in Nidau (s. u.) die Kirchenerneuerung erleichterte. Umgekehrt wurde in Vinelz, wie in Gampelen, Siselen u. a. O. das Chor vom Staat an die Kirchgemeinde abgetreten. Das zu Vinelz eingepfarrte Lüscherz denkt schwerlich mehr an einen eigenen „Kilchenbuwd" wie 1473, wo es sich aus Biel „10 ß zu Stür" an solchen schenken ließ.[7]

Aus eigenen Mitteln brachte 1910 Ins 36,000 Franken auf, aus welchen es die Zimmermannsche Orgel, die zwei neuen zu den zwei belassenen alten Glocken und eine durch oder unter Architekt Indermühle außen und innen gleich freundlich-würdige Kirchenerneuerung bestritt. Elektrische Beleuchtung ist die neueste, Fensterschmuck die zunächst geplante Bereicherung solcher Errungenschaft. — Dem seiner prächtigen Efeu- (Äbi-) Zier beraubt gewesenen, nun wieder mit grünem Pflanzenkleid geschmückten Turm glich bis vor einem Jahrhundert der mutz Turn von Gampelen, welcher 1559 am Platze des 1513 samt der Kirche verbrönnte aufgerichtet wurde. Nunmehr fügt der spitzhelmige Turm mit der Dorflinde und dem erneuerten Schulhaus sich in ein Gesamtbild von seltener Anmut. Er steht auch vertrauenerweckender da, als das bereits 1602 erneuerte Chor und das 1675 wegen Baufälligkeit abg'schrissene und sofort neugebaute Schiff.

Der schiefe Turm von Pi — nein! von Nidau gab 1913 diesem von seinem neuenburgischen Gründer mitts i'n Sumpf ine g'stellte Stedtli Anlaß und Nötigung zu gründlichen Sicherungsbauten. Die Kirchgemeinde, welche eben den Urheber der Juragewässerkorrektion mit einem so freundlichen Denkmal geehrt hatte (Ins 133), brachte 35,000 Franken auf für eine bautechnisch wie ästhetisch gleich einwandfreie Kirchenrenovation, welche zugleich den niemals i d'Greedi zu bringenden Turm noch für Jahrhunderte vor em umg'heie bewahren wird. Kirche und Turm ruhten von dem Anfang an, wo zunächst eine Kapelle und ein Altar dem heil. Erhard gewidmet waren, auf einem Rost

[4] Sie trägt die Inschrift: Je fus baptisée par messire Nicolas, et fut parrin Pierre Vuytenoz Pevet, et fut marine Marguerite Allebret, femme de honorable homme Jehan Grand Vyllemin, tous de Chaffois en l'an 1579. [5] AhV. 10, 364. [6] Mül. 551. [7] Taschb. 1903, 173.

von mächtigen Eichen. Das hinderte freilich nicht, daß der Turm im Giebel schließlich um volle 180 cm us em Sänkel g'rqqten isch und die 1678 neu gebaute Kirche in Mitleidenschaft zog. Die Bieler Baumeister Saager und Frey und der Nidauer Baumeister Kindler festigten nun den Turm mittelst Einsenkung eines 7 m tiefen und 8,6 m breiten Betonblocks, auf welchem ruhend zwei starke Betonpfeiler in der Kirche, die Kanzel einfassend, den Turm stützen. Der Moorboden hinderte gleich



wenig wie solchen gewagten Bau die Anlage einer Krypta, von welcher 1913 sowohl eine aufgefundene Treppe wie wohlerhaltene Skelette zeugten. Mit den prächtigen Schnitzereien besonders des landvögtlichen Familienstuhls von 1678 stimmen die vom Original[8] schwer zu unterscheidenden Kopien, welche Glasmaler Giesbrecht in Bern von den sehr schönen Scheibenpaaren im Schiff und Chor gefertigt hat.[9] Die sehr gefälligen Flachmalerarbeiten besorgte Metthez in Nidau.

[8] Im MB. [9] Sie tragen die Namen: Statt Und Grafffschaft Nidau und Vogt Hans Huber 1587; Venner Villadung 1681; Venner Wurstemberger 1680; Schultheiß Frisching 1680; deutsch Seckelmeister Engel 1680.

Während der spätromanisch aussehende Twanner Kirchturm schon um das Jahr Tuusig gebaut sein mag, wird der älteste Kirchenbau auf das Jahr 1299 verlegt. Aus dem Jahr 1623 aber stammt die schöne Kanzel, wie von 1638 die in Spätrenaissance geschnitzten Chorstühle, welche das Wappen der Insel (S. 227) und die der bernischen Besitzer von Twanner Reben zeigten. Die chliinni und nideri Chilche wurde 1783 größer und mit bedeutender Überschreitung des Voranschlags gebaut. „Wir laßen dieselbe inwendig gibsen (iepse) und laßen alle Pfenster (Fänster) mit großen Scheiben machen."[10] Die letzte, innere Renovation brachte die Tombola (der „Bazar") des 22. und 23. Februar 1902 im Räbstock. Sie trug auch dem Abendmahlstisch den sammetige Teppich ein,[11] sowie dem Taufstein den goldgestickten Philippinen-Teppich als Geschenk der Wirtin Frau Krebs zum „Bären". Bereits in den Jahren 1591 und 1616 schenkte Schultheiß Hans Rudolf Sager (1547 bis 1623) die beiden Abendmahlsbecher; die Abendmahlsplatte spendete 1679 der Schultheiß Samuel Frisching. — Bei der letzten Renovation fand man in der Chugele des Kirchturms Münzen aus der Reformationszeit und vermehrte sie mit Münzen us iser Zit.

Ein 1896 in der Griengruebe beim Bartlomehof auf dem Büttebärg gefundenes, vorzüglich erhaltenes Bronzebecken aus dem 13. Jahrhundert[12] lenkte neuerdings die Aufmerksamkeit auf die einstige „Montpottonkirche", welche vor 1228 auf dem Fundament einer (durch Leistenziegel- und Tongefäß-Fragmente als solche ausgewiesenen) römischen Warte errichtet worden.[13] Ungern wohl vertauschten die Priester den damals freien Ausblick über das Vorgelände der Seekette mit der doch schönen Gottstatter Prämonstratenser-Kirche aus frühgotischer Zeit (1247) auf dem Platze des vormaligen Stadholz.

Weit früher wurde[14] — wohl aus den Ruinen von Petinesca — die Kirche Bürglen gebaut. Der durch das Erdbeben vom 20. Mai 1621 verursachte Einsturz des Turmes am 31. Juli gab dem Neubau die heutige, in seiner Auffrischung noch anmutiger gewordene Gestalt.

II.

Ein eigener Abschnitt gebührt der Ligerzer Chilche,[1] die von ihrer Höhe herunter so unsagbar eindruckreich die Gegend weit und breit beherrscht — eine Mutter ihres Geländes, die mit Anmut und Würde

[10] Irlet. [11] Im MB. liegt das frühere Abendmahlstuch von 1616. [12] MB. [13] MB. 1897, 12: vgl. Taschb. 1903, 186. [14] Im Lausanner Cartular wird 817 der Ort Burgulione erwähnt.

[1] Gruner (Handschr.), Gesch. der Ref. auf 1728; AhV. 1, 372; Wagner 30.

erreicht, was anderwärts mit aufdringlicher Größe erstrebt wird. Dort steht sie in eigenartiger Dorfferne und Einsamkeit i de Rääben obe, als Wallfahrtskirche erbaut. Unten im Dorfe stand bisher der Gnadenort der heiligen Anna.

In dieser Kapelle — einer der spätesten im Seeland — wurden jährlich an 26 Festtagen 100 Tage loskäuflicher Bußen und 40 Tage kriminalistischer Bußen abg'laą. Der Haupttag war die Kirchweih: die Chilbi (s. u.) am Michistag (Michaelis: 29. September). Vielleicht ist dies der Ursprung der Fahrten uf d'Insel, an welche sich die übrigen Läserfunntige (S. 374 ff.) anschlossen.

Die Kapelle ward aber 1528 als guet gnue erfunden, um dem letzten Meßpriester und ersten Prediger Peter Gaberel und seinen nächsten Nachfahren als Wohnung zu dienen.

Nun begannen erst recht die Wallfahrten dert ufe ans Ende des Pilgerwäägli (S. 104). Dieser erstmals 1392 urkundlich verzeichnete Weg, der von Twann her über Bipschól hin (S. 104) just bis zur Kirche führt, sah ganze Züge Ablaßbedürftiger vom untern Ende des Sees herwallen.[2]

Nur eine Gemeindekirche für Ligerz war die Kirche über Ligerz vorderhand noch nicht. Vielmehr war dieses Seedorf samt Schaffis (S. 104) und Chlịine Dwann (S. 103) zu Deß eingepfarrt, wie das ja auch die damalige Gemeinsamkeit der (französischen) Sprache mitgab. Der Kirchenbau kam lediglich dem dringenden Begehren entgegen, das diese drei Orte neuerdings 1417 gestellt hatten: für die kirchlichen Haupthandlungen einen nähern und würdigern Ort zu haben.

Einstweilen mußten sie sich damit begnügen, daß im genannten Jahr der Lausanner Bischof die Verfügung traf, es solle der Desser Pfarrer gäng am Mittwuche un am Frịtig in der Räbe-Kapälle Wochenmesse halten. 1424 kam dazu die Erlaubnis zur Anlage des heute so stimmungsvoll hinter dem Gotteshaus sich hinbreitenden Tootehof. Auch ein Tąufstäi kam in die Kapelle. Der Tesser Pfarrer erhielt für seine äußerst mühsamen Ab- und Aufstiege über die Tschäriere (S. 539) jährlich 12 Faß echten Ligerzer; ein 13. Faß kam der Mutterkirche zugute.

Die erhöhte Bedeutung der Rebenkapelle rief ihrem wiederholten Ausbau. Der dem heiligen Kreuz, dem Michael und dem Sankt Lubin von Chartres als dem Schutzheiligen der Reben gewidmete Altar war gut genug bis zur Erneuerung des Baues, welcher 1435 durch den Abt

[2] KJb. 4, 90. Aus Rom durch den Amsoldinger Probst Burkhard gebrachte Heiligtümer: Ebd. 89; Anz. 1881, 213.

von Sant Jhánnse als den jeweiligen Kollator der Tesser Kirche eingeweiht wurde. Da erhielt die Kapelle als neue Patrone die Heiligen Theodul und Immer, noch später den Antonius. Ein zweiter Altar aber ward zuoche too und den Heiligen Fabian und Sebastian geweiht. Er konnte jedoch bloß mittelst Ausbruch eines Mauerstückes spärlich erhellt werden. Do het der Luft duur pfiffe, bis 1453 auf bischöflichen Befehl (S. 577 f.) aafan e bitz liinigs Duech (Leinwand) und später eine Glasscheibe vermacht het.

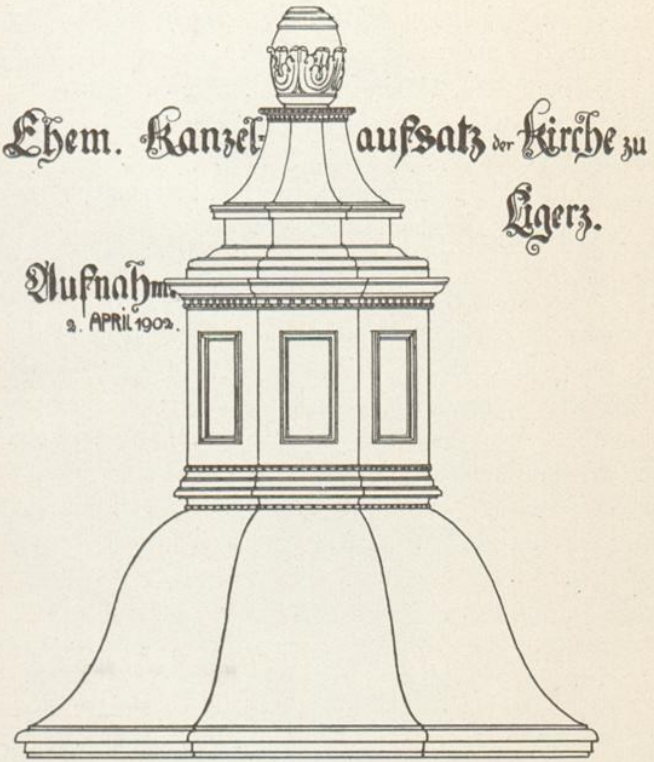
Diese Kapelle nun wurde 1482 zur Chilche erweitert. Wo das Chor lag, breitet sich nun der mächtige Unterbau des Turms; und an ihn stieß westwärts, durch den noch aus der Mauer hervorguckenden Triumphbogen abgegliedert, das Schiff. Aber erst der Umbau von 1522 gestaltete das Gotteshaus zu dem „einfachen, jedoch weiträumigen Bau von schönen Verhältnissen".[3] Die Unterstellung unter Bern, welche auch für Ligerz die Reformation und die Erhebung zu einer eigenen Pfarrei brachte, trug der kleinen Gemeinde auch je und je die Mittel ein zur Instandhaltung des prächtigen Gotteshauses. Schon 1481 hatte Bern für den Gloggestuehl drei Haagäiche bewilligt;[4] Sankt Johannsen mußte einen Teil seines Zähntel beisteuern. So konnte bereits damals der in so überaus eindrucksvoller „Selbstbewußtheit" von der Kirche sich abhebende Tuurn sich einen dritten Stock aufsetzen, der auf allen vier Seiten durch romanische Doppelfenster „weit über die Lande" schauen läßt; 1657 wurden auf ihm d's neu Dach sowie der Spitz aufgepflanzt. Wie aber 1550 der Blitz, ließ 1696 ein Wirbelwind seine Launen an ihm aus; d's iisig Chritz mit der Hebestange wurde heruntergeworfen. Die letztere mußte 1754 nochmals erneuert werden,[5] wie 1909 die Turmspitze.

Die Haupterneuerung des Innenbaues aber fällt in die Jahre 1523 bis 1526, wo mit dem Kirchenschiff überhaupt „das Gotteshaus solid (firmiter) vollendet" wurde. Eine durchgreifende Änderung fand wieder 1669 statt, und an die letzte von 1909 und 1910 unter Architekt Propper wandten der Bund, der Kanton Bern und die sonst schon schwer belastete Kirchgemeinde von bloß gegen 400 Seelen die Summe von mehr als 30,000 Franken. Ligerz allein leistete daran über 10,000 Franken.

Wie der erneute Innenbau nun aussieht, mueß mä sälber go luege. Interessant ist schon die (sonst nur städtische) Sakristei, in welcher der Pfarrer nach dem zehnminütigen Treppenaufstieg vom Pfarhuus mitts im Dorf e chläi cha verschnuppe u sich z'wäg-

[3] Rahn. [4] Ähnliche Steuern an Oberbüren, Laupen, Täuffelen (1480), Walpertswil (1433): RM. 30, 67; 31, 13; 80, 112; RB. 5, 21. [5] KJb. 4, 104.

mache. Frisch betritt er von diesem ụssefị̈r zu ersteigenden Aabaulig fast äbeswägs die Kanzel und erscheint vor der Zuhörerschaft doch nicht ganz „wi der Gụgger ụs em Schwarzwälderzịt". Die Kanzel ist hier auch kein die freie Bewegung hinderndes „Butterfaß",[6] zu welchem erst nooch d's Chanzeltööri innertsich (Erl.: gägen



ịne) ụụfgäit, so daß mạn ụf daas hịị dem Pfarer müeßt d's Määs näh als Kriterium, ob er fähig sei, die Würde des Amtes zu üben.

III.

Dem Laien aber, der vom Rebenweg gäge Schäärnẹlz ụụfe herkommt und durch die westliche Türe das Gotteshaus betritt, öffnet sich mit einem Blick ein Gesamtbild von baulicher Schönheit, das er nimmer vergessen kann. Er ist übernommen von dieser jeglicher Über-

[6] Wie der amerikanische Prediger Beecher spottete.

ladung fernen, aller schreienden Farben sich enthaltenden, in Motiven und Maßen und Gliederung edel einfachen und darum so wirkungsvollen Innenarchitektur, in welcher alte und neue bildende Kunst so harmonisch gegen einander abgestimmt sind. — Und während nun die Organistin oder der Organist am neuen Instrumente jetzt feine Einzelregister, jetzt kraftvolle Kombinationen die Pause zwische'm verlïte und der Ankündigung des ersten Gesangs ausfüllen läßt, ergeht sich der Beschauer in der Betrachtung eindrucksreicher Einzelheiten.

Zunächst ein Blick a d'Diili (Decke)! Sie ist flach (glatt, ääbe) und durch sehr hübsch ausgeschnittene Leisten, welche bas reliefs zeigen und sich im Winkel chrütze, in Riemen geteilt. — Geschmackvoll und sorgfältig ausgeführte Ornamentmalereien umrahmen die Fänster, deren 15 Glasgemälde, zumeist aus dem Jahr 1523, als Prachtstücke aus der besten Zeit der Renaissance gelten.

Das Chor enthält neun gevierte (vierg'eggeti) Scheiben, welche paarweise in halber Höhe in die mit Rundscheibchen (zum Teil Fischblqqtere) ausgestatteten Fenster iig'lqq sii und 50/40 cm messen.

Das Fenster auf der Nordseite zeigt zunächst: Zwei Wappenscheiben des letzten Abtes von Sant Jhannse (S. 12). Die von je zwei Engeln mit Abtstab und Bischofsmütze (Inful) gehaltenen Schilde zeigen in schwarzem Feld auf goldenem Schrägbalken drei rote Rosen und stehen unter einem einfachen grünen, von zwei gelben Seitensäulen getragenen Bogen. In der dritten Scheibe hebt sich von tiefrotem Damastgrunde prächtig das gääl Untergewand und das grüne Oberkleid des Berner Schutzpatrons ab, dem das dortige Münster gewidmet ist (S. 13): Sankt Vincenz. Palmzweig und Evangelienbuch kennzeichnen ihn ebenso als Heiligen, wie die zwei Löwen als Träger der Berner Standesscheibe rechts (zwei geneigte Schilde unter dem gekrönten Reichswappen) die weltliche Macht des „kleinen Rom" symbolisieren.

Ein Wappen der Stadt Biel begleitete ursprünglich die nur noch als Bruchstück vorhandene Scheibe des heiligen Benedikt im ersten Fenster auf der Südseite. Das Wappen mußte (rechter Hand) 1615 erneuert werden durch die genannte Stadt, welche fast hundertfünfzig Jahre lang die halbe Herrschaft Ligerz besaß. — Das zweite Fenster auf der Südseite zeigt die Wappenscheiben des Berner Schultheißen (1512 bis 1523) Jakob von Wattenwyl und seiner Gemahlin Magdalena von Muhlern. Diese war die Tochter und einzige Erbin Urbans, des Mitherrn von Ligerz, welcher 1493 als der letzte seines Geschlechtes starb.

Im dritten Fenster auf der Südseite scheint eine rote Rose in Gold auf grünem Dreiberg das Wappen des ersten reformierten Pfarrers von

Ligerz zu sein: Peter Gaberel (S. 587). Der Stifter dieser Scheibe ließ sich in weißem Priestergewand darstellen, das sich vom roten Damast des Hintergrundes wirkungsvoll abhebt. Seine kleine Gestalt aber chnäilet vor dem in himmelblauem Gewand majestätisch dastehenden Bild des gleichnamigen Apostelfürsten; und die Bandrolle mit der lateinischen Inschrift, welche heißt: „Heiliger Petrus, bitt für uns!" zeigt ebenfalls den protestantischen Pfarrer als den „Diener am Wort". Von den sechs Scheiben im Schiff sind zwei von Patriziern gestiftete hervorragende Stücke heraldischer Kunst: 1. Des Berner Schultheißen (1481—1517) Wilhelm von Diesbach, welcher als Anführer im Burgunderkrieg sich berühmt machte, und seiner zweiten Gemahlin Helena von Fryberg; und 2. des jüngern Bruders von Wilhelm: Ludwig von Diesbach mit seiner zweiten Frau Agatha von Bonstetten.

Das zweite Fenster im Schiff zeigt zwei Scheiben der 1528 an den Staat gekommenen Karthause Torbärg, welche seit 1404 Güter zu Ligerz erwarb, die 1803 an die Stadt Bern kamen. Das Torbärg- oder Toorbędhụụs zu Ligerz ist nun Privatbesitz (S. 200).

Zwei kleinere Scheiben zunächst dem Orgellettner zeigen den in härenes Untergewand gekleideten Täufer Johannes, welchem sein Namensbruder „Hans Malagorge von Neuenstadt, Burger zu Biel" (aber bis zum Aussterben des Geschlechts im 18. Jahrhundert auch von Ligerz) sein Wappen zu Füßen legt: einen schwarzen Mohrenkopf (eines der drei als „Mohren" gedachten „Weisen aus dem Morgenland") in silbernem Feld, mit goldenem Stern links oben. Wohl des Malagorge Gattin hat der Margareta als heiliger Namensgenossin das Gegenstück der rechtsseitigen Scheibe gewidmet. Nachgetragen sei hier, daß eine Anzahl eingesetzter, von zerstörten kleinen Scheiben herrührender Flicke auf eine vormals noch reichere Zahl von Ligerzer Glasgemälden hinweisen.

Auf die einstigen Berner und Bieler Herrschaften deutet ferner die reiche Bestuhlung, namentlich der Chilchestuehl der Familie Engel von Twann, Ligerz und Bern vom Jahr 1685, äußerst kunstreich gefertigt durch den nämlichen Ligerzer Abraham Gaberel (Gäbree, 1641—1719), welcher auch die monumentale, höchst effektreich tabernakelartige Tafel der zääche Gịbot schnitzte.[1]

[1] Direktor Kasser im KJb. 4, 84—109; Vortrag von Prof. Dr. Türler vor der hist. Gesellschaft Neuenburg, zwecks eines Vortrags von Pfarrer Herdi in Ligerz übersetzt. Vortrag von Lehrer Clénin aus Ligerz in Wabern. Hans Lehmann, Die Glasmalerfamilie Wildermet zu Biel und Neuenburg und die Glasgemülde in der Kirche zu Ligerz. (Anz. Nr. XII, 3. Heft, S. 236—247; der Hinkende Bot 1903, 73. Bilder der Kirche: KJb. 4, Titel; aBl. Taf. 24; Ansichtskarte von Dr. Geiger in Twann uva.)

Wiederholt hätte Ligerz diese Kostbarkeiten um schönes Geld veräußern können. Allein, ein edler Stolz und ein gediegener Heimatsinn ließ die Gemeinde, die doch schon an ihrer noch jungen Bergbahn eine schwere Last trägt, erklären: Mier vermëge si b'halte.

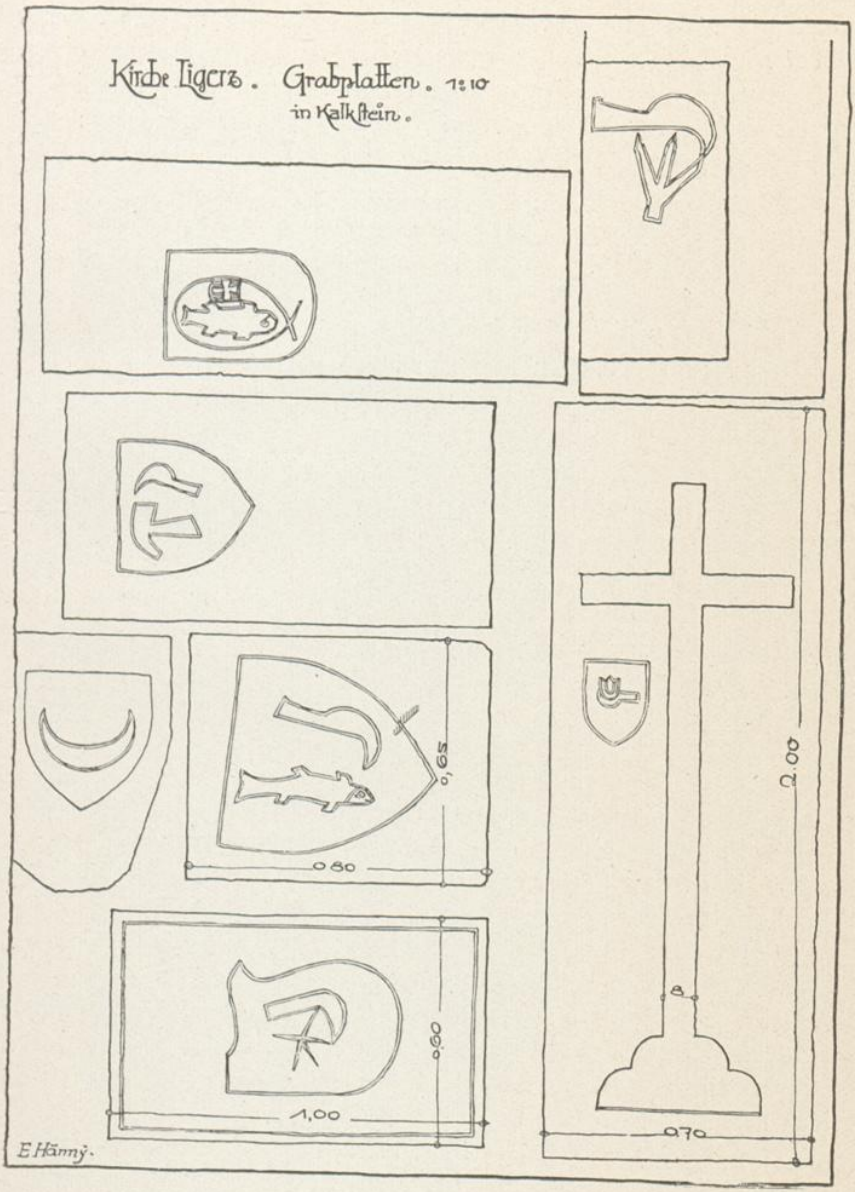
Kirchgemeinden.

Die meisten seeländischen Kirchgemeinden legen sich in diesem meist dicht bevölkerten Landesteil so nahe aneinander, daß, wie Sigmund Wagner[1] 1783 behauptete, mạn ụf der Insel am Sunntig Vormittag vo meh weder zwänz'g Chilche d'Glogge het chënne g'chëhre lịte. Auch der Feinhörige hört seither wenigstens zwoone minder. Das sind die zwei des Kirchleins Sụtz, die bloß noch an gewissen Sonntag Nachmittagen über Land und See hin tönen. Mit dieser Verminderung ist aber einer ganzen Seegemeinde eine unschätzbare Wohltat zugewendet worden.

Es bestand nämlich bis 1879 der schreiende Mißstand, daß die Einwohnergemeinde Tüscherz-Alfermé kirchlich an Sụtz gebunden war. Bei dem Mangel der heutigen Seestraße (S. 545 f.) under um über Biel und Nidau z'gaa verhindert, mußten die underste Seebụtze für Beerdigungen (Lịịche, Lịịchte), Chindelehr und Underwịsig bei jedem Wetter den Weg über den See nehmen, was nicht ohne traurige Unfälle abging. So erzählt man von einer Konfirmandin, die sich im Kahn den Tod geholt hat, weil sie während einer langen, stürmischen Überfahrt sich scheute, einem Ruf der Natur zu gehorchen. Das länte am rechten Ufer war bisweilen fast nid z'mache, und namentlich das Leichengeleit war mitunter eine peinliche Aufgabe.

Das het aber doch müeße sịị, während das z'Bredig goo selbst im alten Polizeistaat[2] doch bei jeder stärkern Unruhe des Sees ein schwänze rechtfertigte. Wenigstens auf Seiten der zum rein passiven Hören Berufenen; weniger in den Augen eines Sutzer Pfarrers, dem der Tüscherzer Volkswitz etliche ungereimte Reime untergeschoben hat, die noch jetzt in weiter Umgebung ihre Runde machen. Billig forderte nach diesen der Gottesmann, daß wenigstens die ihm herwärts zugeteilte Gemeinde Sutz-Lattrigen die Bequemlichkeit ihres Kirchweges wahrnehme und nicht wie das benachbarte Mörigen und Gerlafingen (die zu Täuffelen eingepfarrt sind) dem damaligen (nicht heutigen!) Schlendrian huldigten. Seiner linksseeischen Gemeinde Dị-

[1] 29. [2] Vgl. Ins 606.


Kirche Ligerz. Grabplatten. 1:10
in Kalkstein.
0,65
0,80
0,60
1,00
2,00
0,70
E. Hämy.

ſcherz (ss)-Hälffermee dagegen zürnte er bloß, wenn die sonntägliche Überfahrt liechter z'mache g'ſi wäär, als manche unnötige werktägliche. Das zwischen beiden Dörfern liegende St. Urbaner Güfelätt[3] aber hätte die ihm damals einzig gebotene konfessionelle Gastlichkeit erst recht nicht mißachten dürfen. Und so habe denn der viel und oft Enttäuschte vor den fast leeren Kirchstühlen ſich uusg'loo:

Die vo Dischcrz u Hälffermee
Mießen eebe iiber e See.
Die vo Meerigen u Gerlafinge
Cha ma ſusch nid i d'Chilche bringe.
U die vo Lattrige u Sutz
Sind erſt niit nutz.

Von diesem kompletten Stammbuchvers wurden einzelne abgebröckelte Fragmente eigens für sich zugestutzt:

Dischcrz u Hälffermee
Chenne nid iber e See
Wäge'm Luft;
U Lattrige u Sutz
Isch ſusch niit nutz.

Oder: Sutz
Isch niit nutz;
Gufelätt
Chunnt niit i d's Bätt;
Alfermee
Chunnt o nit meh.

Ein anderes Mal führten wenigstens die Nööchere sich etwas manierlicher auf:

Sutz u Lattrige,
Das loot ſi no gattlige;

Aber vo Dischcrz u Hälffermee
Cha ma käi Chätzer g'ſeh.

Das einzig richtige gattlige: in eine „Gattung" bringen, daß es e Gattig[4] (Art) g'macht u g'ha het, brachte allerdings das Jahr 1879. Zwei Jahre zuvor starb nach 52jährigem Dienst in seinem G'mäinli der letzte Sutzer Pfarrer, David Sigmund von Rütti (geb. 1794), der dem anmutigen Kirchlein die zwäiti Glogge geschenkt hatte. Nun wurde Tüscherz-Alfermee von Sutz gſchäide und Twann zugeteilt, Sutz mit Lattrigen aber zu Nidau geschlagen, nachdem bereits 1849 seine Grundbücher nach diesem Städtchen verbracht worden. Ihm verblieb jedoch das Anrecht auf Nachmittagsgottesdienst in seinem eigenen Kirchlein gäng der dritt Sunndig. Damit endigte die bereits 1228 erwähnte Kirchgemeinde, deren Pfarrbesetzung 1289 von den Freiherren von Jegistorf der Abtei Gottstatt vergabt worden, um 1528 mit dieser an Bern zu kommen.

[3] S. 201. [4] Gat und (ablautendes) guot, Gattung, Gatte usw. geht zurück auf: zu (etwas anderm) gehörig. Kluge 161. 185.

Nidau selbst ist eine jüngere Pfarrei. Wir finden sie bis 1482 als Filiale von Bürglen der Pfarrbesetzung von Gottstatt unterworfen. Erst dies Jahr 1482 brachte dem Stedtli seine Stadtpfarrkirche,[5] zu welcher 1528 Port mit Belmund geschlagen wurde. Der erstere Ort hatte bereits 1453 bloß noch 8 Feuerstätten gezählt.

Sehr alt muß dagegen die Pfarrei Bürglen (frz. Bourguillon) sein. So heißt sie nach dem ganz engen Standort der Kirche, während das Pfarrhaus von jeher auf dem an Studen und Schwadernau grenzenden Gemeindeboden von Ägerten steht und der Kirchgemeinde den geläufigern Namen dieses Ortes mitteilte. So schon 1831.[6] Der Sprengel ist so umfangreich, daß Jens (Jäiß) längst sozusagen seine Filiale geworden ist. Einen Zuwachs brachte ihm die Lostrennung der Einwohnergemeinde Merzligen von Kappelen — eine Verkehrserleichterung, um welche der Ort schon 1676[7] und nochmals in den langen Verhandlungen vom 8. Mai bis 2. November 1724 mit Bern[8] sich umsonst gemüht hatte.

Fast so klein dagegen war, wie Port, 1528 auch die Kirchgemeinde Büttebärg mit der Bartholomäuskirche geworden; sie zählte 1453 bloß noch 14 Feuerstätten, und ihr Pfarrer mußte 1285 vom Kreuzzugszehnten freigesprochen werden.[9] So ward denn 1528 der Pfarrer Beat Trächsel nach Gottstatt versetzt[10] und am 7. Januar 1533 durch den Vogt von Nidau angewiesen, er solle „uf dem Bittenberg nit mehr predigen, sondern (in der Klosterkirche) zu Gottstatt, darin es geleit ist".

Die Pfarrei erhielt um 1860 Zuwachs, indem ihr auch die Westhälfte von Orpund zugeteilt wurde, welche bis dahin zu der Pfarrei Mett gehört hatte. Diese war vor 1528 von Gottstatt aus besetzt und pastoriert worden. Ost-Orpund, Safneren und Schüüre hatten von jeher zu Gottstatt gehört.

Eine neue Erweiterung erfuhr für ausgerechnet drizääche Jahr (1876 bis 1889) die Kirchgemeinde Twann durch die ihr einverleibte von Ligerz. Wieder hergestellt, kann die letztere im Jahr 1933 das 450jährige Bestehen ihrer Selbständigkeit feiern. Von 1424 bis 1483 war sie nämlich eine Filiale der Pfarrei Deß, deren Leutpriester seit 1434 regelmäßig in Ligerz fungieren mußte. Er empfing hierfür 12 Saum Wein. Als Gotteshaus diente die schon früh errichtete und 1434 zur Pfarrkirche (s. o.) erhobene Kapelle.[11]

---

[5] Mül. HS. 216; Mül. 237. [6] LBJ. 165. [7] Mül. 352. [8] NB. 1, 781—811. [9] Font. 3, 392. [10] Anz. 1856, 29. [11] Schlaffb. 1, 24—27; Mül. 326; lat. Eingang zu NB. I; das alte Biel und seine Umgebung 31.

Patronatsherr von Deß und Ligerz war der Konvent von St. Johannsen, der seit 1185 auch die Kirchgemeinde Erlach (das Stadtg'richt, die Dorfgemeinden Mullen und Tschugg und den Hof der ehemaligen Dorfgemeinde Äntscherz) geistlich versah, und zwar seit 1350 mittelst eines eigenen Vikari, welcher seit der Reformation durch einen eigenen Pfarrer ersetzt ist.

Das auf Galserboden stehende Sant Jhannse suchte man wiederholt verschiedenen Kirchgemeinden (1711 an Neuenstadt[12] oder an Lignières[13]), wenn nicht an eine zweite Hälfferei Nidau[14] anzugliedern, wie auch die heutige Zwangsarbeitsanstalt von verschiedenen Pfarrern im Chehr bedient wird. Kirchlich aber gehört der Ort zu Gampelen, welchem auch der Großteil des frühern Äntscherz zugeteilt war. Da hieß es zu den Konfirmanden: d's Chilchewäägli ab, un über d'Wart, und dem marsch, d'Gummen abb![15]

Die bereits 1228 selbständig auftretende Pfarrei des Moosdorfes Gampelen, eine Kollatur der Neuenburger Grafen, so eine Zeitlang auch die noch ältere, bereits 1185 erwähnte, später ebenfalls von Neuenburg aus besetzte Pfarrei des Nachbardorfes Ins begegnen uns wieder um 1426[16] und 1453. Im letztern Jahre ließ der Solothurner Chorherr Niklaus Schafhuser als Inhaber der Gampeler-Pfrund durch seinen Vikar Rudolf von und in Ins die Pfarreien Ins und Vinelz verwalten.[17]

Das besagte aber nicht, daß Gampelen äxtra guet pastoriert wurde. Das Ausstehen der Kirchenrechnungen von 1603 bis 1629, welche endlich 1631 Bern durch den Erlacher Landvogt einfordern ließ,[18] deutet gegenteils auf eine Hotschigi, welche bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts Platz gegriffen hatte. Infolge derselben sank noch im 15. Jahrhundert seinerseits Gampelen zur Filiale von Ins herunter. Die unzufriedenen Gampeler klagten beim Bischof von Lausanne. Das hatte zum Ergebnis, daß Gampelen wie Ins 1485 dem neugegründeten St. Vincenzen-Stift zu Bern ihre Pfarreinkommen überlassen mußten.[19] Und als 1498 der Kaplan Künzi in die Gampeler Kirche eindrang, ward er zwar vom Bischof entsetzt, aber gleichwohl 1528 zum ersten reformierten Gampeler Pfarrer erhoben.[20] Ins dagegen schwang sich unter Inhabern wie dem Stiftsdekan zu Bern und Probst zu Zofingen, Peter Kistler, dem Sohn des bekannten Schultheißen Kistler († 1492[21]), so erfolgreich empor, daß es 1522 wieder als eigene Kirchgemeinde erscheint[22] und zu einer der gesuchtesten Pfrunden erwuchs. Die Eroberung des Moores

[12] SJB. A 267. [13] Lign. 39. [14] TJB. A 257 bis 262. [15] Gar. [16] Hermann. [17] Mül. 224 f. [18] AhB. 1, 375. [19] AhB. 1, 307—9. 374 f. [20] Mül. 225. [21] Ebd. 266. [22] Stettler 190.

(Ins, S. 125. 177 ff.) und seine Anstalten (Ins, S. 562 ff.) machten und machen Gampelen-Gals, wie Ins mit seinen Außenstationen Müntschemier, Treiten, Brüttelen-Gäserz (das wir übrigens 1148 und 1183 im Besitz einer eigenen Kapelle oder Kirche als Eigentum des Stifts Peterlingen sehen[23]) zu arbeits- und segensreichen Kulturstätten. Das gleiche gilt in seiner Weise von Täuffelen-Gerlafingen samt Hagneck, Mörigen und Hermrigen (von welchem Ort um 1783 ein durch den Dorfbach abgetrennter Teil zu Bürglen gehörte). Ebenso von Siselen-Finsterhennen und von Vinelz mit Lüscherz. Letzteres uralte, von Vinelz eine Stunde entfernte Fischerdorf, bemühte sich 1473 um eine eigene Kirche oder doch Kapelle, woran Biel bereits 10 Schilling steuerte.[24]

Eine fast gleich große Entfernung trennt von Neuenstadts französischer und deutscher Kirche das politische und kirchliche Gemeindeglied Schaffis = Chavannes. Das letztere, aus mehreren isolierten Heimwesen und zwei Häusergruppen bestehend, deren eines nur durch das schmale Grenzbächlein vom Dorf Ligerz getrennt ist, hält sich in Angelegenheiten der Kirche, der Beerdigung und der Schule vertragsweise an Ligerz, mit dem es auch die Postbestellung teilt.

Die mit dem Amtsbezirk Biel zusammenfallende Kirchgemeinde Biel zählt drei deutsch-reformierte und einen französisch-reformierten Pfarrer neben dem römisch-katholischen und dem christ- oder altkatholischen. Das zugehörige Leubringen war um 1550 zu Ilfingen kirchgenössig.[25] Wie Nidau, ist Büren eine junge Kirchgemeinde. Das Stedtli war zu Oberwil kirchgenössig, bis es 1539 den von Dotzigen weg verlegten Pfarrsitz erhielt.[26]

Schon um 800 ist dagegen die Kirche Seedorf (1185 irrtümlich „Sedors“[27]) erwähnt. Sehr alt ist auch Bargen, dessen Verschmelzung mit Aarberg bloß von 1806 bis 1832 und von 1879 bis 1897 aufrecht erhalten wurde. Auch Laupen gehörte bis 1528 als Filiale zu Neuenégg mit dessen schon 1155 erwähnter Kirche.

Der Täuffer-Bänz.

Wie drei Häuser zu Steffisburg Abrahams Schoß heißen, so nennen sich sechs Häuser zu Gals und ein Haus zu Ins d's Himmelriich; 12 Häuser ebenfalls zu Gals, 23 zu Bümpliz und eines zu Ins d's

[23] Font. 1. 534. 472 f. [24] Taschb. 1903, 173. [25] Schlafb. Tw. 173b. [26] Mül. HS. 216; Mül. 159. 169; Font. 6, 162. [27] Font. 1, 478.

Bäthlehäm. Ein Jerusalem fehlt ebenfalls nicht. Auch eine Art, sein Licht auf den Leuchter zu stellen; eine andere als die der mährischen Brüder, welche bei Hüüsere (Thièle) an der Berner Grenze im Neuenburgischen ihr Müemmeral, Müemiraal, d. i. Montmirail gründeten, um es nachmals (1766) durch den Herrnhuter Grafen Nikolaus von Zinzendorf auf die heutige Blüte einer gehobenen Erziehungsanstalt zu bringen; eine andere auch als die der Hugenotten,[1] dieser geistesadeligen, praktisch tüchtigen, gewerbsfleißigen Opfer französischer Maitressenwirtschaft, als deren Abkömmlinge die Clénin (Klening) Lüüi (Louis), die Quintal = Zentner, Piluu (Pilloud), Andrey (Andrey), Bégreé, Bégeree, Begré aus Bequerel, Favre, Imer (?) aus Ligerz, sowie die Férier und Girard in Neuenstadt gelten. Zuerst in Valangin ansässig, hätten die (mit dem Aarwanger Andrees verwandten) Andrey ihre Mithilfe zu einem Turmbau verweigert, worauf sie vertrieben wurden, in Ligerz aber Aufnahme fanden. Ihre Sympathie für einen Zug der Vertriebenen bewiesen 1686 die Ligerzer durch eine Sammlung von 50 Thalern.[2]



Rösi Begré in Twann

Durch die Bärner Heere nach deren Schrecken des Bauernkrieges auf der Bieler Insel interniert, konnten die dortigen Nachfolger der Waldenser den heroisch genialen Rückzug ins Vaterland unter dem Obersten und Pfarrer Henry Arnaud nicht mitmachen.[3]

Froh war dagegen eine gerade auch unter dem Berner Regiment verfolgte Gemeinschaft, auf fremdem Boden „wieder ein Vaterland" zu haben. Das waren die endlich 1815 durch die Wiener Vereinigungsakte glaubens- und gewissensfrei erklärten Widertäuffer,[4] welche, aus dem

[1] Calvinistische Hugenots („Eidgenossen") als französischer Schimpf, von den Freiburgern gegen die waadtländischen Protestanten nachgesprochen. (M-L. 2834: Bridel 338; Barraud; Jahrb. f. Schwz. Gesch. 52, 234; SdB. 1917, 319 f.) [2] KJB. 4, 106. [3] Vortrag von Prof. Pfr. Dr. Eduard Bähler in Gampelen in der Kirche von Erlach am 13. November 1914, wie vorher zu Bern als vierter akademischer Vortrag. [4] Hauptwerk über sie: Pfr. Dr. Müller in Langnau; vgl. Pfr. Ernst Marti in Großaffoltern: Zwei Häuser, zwei Welten. (F'feld 1911.)

alten Kanton vertrieben, im nachmaligen neuen ihr Heim fanden. Da führen die nicht durch fanatisierte Ober- oder Neutäuffer irre gemachten Under- oder Alttäuffer ihr hoch ehrenhaftes, streng solidarisches Gemeinschaftsleben strammer Arbeit am Wäärchtig, tiefgründiger Erbauung am Fiirtig. Da schlüpfen die Ehemänner der ebenfalls einförmig sauber g'sunndigete Frauen in das ehemals mit Ringli und Hafte oder Häftli einknüpfbare Obergewand, welches zum runden „Täufferhuet" und nie rassierte Täufferbart vortrefflich stimmt. Aus vielleicht fünfstündiger Entfernung chämme si z'sämme in der mit alter Stubenorgele ausgerüsteten Chammere, welche im Chehr um jeder anweist, recken enand d'Händ, lassen Riissuppe, Chääs u Brot sich schmecken, und schreiten zum Gottesdienst. Chnäulige wird b'bättet. Dann reden zwei oder mehr „Mächtige" (Austeiler des jährlich zweimaligen „Nachtmahl") oder „Lehrer" oder „Almosner" über biblische Stellen.



Martha Andrey in Ligerz (vgl. S. 319)

Als besonders sympathische Gestalt tritt uns[5] der Täufferbänz im Bärghuus, wenn nicht im wisse Huus (Maison blanche) über Biel entgegen.[6] Über ihn hinterlassen uns Meiners und Lehmann vereint ein Bild, das sich in heutigem Twannerisch ungefähr wie folgt darstellen läßt:

We'nn ma vo Biel dä wiest u stotzig Wääg gägen Léibringe use stigt, so stoßt man eppa n uf halbem Wääg ganz blétzli uf e nes hibsches, lustigs, guet g'haltnigs Häimetli mitts in ere Wildnis. Es

[5] Neben dem médecin du Petit Chamboz in einem Winkel bei Münster-Granfelden (Morel 204). [6] Vgl. SdS. 1914, 7; Meiners 1, 208 ff. 213. 214 f.; Heinrich Ludwig Lehmann in dem selten gewordenen Buch „Über die Schweitz und die Schweitzer" (Leipzig 1798) mit dem Anhang: „Das Bistum Basel, der Zankapfel zwischen Frankreich und der Schweiz. Ein politisch-historisch-statistisch-geographisches Gemälde." Von S. 101—104 stellte uns Prof. Pfr. Dr. Bähler freundlichst die hier idiomatisierte Abschrift zu. Erwähnt ist der Teuferbänz noch in der Korrespondenz zwischen Pfarrer Samuel Wyttenbach und dem Grafen von Bersdorf, welch letzterer im September 1786 den „Weber Benz ob Biel" besuchte; ebenso in den Memorien des Bielers A. Perrot von 1805 bis 1830 (bloß handschriftlich erhalten). Ebenfalls nach Dr. E. Bähler.

isch vil Platz drinn, un alls isch so gäbig un chummlig iig'richtet, wi wenn's der g'schicktist Zimmermäister g'macht hätt. Dgrvor liggt e hübsche Gmües- un Bluemegarte. Witer dgrvo standen Obschbäim, weele greeder uuf, u wele fruchtbarer! Drum um liggen Achchere mit Chorn u Härdepfel, un Matte mit frischem, saftigem Grien. Mier gange vor d's Huus u pëpperlen aa. Der Tüürschlängge gäit uuf, un uf der Schwelle stäit e stattliche n alte Maa, dem uusg'seh ngg gäge de Sibez'gi. Dä läng, voll Bart, wo suber g'strählt über d'Brust abe hanget, isch ämmel wißgraau wi g'hächlete Flachs. Är lipft sis Chäppi wi n en Edelmaa, un us liebe, milte, frintligen Auge" isch di Froog z'lääse: Was wär guets? Doch, uf Antwort wartet er niid. E tieffi männlechi, sanfti Stimm säit uf ämmetaalisch: „Weit er öppg n üse choo?" Mier gangen ihm noo in e großi, häiteri Stube. Doo si zwe Wäbstiehl uuf-g'schlaage. Zwäi Döchtere, wohl scho gäge de Drißgi oder meh, hocke draa. D'Schiffli fliigen äärstig hin u häär, u d'Champläde schlöö zueche, was gisch was hesch. E dritti isch am Spuelrad u spuelet, e vierti spinnt Wulle. Wi mer iine chämme, halten alli en Augeblick u sääge: Gott wilche! Der Alt lächlet u macht: „G'seht er, da triiben i mit mine Töchtere das alt Hantwerch, wo n i scho im Ämmitaal g'üebt haa. We mer nid grad alli dusse z'tüe hei, so wäbe mer u sorge für Chleider. Der eint Suhn ist am chiirsche, u der ander macht süst neuis." Mier reden es par Wort mit dene flißige Lit u säge: „Mir wäin ech nid versuumme. Döörffe mer vilicht es bitzeli uf em Land umme trappe un äier Pflanzige luege?" Der Bänz chunnt mit is un erzellt bi n allem so mit ere verschleierete, underdrickte Wehmuet un doch mit häller, muetiger Stimm, wi d'Bärner Regierig ihn wäge sim Glaube 'twäge häig us sir Häimat u vo sim bischäidene Gietli mit Wiib u Chind vertriibe. Grad häig er no Zit g'haa, Huus u Häi fast um ene Bireftiil z'verchauffe. So sig er mit Wiib u Chind uf der Gaß g'stande. Si sigi uf d's guet Glick hii gäge Biel zue fir i'n Jura hindere, go z'luege, öb dert eppis z'mache siig. Z'Biel häige si sich vor em Mäier g'stellt. Dä häig si fest u scharpf i d's Auge g'fasset. Aber baal sig er frintlech u manierlig



Oskar Clenin in Ligerz

worte, häig der Finger a d'Stiirne g'läit un noocheg'stuunet. Darnoo häig er e chläi g'lächlet un g'säit: „I wißt ech eppis, aber i wäiß niid, öb i n ech téérf darvo sääge. Es isch niit Schéécns, gar niit.“ „Darnoo,“ erzellt der Bänz witer, „het er der Seckelmeister la choo. Dää het is ó g'schauet vo z'oberisch bis z'underist un isch du ganz g'spräächige worde. Mir si grad z'säme dä Blätz ga aluege. G'falle het er mer nüüt, i mües 's säge. Aber i ha ddäicht: Vogel, fris oder stiirb! Uusz'lääse gibt's iezze da nüüt, u mir hei g'sundi Bei un Arme. U so si mer emel einig worde, dass i dä Blätz blutt u bbloße, wi n er da g'lägen ist, für füfz'g Chronen i Lähe nähm. Was sider us ihm worden ist, g'seht er u heit er zum Teel scho g'seh. Mir chömen emel füür. Nume der Mueter sälig — verzieht, es isch mer da schiins öppis i 's Aug gflöge — isch es z'viil g'sii. Wo mer äsa hei e provisoorischi Bäraggen uuf-g'schläge g'haa, hei mer scha grad als di Eersti chönnen i d'„Stube“ bette un acht Tag druuf deert ga Biel aha ...“



Gabriel Clenin in Ligerz

Mier häi däm Maa drei Mool d'Hand 'driggt, warm wi no niemmerem, un si gäge'm Jooret zue. G'redt häi mer lang käis Wort. — Es anders Mool, am Morge friech am sibni, gangen ig aläini bi Täiffer Bänze's vorbii. Dur d's offene Läifterli het eppis gar hébets guet g'schmeckt. Un d's ganze Fänster gäit uuf: „Chunnst nüüt zueche?“ I ha vo däm „Duu“ scho g'wißt, un es het mi ganz aag'häimelet. „Chumm, häb's mit is!“ Im Chuchchistiibli — mi hätt uf em Bode chénnen ässe, so süber isch es gsii — si uf em bloße tannige Disch zwo e chläi tieffi Blatte g'stande: in äire Härdepfelbrei, i der andere Saft vo diire Bire. Do d'rii häi si alli sächsi mit ihrne runde, zinnige Löffle g'langet, un mier häi si ó ne blitzblanke us der Dischdrucke fiire g'gää. Un gsó süfer un äigelig[7] isch daas an es

[7] Vgl. Lf. 612 f.

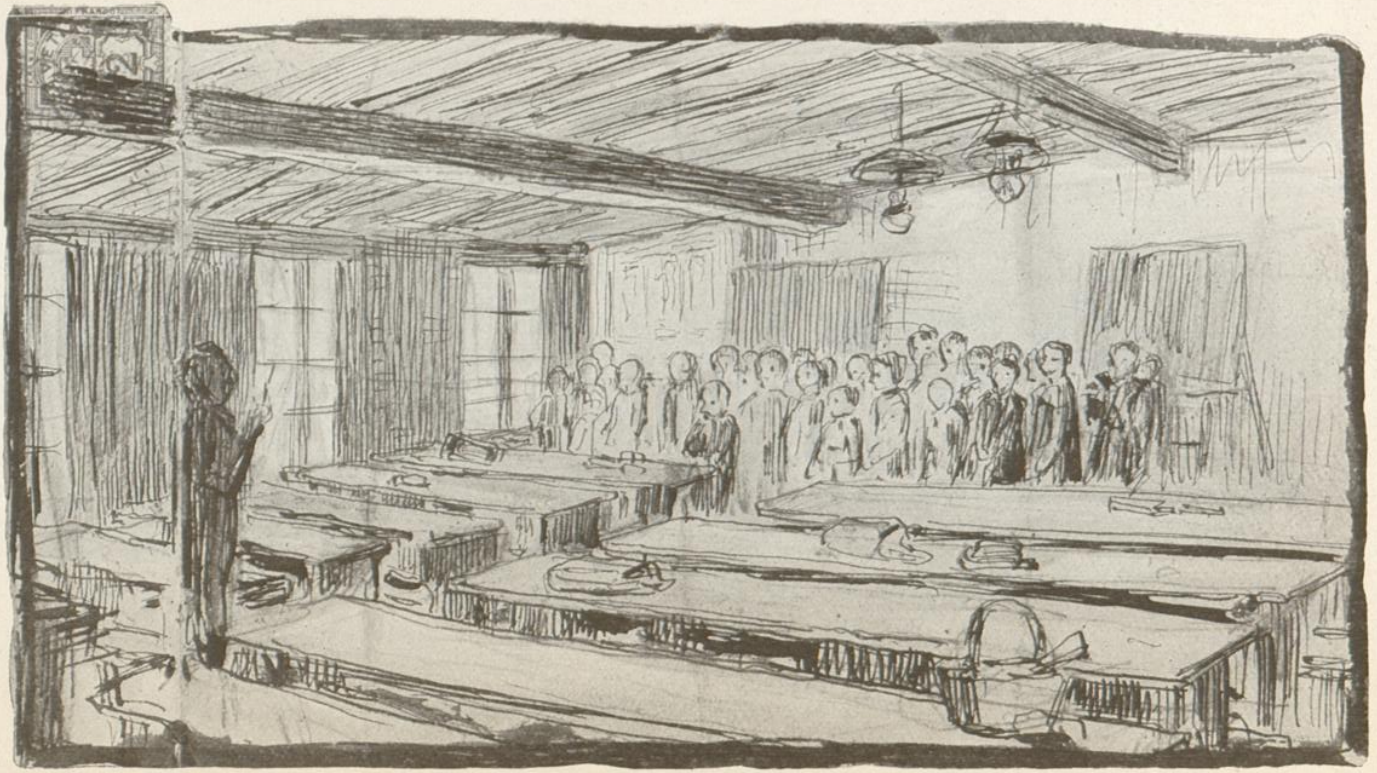
äſſe g'gange, das[s] i mit beſtem Appedit ó n es pär Löffel voll verſuecht haa.

Wo ſi häi b'bättet g'haa, ſäit der Bänz: „So, iez mues i Tuech uf Biel ahe traage, un Nomittag das früſch g'wobne ó ume. Aber der Fritz — er iſt ja im Staal fertig — cha, wenn's bigährſt, es baar Schritt mit der der Bärg uuf."

Un der Fritz iſch gſüü wi n e neui, verjüngti Uusgaab vo ſi'm Vatter: gſchüüd, u früntlich, u ſo beſchäide! Är het ſi veränggſiert, das[s] er mier, dem fürnähmme frönde Heer, o „Duu" ſäägi; aber är mieß a[l]ſó u chönn jetz nid anders, ohni de[m] „Halbliin z'mache". Wi häimelig! Un du erzellt er mer du vo ſi'm Vatter: Wi daas der aag'ſehniſt Lehrer ſiig vo de Täüffer, un es ſigi doch ihrere füüfezwänz'g für di ung'fähr tuuſig Brüeder, wo in allne dene Juratääler verſträit läbi. Un är gang no jetze, es ſig ſchöön oder wieſt un es chönn oben ábe mache wi's well, faſt jede Sunntig an es Ort hüü, un über alli drei oder vier Wuche mängi Stund wit go bredige. Und do nutzi er de[m] richtig d'Zit uus! Drei bis vier Stund in äi'm Zuug z'rede mach ihm niit. Un was er redi, das ſig de[m] g'redt u häig de[m] Fade! Der Pfaarer NN. i Zürich häig abſolut welle b'haupte, är ſig e G'ſtudierte. Jää, ſi föllen ihm numme choo, är wiß 'ne ſcho Bſchäid un Antwort! „Aber jetz mueß i hei[m], go mache. B'hüet di der lieb Gott — ah — b'hüet ech Gott!"

Un wie der Jung Rächt g'cha hett, han i ſpeeter erfahre, wo n i's bbräicht haa, mit dem Bänz vo Biel uſe z'lauffe. Es gi[b]t chuum e Bibelſpruch, wo n äär cha bruuche, um ſi[ch] für ſi Glaube z'wehre, daß äär 'na nid grad uf der Stell unb'ſinnet ſääge chönnt („us em Eermel ſchüttle") un ohni äiniſch z'ſtocke („us em Stägräiff") uuſſääge. Es möge zu ſi'm Glaube no a[l]ſó aarigi u fältſami Artikle g'chööre: für alls wäiß er e Spruuch.

Un wo n i d's nööchſt Mool mit e pär g'lehrte Fründ zue n ihm büi u mer 'na n i allem Fride häi in es läbhafts Chriſtüür g'noo — was glaubet er, wär's g'wunne het? Ämmel nid mier! Das iſch g'gange wi d's Füür ſchloo: alli Augeblick e Funke hie, e Funke deert; aber vo ſine iſch käine z'Bode g'fahre. Du het är aber z'letzt fälber iis allne e guldigi Brügg für e Rückzuug 'bbauet un iſch uf wältlichi Sache cho z'rede. Do het er biwiiſe, wi n äär d'Wält u d's Läbe kennt, u d'Lüt. Das wär Grunds gnue g'ſüü, 'na zu mene Süribel z'mache, oder de[m] ſo rächt zu menen abg'ſüümte, verdrickte, pfiffige Schlaaumäier, zu mene Fuchs oder Wolf im Schofbelz. Aber är iſch dank ſi'm Glaube bi allne ſinen Erfahrige gäng dä glüüch ſchlicht u äifach fromm Maa b'bliibe, vo däm mer jetz no n e Biwiis wäi g'chööre:



Studie von Anker

Ainiſch iſch er von ere Räis i d's Ämmetaal z'ruck choo. Wo n er no wit vo häime wägg iſch g'ſii, g'ſeht er uf eme Häärdhuffen e fremde Maa hocke. Er gäit zueche go luege. Du g'ſeht er u g'chëërt er, daß dä groß Maa i ſini beede Händ ine d's luter Waſſer briegget. Der Bänz chlopfet ihm ſiiſerli uf d'Achsle: „Wo fählt's?" Dä Maa cha ſich äntlich z'ſämmenäh u bbrichte: „Deert in äim Dorf under het mi epper uus-g'raubet. Alls het ma mer g'noo, alls z'ſämme!" „Alls? ſo ſo, alls? Het ma der dem der lieb Gott ó g'noo?" „Nääi." „Nu, ſo ſäg nid, mi heig der alls g'noo. Lue, der alt Gott läbt noo, un iez het er mi g'ſchickt, der daas da z'gää." Darmit längt der Bänz i'n Bieter, zieht ſi volle Gältſeckel fiire u drickt 'na dem Fremde i d'Hand. Dää g'ſpiirt eppis Schwäärs, luegt, was es ſiig, ſtäit uuf u wott eppis frooge un eppis ſääge ... aber ſider iſch ihm der Bänz langiſch us den Auge g'ſii.

Der Berner Kirche Sozialismus.

Die Epileptischen in Tschugg.

(Tschugger Mundart.)

E Langhans isch es g'sii, wo als Bildhauer a der alten Insel z'Bärn „der barmhärzig Samariter" groß u siin het uusg'mäißlet; un e Langhans[1] isch es wider g'sii, wo als Pfarrer a der neuen Insel der barmhärzig Samariter i zwääune Läbeswäärch vo der Bärner Chirche het machen e G'stalt z'g'winne. Die zwää Wäärch sii di bäiden Anstalten für söttigi bidüürenswäärti Chrankni, wo wägen ihrer schwierige u langwierige Bihandlig, wo i käine Wäge d'Chöpfen abträit, i käir private no staatliche Häilanstalt uufg'noo wärte. Das si di „Unhäilbare" u di Epileptische, wo mit dem falle"te Weh (1768: der fallenden Sucht", 1586: dem „hinfallenden Siechtag") g'schlage sii. Bäidnen Anstalte het der Langhans biblischi Nääme 'gää, wo säge wäi, es wärti i mene söttige „Gnadehuus" („Bethesda")[2] die uufgnoo, wo mit ihrem ganze Läbe enzig a „Gottes-Gnad" g'wiise sii. Bäider Gattig Chrankni, wo fast alli als unhäilbar im Läben oder im Tod ihres Asyl verlöö un als „bloße Pflegefälle" dene, wo Dokter studiere, nid vil schiine z'lehre z'gää, häi in der Daat z'erst solle i di gliichi Anstalt choo. En erfahrne Dokter (A. von Ins) het du vo däm abg'rqate: Numme dás niid! Tüet di Epileptische qpaartig! Däm Dokter het mq g'folget, un qlsó isch es guet choo. Di Vorberäitige, wo dä Inselpfarer Georg Langhans als e praktisch u theoretisch tüechtige

[1] Georg Heinrich Wilhelm Langhans von Bern (1830—1898); 1858—1864 Vikar und Pfarrer in Kurzenberg, 1864—1875 Pfarrer in Niederbipp, von 1875—1886 in Grafenried, bis 1897 am Inselspital in Bern. Schrieb: Bibl. Gesch. f. Volksch. und Leitfaden f. d. Konfirmanden-Unterricht. Groß waren auch seine Leistungen für kirchliche Liebestätigkeit, im Hilfsverein für Geisteskranke, im Verein für religiöse Volksschriften, im Verein für Verbreitung guter Schriften und an der Redaktion des „Säemann". (Leuenberger, Bipp 498 f.) [2] Joh. 4, 1 ff.

Chopf (är het jo o müeße hälffe d'Pfarer examiniere) scho uf sine früechere Böste z'Churzebärg u z'Niderbipp u z'Graferied bi n ihm het lo riffe, si däwääg mit bärnischer Bidächtigkäit un darfüür ohni mit aller Gattig Prööbeléie verpfuscht z'wärte, ihrem richtige Ziil u Zwäck erggääge 'gange.

Als Presidänt vo der schwizerische Kumission für chirchlichi Liebesdäätigkäit, wo der Langhans 1885 mit sim Referat vor de schwizerische Pfarer z'Herisau het in d's Läbe g'rüeft, isch äär du afangen i sim Häimatkanton praktisch däätig voraa'gange. Ämmel aafa mit dem Biwiis, daß es Hülfsbedürftigi gnue gääb, wo i Anstalte sötti. Vo de g'wöhnlichen Unhäilbare het ma das langisch g'wüßt; aber wi vil Epileptischi gi^{b}t's?

E Zehlig het ^{b}'Antwort 'gää: i der ganzi Schwiz öppa füftuusig, u dämnoo im Kanton Bärn ihrere 880! U de^{mm} isch erst de^{mm} no d'Froog g'sii: Was für Epileptiker het ma 'zellt? U weeli het man überhaupt aa'gää? Weeli het ma versteckt, für nid müeße vor de Lüt von 'ne z'rede, u weeli het man überhaupt gar nid für epileptisch aag'luegt? Es gäit jo doo wi bi den andere „Gäisteschrankne", wott säge: Hiirnichrankne, wo man äi'm „nüüt Bsunders aamerkt", wen^{n} er nid wi 'ne Fläüge a de Wänd umme chräblet oder d's ganz Huus d's under öbe rüehrt.

Un e söttigi Unkenntnis un es söttigs oberflächlichs luege isch grad bi den Epileptische ganz überuus verhängnisvoll. Do redt ma gäng numme vo denen ällerdings fürchterlichen Aafäll, wo äine grad der Augeblick no mit der redt oder öppis schaffet u vilicht der ander Momänt wi vom Blitz 'troffe z'Bode fallt u, wen^{n} es böös go soll, der Chopf g^{l}só wüest uusschloot, daß er darvo cha stäärbbe. Darbii loot er e Brüel uus, daß 's äim dür Maarch u Bäi fahrt. Do lit dä Aarm oder di Aarmi! Er (oder si) isch nümme bii n ihm (bii 're) sälber. Der ganz Liib isch g'staabedig wi n e Bitz Holz, d'Arme u d'Bäi het er vón ihm g'streckt. D'Zänd bißen über enand u chää (chönne) d'Zunge verbiße, we^{mm} ma nid ganz füüferli es z'sämmeg'läits Düechli cha darzwüsche stoße. D'Auge het er ganz verchehrt, daß ma numme no d's Wiße g'seht. D's G'sicht isch ganz bläich. No 're halbe Minute oder öppis ehnder föö (fange) d'Armen u d'Bäi aafoo jucke; mi g'seht, wi Chrämpf dardüür fahre. Der Liib wirt wi mit der unsichtbare G'walt vo 'mene Riis (di Alte häi us ganz iilüüchtende Gründ g'säit: vo 'mene bööse Gäist[3]) umme un anne g'heit, daß er z'Nacht zum Bett uus fallt, we^{mm} ma nid linggs u rächts e Bettschäärі iisteckt wi bi

[3] Vgl. Marc. 9, 17—27.

'mene Chind. D'Armen u d'Bbäi zieh ii u stoße mit der G'walt vo mene Wüetige. Der Chopf fahrt uuf un abb, u d's G'sicht wird verzerrt, daß ma dä Möntsch gar nid ummeg'chennt. D'Auge drääije sich linggs u rächts un uuf un abb, d's Muul schnappet uuf u zue, d'Läspi schuume. Jetz g'chört ma der Ote[m] goo, ó z'Stööß-wiis; wi daas chiichet u raßlet! D's G'sicht wird chöltschblaau; es isch, wi wenn dä arm Möntsch müeßt ersticke. Äntlich, no 'ne par Minute, gi[b]t's aafan e rüeijige, aber e däüffe, däüffen Otezuug wi ne Süüfzger. Aber gäng no isch dä Chrank vo Siin[n]. Jetz erwachet er u chunnt zue n ihm sälber; aber min Gott, wi isch er so müed! Är isch wi g'reederet. Alls an ihm säit: Machet nüüd aa mer! Lööt mi[ch]! lööt mi schlooffe wo n i bii u wi n i bii! Bloß e ganz vertroute Möndsch läit 'na süüferli, süüferli a d's erst best rüeijig Blätzli.



Dr. Blank in Erlach

Aber öpper, wo wott g'schiider sii, isch scho zuecheg'sprunge g'sii, für Arm u Bäi u Chopf u Liib us Liibeschreste z'haa u Schmöckwasser under d'Nase z'haa u i d's Muul öppis „Steerkigs" z'schütte, bis dä arm Mönsch de[m] no würklig erstickt oder e Lungene[n]tzüntig darvo dräit. So „gschiid" Lüt gi[b]t's mängisch.

Söttigi Aafäll, bi dene hie u doo en arme Möndsch, wo sis Mues u Brot verdiene mueß, jämmerlich erstickt g'funde wirt, déne säit ma d's falle[n]t Weh. Wi wenn's nid o ganz anderi Arten Epilepsii gääb, dene ma sich chuum achtet oder wo man als dummi Maniere oder als Charakterfähler strafft — Fäll ganz b'sunders bi Schuelchind, wo der Lehrer oder d'Lehrgotte g'chenne sött für z'mache, daß do uf der Stell darzue 'doo würd. Warum? Jétz wäär dem Übel i sinen Aafäng no grundlich abz'hälffe.

Nähme mer es Chind i sinen erste Schueljohr oder es anders

(bsunders es Mäitli) i sinen Underwiisigsjohr — es schribt. Blötzlich blibt der Griffel oder d'Fädere i der Hand still. D'Auge luegen es par Sekunde i d's Lääre n uuse, ganz starr wi bi äi'm, wo vo Siin[n] chunnt; d's Muul brümelet öppis, niemmer wäiß was, u d'Händ fahren öppa vor em G'sicht düüre wi bi mene Chind, wo im Schloof e Fläüge wott wehre. Das gäit es par Sekunde, de[nn] fahrt das Chind furt schaffe u wäiß vo allem, was do zwüschen iine choo isch, nüüt. En andere Mönsch redt mit der, ganz wi n e g'schiide, g'sunde Mönsch duet. Blötzlich wirt das G'sicht ganz bläich; es fahrt verlicht ganz süüferli es Zucke drüber wi n e Wätterläich am Oobehimmel — un alls isch wider im Blei, der Chrank wäiß nüüt anders. E Dritte lauft mit der, stramm u fest wi n e Soldat. Blötzlich stäit er still, wi wen[n] er über öppis nooche stuuneti. Oder er lauft witer; aber er stolperet, oder er plampet hin u här, wi wen[n] er im Draum lief — es par Augeblick; „was isch's? Was luegsch mi aa?"

Das isch ó Epilepsii — d's petit mal oder d'absence, wi n ihm der Wältsch säit — d'Aafangsform, aber mit dem uufg'haa[b]ne Finger: paß uff![4]

Do duet es's mit dem erfahrene Husdokter u mit dem Schuelarzt, wo hoffetlich äinisch jeedi Schuel 'berchunnt. Aber zwüsche dér liechtiste Form u äi'r schweerste, wo hoffnungslos mit Verblöödung u Härzschwechi es Änd nimmt, gi[b]t's e ganzi Reien Übergäng,[5] wo zum Däil in eren Anstalt no z'häile wäri, we[nn] ma z'rächter Zit darzue däät; oder wo ämmel bessereti, we[nn] man ussert der Anstalt dem Dokter ó folgeti.

An alli die Fäll: d'Häilungsmüglichkeit vo den äinte u d'Erliechterig vo däm truurige Schicksal, wo den Unhäilbare un ihrne Aag'hörigen uuferläit isch, häi d'Gründer vo der Epileptiker-Anstalt „Bethesda" dänkt. Un do isch em Langhans un em Chilchmäier Howald z'Bärn äi Maa na'm andere a d'Site g'stande u het dem Wäärch z'wääg-g'hulffe u hilft ihm o jetz dür bööfi Tage düüra. Mier namse hie bloß Seeländer: der Dokter von Ins z'Bärn, die Regierungsräät Schüürer Vater u Suhn vo Erlach, der Amtsschriiber un Amtsschaffner Christe z'Erlach.

[4] Wir schöpfen diese Schilderungen aus einem Referat des Erlacher und Tschugger Arztes Dr. Eduard Blank, dessen bündig gefaßte, kristallhell ausgearbeitete Originaldarstellung im 23. Jahresbericht (1908) der Tschuggeranstalt zu lesen ist. Im darauffolgenden Bericht 24 (1909) steht ein Aufsatz über Behandlung der Epilepsie, und in Aussicht gestellt wurde dort eine Belehrung über die Ursachen dieser Geißel der Menschheit. Einen sehr sachkundigen Aufsatz über die Anstalt Tschugg bringt auch der „Säemann" 1920, S. 95 f. [5] Zu studieren auf S. 15 f. des Jahresberichts von 1908.

Mit 17,185 Fränkli g'sammletem Gält het der kantonal Hülfsverain für Epileptischi am 30. Wintermonat (Nóffämber) 1885 erklärt: mier wągge's! un am 1. Juni 1886 het er mit sächs Chrankne d'Anstalt eröffnet.

Wo? Natürlich nid i' mene Neubau. Aber uber em Dorf Brüttele isch das iig'gangne Bad (vgl. Ins 58 ff., 618 f.) läär u liiber g'sii, u das het mą vo der Jumpfer Müller i Läche g'noo. Aber mi het en ánder no g'seh, daß dört die Jirichtige für di neui Anstalt vil z'tüür chäämi. Mit bloß sibez'g Rappen im Dag für die Vermögesloſe cha mą nid wit springe. Der Staat het's du besser vermöge, si Mäitlianstalt (Ins 60, 579) dört hii z'due, u d'Epileptikerkumission het witers g'luegt. U was het si g'funde?



Pfarrer Bitzius in Twann

A der Südabhelti vu'm Tschulimung (Jolimont) zieht sich der Erlach-Gampele-Strooß noo das habliche Underdöörfli Schugg u drüber gäge dem ergangenen uralte Hüttedöörfli Äntscherz zue, wo es äigets G'mäinli uusg'macht het, das früecher ó ganz arme Oberdöörfli Schugg. D'Lüt dört häi als Räbmannli u Taglöhner dene Herre von Stäiger vo Schugg d'dienet. Denen ihrers Batrizierguet het im volle Flor vo mene flißig u kundig (S. 210) verwalteten Umschwung vo Räbe un Achchere u Matte mit däm prächtige Heerehuus z'mitts inne u dem Inselhuus (S. 214) darnäbe u dem Laubehuus darhinder wi n es chliis Ritterguet vo sir stolze Höövchi i d's Taal abe g'luegt. Aber wi chunnts duu? Der letzt Heer von Stäiger het das prächtig Häim us mängem Grund nid chönne b'halte. Asa het er's mit z'viilne G'chwisterti g'ha z'däile u von 'ne uusz'chauffe. Und dem häi d'Rääbe mängs Johr nüüt meh 'dräit. D'Insel (der Berner Inselspital), wo scho d's Inselhuus g'ha het, het du d's ganz Stäigerguet an ihn 'zoge, aber 's du i der Folg em Staat ab'dräte. Dää het der Epileptiker-Kumission d's Stäigerhuus, d's Laube- u d's Inselhuus uf vier Johr i Lääche g'gää. Das isch Anno Nüünenachtzgi (1889)

g'ſüü; am 4. Meerze 1890 iſch man ii'züüglet. Na vier Johr het d'Anſtalt dää Däil vum Guet für füfz'gtuuſig Franke g'chauft, u d's Johr druuf (1905) für hunderttuuſig Franke o no grad der ander Däil vo dér Staatsdomäne: der Buurehof u d's Äntſcherzhuus mit allne Räbe. Darzue gi[b]t der Staat ſtiifi Johresbiiträäg.

Aber jetz het's erſt du g'häiße u häißt es gäng u gä[ng] noo, d'Augen uuftue un i d'Händ ſpöüe, für us däm alte riiche Hereſitz e neui Anſtalt für gäge zwääühundert im zwääfache Sinn armi Chrankni z'mache. Do mueß jetz d'Chirche d'Wält lehre, was das häißt, arm ſii u doch riich: mit chliine Mittel großi Zwäcken erräiche. Jeedi Säntiime vor em uusgää drüü Mool i der Hand umdrääije, für daß ſi uusgääb,[6] was bi mene Brotz e häreg'ſchmißni Franke. Hie müeße großi Rüüm no meh z'ſämmeg'läit wärte, für daß dä groß Hushalt gäng no äifacher u billiger chööm; dert müeße Däil Stube i Zälle verpartaſchiert wärte für Tobſüchtigi u Taubſüchtigi, wo n e Däil ehnder in es Jirehuus un e Däil in e Beſſerungsanſtalt g'chörti. I der Chunſt, ſöttigi Bauereie ſo zwäckmäßig u ſo billig wi müglich z'mache, häi ſich der Vatter u der Suhn Hegi (ſ. u.) als wahri Sackermänte (koſende Schelte für Genie's) uusg'wiiſe. Un no in äi'r Sach: das nöötige Waſſer z'finde. Daas, wo zum Stäigerguet g'lüffe g'ſi iſch, däs het jo ſcho g'nüegt für e Privathushalt. Aber en Anſtalt für Hirnchrankni, wo Beeder heuſcht u gäng u gä[ng] wider Beeder, die brüelet na Waſſer! Waſſer! Waſſer! Nu, das het ſich na langem ſueche g'funde. Di Brünneli lauffe.

Aber no anderi Brünneli: die vo de freiwillige Gaabe ſötti nid uufhööre lauffe, für daß d'Kumiſſion u der Dokter u der Vorſteher äi dringende Wunſch nag di nag chönnti erfülle: di Chrankne beſſer us enandere z'haa u na de Grade vo ihrer umügliche oder mügliche oder wohrſchiinliche oder ſogar faſt ſichere Häilbarkäit abz'ſtueffe. Es iſch doch himmeltruurig für di liechter Chrankne, u für di Süferlige (Reinlichen) un Äigelige un Oordliche u Freine (Gutartigen), mit halb Blööde u mit Schmierfinke u Riibiiſe u Händelſüchtige müeße an äi'm Tiſch z'äſſe, un i äi'r Stube der Tag z'verbringe, wil ſi i Gott's Name i däm änge Platz müeße z'ſämmeg'ſtungget wärte.

U jetz grad no äis! Es beſſeret mängem gliſó ſchön i der Anſtalt oder es chunnt äiner gliſo ume z'wääg (wird geheilt), das's mag na darf lo goo (entlaſſen) — aber o wetſch: i zwööne Monate iſch d's alt Eländ wider doo. Warum? Er het daheime oder i ſi'r Stellig,

[6] Durch Ausgiebigkeit an Erfolg erreiche.

wo n er öppe neu findt, si Sach nüd. Oder wénn oo, so isch er ekäi ganze u volle Mönsch i si'r G'sellschaft. Er isch en arme Züttel u g'spürt das; er nimmt's schwäär u suecht vilicht si Trost bi'm Glas oder Glesli, wo für ihn 's eergst Gift isch. Oder er wird sust (sonstwie wieder) e schwache Mönsch u wider riff für d'Anstalt (wenn dem wider Platz für ihn doo isch!). Söttig Lüt, wo nie im Läbe feste Stand fasse u sälbständig wärte, chömen öppe us allne Häil- un allne Besserigsanstalte u wärte gäng u ggäng wider deren ihri Gest — wem me nid es Asyl füür si het, wo si öppis Rächts chönne u möge schaffe u darfüür i bischäidenem Maaß ihri Sach (ihren Unterhalt) häi un e Versorgig i de chrankne u schwache Daage (in den Tagen der Krankheit und Schwäche).

Nu, scho jetz, im bloßen Aafang vo däm gruusám schööne Wäärch vo der Bärner Chirche, chäü d'Johresberichte[7] vo schöönen Erfolge rede. 1914 si sächs Baziänte „gebessert" u zwöö „sehr gebessert" (so daß si zwäü Johr lang käi Aafall meh g'ha häi) uus'dräte. Wi's 'ne dussen im freie Läbe gang, das hanget dárvo ab, wi si sich halti: gobb si dem Dokter folgi u sich sälber ganz klar machi, daß nummen im Bigläit vo stramm g'regelierter Läbesoornig vo bliibenter Besserig chönn d'Reed sii.

Zu dere g'chört i der Anstalt vor allem e rüejigi, früntlichi Umgangswiis. Do wirt nummen öppe denn äinisch wider d's Ruuche füüreg'chehrt, wenn es Übel anstatt i Blöödigkeit i Boshäit un in e Tüüfelsüchtigi uusarte will, wo i der Husornig alls d's under óbe rüehrt un o di gidultigste Wärter u Wärtere zum Hüüsli uus bringt, daß si säge: Do möcht der Ttüüfel darbii sii!

Zur rächte Bihandlig chunnt öppis rächts z'ässe: als Närvefueter en äiwißriichi Chost. Darbii isch absolut nid g'säit, daß grad all Tag Fläisch uf e Lade müeß; d's Günträäri: z'vil Fläisch schadt nid numme dem Gältseckel von eren Anstalt, wo als ene kirchlichi mit bischäidene Mittel fichtet; es isch o für d'Bluetbildung nüüt nutz. Darfür pflanzet d'Anstalt ganz Hüffe G'mües, u b'sunders Bohne und Äärbs u Rüebli. D'Milch vo denen ung'fähr drißg Chüeh wirt alli z'sämme im Huus verbruucht. Darggäge chunnt fascht jeedes Tröpfeli Wii us de Schugger Räbe — ussert däm, wo öppe d'Chnächte u di äigeti Räbmanne i däm abg'lägne große Huus Äntscherz

[7] Als solche lagen uns außer den S. 608 genannten vor: die Nummern 21, 25 (mit dem Rückblick auf das 25jährige Bestehen, vom Direktionspräsidenten W. König, Pfarrer in Muri bei Bern) und 29. Die Nummer 25 zeigt photographisch das Steiger-, das Insel- (vgl. S. 609) und das Laubehuus.

bruuche — i'n Handel u verschoppet mit „Bapiir" u „Metall" unzehligi Löcher im Hushalt. Wénn's überhaupt öppis z'läse gibt! Aber di längi Reie Mißjohr (S. 235 f.) het o den Anstalträbe truurig zueg'setzt; u du chunnt du no dä 4. Brochmonat 1910 (vgl. Ins 66 f.), wo n es o die Rübis u Stübis verhaglet u für mängs Johr verdeerpt het.

Zum rächten ässe chunnt d's rächte schaffe — grad rächt o für di Epileptische, für die us ihrem grüüble u nachestuune über ihre Zuestand use z'lüpfe un 'ne d's G'füehl z'gää, daß ihres Läbe ó öppis wäärt siig, u no unäntlich vil meh weder das vo 'mene g'sundne Mönsch, wo's numme verfuläntzet oder mit schlächte Sache verchäibet u verblitzget. Es söttigs uufhaa u hööch ha vu'm Läbesmuet isch d'Hauptsach am wäärche vo den Epileptiker; was es der Sach nach abträit, isch durchuus nid so groß, wi man öppe mäint. Asange sin ere gar nid so vil, wo öppis rächts chäü mache; die mäiste si jo halb oder ganz wi chliini Chind, wo uf Schritt u Dritt müeße g'hüetet wärte oder für die man en Arbäit förmlich mues ersinne, daß si öppis z'düe häigi. Aber o die, wo ma 'ne en Arbäit im Huus oder im Fäld darf aavertraue, mueß ma jo b'ständig under Auge haa, u wi siidig mueß ma mit 'nen umgoo, daß 's nid im Uwille öppis chrumms u tumms gääb! Do mueß ma Soorgg haa, u no Söörgger i mene pressierige Wärch wi im Häüet un i der Äärnt, daß alls schöön rüejig u g'mächlich zuegäit. Daß die, wo chäü, e chläi aanhaltig u diifig ihri Sach mache, aber daß niemmer juuflet u jastet u sowohl d'Arbeit wi der äiget Zuestand, wo jetze der Momänt grad rächt e guete n isch, nid verjuuflet. Mi gäit dra hii, wi wemm ma nid wett, u richtet doch vil uus. Do isch es grad, wi wenn im ganzen Acher oder uf em Moos niemmer regierti u käi Mönsch tät bifähle. Äis arbäitet dem andere i d'Händ, un am Obend isch vilicht drüü Mool so vil i der Schüür wi uf eme Buurehoof, wo der ganz Daag nüüt isch weder 'brüelet u g'husteret u g'chäibet un uuspöleetet u g'fluechet u g'schunte worte.

U demm 'berchöme di Lüt für ihrers schaffe i der Hitz, wo ma darbii natüürlich o ganz äxtra für e Schutz vo däm arme Hiirni u G'nick sorget, o n en aag'mässeni Zuelag zo ihrem Ortinääri.

D'Chind, gäng öppa drissgi vo dene hundertsibez'g Pfleglinge, die müeßen ó schaffe, das verstäit sich ung'säit. Si müeße lehre, ihres Hiirni de liechtere Aaforderige vu'm spöötere Läbe mache naache z'choo un ämmel e Däil vo ihrem Underhalt sälber z'verdiene. Drum wohnt i der Anstalt o en äigeni Lehrgotte, wo Schuel un Underwiisig het. D'Hauptkunst isch darbii, i erfahrner, g'schickter Aapassig a

jedes Chind us ihm z'mache, was z'machen isch; nüüt welle z'erzwänge, aber o nid zuez'gää, daß sich hinder der Chrankhäit e Schlappigi u Schlumpigi versteck, wo im Ärnst vu'm spöötere Läbe z'sämmeknickt wi n e Strauhalm. Och der chrank Mönsch soll ganz e tapfere Mönsch sii! U das isch z'Schugg gsi so. B'suecher, vor dene sich d'Chind nid schiniere, chäü g'seh, wi die der Lehrgotte a den Auge hange, u wi das e Fräüd isch, wenn's wider zu n ere träffende Antwort oder zu 'mene gueten Uufsätzli g'längt het.



Lehrer Probst in Ins
(Aus dem für „Aarwangen" zurückgestellten Schulkapitel)

Gäng am Uebersunndig het der Pfarer vo Erlach Bredig i der Anstalt. Wo die no z'Brüttele g'si isch, isch der Pfarer Hofer vo Siisele go der Gottesdienst b'sorge, wil der Pfarer z'Eiß mit Witzwil u di andere Pfarer i der Nööchi mit anderne Näbepflichte z'düe gnue häi. Aber o uf Schugg isch der Pfarer Hofer no volli sächs Johr gäng di guete zwo Stund über e Schalteräin (bei Ins) uus g'loffe, für das schööne, dankbaren Amt z'versehe. Sit Anno Sächsi het's der Ortspfarer Lüthard z'Erlach g'macht, u sit dem Nüüni si Nachfolger: der Arnold Knellwolf. Dää het im drißigste Johresb'richt (für 1915) ó 'ne chuurzi, aber en intresanti Uuskunft 'gää über dä Aantäil, wo so 'ne warmhäärzige Pfarer als „ein Gehilfe zur Freude" grad rächt am gäistige Läbe von ere föttige Anstalt het. B'sunders gsó 'ne Bredig isch allimool es Fest scho für e Brediger sälber. Do g'seht sich dää so rächt a sim Platz wi niene süst. Bsunders jetz i däm prächtige Saal mit dene herrlichen Ornamänt a der Diili, wo i däm verlotteret aa'drätene alte Stäigerhuus (S. 609) nöü restauriert worden ist. Do überluegt der Brediger vu'm Chänzeli uus e ganzi g'sammleti Schaar vo öppa hundertzwänz'g Chind u Manne u Frauen u Jumpfere, wo n ihm so z'sägen am Muul hange, u wo

bi'm uuse goo ihm chöme cho d'Hand recke; di äinte still, di andere mit halblutem Dank. U daß daas 'nen äärnst isch, biwiise si mit dem G'sang, wo zum Harmonium erster Güeti dür e Saal ruschet (šš) wi in ere große Chilche a.'mene Festtag. A den anderne Sunndige het der Vorsteher en Andacht.

D's G'sang u d's Harmoniumspiil häi no anderi Glägehäite, sich lo z'g'chöre: am Exame, wo di Sachverständige vo der ermüedende, aber unermüedlich treuen Arbäit a de Chind sich chönnen überzüüge; am Wienachtbaum, wo gäng e schööni Zahl vo Gabe biwiis't, daß vor anderne g'mäinnützige Wäärch, wo meh Wäse's von 'ne mache, Schugg dóch nid vergässen isch; aber oa de Biäärdigunge, wo d's Johr düür gäng öppa sächs bis vierzäche Mool müeße stattfinde.

D'Anstalt het ihres äigene Chilchhöfli. Es lit, guet 'pflegt u sorgfältig i der Dornig g'haa, wunderschöön am Äntscherzwääg uf prächtig uussichtsriicher Höchi. Dört isch dene, wo 'ne im Läben gisó vil Sunne isch verbönnt[8] g'sii, doch no im Tod so z'säge di volli Sunne g'gönnt.

Di Wahl vo däm Platz het sich friili nid emool so von ihm sälber verstande, wi ma chönnt mäine. Mi het di Dootne z'erscht i der Daalsohle nide mit däm lättige Häärt welle vergrabe, wil es dört am billigste wär z'mache g'sii. Du het du n e guete Witz vu'm Papa Schüürer der Sach der richtig Trääf 'gää. Dää het ganz trochche g'macht: Soo! nodäm di arme Lütli in ihrem Läbe nie nüüt G'fräuts g'ha häi, säü si ietz nach ihrem Tod noch go ersuffe!

* * *

Z'mitts under sine Pfleglinge lit der erst Husvatter vo der Anstalt: Rudolf Hegi vo Roggwil (28. Juni 1836—1906, Oktober 23.). Als e früechere reformierte Lehrer im Friiberspiet u du währet zwäüezwänz'g Johr als Armenerzieher im Schachehof z'Wange het dää guldluter u pflichtträü Ma e Summ vo Erfahrige mit ihm uf Brüttele u Schugg 'brgacht, wo n en Anstalt vo dér Art u déne gassige (knappe) Mittel zäächemool guet het chönne bruuche. U no als chrächelige Sibez'ger isch er gäng wider em Bett ertrunne un uf sim Poste gstande, bis er z'letzt sim fatale Halsübel sich fast plötzlich het müeßen ergää.

Zum Glück für d'Anstalt, wo so stramm i dene iig'uebte schmale Wäge mueß furtmarschiere, wo so scharpf druf luege mueß, daß Johr uus Johr ii bäidi Droom vu'm Fade z'säme recki u sich grüüseli

[8] Vgl. Gb. 127.

hüete mueß, mit der große Chellen aaz'richte, het d'Läitung chönne i der Familie bliibe. Das überuus schaffig u wäärchig u huuslig Mueterli isch gäng no doo, u daß der Suhn mit dem Name un em Gäist vu'm Vatter vo däm si'm G'hülf zu si'm Nachfolger ufrücki, het sich ganz von ihm sälber g'gää. Un ó schiinbar ganz von ihm sälber isch di Lehrgotte vo z'sälbisch: Klara Ida Ellenberger, di neui Husmueter worte. Als deren ihren Ersatz häi mer biräits d'Elise Hubmann us em Thurgau, die jezigi Frau Lüthi, u d'Fräulein Bigler mit ihrer usserordentliche Hiigaab g'lehrt ehre.

Aber wi chönnti mier en enzigi Ziilete vo Schugg schriibe u d'Tante Rosa dusse loo? Di langjährigi Läiteri vo der Chinderabtäilig: Rosa Lirenmann? Mi mues g'seh, wi die mit Liebi un Umsicht u G'schick u Festigkäit die Chind ussert der Schuel lehrt wäärchche. D'Buebe wi d'Mäitli lismen im Winter Strümpf u machen anderi Handarbäite, un im Summer hälffe si dusse. D'Frau Forster, dem Vorsteher si Schwester, isch ó so 'ne treui Seel, wo scho mängs Johr der Anstalt ihri Chrest dargibt.

Wenn's numan o z'mache wäär, daß d'Wärter u d'Wärteri minder starch wächsleti, u das mą di guete chönnt zuechebinde! Aber mi bigrifft's joo: di Pfleg vo Epileptische isch nid e Sach wi i mene Chrankehuus, wo mą d'Fräüd cha haa, schier all Daag e Besserig z'g'seh u sälber dra z'hälffe u darbii vil z'lehre, u gäng wider ander Lüt under d'Händ z'berchoo. Das isch i Schugg gar äitönig u bruucht e Hiigaab ohni gliiche.

Die het zum Glück vo der Anstalt ihre Dokter, wo vu'm Aafang aa bis hüt u hoffetlech no mängs mängs Johr denen Eermste vo allne „Stiefkindern des Schicksals" si Liebi, si scharpfe Blick, sini Erfahrige u sini iidringende Studie widmet: der Arzt Dr. Eduard Blank z'Erlach.

Die Unheilbaren im Mett-Schlößli.

I.

Der Menschheit Leben ist ein stetes Schlachtfeld. Nur wechseln seine Szenen. Jetzt messen Hunderttausende in breiter Front und tiefer Staffelung die Tapferkeit der Person und die Tüchtigkeit ihrer Waffe, bis eine Weile der letztern Getöse verstummt vor dem Seufzer Sterbender, dem Wehlaut der zu Krüppeln Zerschossenen, dem Fluch über die Urheber des Krieges.

Des Massenkrieges. Seine Schrecken und seine Greuel sind der millionenfach gehäufte Mord der Blüte eines Volkes, eines Erdteiles,

der wägsten Söhne eines Menschenalters im Molochsdienst eines zynisch brutalen Übermenschentums.

Dieser Dienst legt Munition auf die eine Schale der Schicksalswage, auf die andere — „Menschenmaterial". Das ist's, was in erstaunlicher Raschheit den Blick abstumpft für eine Szenerie, die doch zu neunundneunzig Hundertsteln des Zeitverlaufes die Menschheitsbühne beschlägt — eine allerdings läntwiilig wechselarme und stille Bühne: es Hüffli Eländ i däm Eggeli hie, es Hüffli Eländ i däm Eggeli dört; Sieche, Gelähmte, Verkrüppelte, Taube, Blinde, Lahme, Verwirrte, Fallsüchtige.

Und doch sind auch das Kämpfer; und sie waren es, wenn nicht an ihrer statt Voreltern. Da wurde uf g'winne oder verlüüre gekämpft für chönne z'äxistiere, für vorwärts z'chöö oder doch ämmel füür z'chöö. Allein, si häi der Chüürzer zoge, und nun bleibt ihnen bloß die eine, passive Seite des Kampfes: liide u si[ch] liide; ein der Menschennatur z'widers und schon damit weit größeres Heldentum. Denn was ist sein Lohn? Der Tod als Erlöser. Was ist seine Genugtuung? Der Rückblick auf Vergangenes. Der kann sich richten auf ein schlimmes Erbe (der Vater oder d'Mueter het g'soffe), und der Sohn, die Tochter löst mit großem Ertragen den Fluch, welchen die Schuld der Eltern so leichtfertig auf die Kinder wälzt. „Im großen und ganzen," schreibt der Arzt Dr. Mützenberg in Spiez, „liegt bei unserm Volk das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der kommenden Generation noch ganz darnieder. Wenige Eltern fragen sich, ob ihre Gesundheit und ihre Lebensweise dazu angetan seien, eine lebenskräftige, gesunde Nachkommenschaft heranzuziehen."[1] Es wird eine Aufgabe der Zukunftskirche sein, diesen Satz des vierten Gebotes mit Eisenhämmern den Gewissen einzupfählen.

Ein anderer aber, an hoffnungsloser Tuberkulose sich Dahinschleppender, hat gemäß dem Satze „mi läbt nummen äinisch" seine Gesundheit als einziges Wiegengeschenk in städtisch liederlicher Gesellschaft verplitzget und verlaboriert. Mitlebende „Freunde" übernahmen hier die traurige Rolle schuldbeladener Vorfahrer, bis sie als Ratten das sinkende Schiff verließen. Am Siechen aber tritt nun das Wort vom glimmenden Docht[2] in seine Rechte.

Und nun aber dieses G'chüppeli wackerer Streiter, die ihr böös haa als scheinbar einzigen Lohn für brav z'wäärchche einheimsen! Diese an Chamisso gemahnende „alte Waschfrau", die nur mehr mit g'chrümmte Händ u g'staabeletige Fingere an den unbeweglich

[1] Jahresbericht 1813, 51. [2] Jes. 42, 3.

gebogenen Armen stehen, liegen und sitzen kann. Die isch albg n am Morgen um drei uuf un e Stund wit gg wösche für n es Fränkli u z'Aabe am nüüni häim choo. U déré d's eltist vo füüf Chind? Dä Háns-Ueli isch als Underwisiger a Hirnetzüntung g'stoorbbe. Der zweit isch ihm 27jährig nooche choo. Är isch dur di grundbódeböse Füfz'gerjahr duureg'süürggelet worte un het als arms Puure-wäberli i de chalte Wäbchällere ohni Ladebode Summer u Winter uusg'halte u g'wueſtet (gehuſtet) u g'wueſtet,[3] bis uf sächswüchigem Chrankebett, wo d's letzt Räppeli Verdienſt het ewägg g'noo, d'Lungi isch uusg'wueſtet g'sii. Äi Spitzebäärgschääffer het füfz'g Johr bi jedem Wätter si Dienſt 'too, für als Altersverſorgung — d'G'süchti darvo z'trage, wi als äinzigi P'hänſion (Bänzion) e Söldner us Batavia.



Lehrer und Gemeindſchreiber Schwab in Siſeln

II.

Wie gut, taten ſich nun ſolchen Muſtern allzeit geduldiger, dankbarer und freundlicher Kreuzträger, deren z'ſämmeg'ſparti Batze druff g'gange g'sisii, die Tore eines Aſyls auf, in welchem ſie unter liebevoller Pflege nun doch dem Erlöſer Tod entgegenſchauen konnten oder können!

Dies Aſyl für Unheilbare iſt das ehemalige Finkbeiner-Schlößli zu Mett bei Biel, die am 17. April 1898 ins Leben getretene Zweiganſtalt der Vereinigten Krankenaſyle der berniſchen Landeskirche. Die Mutteranſtalt war am 4. April 1886 in einem beſcheidenen Miethaus zu Rychigen bei Worb gegründet worden durch einen Freund und Geſinnungsgenoſſen von Georg Langhans: Dr. Emil Blöſch, und Gottlieb Friedrich Ochſenbein († 1893), Pfarrer in Schloßwil. Ein Jahresbericht des Gemeindeſpitals Biel, deſſen Seele damals (1882) der menſchenfreundliche und geſchickte Arzt Dr. Neuhaus war, hatte den Seelſorger des verkehrsarmen Konolfinger Amtsſitzes auf die Not der Großzahl ſchwer chroniſch Erkrankter hingelenkt und ihn mit Beredſamkeit bewaffnet

[3] Ahd. der hwuosto: Kluge 217.

gegen all die Fürwort (Ausflüchte), welche die Unentbehrlichkeit von Asylen für Unheilbare vernüütiget häi. Bereits 1888 half er ſis Anſtältli auf das vom Ausschuß für kirchliche Liebestätigkeit erworbene ehemalige Patriziergut Beitiwil zu Rubigen bei Münsingen zügle und ſah die Zahl der Pfleglinge vo mene Halbdotze bis auf meh weder Sibez'g ſteigen. Schaad iſch's, erlebte der auf ſeinen Wunſch mitten unter ſeinen Anvertrauten im äigete Tootehööfli — das ſchlichte Tootechämmerli iſt nun mit Rudolf Müngers „armem Lazarus“ [1] geſchmückt — Begrabene nicht auch den erweiternden Neubau des Kriegsjahres 1914! Das nämliche Unheilsjahr der Welt ſah, als Heilsjahr des Emmentals, die ſechſte Anſtalt zu Langnau erſtehen. Damit äinſtwile ſchloß ſich der Töchterkreis, welcher mittlerweile durch die Errichtung der Asyle St. Niklaus bei Koppigen (zuerſt in Hellsau), Mett, Spiez und Neuetſtadt (Mon Repos, deſſen Grundſtein am 21. Auguſt 1905 gelegt wurde) gebildet worden war.

Wie innig mittlerweile dem Bernervolk dieſe ſechs Anſtalten ans Herz gewachſen ſind, zeigt ganz beſonders die Durchhilfe, mit welcher ihnen die ſonſt ſchon ſchwer belaſteten Einwohner- und Burger-G'mäine und viele Privaten in der unerchannte Tüüri der Kriegsjahre die Darreichung einer ungeſchmälert richtigen Koſt und des unvermindert guten G'liger an die Pfleglinge ermöglichen. Das iſt b'ſunders z'anerchenne bei den zumeiſt ungewöhnlich kleinen Seeländer Gemeinden, die erſt nach der Entſumpfung nąą di nąą zu ihrem relativen Wohlſtand uufeg'chräblet ſii. Als der ſtete Zuwachs der Aufnahmsgeſuche dringend eine Erweiterung der Metter-Anſtalt erheiſchte, häi d'Seeländer früſch i d'Händ g'ſpeut und an die 240,000 Franken Baukoſten bi nąąchems 69,000 Franken z'ſämmeb'brąącht, neben welchen das Frauenkomitee der Anſtalt noch 24,000 Franken für die Möblierig ſammelte. Die Stadt Biel verzichtete auf den Neubau einer Parallelanſtalt und gab den dafür beſtimmten Fonds billig a'n Zins. Auch die Regierung ſpendete 50,000 Franken.

So konnte am 12. Oktober 1911 das renovierte alte Schlößli und als Neubau d's neu Schlößli [2] in einfacher Feierlichkeit eingeweiht werden.

Das ganze einfache und gediegene, gefällige und praktiſche, heimatſchutzgemäße Werk ſtellt eine ſo ausgiebige, weſtwärts gerichtete Verlängerung des alten Schlößli dar, daß damit die Zahl der Kranken-

[1] Geſchildert im Jahresbericht 1913, 11; das Titelbild iſt eine farbige Wiedergabe. [2] Jahresbericht 1911, zu S. 45: Südanſicht; ebd. 42: Front; 57: Hofanſicht; 68: Korridor; 62: Neubau mit Wäldchen. Ebd. 86: Mon Repos (Süd).

zimmer von 5 auf 22, die der Bett von 38 auf 99 erhöht werden konnte. Der ebenso groß wie prächtig angelegte Bau von Mon Repos birgt 80 Betten in kleinen, aber ebenfalls häitere und hohen Zimmern. In Mett bilden Treppen (Stäge) und durchgehende Gäng den hübschen Verbindungsbau zwischen beiden Schlößli. Das neue bietet ein gut gegliedertes Seitenstück zum gleichförmig gestreckten alten. Der Chäller birgt die Zentralheizung und Arbäitsblätz für Chrankni, wo öppis chönne schaffe. Im Parterre ligt d'Chuchi. Die Verlegung von Weschchuchi, Glettiruum, Tröchniruum, Gärtnerzimmer u. a. gegen Norden ermöglichte die Richtung fast aller Krankenzimmer gegen Süd und West. Der nämlichen Rücksicht diente die Anbringung des stimmungsvoll einfachen Predigsaal, der den düstern Gang des alten Hauses ersetzt, im obere Stock. Wie zu einer Familie sammelt der Äßsaal die, wo cheu lauffe; heimelige Tagesräume laden zum plaudere, ein eigener solcher d's Mannevolch, wo wäiß, was Oornig isch, zum tübäckle. (A'n Bode speue u chödere u. dgl. ist selbstverständlich streng verpönt.) Der Personenaufzug, welcher Wäsche zum Trocknen auf den großen Estrich des Hauptgebäudes befördert, der Handuufzuug für ebensolche Wesch über der Waschküche, sowie zwei eläkderisch Uufzüüg für Speisen und für Personen, denen solches Zisepahn- u Luftschiff-fahre gäng es arpaartigs Freudeli macht, gehören zur unentbehrlichen Ausstattung der Anstalt.

Bredige und Andachten, Konfirmationen und Liichegebät besorgte zu Mon Repos bis zu seinem Hingang (1911) Pfarrer James Groß,[3] die Seele der dortigen Anstalt. Die Predigten übernehmen zu Mett im Chehr die Pfarrer der Umgebung je am erste Monatsunndig. Die Leichengebete halten abwechselnd die Bieler Pfarrer. Unter ihnen besorgt Pfarrer Hürzeler die regelmäßigen Andachten. Zwei Mol i der Wuche macht der Husarzt — der ausgezeichnete Metter Arzt Dr. Äschbacher — si Tuur, um außerdem für jeden Notfall gleich zur Hand z'sii.

Die Nähe der Bahnstation Mett-Bözingen, die Schmalspurbahn Biel-Mett-Meinisberg und die Tramlinien Biel-Mett und Biel-Bözingen ermöglichen den Ersatz einer Vorsteherfamilie durch fleißige Besuche der Anstaltsdirektion, zumal ihres Präsidenten. Dafür leitet eine Oberschwester die Besorgung der hundert und mehr Patienten. Unter ihr stehen zunächst sechs Schwestere; im alten Schlößli kamen deren 4 auf 38 Patienten. Eine größere Schwesternzahl ersparte man sich

[3] Sein Bild im Jahresbericht 1911, zu S. 84.

äußerst zweckmäßig durch Vermehrung der Dienstmäitli, welche den Schwestern so ermüdende Arbeiten wie bloche u fäge abnehmen und sie zum ausschließlichen Krankendienst um so fähiger und williger machen. So gehört nun zu jeder Schwester ein Dienstmädchen. Zu diesen kommen d'Chöchi und eine eigene Nachtwächtere, welche süüferli der Ehehr macht, um in tausend Nöten der Nacht Unbehilflichen z'wäg z'hälffe. Einem Chrankewärter während der Bauzeit dagegen hätt ma no gärn der Holzböde nqqg'schlungge. E Gärtner dient als Chumm=mer=z'Hülf in tausend Fällen.

Nicht immer Hilfen bedeuten die Wisite Angehöriger, welche darum auch auf Sunntig, Ziistig u Donnstig vo den äis bis am vieri beschränkt worden sind.

Der trotz aller Entlastung von gewöhnlichen Mägdediensten immer noch schwere und aufreibende Schwesterndienst vergliicht sich scho déßtwäge nid mit gewöhnlichem Spitaldienst, weil bei Unheilbaren jeglicher genugtuende Erfolg einer klaglos tapfern Hingebung und der bisweilen doch churzwilig Patientenwechsel fehlt. Wohl wird die Bezeichnung „unheilbar" zu einer bloß relativen gestempelt durch einige äußerst seltene Fälle von Heilung. Ein tuberkulöser Jüngling konnte nach dreijähriger Behandlung im Mon Repos d's üürle lehre und zehn Jahre — bis zu einem tödlichen Unfall — ein Uhrengeschäft betreiben. D'Chrücke (Chrucke) het er Iqhri lang nüüt meh b'bruucht. Ein in Mon Repos fiifjährig eingelieferter Kranker wurde ein kräftiger Schmied. Zwei ebendort behandelte Kranke, wo käis Gliid häi chönne verrüehre, wurden ebenfalls geheilt (1907). Andere Patienten verließen die Anstalt bedeutend gebessert (es het 'ne 'besseret). Wo dies physisch unmöglich ist, kann es seelisch wahr werden. So bei jenem im Wald verunglückten Neuenstadter, wo bloß uf em Rügge ligge chaa. Der verdient einen Teil seines Unterhaltes mit lisme, und sein Kanaari flötet und rollt Melodien zum Klirren der Stricknadeln.

Ein gänzlich gelähmter kleiner Neuenstadter trainierte seine noch kümmerlich beweglichen Fingerglieder so erfolgreich, daß er selbstersonnene kleine Kunstwerke fertigt. Ein schwachsinnig und total verkrüppelt eingetretener Metterknabe tuet der Chnopf uuf, daß 's e Fräüd isch, und zwei zum Besuch der Böziger Schule Befähigte füehre ihre lahme Gefährtin uf em Wägeli oder Schlitte mit. So sind die vier Kinder d'Sunnen im Huus.

Ihren Gegenpol bilden die „Kerntruppen" oder der „Stock" Ausdauernder, die es auf Nüünzgi oder drüüber bringen. So jener 94jährig verstorbene Spitzebärgschääffer (S. 617), dessen unverwüst-

liche Vollsinnigkeit ihn zu einem Hunderter zu machen versprach. Mehr solche Methusalem würden allerdings gleich den in eine Irrenhaus-Tobzelle oder eine Tuberkulosenanstalt Gehörenden für angezeigtere Aufnahmen der Platz verschoppe. Auch diese setzen ja, dank dem sorgenfreien und guten Unterhalt, eine meist recht lange Pflegedauer voraus, welche mit der Beerdigung auf den zumeist eigenen Friedhöfen endigt. Diese kostet für Schlößlianer 35 Franken.

Heldenhaft geduldige Kreuzträger sind freilich nicht alle Pfleglinge. Es gi^{b}t ęre, wo für 'ne Franke zwänzg all Tag Brootis wetti un im Sälong schlooffe. Es gibt intrigante Wiibsbilder, und gi^{b}t Mannevölcher, wo der Tüüfel si sticht, anderi z'eergere. Einer, däm mą het müeße der Schnąuz abrassiere, het baal^{b} g'cholderet u baal^{b} 'täübbelet u baal^{b} wi n e Wüetige drig'schlage, daß mą 'nę es Chehrli het müeße i äini vo dene zwo Tobzälle due. Anderi, wo gäng u ggä^{ng} häi g'ha z'chiirme u z'chlööne, het d'G'mäin gą Worbe (in die seeländische Armenverpflegungsanstalt) oder i'^{n} Dettebüel (bei Wiedlisbach) too. Aber wohl, die si gärn ųmme choo! U bi anderne ewige Chäärine het's dų ó g'guetet.



Lehrerin Frau Blum in Münchenbuchsee

Welch ein Gegensatz die allzeit Täätige^{n}, die dem Bestreben so eifrig entgegenkommen, keine Fųųlkit und keinen Schlippschlapp in der Anstalt aufkommen zu lassen! Wie anmutig diese Art unbehilflicher Leutchen, enand z'wägz'hälffe! Und wie rührend diese Opferbereitwilligkeit einzelner, aus ihrem magern Sackgält ämmel oo^{ch} e Stüür z'gää an die Baukosten der Anstalt oder a'n Wiehnąchtsbąum!

Solchen Sonnenblicken aus dem Leben der Pfleglinge antwortet die Direktion hie u doo mit einer Leistung aus der Reisekasse: einer

Wagenfahrt mit obligatem z'Vieri; einer leicht faßlichen kleinen Theateraufführung; einem Konzert, welches jetzt eine Bataljonsmusig gi^{b}t, jetzt ein Gesangverein, jetzt wohl gar eine gefeierte Solosängerin, deren lerchenhaftes Sichemporschwingen zur „Harmonie der Sphären" gerade recht dem Kreuzträger zuruft: Vergiß, o Menschenkind, nicht, daß du Flügel hast!

Die pflegebedürftigen Kranken zu Haus.

Der bernische Ausschuß für kirchliche Liebestätigkeit veranstaltet, in Verbindung mit Bezirksspitälern und Krankenanstalten, anderthalbjährige Kurse zur Heranbildung von Krankenpflegerinnen für Spital-, für Gemeinde- und für Privatpflege. Er trägt damit dem Umstande Rechnung, daß mą nid alli Chrankne cha i Anstalte due.

Dieses Mueterli het si^{ch} übertąą (=tó): überschäffet. Der Maa isch g'stoorbbe; oder er läbt noo, aber er isch e Glünggi oder e Lump. Die Frau het si^{ch} gwehrt und het's dụụreg'haue bis ụf d's letzte Fääserli vo ihrer Chraft. Nun heißt es: I cha nimme^{b}r! Oder sie gibt dem sechsten Kind das Leben. Vierzääche Tag absolute Bettruhe, richtige Ernährung, freundliche Pflege, und sie chụnnt wịder uf d'Bäi, wird starch wi n es Roß, wo alli Stricke möcht verrịsse.

Aber wer sorgt derweilen für die fụụf hungerige Müüli? Wer macht d'Hushaltig? Wer rüstet die Kleinen zur Schule? Wer wäscht sị u strählt sị u zụpfet 'ne. Und wer besorgt den neuen Erdenbürger?

In diesem Dachkämmerlein guckt an kaltem Weinmonatmorgen aus verrumpfetem (zerknülltem) Kissen e verstrụblete Bart. Die eben geöffneten Augen zeigen hochrote Innenlider; sie triefen über die wulstigen Seck, und wo die Tränendrüsen münden sollten, sind sie durch pflaartschige Zịger verschoppet. Noch ist das Nachttischli besetzt mit etwas Proviant. „Jää, häit er de^{mm} no nüüt z'Morge g'haa?" „„He wohl, aber das doo isch für z'Mittag."" „Isch de^{mm} daas gäng g^{l}só?" „„Absọlut niịd, nụmme no di Wuche."" „Warum?" „„He, wüsset der, di Lüt, wo n i bịi 'nne verdinget bịi, möge nid g'choo mit der Arbäit."" „Was häi sị de^{mm} so Schröckeligs z'düe?" „„He, ämmel aafą müeße sị jetz i däm G'flotsch i de Räben ụmme stampfe für di par Beeri go z'näh, wo's neume gi^{b}t. De^{mm} müeße de^{mm}, we^{mm}'s vordliger Wätter gi^{b}t, d'Härdöpfel ụụs, u g'ääit isch ŏ no nüüt."" „Jä, chönne sị de^{mm} nid öpper aastelle, für z'hälffe?" „„Jaa wohl, aastelle! Du mịn

Gott! Woo d'Lüt näh? Die häi sälber alli Händ voll z'düe."" „Un öpper vo witer här? I ha g'mäint, es gääb so vil Arbeitslosi, u z'Täuffele u z'Eiß häi si jo uf der Verpflegungsstation bi'm Landjeger o grad en Arbäitsnachwiis." „„Joo, pfiffe! Z'ässe nähme si schoo, u z'trinke no lieber. Aber wenn si merke, daß es e chläi äärstig a d's wäärchche gäit, so chehre si der Stiil um un empfähle sich."" „Frooge si dem dem Lohn nüt darnoo?" „„Friili, wenn's acht Franke gääb im Tag un im Vormittag e Liter un im Nomittag äine, dem schoo. Aber meh weder d's Halbe vermöge miner Lüt niid; si müeßen ó luege, wo d's Brot här chunnt."" „Wi sit er suscht mit 'ne z'friide?" „„Ho, es gäit. I liide mi e chläi, si liide sich oo."" „Aber wenn der z'grächtem söttit chrank wärte, mi guete n alte Maa, wi gieng's ech dee? Wär luegti dem zue n ech?" „„Hee, do müeßt man äbe dem erwarted siii ....."

Daß eine Krankenpflegerin auch hier in die Lücke trete: das wäre der richtige Nachsatz. Eine Krankenpflegerin mit ganz besonderer geistiger Ausstattung. Di wißi Huube als offen getragener Ausweis wohl bestandenen Examens wäre bloß ein Teil davon. Es bruuchti darzue eine gute Portion echt weiblichen Zartgefühls und feinen Taktes, starker Diskretion und jener Entsagungsgabe, die bei recht vielen Merkmalen eines „nicht auf der Höhe stehenden" ländlichen Haushalts scheinbar nid näben umme luegti; anscheinend nüüt anders wüßt; am allerwenigsten bei gewissen Anlässen d's Näsli rümpfti und d's Müüli verzuug. Kein scharfes und spitzes: „Wo häit er daas? und wo isch äis? Das mueß zueche, u jetz mueß däis aag'schaffet siii!" Unter den Händen einer richtigen Krankenpflegerin — wohl auch Vorgängere — gewinnt ganz leis und unmerklich, erst nach Wochen sichtbar, alles, was do isch und zur Hand liggt, höhern Wert, neue Bedeutung, größere Gebrauchsfähigkeit. Der gliich Bäse wüscht süberer und die gliichi Säiffi wäscht süberer; die Fänster der Stube und die Fenster der Seele: die Augen schauen heller aus; der Läärme minderet und die Ausgiebigkeit jeglicher Hantierung mehret.

Solch wohltätige Hauskrankenpflege besteht seit vielen Jahren in Schüpfen unter der Ägide von Pfarrer Feitknecht aus Twann. Der dortige Hilfsverein für vermögenslose Kranke zählt gegen 140 Mitglieder und erhält aus seinen Mitteln eine hochgeschätzte Krankenschwester.

Ein Krankenpflegeverein Erlach und Umgebung besteht, dank den Bemühungen von Pfarrer Knellwolf, seit Januar 1914. Mit seiner sehr tüchtigen und tätigen Krankenschwester leistet er unentgeltliche Kranken-

pflege für Vermögenslose der Einwohnergemeinde Erlach und für solche (bereits mehr als zweihundert) Mitglieder, welche jährlich uf d's wenigste drei Fränkli entrichten. Andere Personen können gegen eine tarifierte Vergütung sich vom Dokter oder vom Veräinsbresidänt ebenfalls die Dienste der Krankenpflegerin erbitten.

Von großer Wichtigkeit ist, daß unter solcher Verwaltung auch Krankenmobilien und Krankentransportmittel richtige Anwendung und Besorgung finden. Was anderwärts an solchen Geräten laienmäßig aag'schaffet wird, erfährt planlose Verwendung, geht verloren oder wird verdorben. Ausgeliehenes gäit kapůt oder es chụnnt nie z'rugg!

Wo noch keine örtlichen Krankenhilfsvereine bestehen, findet sich doch bei plötzlichen Unfällen Rat und erste Hilfe bei den Samaritern. Seit der dem deutschen Kaiserhause nahestehende Chirurgieprofessor Joh. Friedr. Aug. v. Esmarch (geb. 1823) — in Nachahmung der St. James Ambulance Association — 1881 in Kiel den deutschen Samariterverein gründete, 1895 in mehr als 400 deutschen Orten Samariterschulkurse errichtete, den bereits 1892 in 23 Sprachen übersetzten Leitfaden für Samariterschulen schrieb und den Beistand der Ärzte durch die Verpflichtung der Samariter erwirkte, bloß bis zur Ankunft des rasch herbeigerufenen Arztes zu fungieren, hat sich der barmherzige Samariter des Gleichnisses auch im Seeland verhundertfacht. Da gibt es unter anderm die Samaritervereine Nidau, Madretsch, am See. Der letztere umfaßt die Gemeinden Ligerz, Twann und Tüscherz und hielt auch im Nachwinter 1916 unter der Oberleitung von Dr. Schläfli in Neuenstadt und der Mitwirkung von Oberlehrer Schläfli in Ligerz einen erfolgreichen Kurs im Twanner Rebstock ab. Das mit einer gehaltreichen Abendvorstellung schließende Samariterexamen, an welchem die vielfach auf verblüffender Vereinfachung beruhenden, erstaunlichen Fortschritte der neusten Kriegschirurgie mit zur Veranschaulichung gelangten, hatte die Diplomierung von neuen Samariterinnen und neuen Samaritern zur Folge. Es besteht auch seit Jahren ein Samariterverein Vinelz und Umgebung, geleitet vom Arzt in Erlach.

Der Austeiler der Diplome (Lehrer Schmid) war der Leiter der obligatorischen Samariterkurse für die bernischen Seminaristen.

An einem Vortrag in der Kirche zu Vinelz von Emma Probst über das Samariterwesen kam auch die Gründungsgeschichte des Roote Chrüz zur Sprache. In diesem Zeichen siegt mitten im Millionenmord der alt- und neuweltlichen Kulturblütenträger die wirkliche Humanität über die Verrücktheit der Kriegspsychose.

Die schwache Kinderwelt im Weißen Haus.

Die Anstalten für Fallsüchtige und andere Unheilbare bergen bloß in der Minderzahl auch Kinder. Brücken zwischen Kinderschule und Lebensschule schlagen Kirche und Lehrerschaft, Gemeinden und Staat eine um die andere in Gestalt der Stellenvermittlung, der Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen, der staatsbürgerlichen Erziehung, der weihevollen Aufnahme in den Verband der Erwachsenen. Und unter Heranziehung der normal aufwachsenden Schuljugend selbst arbeiten die nämlichen Faktoren an der Kräftigung der leiblich und seelisch Zurückgebliebenen aus dem Geschlechte von morgen. Es geschieht dies unter nüchterner Erwägung des praktisch Durchführbaren. Besser am Ort als z. B. eine Anstalt für blödsinnige Kinder, die für alle daran Beteiligten etwas unendlich Trostloses haben müßte, findet man ein Asyl für Greise, die a d'Chinderstatt choo ſii. Scho öppis anders ist eine Anstalt für einigermaßen bildungsfähige schwachsinnige Kinder, wie Pfarrer Gottfried Straßer sie im „Sunneschyn" auf dem Ortbühl zu Steffisburg gründete.[1] Außerordentlich nötig ist ein im Jahr 1916 ernstlich angeregtes Asyl für Trinkerkinder (Petites Familles) von der Art des 1910 in Erlach von Marguerite Guex gegründeten und von Luise Simmen geleiteten. Es handelt sich um eine Ergänzung der von Pfarrer Harald Marthaler in Bern, früher in Biel, gegründeten Trinkerheilanstalt auf der „Nüchtern" zu Kirchlindach (S. 490).



Lehrerin Fräulein Meuter in und von Vinelz

Schwächliche Kinder ihri Ferie in eigenen Heimen statt im äigete Häim verbringen zu lassen, ist z'erſch dem Zürcher Pfarrer Bion, der dafür den Doktortitel erhielt, z'Sinn choo. In Biel war es wieder Pfarrer Marthaler, auf dessen Anregung hin je und je eine Anzahl Kinder dieser Fabrikstadt das erste der nunmehrigen vier Ferienheime

[1] „Säemann" 1912, Nr. 8, mit Bild auf S. 59.

auf der herrlichen Jurahöhe zu Prägelz bewohnen durften. Seither herbergt auch das obere Schärnelz zu Ligerz ein solches Asyl für Nidauer Kinder.

Eine Hauptschöpfung dieser Art ist aber das neue „Wißhuus", bekannter unter dem Namen Maison blanche zu Leubringen (Evilard) über Biel. Seit dem 1. Juli 1914 bietet dieser auf herrlichem Aussichtspunkte gelegene, durch prächtigen Tannenwald vor Westwinden geschützte und mit sauerstoffreicher Luft beschenkte, bei allem Verzicht auf Luxus stattliche und allen Anforderungen moderner Gesundheitspflege angepaßte Bau[2] den denkbar besten Kurort für herstellbare, schwächliche Kinder. Gegen das Minimum von anderthalbs Fränkli im Tag, auf welches d'Anstalt no 'ne ganzi Franke druftuet, werden Bernerkinder, welche nicht an offener Tuberkulose leiden und damit nach Heiligenschwendi ob Thun gehören, vom 4. bis zum 16. Altersjahr uufg'noo. Sie müssen aber dort uf d's mindste zwe Monat bliibe, was allerdings nach dem Befund der Anstaltsärztin, Dr. Anna Ris-Walther in Leubringen, z'weni ist. Kindern, welche bereits nach so kurzer Zeit in alte, ung'sundi Pfleg z'rugg müeße, chan es unmügli z'g'rächtem bessere; dies um so weniger, da Skrofulose in Verbindung mit hochgradiger Blutarmut die Hauptkrankheit der jungen Patienten darstellt. Eine wirksame Verhütung ihres vollen und das ganze Leben der Pfleglinge bedrohenden Ausbruchs hängt vom unermüdeten Opfersinn eines Publikums ab, das auch in dieser Beziehung z'erst aafa vor der äigete Tüür wüscht, bevor es in kindischer Sensationslust seine Almosen hinwirft, ohni z'wisse, wo si hi chämme. Wie gut die wohl abgemessenen Gaben in der Maison blanche angewendet werden, zeigen die schon jetzt errungenen Heilerfolge, verbunden mit der wohltätigen Umstimmung des gesamten seelischen Wesens. Alli Chind schwääre, 'berchämme rundi u rooti Backe. Si möge drum brav ässe, nachdem sie die mitgebrachten Verdauungsschwächen rasch und glücklich überstanden haben. Auf die bei Tisch gestellte Frage: wär wott noo? häi di mäiste d'Hand uuf: iig! iig! ii oo! ii oo no e chläi! Vielesserei, diese fürchterliche Mitgabe in das Leben des Existenzkämpfers wie des im Müßiggang die Wassersucht sich anessenden und antrinkenden Fräßbuuch wird selbstverständlich nid pflanzet. Für verständiges z'wägfuetere dagegen sorgen einerseits die kleinen z'Immbiß (Zwischenmahlzeiten) als Ergänzung der äußerst sorgfältig geführten Küche, anderseits alle die sanitarischen Maßregeln, welche die Beanspruchung der Apideek auf ein Mindest-

[2] Abbildungen im Jahresbericht 1913/14 zu S. 1. 4. 6. 8. 12. 16.

maß reduzieren. Eine große Rolle spielt der richtige Schloof, um welchen leider die Hast und Unruh des Erwerbslebens und der Lärm der Stadt so viele Kinder betrügt. Do obe chënne si doch o äinisch z'grächtem uusschlooffe! Am achti ist „Zapfenstreich", am sibni „Tachwacht", und wer nach Erklärung der Doktere noch längerer Bettruhe bedarf, bekommt wie eine rechte Engländerin breakfast into bed. Zu solch nächtlichem ligge in den gründlich durchlüfteten Schlafzimmern und in den guete Better kommen drei Tagesstunden, die wo möglich in der offenen Liegehalle verbracht werden: äini vor em z'Mittág, zwoone vor em z'Nacht. Zwischen diesen obligatorischen Ruhestunden aber heißt es: sich rüehre, u daas tifig! Täglich der ganz Liib chalt wäsche u riibe, äinisch i der Wuche warm bade, mit dem jedem Lavabo zugeteilten, peinlich sauber gehaltenen Zandbürstli d'Zänd butze: das gehört zum ABC (Aapeetsee) der Hausordnung. Daran schließt sich weise abgemessenes schaffen in Haus und Garten, das bisweilen sogar eine freiwillige Betätigung erweckter Arbeitslust wird: ein Holz uufläse im nahen Wald u. dgl. Isch nüüd z'düe, so macht ein kindlicher „Sport" chuurziZiti.

Damit ist auch die seelische Umwandlung der jungen Pfleglinge gezeichnet. Apathisch die einen, ein „lo mi sii!" auf dem gelangweilten Gesicht; gedrückt die andern, ein „wo häi si mi ächt hi 'too?" in den früh vergrämten Zügen; verschüchtert ein drittes — es frömdet —: so betritt ein großer Teil die Anstalt. Und natürlich platzen in Zeiten, wo Völkerhaß auch über unsere Friedensinsel hereinflutet, schon die Kindergeister aufeinander: dieses Wältschli und jener „boche" strecken enand d'Zungen uuse und wääeile u bäägge gröhlend. Doch übermorgen stellen Alemannen und Burgundionen sich unter das éine Kommando des zäächejährige Hindenburg, am dritten Tag unter das éine des endlefjährige Joffre. Es ertönt aus hochgerötetem Gesicht ein überschneidiges: Batalioon, vorwärts, 'ärschsch! Batai'on, en avant, marche! Brrr, rumpumpum! Und ein blondes und ein rabenschwarzes Mädchen, bras dessus bras dessous gewaltig Wichtiges verhandelnd, fordern das Jahrhundert in die Schranken.

So bauen Kirche und Schule und Staat und Gemeinden weitere Brücken über politische und soziale Kluften. Ein Pfarrer war es allerdings, der — am 27. November 1906 vor dem Ausschuß für kirchliche Liebestätigkeit — das Kindersanatorium anregte: derselbe James Groß in Neuenstadt, der auch die Seele von Mon Repos gewesen ist. Die Pfarrer Ris in Worb und Billeter in Lyß förderten die Sache im Namen des Synodalrats, der sehr tätige Pfarrer Ludwig in Biel ge-

hörte der Direktion an, und von den Kanzeln des Bernerlandes ging die Anregung aus, an den Kindertagen und Blüemlitage der Jahre 1912 und 1913 für Äufnung des Baufonds zu sammeln oder vo der G'mäin ụụs ohni witeres es G'namsets z'spräche. Allein die Seele von Maison blanche ist doch e höödhe Milidäär: Oberst Carl Ludwig von Steiger in Bern, und in erster Linie mit ihm verkehrt das dem äußerst tätig mitwirkenden Lehrerstand entnommene Vorsteherpaar: Hans Zulliger von Madiswil und Ida geb. Hämmerli von Vinelz, vom Vater und Großvater her i d's Anstaltswäse ịịg'schosse. Und so cha's nid fähle: Maison blanche wird gleich ihren Schwesteranstalten die fürchterlichen Jahre des Völkermordes der alten und neuen Welt siegreich überstehen, auch wenn sie e Letzi dạrvooträit, mit welcher heute kein Redlicher verschont wird.

Die flügge Jugend im Welschland.

I.

In der Sorge für die der Schule entwachsene Jugend, welche i der Frömdi die Grundlagen oder auch den Abschluß ihrer Berufsbildung sucht, hat sich die Bernerkirche ein weiteres Tätigkeitsgebiet geschaffen. Abgesehen von gelegentlichen Plazierungen in der deutschen Schweiz, handelt es sich hier hauptsächlich um Ordnung der wilden Welschlandgängerei. I d's Wältsche go d'Sprooch lehre ist ja der zur Mode gewordene breite Weg der Vervollständigung erworbener Schulkenntnisse. Und zwar ist d's Wältsche in modernem Sinn die französisch sprechende Schweiz, d'Sprooch deren Schulsprache. Eltern, wo's häi u 's vermäi (vermẽẽge), schicken ihre Söhne und vorab ihre Töchter in e P'hänsión (Bänzión); wer die Chöste von beiläufig tụụsig bis fụ̈fzähehundert Fränkli nicht erschwingt, wird als Volontär oder um ẹn ẹs chlịịs Löhnli plaziert, wenn nicht Gelegenheit zu einem Tụụsch sich bietet: gegenseitigem Austausch junger Familienglieder zwecks Erlernung des fremden Idioms.

Der recht häufig verfolgte idealste Zweck dieser Fortbildung ist eine gründlichere Beherrschung des fremden Sprachschatzes und seiner Literatur als Teil einer Selbsterziehung, welche alemannisch-deutsche Schwerfälligkeit in Gehaben und Denkweise mit burgundisch-französischer Elastizität der ganzen Art, sị̈ch z'gää, amalgamiert. Die bekannte Neigung und Fähigkeit des Deutschen zur Aneignung solcher Geistesbildung und Vererbung schon im folgenden Menschenalter bringt eine zu augenfällige

Erleichterung des sozialen und ökonomischen füürchoo und furtchoo, als daß nicht das Streben nach letzterer zu allen irgendwie regsamen Volksschichten durchsickerte. Mit welchem Erfolge, zeigen die im Wältschen alt werdenden oder sogar ihr Geschäft vererbenden Metzger, Becke, Chüeffer, Wiirte, Puure, welche dütsch u wältsch gliich guet schnable. Ihnen ist d's Wältschland ihrers Meerika, das sie ohne Meerfahrt erreicht haben.

Allein, wie viele stranden auch auf dieser trockenen Fahrt! Als Opfer teils von Mißbräuchen, teils von mangelndem Sprachtalent, teils von fatalen Mißgriffen in der Platzwahl!



Lehrersfrau Ryser in Müntschemier

Ein erster Mißbrauch ist die Unterbringung noch schulpflichtiger Kinder, die damit der fruchtbarsten Schulung in ihrer Muttersprache beraubt werden, in der Fremde. Es sollen damit zwo Fläigen uf äi Chlapf getroffen werden: frühere Erwerbsfähigkeit (öppis verdiene) und Befriedigung eines gewissen Fortbildungsdranges.

Nicht selten steckt dahinter die Modesucht von Eltern, die aus ihrem Kind doch viel ringer und erfolgreicher sofort einen Genossen und Erben ihres Geschäftes ohne den Firlefanz eines verunglückten und verlornen Welschlandjahres machen würden. — Als einzige Frucht eines solchen brachte jener sehr tüchtige Puuresuhn die Kenntnis heim, „à présent" bidüti äitwäders zieh oder stoße. Wieso? He, wenn mer vor em z'Morge g'graset häi u d's Fueder über d'Schwelle i d's Tenn iine g'fergget, un es denn g'gulte het, mit eme fermen Alauf voornaache z'zieh oder hindefer z'stoße, denn het denn der Mäister i der Landen inne g'rüeft: à présent.

Dies Müsterli illustriert zugleich all die furchtbaren Mißgriffe in der Wahl des Platzes, womit unzählige kostbare Lehr- und Arbeitsjahre tüchtiger junger Leute fütüü g'gange sii. Ein Glück noch, wenn letztere gesunden Leib und intakte Ehre, vielleicht auch nur das Leben z'rugg b'braacht häi. Denn das wüscht der Riin nid wägg:

der Versuchung, unter dem Fürwort (Vorgeben), äin' d'Sprooch z'lehre, un'zahlti Chnächten u Jumpfrauen aaz'stelle, erliegt allzu manche Dame und zu mancher Heer, so lang Dütschi dumm gnue sii, sich für söttigs häre z'gää.

Belastet schamlose Ausbeutung die eine Wagschale schwer, so sinkt dagegen die andere noch viel tiefer unter elterlicher Schuld verhotscheter Erziehung.[1] Zunächst fehlt es meh weder daß mo glaubt an der Anerziehung eines rechten Arbeitsgeistes. Daß dem so ist, isch nüüt z'verwundere, wo schon der Vater oder die Mutter oder beide Glünggine oder Schlabine sii, und also der Öpfel nid wit vom Baum fallt. Scheinbar verwunderlicher, in Wahrheit gleich erklärlich ist, daß e flißigi Mueter e fuuli Tochter het, u dem Vatter, wo sich fast töödt, der Suhn d's Gäärstli dure macht. Begreiflich: diese und jene in Hantierungsaufgaben fast erstickende Frau het nid Zit, d'Tochter z'b'richte und nit Gidult, ere zuez'luege, wie sie dies und jenes so ung'schicht füür nimmt; si macht's ringer sälber. So wird die Bernerin aus Hootschige zur Ängländere aus Liverpool oder zur Amerikanere aus Neuyork. Und der Herr Sohn, wo sich denn äinisch nid soll abschinte wi der Alt, wird durch die seine Gutmütigkeit ausnützenden „Freunde" zum nie und nirgends festen Fuß fassenden Bürger aller Welt. So wird sogar der feste Damm, den eine stramme Schulführung gegen die Fuulkit errichtet, durch die hundertmal stärkern andern Lebensmächte wieder verschwemmt.

Hand in Hand aber geht mit dem Arbeitsgeist die Gewissenhaftigkeit, deren Stolz darin besteht, daß mo 'ra i allne Dinge darf traue. Das gegenteilige 's nid g'naau näh mit Anvertrautem äußert sich einerseits im mause und stibitze zunächst solcher Dinge, denen vermuteterweise niemmer nüüt noofrogt, anderseits in liederlichem Vertragsbruch: im Nichtantreten oder hinderrucksige Verlassen gedingter Stellen — wohl sogar mit der Begründung: i verdiene dert u dert meh.

„Verdiene" — wo vo Rächts wäge no sött 'zahlt wärte, daß man öppis Rächts lehr! Jede Berufserlernung chost Gält, unter Umständen schwer Geld, u d'Hushaltig lehre u d'Sprooch lehre sött nüüt choste? Sogar und gerade dort nichts, wo junge Leute ohne die geringste geistige Ausrüstung, vielleicht sogar schwääär vo Begriffe, eine Stelle anzutreten sich erdreisten? Das bezieht sich

[1] In markiger Sprache sagt dies der langjährige Stellenvermittler Pfarrer Bürgi zu Kirchlindach im „Säemann" vom April 1916.

sowohl auf Unanstelligkeit in jeglicher Hantierung, die so 'mene degaschierte Wältsch fürchterlich uf d'Näärve gibt — „i chan" ihm nid zueluege!" — als auf den Mangel jeglicher sprachlichen Vorkenntnis. Was ist das im Grund für ein Unsinn, z'mäine, e so 'ne Sprooch flüügig äi'm von ihm sälber aa, wie Schneeflocken ins Gesicht? Selbst der Vorgeschulte, der obendrein mit Sprachtalent begabt ist, het tüechtig Wäärch a der Chunkle, um in einem so unauslernbaren Ding wie einer Sprooch nur schon innert seinem Lebenskreis sich wi der Fisch im Wasser zu bewegen. Und den Ungeschulten g'heit mag mitts i'n See use: do schwümm! Das ist besonders peinlich, wo zugleich mit der Sprooch no n es Hantwerch gelernt werden soll, und der Mäister nüüt dütsch, der Bueb nüüt wältsch chaa. Das setzt begriffflich Szenen ab, die in der armen jungen Seele bitteres Weh erregen.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß ..."; wer nie e Längizīti usg'stande het, welche von dem in keine Sprache übersetzbaren Schweizer Heimweh das vollgemessene erste Stadium bedeutet; wer nie die Tiefe dieses andern „nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide" wenigstens geahnt hat: der hat auch keinen Blick und kein Gehör für die bebenden Lippen, das zitterige Stimmli, das träänige Auge, die im schweizerischen Amerika dem erstmals gesehenen und gehörten Deutschberner in einer Sekunde wortloser Sprache die Erlebnisse eines Jahres erzählen. Jene tuusig Müntschi, welche den no grad us eme wältsche Pfarhuus ein deutscher Backfisch einem Pensionär uf eren offene Charte — kärtlich zärtlich — zusandte, konnten vielleicht ideenflüchtiger, laxer Zerfahrenheit entspringen. Nicht aber eher dem alle Schranken der Konvenienz jugendhaft überspringenden Gemütssturm einer Minute? Es chunnt druf aa, wär's ist. Es gibt etwa Reine, denen alles rein ist, und die nicht so lasterhaft zu sein brauchen, um prüde sein zu müssen.

II.

In all solche Not het d'Bärner Chirche aag'fange iinezünte. Es war im Jahr 1898, daß mit der Sektion „Seeland" die erste bernisch-landeskirchliche Platzvermittlungsstelle gegründet wurde. In rascher Folge gliederten sich die Sektionen Emmental, Oberland, Mittelland, Oberaargau an. So schloß sich bereits 1904 das bernische Netz und organisierte sich analog wie der Verband der Zweiganstalten für Unheilbare. Der Sektion Seeland gehören 37 Gemeinden an (als auswärtige noch Langnau i. E., Biberist, Grenchen und Solothurn), welche für Honorar und Reisekosten des Stellenvermittlers aufkommen.

Andere seeländische Gemeinden (z. B. Ferebálm) beteiligen sich insoweit, als sie für jede in Einzelfällen nachgesuchte und zustande gekommene Plazierung 3 bis 4 Franken entrichten.

Von der Stellenvermittlung ausgeschlossen, ja prinzipiell bekämpft wird die gerügte Entfremdung schulpflichtiger Kinder von ihrem Heim. Das auf die Konfirmierten und damit zugleich der Schule Entlassenen sich beschränkende Vermittlerwerk ist noch reich genug an Arbeit, wie auch an Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten. Es erfordert einen Mann, dem sein nicht allzu ausgedehnter Amtsbereich die nötige freie Zeit, seine Sprachgewandtheit die erforderliche Bewegungsfreiheit, seine Geistesverfassung den wünschbaren Humor, seine Persönlichkeit die unerläßliche Autorität zugute kommen läßt.

Solche Männer waren für den besonders schweren Anfang die Pfarrer Moritz Egger in Corgémont und Hürzeler in Biel, während der Jahre 1910 bis 1917 Pfarrer Ernst Herdi in Ligerz, der seitherige bernische Generalsekretär, dann der Pfarrer von Rüti bei Büren: Courant. Seit 1920 ist die Sektion Seeland vertreten durch Pfarrer Baumgartner in Vinelz als Stellenvermittler für Knaben, und Lehrer Ritter in Madretsch für Mädchen.

Wer z. B. Herdis Vermittlerarbeit auch nur oberflächlich kennen lernen wollte, mußte ihn zu verschiedenen Malen des Jahres fungieren sehen. Um d's Neujahr umme nimmt der Mann äi französischi Zitig um di anderi zur Hand, um die ihnen aufgegebenen Inserate auf ihren richtigen Abdruck hin zu mustern. Dann liegt ein Schock postbereiter Brieffe auf seinem Pult. Sie wandern an alti Chundine: Mäisterlüt, die als wirklich solche für alemannische Söhne und Töchter sich bewährt haben, und zu deren Plätzen mą mueß Sorg haa wi zum Zucker, wenn d's Pfund es Fränkli chost. Ab und zu fliegen vom Pult auch wohlgesetzte Briefli an wältschi Pfarer, ob sie in ihren Gemeinden Stellen wüßten, welchen man mit guetem G'wüsse Halbwüchsige anvertrauen könnte.

O ja! tönt es „umgehend" zurück. Ihrere sibne under äinisch! Freiwillige solcher Art, die ohni Lohn brav wäärchche und den im Grenzdienst weilenden Sohn ersetzen, und Mädchen, die in teurer Zeit ohne Lohn für eine Magd einstehen und vom Brot, wo d's Kilo zweiefüfzg Rappe chost, nid z'vil wäi abg'haue haa — söttigi cha mą gäng brųųche.

Unser Mann legt diese Schreibebriefe lächelnd beiseite. Sie gehören i d's Réserwaar. — In den Papierkorb aber wandern ohni witers mit Blaustift umrandete Inserate, in welchen Madame so und so ein

intelligentes Mädchen für alles „bei etwas Lohn und Familienanschluß" sucht. Man kennt das. — Bas erfreut den Vermittler ein Brief, dessen Adressenschrift er wieder erkennt. Gottlob! Der Junge hat sich tapfer gehalten und bei seiner demnächstigen Heimkehr einem Nachfolger Platz und Kredit gelassen. Ein anderer ist mit seinem Anbefohlenen nicht so zufrieden und läßt ihn, ohne ihm nqqz'pläääre, ziehen. Doch will er es noch mit einem andern probiere. Er kennt den Vermittler und anerkennt sein gutes Werk.

Unterdessen fliegen auch die Anmeldungen um Platzvermittlung heran. Sie türmen sich zu Biigete auf; und es ist ein Glück, daß die Frau Pfarrer als Sekretärin im uufdue und im Ermöglichen eines rasch orientierenden Überblicks der Eingänge gute Vorarbeit besorgt. Zweihundert ist der gewöhnliche Durchschnitt solcher Bewerbungen, welche selbst aus der Ostschweiz (Thurgau, St. Gallen, Graubünden) zahlreich einlaufen. Es kommen dazu gäng öppq ihrere Drißgi bis Vierzgi, welche um das bloße Patronat bitten: si häi (durch) Angehörige oder Befreundete) sälber e Platz g'funde, möchten sich aber unter die Schutzbefohlenen des Vermittlers gezählt wissen.



Auf dem Schulweg
Studie von Anker

Die andern sind nun z'plassiere; die allermeisten im Frühling, wenn sie früsch vom Here choo sii. Dás gi^bt Schriiberei! Hin und här und her und hin fliegen Karten und Briefe; gelegentlich schwirrt ein Telephonem oder ein Telegramm. Das ist die Arbeit des Pfaff no der Ostere, des von der schwersten kirchlichen „Fest"zeit und der Schulexamenleitung „Ausruhenden".

Doch solcher Arbeit Adel gibt Adlerschwingen, und das Geschäft wickelt sich förderlich ab. Etwa zwei Drittel der Angemeldeten, cha mq rächne, werden plaziert. Die Zahl vermindert sich, wenn infolge einer Platzofferte an verschiedene bernische Ver-

mittler der eine derselben dem andere i d's Züüg ine höögglet und ihm gute Plätze ewägg schnappet.

Ist die Plazierung im Blei, so folgen in kurzem die Mäiebrieffe. Ein frankiertes Brieftäschli enthält einen leeren Briefbogen, den letzten Jahresbericht und den letzten „Säemann" samt der Einladung an die Plazierten, z'brichte, wi's gang. In einem Normaljahr wie 1912 liefen 146 Antworten ein, nebst 29 von Patronisierten. Es wird in solchen Schreiben gedankt für die aufgewandte Mühe; für den „Säemann", welcher d's Johr düür in mehr als zweitausend Exemplaren versandt wird, freilich da und dort mit seinem z'ruggchoo auch etwa unfreiwillige Abmeldedienste verrichtet; und für die in Aussicht stehenden Vermittlerbesuche.

Diese werden im Laufe des Hochsommers allen Plazierten und Schutzbefohlenen abgestattet — sofern sie nämlich gäng no z'finde sii, was ja allerdings in der Regel der Fall ist. Sie nehmen währet öppa zweie Monate je vier bis fünf Wochentage in Anspruch; und si wäi öppis häiße! Man erwäge, daß die meisten Plätze weit von den Bahn- und Poststationen abliegen. Hier gilt es, einen Pürehof auf vereinsamter Höhe abzusuchen, dessen Bewohner samt dem Plazierten vielleicht auf erst noch recht entferntem und mühsam abzusuchendem Arbeitsplatze weilen. Ihnen nachez'frooge und nachez'stampfe läßt der Vermittler sich um so weniger räüe, da hier der ungeschminkte Augenschein ihm die denkbar beste Auskunft verschafft. Dort ist ein Schutzbefohlener grad für 'ne Kumission uus; der um so unverhülltere Bericht über sein Befinden und Verhalten (wi n er sich halti) kann mit der Einvernahme des Zurückgekehrten „konfrontiert" werden. Das zeitraubende Warten aber orientiert über den ganzen Geist, der in des Versorgten Platze herrscht. Und der söhnt mit den Beschwernissen der Reise im ganzen reichlich aus. „Immer wieder müssen wir es aussprechen, daß der Besucher im Wältschland viel Freundlichkeit erfährt. Gastfreundschaft wird reichlich geübt. Hier wird iig'spannet und dort führt das Auto ein gutes Stück des weitern Weges. Die Krone des Vergnügens wartet freilich dort, wo germanische Züge und alemannische Eigenheiten sich harmonisch in das friedliche Bild des Romanentums einfügen." Und so arbeitet auch die Bernerkirche an dem so nötigen Sichverstehen und enandere la gälte bei Düütsch u Wältsch. „Wir arbeiten an einem guten Werk." Möge es einst seine Wohltat auch auf die Englandgängerei erstrecken!

Inhalt des Bandes „Twann".

Seite

Vorwort V
Stifter-Tafel IX
Erklärung der Abkürzungen . XI
Ortsnamen XI
Sprachen XI
Belege und Verweisungen . . . XI
Lesezeichen XV

Der Bielersee:

Sein Spiegel 1
Sein Eiland 11
Schiff und schiffen 17
Liimme zieh und raseliere . . . 27
Kahnfahrten 32
Dampfschiffahrt 38

Fisch:

Seeländischer Fischbestand . . . 43
Fischleben 58
Fischen 66
Fischezen 84
Fischpflege 92

Seebutzenheime:

Des Sees Siedelungskranz . . . 99
Linksseeische Wohnstätten 117
Das Südjuragehäng 129
Am Twannbach 138
Der Fels als Ägide 143
Unheimliche Übermächte 152
Kinderspiel auf Platz und Gasse . 156

Weinbergnamen als Kulturzeugen:

Der Boden 175

Seite

Der Besitz 186
Berner Herrschaft und Staatsschutz 208

Der Schatz im Weinberg:

Rebenbestand und Rebenstand . . 227
Naturbedingungen 237
Wägen und wagen 249
Seelenverfassung 255
Winzer und Winzerinnen echten Schrotes 258

Des Weinstocks Natur:

Wein und Rebe 267
Weinstockforten 278

Weinbau:

Des Rebbergs Grund und Boden 289
Des Weinstocks Anzucht und Pflege 305

Weinbergschutz:

Feindliche Kleinlebewesen . . . 327
Reblausgefahr und Rekonstitution . 343
Weinbergplünderung und Rebhut . 348

Weinernte:

Lese 357
Lesersonntage 374

Weinbehandlung und Weinhandlung:

Das Most im Trüel 383
Das Faß im Keller 401
Der Wein im Faß 418
Weingeschäfte 433

	Seite
Trinken	455
Aus der Feld- und Hauswirtschaft:	
Maad und Waar	495
Ackerarbeit und Hausfrauenwerke	517
Verkehr:	
Kauf, Kram, Markt	527
Weg und Steg, Brücke und Straße	536
Seeländische Eisenbahnen	547
Tragen und fahren	554
Aus dem kirchlichen Leben:	
Heilige Orte	571
Kirchen-Erneuerungen	580
Kirchgemeinden	592
Der Berner Kirche Sozialismus:	
Die Epileptischen in Tschugg	605
Die Unheilbaren im Mett-Schlößli	615
Die pflegebedürftigen Kranken zu Haus	622
Die schwache Kinderwelt im Weißen Haus	625
Die flügge Jugend im Welschland	628

Der gemeinsame alphabetische Nachweiser (Wort- und Sachregister) zu Ins (Seeland I) und Twann (Seeland II) erscheint als Sonderausgabe.

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.

IDS Bibliotheken Bern
BM 1 674 856

